
3 1761 03572 7585
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



Geschichte der oberschlesischen Revolution

Zweiter Band

Geschichte

der

österreichischen Revolution

im Zusammenhange mit der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848—1849.

Von

Joseph Alexander Freiherrn von Helfert.

Zweiter Band:

Bis zur Flucht der kaiserlichen Familie aus Wien.

Mit zwei in den Text gedruckten Kärtchen.

Freiburg im Breisgau und Wien.
Herdersche Verlagshandlung.
1909.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg und St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Als ich nach jahrzehntelangen Vorarbeiten in vorgerücktem Alter an die Ausarbeitung der Geschichte der österreichischen Revolution ging, die ich bis zu den Oktobertagen des Jahres 1848 fortführen wollte, um sie dort an meine „Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Oktoberaufstandes 1848“ anschließen zu lassen, glaubte ich diese Aufgabe im Umfange von zwei Bänden bewältigen zu können.

Doch hat sich diese Voraussetzung als unzutreffend erwiesen. Der vorliegende zweite Band mußte seinen Abschluß finden mit den Mai-Ereignissen, die für die ganze weitere Entwicklung unserer Monarchie von maßgebender Bedeutung waren, ja diese durch die „Errungenschaften“ des 15. Mai auf eine neue Grundlage stellten. Nicht ohne Einfluß auf diese österreichischen Wandlungen waren von den gleichzeitigen Erscheinungen im Auslande der Abschluß der nationalen Bewegung im Posenschen sowie der republikanischen im badischen Oberlande, die Niederwerfung der Revolution in Neapel und deren Bändigung in Paris; im österreichischen Kaiserstaate selbst sind die fortschreitende Konsolidierung in Ungarn und die staatsrechtliche Opposition in Böhmen, die Entfernung des kaiserlichen Hofes aus der Reichshauptstadt und dessen einstweilige Übersiedlung nach Innsbruck in eingehende Erwägung zu ziehen.

So ist für die Fortführung meines Werkes ein weiterer Band nötig geworden. Vorbereitet ist nahezu alles, ausgearbeitet der weitaus größte Teil; es handelt sich nur noch um die Gruppierung und Zusammenstellung des gewaltigen Stoffes, sowie um die Ergänzung und Berichtigung des Textes durch die Berücksichtigung der allerdings noch lange nicht abgeschlossenen Literatur und der mir in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellten persönlichen Mitteilungen. Nötig ist dazu freilich die Erhaltung meines Augenlichtes, mit dem es leider nicht zum besten bestellt ist, da das linke, umschleierte Auge mir seit Jahr und Tag seinen vollen Dienst versagt und das rechte mit ihm mehr und mehr kargt. Vorlesen lassen und diktieren kommen bei meiner Art zu arbeiten nicht in Betracht.

Der erste Band dieses Werkes hat sowohl seitens der Kritik wie der freundlichen Leserwelt im großen und ganzen eine Aufnahme gefunden,

für die ich nur danken kann. Es sind zwar auch mancherlei Ausstellungen gemacht worden, doch kann ich diese kaum als gerechtfertigt gelten lassen. So ist z. B. von einer Seite über die Fülle unbekannter Namen geklagt worden; ja, darüber klage ich selber, da ich mit einer Nomenklatur in zehn verschiedenen Sprachen und Schreibweisen zu ringen habe. Von einer andern Seite wurde es übel vermerkt, daß die außerösterreichischen Verhältnisse und Geschehnisse mit minderer Vollständigkeit behandelt werden als die österreichischen; aber das Gegenteil lag ja von vornherein gar nicht im Plane, wie schon der Titel dieses Werkes deutlich genug verrät. Ein scheinbar schwerwiegender Vorwurf traf das Buch von einer dem Verfasser von vornherein keineswegs wohlwollenden Richtung: nämlich der, daß sein Gesichtskreis nicht über das Jahr 1848 hinausreiche. Ein Tadel solcher Art würde mit Recht den Politiker treffen, der hinter den fortschreitenden Forderungen seiner Zeit zurückbliebe; für den Historiker aber, der es mit Geschehenem zu tun hat — „ewig still steht die Vergangenheit!“ — und der dabei Geschichtschreiber bleiben und nicht zum Geschichtmacher ausarten will, wird der gemeinte Vorwurf zur wahren Anerkennung.

Wien, Weihnachten 1908.

v. Helfert.

Inhalt des zweiten Bandes.

XIV. Nach Tirol.

XV. Wien. Prag. Innsbruck.

Anhang.

Kärtchen.

Chronologische Übersicht.

(Die außerösterreichischen Ereignisse der mitteleuropäischen Bewegung sind im Drucke etwas hineingerückt.)

1848		
März	18/19	Mailand. Kurierreise Huyns über Verona nach Wien 111.
	19/20	Bedrohlicher Aufstand in Trient 113.
	19/20	Turin. Aufregung über die Nachrichten aus Mailand 114.
	22	Turin. Friedensversicherungen des Ministers Pareto an Buol 115.
	22/23	Huyn und Nugent auf dem Grätzer Bahnhof 111.
	23	Turin. Sardinische Erklärung über die Unausweichlichkeit des Krieges. Aufruf Sclopis an die Popoli della Lombardia e della Venezia 115—117.
	24	Rom. Ausmarsch Giovanni Durandos nach Bologna 95.
	25	General Bes überschreitet bei Buffalora den Ticino 117.
	26	Rom. Römische Freikorps und der Segen Pius' IX. 95 f.
	28	Peschiera. Einmarsch des Obristen Gravert 102.
	"	Turin. Der König geht zur Armee ab 119.
	"	Rom. Deputation aus Venedig 96.
	29	Radetzky in Montechiaro 120.
	"	Pavia. Feierlicher Einzug Karl Alberts 119.
	31	Lodi. Manifest Karl Alberts an die Lombardo-Veneter 119.
April	1	Radetzky in Peschiera 107.
	"	Venedig. Paolucci, Kriegs- und Marineminister 99.
	2	Hübner in Brescia 118 f 124.
	4	Verona. Oberstleutnant Wratislaw an Huyn 120.
	"	Piemontesischer Kriegsrat in Cremona 121.
	5	Siebenbürgen. Laureanu an Balasiescu 67.
	"	Wien. Ficquelmont an Dietrichstein in London 155.
	"	Tagesbefehl Durandos aus Bologna 131.
	6	Gefecht bei Marcaria 122.
	"	Bozzolo. Martini bei Karl Albert 123.
	"	Mailand. Adresse der provisorischen Regierung an die deutsche Nation 123.
	"	Mailand. Einmarsch der Fürstin Belgioioso mit den giovinotti napoletani 125.
	"	Bukarest. Assente an Barnuciu in Hermannstadt 67.
	7	Raffaele Scala mit einem neapolitanischen Freikorps in Livorno 132.
	8	Gefechte bei Sorio und Montebello 127 f.

1848		
April	8	Mailand. Die provisorische Regierung erweitert sich zu einer lombardischen Zentralregierung 124.
	"	Karl Albert erzwingt bei Goito den Übergang über den Mincio 125—127.
	9	Preßburg. Deutsche Fahne der Wiener Studentenschaft 78.
	"	Hecker und Struve im badischen Oberland. Herwegh in Straßburg 27.
	10	Rom. Widerruf der Gazzetta di Roma 131 A. 2.
	10/11	Gefechte bei Lazise und Castelnuovo 129 f.
	10/17	Wiener Beratungen des ständischen Zentral-Ausschusses über die Verfassungsfrage 300 f.
	11	Mailand. Die provisorische Regierung an die Ungarn 124 A. 1.
	12	Zara. Die Munizipalität gegen Jellachich als Banus von Dalmatien 71.
	"	Frankfurt a. M. Aufruf des Fünfziger-Ausschusses an die expatriierten Deutschen 28.
	"	Volksversammlung in Konstanz 28.
	13	Nugent in Pola 149.
	"	Beginn der Belagerung von Peschiera 130.
	13/15	Gefechte bei Castel Doblino und Vezzano in Tirol 130.
	14	Alfonso La Marmora von Karl Albert nach Venedig gesandt 153.
	"	Hecker in Donaueschingen 29.
	15	Wien. Letzte Sitzung der ungarischen Hofkanzlei 63.
	"	Lemberg. Stadion an das Ministerium 1.
	"	Venedig. Die Güter des Herzogs von Modena mit Beschlag belegt 153.
	"	Straßburg. Aufruf Herweghs an das deutsche Volk 29.
	16	Trient. Kriegsgerichtliche Hinrichtungen 130.
	"	Wien. Magistratischer Sicherheits-Ausschuß 39.
	"	Gefangennahme Bianchis in Mogliano 151.
	"	Nugent überschreitet den Isonzo 153.
	"	Pest. Manifest des Ministeriums an die ungarische Nation 64.
	17	Gefecht bei Visco 153.
	"	Venedey und Spatz bei Hecker in Bernau 28.
	"	Palermo. Ausmarsch der Crociati unter La Masa 142.
	18	Wien. Verwahrung der kaiserlichen Regierung gegen die deutsche Zentralgewalt 49 f.
	"	Wien. Rücktritt Taaffes, an dessen Stelle Sommaruga 36 f.
	"	Wien. Ministerrat über die Vorschläge Stadions 1 f.
	"	Erzherzog Stephan in Ofen 64.
	"	Pest. Anton Szécsen an seine Parteigenossen 74.
	"	Verona. Radetzky an Welden in Tirol 133.
	"	Palmerston gegen den Einmarsch preußischer Truppen in Schleswig 33.
	18/19	Offenburg a. d. Kinzig von einem republikanischen Haufen überfallen 29.
	18/20	Umschließung von Palmanuova 153 f.
	19	Gefecht bei Sclemo in Tirol 136.
	"	Mailändische Adresse an den Frankfurter Fünfziger-Ausschuß 139.
	"	Venedig. Bewerbung um fremde Kriegshilfe 154.
	"	Görz. Aufruf Hartigs an die Lombardo-Veneter 156.

1848		
April	19	Pest. Volksversammlung auf dem Museumsplatz und Hetze gegen die Juden 64 f.
	20	Gefechte bei Cles und Malè in Tirol 136.
	„	Erfolgloser Angriff Karl Alberts gegen Mantua. Kampf bei Bevilacqua 133—135.
	„	Mailand. Aufruf der provisorischen Regierung an die „tapferen deutschen Tiroler" 140.
	„	Wien. Beschlüsse des Ministeriums in der galizischen Angelegenheit 1 f.
	„	Wien. Zentralkomitee wegen Vornahme der Frankfurter Wahlen 50.
	„	Wien. Pillersdorffs Einverständnis mit den ungarischen Gesandtschaften 77.
	„	Prag. Aufregung wegen der Wahlen nach Frankfurt 53.
	„	Angriff der Dänen gegen Altendorf und Eckernförde 33.
	„	Hirtenbrief des Erzbischofs von Köln in Sachen der Wahlen 48.
	„	Gefecht bei Kandern. General v. Gagern tot. Struves Freischar bei Steinen zersprengt 30.
	„	Mazzini in Turin und Mailand 138—140.
	21/22	Krakau. Kundmachungen Kriegs und Castiglionis 2 f.
	21/22	Umschließung und Unterwerfung von Udine 163 f.
	21/22	Durando überschreitet bei Ostiglia den Po 141.
	22	Verona. Oberstleutnant Wratislaw an Hauptmann Huyn 148.
	„	Pest. Wohlfahrtsausschuß 65.
	„	Wrangel in Rendsburg 33.
	„	Posen. Gefechte bei Kozmin, bei Groß-Topola, bei Adelnau 13.
	23	Krakau. Ostersonntag, Święcone 3.
	„	Pest. Wiener Deputation mit dem Schild des Matthias Corvinus 78.
	„	Wrangel besetzt Schleswig 23 f.
	„	Struve bei Günterstal geschlagen 31.
	23/24	Mantua. Gefechte bei Castellaro und Governolo 134 f.
	23/24	Mission Schebeks nach Brünn und Olmütz 54.
	23/24	Preßburg. Blutige Ostern gegen die Juden 65 f.
	24	Beschießung und Erstürmung von Pontebba 164 f.
	„	Walachische Volksversammlung in Siebenbürgen 67 f.
	„	Blutiger Aufstand in Groß-Kikinda 67.
	„	Menabrea in Modena 140.
	„	Berlin. Königliche Kabinettsordre über die nationale Scheidung von Posen 13 f.
	„	Deutsche Kämpfe für die preußische Spitze 49.
	„	Prag. National-Ausschuß gegen die Wahlen nach Frankfurt 54.
	„	Gefecht bei Odense 34.
	„	Erstürmung von Freiburg im Breisgau durch die deutschen Bundestruppen 30 f.
	„	Die Pariser deutsche Legion überschreitet den Rhein 31.
	24/26	Entwurf eines Reichsgrundgesetzes von Dahlmann und Albert 49.
	25	Verona. Erzherzog Franz Joseph bei Radetzky 142 f.
	„	Krakau. Ministerielle Aufhebung der Robot. Anhaltung der Emigranten in Szczakow. Gewalttätigkeit gegen Krieg 4—7.
	„	Flensburg von den Bundestruppen besetzt 34.

1848		
April	26	Krakau. Aufstand und Kapitulation 7—11.
	"	Venedig. Neues Aufgebot von Freiwilligen per la difesa della città 167.
	"	Lemberg. Versuchter Aufstand von Stadion unterdrückt 11 f.
	"	Frankfurt a. M. Fünfziger-Ausschuß über die polnische Frage 17 f.
	"	Aufstand in Mannheim 32.
	26/27	Wien. Urwahlen für die deutsche Nationalversammlung 50.
	27	Krakau. Generalmajor Baron Moltke an das Kriegsministerium über die letzten Vorfälle 24.
	"	Beobachtung von Osoppo durch Tomaselli 165.
	"	Wien. Verwahrung der galizischen Landes-Deputation gegen die oktroyierte Verfassung 20 f 293—295.
	"	Prag. Verwahrung des National-Ausschusses gegen die oktroyierte Verfassung 55.
	"	Wien. Protest und Adresse der galizischen Landes-Deputation 293—295.
	"	Deputation der Siebenbürger Sachsen in Pest 68.
	"	Wien. Rücktritt Zaninis. Feldzeugmeister Graf Latour, Kriegsminister 37 f.
	"	Arbeiteraufstand in Rouen von General Gérard bezwungen 196.
	"	Gefecht bei Nieder-Dossenbach. Herr und Frau Herwegh auf der Flucht 31 f.
	27/30	Krakau. Fortschaffung der Emigranten 11.
	28	Pest. Verordnung Szemeres in Sachen der Presse 76 A. 2.
	28/29	Posen. Gefecht bei Doktorów und Xiąż 14.
	28/30	Dreitägige Kämpfe bei Pastrengo 144—148.
	29	Nugent überschreitet den Tagliamento 166.
	"	Prag. Wächter und Kuranda im Namen des Frankfurter Fünfziger-Ausschusses 55 f.
	"	Prag. Slovanská Lipa 60.
	"	Durando in Treviso 154 167.
	"	Rom. Päpstliche Allokution gegen den Krieg 157.
	30	Aufregung in Rom 158 f.
	"	Wien. Erster Tagesbefehl Latours 37 f.
	"	Prag. Amtsantritt des Grafen Leo Thun 57.
	"	Wrangel in Hadersleben 34.
	"	Posen. Sieg Mieroslawskis bei Miloslaw 14 f.
April bis Mai		Gioberti in Turin und in Mailand 161 f.
Mai	1	Udine. Zweiter Aufruf des Grafen Hartig an die Lombardo-Veneter 162.
	"	Wien. Vorbesprechung über die Wahlen nach Frankfurt 50.
	"	Prag. Judenhetze 58.
	"	Prag. Aufruf Štúrs zu einer allgemeinen Slavenversammlung 60 f 63.
	"	Pest. Verordnung Deáks in Sachen der Schwurgerichte 76 A. 2.
	2	Rom. Zunehmende Aufregung. Rücktritt Antonellis 159.
	"	Wrangel besetzt Fridericia 34.
	"	Ferrari d'Arco überschreitet den Po 167.
	"	Arese und Bellerio aus München verwiesen 140.
	"	Gefecht bei Wreschen 15 f.
	"	Vormarsch Hablitscheks im Boita-Tale 168.

1848		
Mai	2	Nugent an der Piave 166.
	„	Die Bewohner von Tolmezzo liefern ihre Waffen ab 167 f.
	„	Wien. Katzenmusiken 39 f.
	? 2/3	Rom. Breve Papst Pius' IX. 159.
	3	Triest. Ankündigung der Blockade von Venedig 166.
	„	Rom. Schreiben des Papstes an Kaiser Ferdinand 160.
	„	Lemberg. Stadion an Pillersdorff über die galizische Petition und Adresse 21 f 295—297.
	„	Wien. Dr Giskra und der Polizeidiener Rößler 40.
	„	Wien. Vornahme der Wahlen nach Frankfurt 51.
	„	Wien. Rohe Demonstration gegen Ficquelmont, der seinen Rücktritt erklärt 40—43.
	„	Verona. Welden bei Radetzky 170.
	„	Gefechte im Boita-Tale 168.
	„	München. Ministerium Bray-Lerchenfeld 27.
	3/4	Hermannstadt. Schwarz-goldene Kundgebungen 69 f.
	3/6	Umgehungsmarsch Nugents über Belluno nach Feltre 168 f.
	3/16	Berlin. Friedrich Wilhelm IV. lehnt die deutsche Kaiserwürde ab 49.
	4	Wien. Proklamation Ferdinands I. an seine „geliebten Wiener" 43.
	„	Wien. Die Generäle Ferrari d'Arco und Antonini in Padua 167.
	„	Wien-Ofen. Beglaubigungsschreiben des Erzherzogs Stephan für die Gesandtschaft nach Frankfurt 301 f.
	„	Rom. Ministerium Orioli-Mamiani 161.
	„	Paris. Eröffnung der konstituierenden Nationalversammlung 198.
	„	Frankfurt a. M. Schuselka für die Herstellung Polens 18.
	„	General Pfuel, königlicher Immediatkommissär in Posen 18.
	4/5	Posen. Gefechte bei Buk 16.
	4/5	Kämpfe bei Rivoli 144 170 173.
	5	Wien. Pillersdorff, Ministerpräsident 42.
	„	Wien. Pillersdorff an Stadion 48 345 f.
	„	Wien. Petition des Studenkomitees um Änderung der Verfassung 44.
	„	Kapitulation von Belluno 169.
	„	Prag. Loyalitätserklärung der slavischen Partei 61.
	„	Hermannstadt. Laureanu an Balasiescu 67.
	6	Wien. Zentralkomitee der Nationalgarde, Bürger und Studenten 44.
	„	Wien. Regierungspräsident Talatzko enthoben 45.
	„	Schlacht bei Santa Lucia 174—188.
	6/7	Kaiserliche Handschreiben an den Palatin und an Jellachich 72.
	7	Wien. Kaiserliches Handschreiben an Meszáros wegen Übernahme des ungarischen Kriegsministeriums 80.
	8	Agram. Die Banalkonferenz kündigt Ungarn den Gehorsam auf 72.
	„	Wien. Kaiserliches Handschreiben an Wessenberg 47.
	„	Paris. Vollziehungskommission und Ministerium 198.
	9	Wien. Baumgartner, Minister für öffentliche Arbeiten, Doblhoff für Landeskultur, Gewerbe und Handel 45.
	„	Wien. Wahlordnung für den konstituierenden Reichstag 210.
	„	Wien. Zustände und Stimmungen 305—308.

1848		
Mai	9	Verwahrungen der deutschen Städte Böhmens gegen den Slavenkongreß 62.
	"	Posen. Kapitulation der Aufständischen bei Bardo 18.
	"	Mieroslawski im Fort Winiawy 19.
	10	Prag. Befreiung und Triumphzug des Buchdruckers Groll 59.
	"	Ofen und Pest. Vereitelte Katzenmusik gegen den kommandierenden General Lederer 80—82.
	11	Wien. Zustände und Stimmungen 307—309.
	"	Wien. Erzherzog Franz Karl an Stadion 48 346 f.
	"	Prag. Rücktritt des Bürgermeisters Strobach. Stürmische Sitzung des Nationalkomitees 59 f 61.
	"	Vereitelte Versammlung der Liptauer Slovaken 70.
	"	Hrabowsky königlicher Kommissär für Kroatien, Slavonien und die Militärgrenze 72 f.
	"	Jellachich wegen Hochverrats in Anklagestand versetzt 73.
	"	Aufregung in Pest. Untersuchungskommission in der Angelegenheit Lederer 81 f.
	"	Frankfurt a. M. Aufruf an das deutsche Volk 35.
	11/12	Wien. Kundgebungen gegen die Verfassung und die Wahlordnung 210—212.
	12	Prag. National-Ausschuß, versöhnliche Ansprache Palackýs 62.
	"	Wien. Zustände und Stimmungen 309.
	"	Wien. Erzherzog Franz Joseph nach Italien 57.
	"	Zara. Adresse der Munizipalität an das Wiener Ministerium 71.
	13	Zara. Geplante Auflösung des Zentralkomitees der Nationalgarde 211 f.
	"	Paris. Wolowski in der Nationalversammlung für die Befreiung von Polen 198 f.
	13/31	Rekrutenaushebung in Galizien 23.
	14	Wien. Rücktritt des Grafen Hoyos 212 310.
	"	Zusammentritt der Volksvertreter in Neapel 203 f.
	"	Putschversuch in Berlin 209 f.
	15	(3. alten Stils.) Karlowitz. Serbische Skupština 189—192.
	"	Blasendorf. Walachische Volksversammlung, Nationalkomitee 192—194.
	"	Wien. Sturm-Petition: Nur **eine** Kammer 213—221 310—314.
	"	Freiburg im Breisgau. Wessenberg an Lebzeltern 47 352 f.
	"	Paris. Sturm gegen die Nationalversammlung. Sieg der Regierung 199—203.
	"	Neapel. Barrikadenkämpfe und Herstellung der gesetzlichen Ordnung 203—209.
	16	Wien. Alles bewilligt. Abdankung des Ministeriums. Politischer Katzenjammer 221—227 308—314.
	17	Pest-Ofen. 4350 Honvéds zum Waffendienste bereit 79.
	"	Wien. Flucht des kaiserlichen Hofes 227—230 233—236 338.
	"	Paris. Cavaignac Kriegsminister 202.
	18	Wien. Allgemeine Bestürzung. Häfner und Tuvora nahezu gelyncht. Zustände und Stimmungen 244—248 314 f 320—323.
	18/19	Aufregung in Prag 249—251.

1848		
Mai	19	Aufregung in Linz und in Salzburg 236—239.
	20	Wessenberg an Lebzeltern 352 f.
	"	Wien. Zustände und Stimmungen 315—320.
	"	Ankunft des kaiserlichen Hofes in Innsbruck 239 f 339—341.
	"	Wien. Pillersdorff an Esterházy 303.
	"	Innsbruck. Kaiserliches Manifest „An Meine Völker" 241 f 251.
	"	Prag. National-Ausschuß. Prokop Lažansky und Wilhelm Wurmbrand 270—272.
	22	Wien. Beschluß der Selbstauflösung der akademischen Legion 252.
	"	Linz. Adresse der oberösterreichischen Stände an den Hof 289.
	"	Friedrich Thun in Innsbruck 286 f.
	23	Wien. Pillersdorff an Stadion 349 f.
	"	Lemberg. Erklärung der Garnison an die Armee 82.
	"	Prag. Drei Wahlzettel für die Beschickung der deutschen Nationalversammlung 273 f.
	"	Posen. Aufruf Pfuels an das Landvolk 19.
	24	Böhmische Landes-Deputation in Innsbruck 290 f.
	25	Frankfurt a. M. Pázmándy und Szalay in der Paulskirche 77 303.
	"	Prag. Eintrachtsfest im „Baumgarten" 275 f.
	"	Wien. Umschlag der Stimmung zum Schlimmeren. Zustände und Stimmungen 253 324—326.
	26/27	Barrikaden in Wien. Sicherheits-Ausschuß der Bürger, Nationalgarde und Studenten 254—268 336 f.
	27	Pest. Serbische Volksversammlung in Temesvár? 190.
	"	Linzer Deputation in Innsbruck 289 f.
	"	Innsbruck. Erzherzog Johann an Pillersdorff 287 f 341—342.
	"	Wien. Zustände und Stimmungen 326—330.
	28	Pest-Ofen. Loyalitätserklärung der Garnison 82.
	"	Wien. Zustände und Stimmungen 330—332.
	"	Prag. Provisorischer verantwortlicher Regierungsrat 279—282.
	"	Paris. Verhaftung Blanquis 203.
	29	Wien. Die „kopflose" Regierungszeitung. Zustände und Stimmungen 268 f 333—335.
	30	Wien. Zwölf Kanonen der Nationalgarde 269.
	"	Giuseppe Ricciardi organisiert einen Aufstand in Calabrien 209.
Juni	1	Posen. Demarkationslinie zwischen dem polnischen und dem deutschen Gebiet 19.
	"	Wessenberg, Doblhoff und Lord Ponsonby in Innsbruck 223—226.
	2	Sicherheits-Ausschuß in Cosenza 209.
	3	Wien. Pillersdorff an Doblhoff in Innsbruck 288 f 350 f.
	4	Graf Albert Nostitz und Dr Rieger in Innsbruck. Erledigung der böhmischen Landespetition 290 f 353—358.
	8	de la Cour in Innsbruck 286.

X.

„Jeszcze Polska nie zginęła.“

(Noch ist Polen nicht verloren.)

1.

Am Samstag vor der Karwoche, 15. April 1848, ließ Graf Stadion den Gubernialkonzipisten Baron Johann Metzburg kommen und sagte ihm: „Wenn Sie in Wien und vor Karfreitag von da zurück sein können, vermag ich die Revolution noch aufzuhalten!“ Stadion war seinen Beamten, was Radetzky seinen Offizieren: jeder ging für ihn ins Feuer, ein Wink von ihm war ihnen Befehl. Am Palmsonntag morgen reiste der junge Metzburg von Lemberg ab, am Dienstag morgen traf er in Wien ein, eilte zu Ficquelmont, zu Pillersdorff, um neun Uhr war Ministerrat. Pillersdorff, der sich diesmal entschlossen und kraftvoll zeigte, verfaßte selbst den Vortrag an den Kaiser, nachmittags erfolgte die Allerhöchste Entschließung, am Gründonnerstag war Metzburg in Lemberg zurück. „Können Sie hexen?!“ rief Stadion, als er seinen Vertrauensmann am 20. April in sein Zimmer treten sah, ihm entgegen.

So kurz in Wien die Zeit bemessen war, so eingehend hatte der Ministerrat die Vorschläge und Andeutungen Stadions in Erwägung gezogen. Hofrat Ritter v. Zaleski, Referent für die galizischen Angelegenheiten, beantragte im Sinne Stadions, Galizien „militärisch besetzt zu halten, einem Manne von Umsicht und Energie und der auch das Vertrauen des Landes genießt, wie in Posen der General Willisen [1], das militärische Kommando anzuvertrauen, die nationale Organisation auf möglichst friedlichem Wege zu bewirken“. Im Ministerrate wurde, wie Pillersdorff dem Gouverneur in einem eigenhändig abgefaßten Schreiben bekannt gab, beschlossen, „daß die höchsten

[1] Eine warme Verteidigung Willisens bei Pehmler, Die preußischen Beamten und der polnische Aufstand, Lemberg 1886.

Interessen der Monarchie dafür sprächen, und daß die Regierung den festen Entschluß zeigen muß, sich im Besitze Galiziens zu behaupten und den revolutionären Bestrebungen der ihr feindseligen Partei im Lande mit allem Nachdrucke zu begegnen“. Der Ministerrat forderte Stadion auf, „sogleich die Auflassung aller Roboten und untertänigen Leistungen im Namen der Regierung gegen eine künftig zu ermittelnde Entschädigung auf Kosten des Staates auszusprechen“, und ermächtigte ihn, „unter des Ministerrates eigener Verantwortung jene exzeptionellen Maßregeln und Vorkehrungen ins Werk zu setzen, welche Eure Exzellenz unter den bestehenden Verhältnissen oder bei dem Wechsel der Ereignisse notwendig finden werden, und er räumt Ihnen überhaupt alle Macht ein, von welcher Sie Gebrauch zu machen in die Lage kommen können“ [1].

* * *

Äußerungen ähnlichen Inhalts ergingen unmittelbar aus dem Schoße des Ministerrates an die Vorstände der Krakauer Zivil- und Militärbehörden. Chef der Verwaltung war Baron Krieg als Stellvertreter des davongegangenen Hofkommissärs Grafen Deym, ein pflichtgetreuer Beamter, redlich bestrebt, den Anforderungen seiner in dieser kritischen Zeit doppelt heikeln Stellung nach Kräften gerecht zu werden. Der Militärkommandant Graf Castiglioni hatte sich den Wünschen der Bevölkerung gegenüber, soweit es sein Beruf gestattete, ziemlich entgegenkommend gezeigt; allein nachgerade wurde er der an ihn gestellten, sich fortwährend erneuernden und steigernden Zumutungen satt, und er war nicht gesonnen, sich die Dinge über den Kopf wachsen zu lassen. „Enfin“ — das war sein Lieblingsausdruck —, „jetzt habe ich es gerade genug, von nun an bewillige ich gar nichts mehr!“ Den beiden Herren kam folglich, was ihnen von Wien aus aufgetragen war, ganz gelegen.

* * *

Am 21. und 22. April erschien in Krakau eine schwerwiegende Kundmachung des Stellvertreters des Hofkommissärs Krieg. Sie betraf das Verbot der Errichtung von Freikorps ohne behördliche Erlaubnis und der Anfertigung ungesetzlicher Waffen, womit die aus den russisch-polnischen Kämpfen berühmten Sensenlanzen gemeint waren. An den Militärkommandanten gelangte um dieselbe Zeit ein Ministerialbefehl, hinfüro allen Emigranten, die nicht von Haus aus österreichische Untertanen seien, den

[1] Pillersdorff an Stadion, Wien 18. April: Ministerium des Innern 1848 Nr 867; den Vortrag Pillersdorffs an den Kaiser vom gleichen Datum habe ich leider vergebens gesucht.

Eintritt in das Krakauer Gebiet zu verwehren. Der k. k. Oberkommissär Aloys Gabriel wurde mit einer Abteilung Polizeimannschaft und einer halben Kompagnie Linie an die Einbruchstation Szczakowa geschickt, von wo er einen Kordon kleiner Piketts längs der Schwarzen Przemsza, dem Grenzflusse gegen Preußisch-Schlesien, streifen ließ. Aber noch eine andere ungleich wichtigere Ministerialverfügung war aus Wien eingetroffen; sie war vom 18. datiert, also von dem Tage, an welchem Metzburg im Auftrage Stadions mit den Ministern verhandelt hatte; der Befehl selbst trug das Datum des 19., also des Tages danach. Die Kundmachung aber sollte erst am Tage der Geburtsfeier des Kaisers, die diesmal auf den 25. verlegt war, erfolgen; bis dahin behielt sie Krieg strengstens bei sich.

Die Osterfeiertage werden in Krakau wie in ganz Galizien nach altpolnischer Sitte mit einem Akte patriarchalischer Gastfreundschaft begangen. In jedem Hause steht ein Tisch hergerichtet, bedeckt mit Schüsseln aller Art, kalte Fleischspeisen, Schinken, Kuchen, getrocknete Früchte; vor allem aber darf das Ei und das Gläschen Likör oder Schnaps nicht fehlen, womit die Hausleute jedem Eintretenden anbietend entgegenkommen. Da ist in der Stadt ein allgemeines Wandern, ein Kommen und Gehen; jeder hat der Reihe nach bei allen Familien vorzusprechen, denen er befreundet ist, die er zu besuchen pflegt, oder zu denen er in einem Verhältnis der Ehrerbietung oder Abhängigkeit steht. Denn eine große Vernachlässigung wäre es, und das ganze Jahr würde es ihm nachgetragen, wenn er es unterließe, in einem seiner bekannten Häuser bei den Święcone zu erscheinen und sein Gläschen auf das Wohl der Angehörigen zu leeren.

Dieses Jahr hatte die Stadt Krakau oder vielmehr das Nationalkomitee beschlossen, auf Kosten der Gemeinde ein großes Gesamtfest im Redoutensaale zu veranstalten, wofür seit mehreren Tagen von Haus zu Haus Beiträge in Geld oder Naturalien eingesammelt worden waren. Man hatte dabei, so wurde gesagt, den Zweck im Auge, eine Annäherung mit dem kaiserlichen Militär anzubahnen, und es verfügte sich daher eine Deputation zu dem Grafen Castiglioni. „Zwei Jahre hindurch habt Ihr uns gehaßt und gemieden", verwunderte sich nicht ohne Grund der General, „wie kommt es, daß Ihr auf einmal mit uns gut Freund spielen wollt?" Er gab keine bestimmte Antwort. Mehrere Tage hindurch wurde unterhandelt. Gewiß war die Einladung von dem größeren Teile der Komiteemitglieder ehrlich gemeint und lag derselben nicht im entferntesten eine Hinterlist zu Grunde, wie einzelne argwohnten, indem sie an die verrufenen Balleinladungen von 1846 in Lemberg erinnerten. Allein anderseits darf die Stellung des Militärs in einer Stadt, wie damals Krakau war, nicht übersehen werden. Der Soldat als einzelner und außer seinem Berufe soll dem Bürger nicht schroff gegenüberstehen, soll sich, wo man ihm

freundlich entgegenkommt, als höflicher Ritter zeigen. Aber das Militär in seiner Gesamtheit, zumal in Zeiten, wo es jeder Augenblick auf einen Posten ernster Pflichterfüllung rufen kann, hat eine gemessene Haltung zu beobachten. Feste der Sympathie und der Verbrüderung haben sich in aufgeregten Zeiten wohl ausnahmslos als falsche Komödien erwiesen, die dann, wenn der lang gefürchtete Schlag endlich eintrat, dem bittern Gefühl nur eine Beimischung von Hohn gab, oder sie haben, wenn sie in erwünschter Weise abliefen, zu einer Lockerung der Disziplin unter den Truppen geführt, dem ein braver und kluger General jederzeit aus dem Wege gehen wird. So erhielten denn die Abgesandten des Nationalkomitees von Castiglioni zuletzt den Bescheid: „Enfin, ich bin Soldat, nichts weiter, und kann meinem Offizierskorps nicht erlauben, an dem von Ihnen veranstalteten Feste teilzunehmen.“

Der 25. April sollte als Kaisers Geburtstag in Krakau wie in allen andern Hauptstädten der Monarchie in amtlich feierlicher Weise begangen werden[1]. Auch das Nationalkomitee beschloß, dem Tage eine besondere Weihe zu geben, wobei indes die Loyalität nur den Anlaß lieferte und den Deckmantel abgab: vom 3. Mai, dem Jahrestage der glorreichen Revolution von 1791, sollten die Robot aufgehoben und das Landvolk von allen untertänigen Leistungen frei sein. Doch mit der Verkündigung dieses Beschlusses seitens des Nationalkomitees erfolgte gleichzeitig von amtlicher Seite die des Ministerialerlasses vom 18. April, laut welchem „alle aus dem Untertansverhältnisse entspringenden Abgaben und Leistungen“ mit dem 15. Mai aufgehoben sein sollten; eine Entschädigung der Bezugsberechtigten auf Kosten des Staates werde seinerzeit ausgemittelt werden[2]. Von der Hofkommission wurden sogleich Beamte nach allen Hauptorten des Gebietes zur Verkündigung des kaiserlichen Patentes ausgesandt, und eine gleiche Maßregel setzte das Nationalkomitee, als es die behördliche Verfügung erfuhr, seinerseits sofort ins Werk, so daß an den meisten Orten der kaiserliche Kommissär und der Sendbote des Komitees gleichzeitig nebeneinander operierten und sich den Rang abzulaufen suchten. Den Vorteil dabei hatte das Organ der Regierung, dessen Ansprache vom Landvolk mit Dank und lautem Jubel aufgenommen wurde, während jene des Emissärs Zweifel und Kopfschütteln zur Folge hatte. Durch Jahrhunderte, sagten die Leute, haben sie uns geknechtet und wie das liebe Vieh behandelt und gemartert, was soll es jetzt mit dieser Freigebigkeit?! Die Herren brauchen uns wohl, sie haben etwas vor, wobei wir ihnen helfen sollen!

---

[1] Ausführliche Darstellung s. Helfert, Der Krakauer Emigranten-Aufstand April 1848, Wien 1890: Sonderabdruck aus dem „Österr. Jahrbuch“.

[2] Peyer, Chronik 81—84.

Die Erbitterung im Nationalkomitee über das Prävenire, das ihnen die Regierung gespielt hatte, kannte keine Grenzen und machte sich in den Journalen in der heftigsten Weise Luft, als am Nachmittag ein neuer Zwischenfall weiteren Zündstoff brachte. Auf dem Szczakower Bahnhof war der Breslauer Zug vom Oberkommissär Gabriel angehalten worden. Von 56 Emigranten, die nach Krakau zielten, wurden nach der vom Ministerium erteilten Weisung nur 11 als österreichische Untertanen durchgelassen, die übrigen hatten den von Krakau kommenden Zug abzuwarten, um über die Grenze zurückbefördert zu werden. „Lieber tot wollen wir auf dem Platze bleiben!" riefen die Zurückgehaltenen in leidenschaftlicher Aufregung. Zuletzt erklärten sie sich gedulden zu wollen, wenn bis zum nächsten Morgen kein Gegenbefehl komme.

In der sechsten Abendstunde fuhr der geschmälerte Zug auf dem Krakauer Bahnhofe ein, und mit Blitzesschnelle flog es durch die Stadt: „Fünfundvierzig unserer Brüder hält man in Szczakowa zurück!" Leute sammelten sich auf dem Ring an, deren Masse fortwährend wuchs, vorzüglich vor dem Walterschen Hause, wo das Nationalkomitee seinen Sitz hatte. Stimmen wurden laut, niemand dürfe sich vom Platze entfernen! An den Ausgängen der auf den Ring mündenden Straßen bildeten sich Ketten, die jedermann hinein-, aber keinen hinausließen; es hatte dies zugleich den Zweck, daß zum Militärkommando am Stradom keine Meldung von dem gelange, was in der innern Stadt vorging. Es war unverkennbare Methode in dem Aufstand.

Im Nationalkomitee wurde eine Deputation an den Vertreter des Hofkommissärs beschlossen — Krzyżanowski, Graf Adam Potocki, Nationalgarde-Kommandant Graf Moszyński, ein Graf Wodzicki, der Rabbi Meisels und noch ein und der andere —, die sich alsogleich auf den Weg in die Johannisgasse machte, gefolgt von der nachdrängenden Menge, die bald die Gasse in ihrer ganzen Länge und Breite füllte. Von der Deputation wurde Krieg bestürmt, den Befehl wegen der Emigranten rückgängig zu machen, ohne auf seine Einwendung zu hören, der Befehl sei nicht von ihm ausgegangen, könne daher nicht von ihm widerrufen werden. Krieg blieb lange Zeit fest, während der Lärm auf der Gasse, von unbekannten Hetzern — in der Stadt sprach man von russischen Spionen — aufgestachelt, immer toller wurde; man schrie, man tobte, man pfiff, man rief, wenn sich etwa einer von der Hofkommission an einem Fenster zeigte, um zu sehen, was da unten vorgehe: „Seht das Galgengesicht! Schlagt ihn tot, den Hund!" Die vordersten der Mann an Mann zusammengepferchten Menge wurden allmählich in die Torfahrt des Gebäudes hineingeschoben, andere drängten nach, die Stiege hinauf, in die Amtsräume hinein, wo jetzt ein wüstes Treiben begann, Möbel zerschlagen, Akten zerrissen wurden, so daß die Deputierten gerade noch Zeit hatten, die Türen

des Beratungssaales zu schließen, da sie für das Leben des Hofkommissärs zu fürchten hatten. Aber schon war Kriegs Mut gebrochen. Dem Polizeidirektor Kröbel wurde von der städtischen Deputation in die Feder diktiert: „Ich bewillige die Einlassung der Emigranten ohne Beschränkung"; Krieg unterzeichnete willenlos, was der anstürmenden Menge sogleich bekannt gegeben wurde. Doch in dieser war die Hetze im Steigen. „Waffen!" ertönten Stimmen, „Waffen für die Nationalgarde!" Krieg erklärte sich bereit, dafür zu sorgen. Doch mit dieser Zusage gab sich die Meute nicht zufrieden. „Waffen sogleich! Im Kastell sind Waffen! Auf den Wawel!" Schon war ein Teil des Pöbels in das Beratungszimmer gedrungen, mit geschwungenen Stöcken und Möbeltrümmern drangen sie auf Krieg ein: „Waffen sogleich! Waffen aus dem Kastell!" Krieg, von den Deputierten in die Mitte genommen, barhäuptig, wurde gestoßen, mehr geschleppt als geführt, wobei ihn ein Säbel auf die Brust traf, bei der Stumpfheit der Waffe ohne ernstere Folgen. Als man auf dem Ring vor dem Walterschen Hause anlangte, hieß es: „Nicht auf den Wawel! In das Komitee mit ihm!" Zugleich wurde gerufen: „Oświecić! — Beleuchten!" . . . zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages!?

Warum man vom Zuge auf den Wawel abließ, hatte seinen guten Grund, weil man da den Stradom passieren mußte und das Militär scheute. Allein dies war mittlerweile von den wilden Vorgängen inmitten der Stadt unterrichtet, und General Baron Karl Moltke erschien mit zwei Divisionen Linie und einer Eskadron Chevauxlegers, die auf dem Ring in der Nähe des Walterschen Hauses Stellung nahmen; es war gegen neun Uhr abends. Bald traf auch der Kommandierende ein und forderte gebieterisch die Freigebung des Hofkommissärs; von dem Wawel ertönten drei Kanonenschüsse, es war die Alarmierung der Garnison.

Im Komitee drang man auf Krieg ein, seine Ehre zu verpfänden, daß das, was er versprochen, eingehalten werde. „Nicht seine Ehre, seinen Kopf!" riefen andere. Castiglioni sandte seinen Adjutanten ins Komitee, er kam unverrichteter Dinge zurück. General Moltke begab sich in das Waltersche Haus. Es wurde erwidert, Baron Krieg selbst müsse sagen, er sei hierher gebracht worden nicht als Geisel, sondern um seiner Sicherheit willen. Das Komitee versuchte Unterhandlungen; es wollte Gewißheit, ob der Kommandierende einhalten werde, was der Hofkommissär versprochen hatte. Castiglioni erwiderte, was Baron Krieg zugesagt habe, gehe ihn als Soldaten nichts an; Waffen zur Herausgabe ständen ihm keine zur Verfügung; er bestehe auf der Auslieferung des Hofkommissärs.

Fast zwei Stunden währten diese Hin- und Herbeschickungen, das Militär zitterte vor Erbitterung und vor Gier, mit dem aufrührerischen Pack, der es schimpfte und höhnte, fertig zu werden. Zuletzt setzte Castiglioni eine peremtorische Frist fest, bis zu welcher Baron Krieg ausgeliefert werden

müsse, widrigenfalls er von den Waffen Gebrauch machen werde. Jetzt erst fügte sich das Komitee, Krieg bestieg ein bereit gehaltenes Pferd und ritt an der Seite Castiglionis in die Generalkommandantur. Es war nahezu Mitternacht [1].

Am Stradom angelangt, tat Krieg, was er tun mußte: er legte seine Gewalt bis auf weiteres in die Hände des Militärkommandanten nieder. Castiglioni versetzte Stadt und Gebiet von Krakau in Belagerungsstand, erklärte das Nationalkomitee für aufgelöst, befahl dessen Lokale zu schließen und untersagte jede weitere Versammlung, selbst in einer Privatwohnung, widrigenfalls er von der vollen Strenge des Gesetzes Gebrauch machen werde. Alle diese Maßregeln sollten am nächsten Tage in Vollzug gesetzt werden.

* * *

Die Morgenblätter des 26. April — es war Mittwoch nach Ostern — schnaubten Wut. Hilar Męciszewski setzte dem Artikel seines „Dziennik Narodowy" das Motto vor: Quem Deus perdere vult dementat. „Und woher nimmt wohl", spöttelte die „Jutrzenka", „die Regierung das Geld, mit dem sie die Verkürzten seinerzeit zu entschädigen verspricht? Die Regierung hat nicht drei Groschen eigentümlich; die Regierung hat nicht drei Groschen, die sie nicht von der Nation zu ihrer Erhaltung empfinge und über deren Einnahme und Ausgabe sie nicht strenge Rechenschaft ablegen müßte. Woher also die Anmaßung, zu erklären, daß die Regierung entschädigen werde?!" Zugleich brachte das Blatt einen wahrscheinlich aus dem Schoße des Nationalkomitees hervorgegangenen Aufruf: „Die Absicht der Regierung ist klar, sie ist keine andere als die, den Haß der Bauern gegen die Herren zu schüren, sie möchte die fluchwürdigen Vorgänge von 1846 erneuern." Die „Breslauer Zeitung" ließ sich aus Krakau schreiben, selbst die gemäßigtesten Polen hätten laut erklärt, von nun an mit Leib und Seele sich der revolutionären Partei anzuschließen.

Im Nationalkomitee hatte man, kaum daß Krieg den Befehl wegen Freigebung der nichtösterreichischen Emigranten unterschrieben, Anstalt getroffen, daß mit dem frühesten Morgen ein Extrazug nach Szczakowa abgehe, um die zurückgebliebenen Emigranten aufzunehmen; er sollte auch den Oberkommissär Gabriel mitbringen, der sich vor dem Komitee zu verantworten haben werde. Im Laufe des Vormittags war der Zug in Krakau zurück; er brachte die Emigranten, aber keinen Gabriel. Der Empfang der

---

[1] „Daß der Obergeneral am 25. abends gegen die Masse auf dem Platze die Gewalt der Waffen nicht gebrauchen ließ, beweist, wie sehr er bemüht war, alle Gewaltstreiche zu vermeiden und selbst keine Veranlassung zu unglücklicheren Ereignissen zu schaffen" (Donau-Ztg Nr 78 vom 19. Juni, S. 649 f).

angekommenen Brüder auf dem Bahnhof und in der Stadt war diesmal kein so heiter lärmender wie sonst, die Stimmung war gedrückt, man hatte das Gefühl, ernsteren Dingen entgegenzugehen.

In einer am Fuße des Wawel gelegenen Schmiede wurden seit mehreren Tagen Sensen zu Waffen hergerichtet, die am 26. abgeliefert werden sollten. Der Polizeikommissär Franz Dedera wurde beauftragt, mit einer halben Kompagnie Schönhals-Infanterie die Schmiede zu besetzen und die „ungesetzlichen“ Waffen in Beschlag zu nehmen. Es war gegen drei Uhr nachmittags. Alsbald lief Volk zusammen, bewarf die Soldaten mit Steinen, suchte ihnen die abgenommenen Sensen zu entreißen. Es fielen zwei Schüsse aus der Menge, worauf die Soldaten ohne Befehl Feuer gaben. Ein Weib wurde getroffen, die Leute liefen schreiend, kreischend, fluchend auseinander; die mit den Sensen beladenen Wagen fuhren in raschem Tempo den Wawel hinauf, von wo alsbald die Geschütze jene drei Schüsse abfeuerten, deren Bedeutung dem Militär ebenso bekannt war wie der Bevölkerung.

Die Sammlung der Truppen ging nicht ohne einige Störungen vor sich. Von der Mannschaft des eben erst in Krakau eingerückten Regiments Prinz Emil von Hessen (Nr 54, mährisch) waren viele in Bürgerhäusern untergebracht, und nicht allen gelang es, aus ihren Quartieren zu entkommen; sie wurden abgesperrt und festgehalten. Eine Abteilung war zum Brotfassen ausgeschickt, einzelne von der Mannschaft befanden sich in den Straßen; auf sie, auch auf solche, die ausgerüstet zu ihrer Truppe eilten, wurde Jagd gemacht, sie wurden angegriffen, überwältigt und ihrer Waffen beraubt; bei 200 Gewehre sollen auf diese Art in die Hände der Aufständischen gelangt sein.

Diese waren schon in voller Bereitschaft. Auf den Ruf „Do broni! — Zu den Waffen!“ eilten die Männer auf den Ringplatz und überließen den Bau der Barrikaden den Frauen, während von der Marienhauptkirche und bald auch von andern Türmen der Stadt die Sturmglocken ertönten. Und jetzt zeigte sich's, daß der Aufstandsplan auf das genaueste vorberechnet war. Da gingen Trupps von sechs bis sieben Männern, denen zur Gleichmäßigkeit nichts als die Uniform fehlte, in ruhig gemessenem Schritt die Straßen ab; sie trugen kurze, oben mit Brecheisen beschlagene Stangen im Arm, lockerten an den für die Errichtung einer Barrikade bestimmten Punkten einige Steine aus dem Pflaster und schritten dann, das Weitere den Leuten aus den Häusern überlassend, in die nächste Gasse, um daselbst den gleichen Dienst zu versehen. Der Bau der Barrikaden, wobei selbst Damen in seidenen Mantillen behilflich waren, ging mit einer Ordnung, einer Sicherheit vor sich, die verwundern mußte. Die fertigen Barrikaden bestieg ein Junge, ein kleines weiß-rotes Fähnlein schwingend. Nachdem auf der Straße alles vollendet war, bevölkerten sich die Dächer, aus den Boden-

fenstern kamen Leute, meist Weiber, zum Vorschein, die Ziegel und Steine herbeischleppten und vorn nächst dem Gesimse zurechtlegten.

Beinahe eine Stunde war bei diesen beiderseitigen Vorbereitungen vergangen, die Garnison hatte die ihr angewiesenen Sammelplätze bezogen, die Aufständischen nahmen ihre Aufstellung längs jener Seite des Ringes, wo das Waltersche Haus lag; man gewahrte den aus dem Aufstande von 1831 bekannten General Chłopicki, der den Führern Weisungen gab. Graf Potocki, der nach Moszyńskis Rücktritt das Kommando über die Nationalgarde übernommen hatte, eilte zu Major Baron Schneider-Arno von der Schönhals-Infanterie und beschwor ihn, mit gewaltsamem Einschreiten innezuhalten; man werde selbst Sorge tragen, daß die Barrikaden beseitigt werden. In der Tat wurden besonnene Männer nach verschiedenen Richtungen ausgeschickt, und es gelang ihnen, die Leute zum Abtragen der Barrikaden zu bewegen; allein kaum hatten sie den Rücken gekehrt, als Hetzer das Volk im gegenteiligen Sinne anfeuerten und die revolutionären Bollwerke stärker als früher emporwuchsen.

Mittlerweile war Feldmarschalleutnant Castiglioni mit den Generalen Moltke und Ullrichsthal auf dem Platze erschienen, der mit den Worten: „Enfin, wir müssen wissen, mit was für einem Feinde wir es zu tun haben!" den Befehl zur Vorrückung der Truppen gab. Alsbald öffneten sich die Fenster gegenüberliegender Häuser und ungezählte Schüsse fielen auf die Truppe nieder, die Aufständischen brachen gegen die Infanterie heran, die nun ihrerseits das Feuer erwiderte; vom Militär waren mehrere getroffen, darunter zwei Offiziere, von den Aufständischen etwa zehn, darunter zwei zum Tode[1].

Militärischerseits war sehr weise beschlossen, sich in keinen ungleichen Straßenkampf einzulassen, und deshalb gab Castiglioni sogleich den Befehl zum Rückzug, was von den Aufständischen mit siegesfrohem Jubel begrüßt wurde: „Wie die Austryaken davonlaufen!" Der Rückzug erfolgte nicht in voller Ordnung, da durch die ganze Grodzker Gasse aus Fenstern, aber auch aus Kellerräumen geschossen wurde; der Kommandierende selbst erhielt eine Schrotladung in die Wange, in den Hals und die linke Achsel und mußte das Kommando an General Moltke abtreten. Die Aufständischen folgten dem rückweichenden Militär auf dem Fuße, aber ein am Ende der Straße in Eile aufgestelltes Raketengeschütz trieb sie zurück, bald krachte es von den Wällen des Kastells, und nun zeigte es sich, daß die Insurgenten zu früh gefrohlockt hatten[2].

Der „Bürger" Potocki eilte, mit einer weißen Binde um die Schulter, auf den Stradom und erbat von Moltke eine halbstündige Waffenruhe.

---

[1] Über die militärischen Vorgänge auf dem Ringplatze s. Donau-Ztg a. a. O.

[2] Neuwirth, Lin.-Inf.-Reg. Nr 54, Wien 1885, 250—252.

Der General ließ die Beschießung einstellen und gab dem Grafen den Hauptmann v. Theobald als Begleiter mit, um die Bedingungen der Kapitulation zu vereinbaren. Doch kaum daß sich Theobald auf dem Ring zeigte, empfingen ihn vielstimmige Pfiffe; Schüsse fielen gegen ihn, von denen glücklicherweise keiner traf. Der Hauptmann wandte sein Pferd: „Herr Graf, unter solchen Umständen hört jede Unterhandlung auf!“ und galoppierte auf den Stradom zurück. Die eben erst eingestellte Beschießung begann aufs neue von den Wällen des Kastells und von dem Raketengestell, während in den Seitenstraßen Abteilungen des Militärs, in fortwährendem Kampfe mit den in den Häusern postierten Schützen, gegen die innere Stadt vordrangen.

Die zweite Beschießung dauerte über eine Stunde, Menschen wurden getötet, Häuser gerieten in Brand. Die Leiter der Bewegung hatten auf zweierlei gerechnet: auf Übertritte aus den Reihen der landsmännischen Truppen und auf massenhafte Zuzüge der Bauernschaft, welche die Krakauer Glocken in die Stadt rufen sollten. Allein der Abfall seitens der Soldaten blieb aus und die Leute auf dem Lande sagten: „Das sollen die Herren in der Stadt allein ausmachen!“ An die Rogatka (Linie) von Mogiła kam ein berittener Aufstandsmann herangesprengt und rief dem Finanzwächter zu: „Sie, hören Sie, es werden tausend Bauern kommen, lassen Sie sie durch!“ Damit wandte er sein Roß und ritt in die Stadt zurück. Der Finanzwächter aber dachte bei sich: Nur wenn ihrer tausend kommen, werden sie nicht erst fragen, ob ich sie durchlassen will. Es kamen aber nicht tausend, es kam nicht *ein* Mann aus Mogiła oder aus sonst einem Orte der Krakauer Umgebung.

Es war sieben Uhr abends, als eine Sendschaft des Nationalkomitees vor *Moltke* erschien, der seinen Stand am Fuße des Schloßbergs genommen hatte. Der General verlangte: Entfernung aller Emigranten, die nicht kaiserliche Untertanen seien, Auflösung der einer Purifizierung zu unterziehenden Nationalgarde; Wegräumung aller Barrikaden bis acht Uhr andern Morgens; Ersatz des einigen Militärpersonen und Zivilbeamten durch den Aufstand zugegangenen Schadens. Die Bedingungen waren hart; besonders auf die wegen der Emigranten wollten die Städtischen nicht eingehen, stundenlang wurde hin und her verhandelt. Es war halb zehn Uhr abends, als die Kapitulationsurkunde vom General und zwei Mitgliedern des bestandenen Nationalkomitees unterzeichnet wurde. Zum Schlusse übergab Moltke dem Grafen *Potocki* ein versiegeltes Schreiben mit der Weisung, es ohne Verzug an den jenseits der Grenze kommandierenden General gelangen zu lassen. Potocki schrak zusammen; bevor er einen derartigen Auftrag übernehme, müsse er doch wissen, welchen Inhalts das Schreiben sei. „Es enthält die Mitteilung“, belehrte ihn der General, „daß der hiesige Aufstand besiegt sei und wir daher der bewaffneten Mithilfe unserer Nachbarn nicht bedürfen.“

Mit dem Frühzug des 27. verließen 50 Emigranten den Krakauer Bahnhof. Viele von ihnen konnte man aufrichtig bedauern; denn sie hatten nur dem harten Gebote des Pariser Zentralkomitees gehorcht, sie hatten sich in Krakau friedlich gehalten und keinen Anteil an dem Aufstande genommen. Andere freilich zogen mit Flüchen und Verwünschungen davon: „Nous allons, mais nous retournerons!“ Aber nicht auf der Eisenbahn würden sie wiederkommen, sondern mit bewaffneter Macht über die Grenze rücken. „Auf Wiedersehen — auf dem Schlachtfeld!“ riefen sie dem kaiserlichen Polizeibeamten zu, der sie über Szczakowa hinausführte. Sie rechneten unverkennbar auf den Sieg ihrer Sache im Posenschen.

In den Tagen darauf ging jeder Eisenbahnzug mit einem Schub Emigranten von Krakau ab, bis es am dritten Tage den preußischen Behörden zu viel wurde und sie keine mehr aufnehmen zu wollen erklärten, so daß Moltke am Samstag verfügen mußte, daß die noch nicht abgeschobenen Emigranten, bei 200 an der Zahl, bis auf weiteres in Krakau zu verbleiben haben.

* * *

An demselben Tage, da die Dinge in Krakau einen so blutigen Verlauf nahmen, sollte in Lemberg der galizische Landtag in altgewohnter Weise eröffnet werden, gegen welche Maßregel die öffentlichen Blätter sowohl in Lemberg als in Krakau eigenmächtige Verwahrung einlegten[1]. Am 25. wohnte dem zur kaiserlichen Geburtstagsfeier veranstalteten Festgottesdienste die angebliche Redaktion der Zeitschrift „Rada Narodowa“ in der Form einer eigenberechtigten Körperschaft bei. Die in der Hauptstadt bereits eingetroffenen Landtagsherren fanden sich in den Räumen des Ossolinskischen Instituts zu einer vorbereitenden Beratung zusammen. Es erschienen in ihrer Mitte einige Glieder der „Rada Narodowa“, die sogleich das Wort mit der Erklärung ergriffen, daß sich der Landtag als inkompetent und ohne Vollmacht der Nation nicht konstituieren dürfe, und es dahin brachten, daß nicht nur die vorbereitende Beratung aufgehoben wurde, sondern auch die auf den folgenden Tag anberaumte Eröffnung des Landtags nicht zu stande kam, vielmehr ein im Sinne der „Rada Narodowa“ abgefaßter und von 87 „ständischen Mitgliedern des alten Landtags“ unterzeichneter Protest dem Landesgouverneur überreicht wurde. Da erklärte Stadion „diese eigenmächtig sich konstituierte Gesellschaft für aufgelöst“, ließ durch bewaffnete Macht ihre Papiere in Beschlag nehmen, ihren Versammlungsort schließen und verbot „allen Mitgliedern und jedem einzelnen, sich wo immer in der sich angemaßten Eigenschaft zu versammeln“;

---

[1] Vgl. den „Aufruf an alle Landesbewohner“ in der „Jutrzenka“ 1848, Nr 31 vom 27. April, S. 126 f mit einem förmlichen Programm der künftigen Zusammensetzung des Landtags.

zugleich erging an alle Hauseigentümer und Wohnparteien die gemessene Warnung, ihre Räume zu solchen Versammlungen herzugeben, „widrigenfalls sie nach der ganzen Strenge des Gesetzes behandelt werden sollen“. Die Aufregung über diesen Gewaltstreich war groß und hielt die nächsten Tage an, wozu mehrere zusammentreffende Umstände das Ihrige beitrugen. Denn die Nachricht von der Aufhebung der Robot durch den Staat wirkte in Lemberg und im ganzen Lande kaum minder heftig als in Krakau. In allen Kreis- und größeren Landstädten wühlten Nationalkomitees nach dem Muster und unter dem Einflusse der Lemberger „Rada Narodowa“ den Adel und dessen Mandatare, die lateinische Geistlichkeit, die Juden auf, die nun ein gleicher Schlag wie die Hauptstädtischen erwartete. Die akademische Jugend Lembergs war gleich der Krakaus von der Idee des revolutionierten Polentums gefangen, und auch in der Nationalgarde, ungeachtet der anerkannten Mäßigung und bewährten Gesinnung ihres Kommandanten, begann sich mitunter ein widerstrebender Geist zu zeigen, gewillt, den Einfluß der regierungsfreundlichen Elemente zu paralysieren. Endlich trafen die Nachrichten von den Krakauer Ereignissen, entstellt und übertrieben, in lügenhaften Berichten ein, wodurch die Aufregung den höchsten Gipfel erreichte. Nur dem energischen Auftreten des Gouverneurs, dessen unbeugsamen Willen man kannte, der Entwicklung imposanter militärischer Streitkräfte, endlich der Einwirkung des besonnenen Teils der Bevölkerung war es zu danken, daß es nicht zu einem gewaltsamen Zusammenstoß kam und nicht wie in Krakau Blut floß.

2.

Im Großherzogtum Posen waren die Tage allgemeinen Entzückens und Jubels, wo die edle Begeisterung alle Geister erfüllte und hob, wo die Polen dankend die Wohltaten empfanden, die ihnen durch den Edelmut der Berliner und die Gnade ihres Königs zu teil geworden, und ihre deutschen Mitbürger neidlos an ihrer Freude teilnahmen. Diese schönen Tage der jungen Freiheit waren längst vorbei, wo man von keinem Diebstahl und von keiner Ausgelassenheit in den Straßen hörte, weil das Erfassen einer hohen Idee selbst den ungebildetsten Menschen sittlicher macht[1]. Mißtrauen und Mißgunst, die bei dem geringsten Anlasse in tödlichen Haß ausbrachen, schied die zweisprachigen Bewohner eines Landes, das ihnen zu gemeinsamer Heimstätte zugewiesen war. In vielen Gegenden herrschten Zustände einer um sich greifenden Zucht- und Gesetzlosigkeit. Wo nicht preußisches Militär unmittelbar zur Stelle war, hatten die königlichen Behörden kein Ansehen

[1] Pehmler, Die preußischen Beamten und der polnische Aufstand 25—27.

und keine Macht. Steuern konnten nicht eingetrieben werden. Postwagen, besonders wo die Aufständischen Geldsendungen witterten, wurden auf der Landstraße angefallen und beraubt; die von Berlin nach Posen fahrende Post verlangte ansehnliche Kavalleriebedeckung. Requirierte Vorspannwagen konnten nur durch Zwangsmaßregeln beigestellt werden.

Unter den Posener Deutschen waren dunkle Redereien im Umlauf, daß für den Ostermontag ein allgemeines Blutbad vorbereitet werde; militärische Vorbereitungen wurden getroffen, tausend bewaffnete Bürger scharten sich zur Verteidigung zusammen, andere tausend sollten ihnen aus der Umgegend zu Hilfe kommen. Allein, wenn sich die Deutschen durch diese und ähnliche Gerüchte, die sich regelmäßig als hohle Schreckgespenste erwiesen, aus einer Angst in die andere jagen ließen, so versäumten sie anderseits gewiß keine Gelegenheit, wo sie ihren polnischen Mitbürgern ein Schnippchen schlagen und diese dadurch von neuem reizen konnten. Denn daß sie sich diesen gegenüber, nachdem die Tage des ersten Freiheitstaumels verflogen waren, durchaus feindselig, ja gehässig benahmen, war nicht zu leugnen. Als gegen Ende Mai von der Eröffnung des polnischen Mariengymnasiums die Rede war, war an allen Straßenecken der Hauptstadt eine feierliche Verwahrung der deutschen „Volksversammlung" zu lesen, weil „in einer deutschen Stadt nur deutsche Schulen existieren dürfen" [1].

In dem aufständischen Lager selbst stand es nicht besser. Widerspenstigkeit und Ungehorsam waren an der Tagesordnung. Der Befehlshaber im Lager von Xiąż, Oberst v. Budziszewski, von seinen Truppen mit dem Tode bedroht, nahm seinen Abschied. Sein Nachfolger Dąbrowski begann seine Karriere in despotischer Weise, ließ mehrere angesehene Bürger binden und einkerkern. Aber auch er mußte einsehen, daß er seiner Untergebenen nicht Herr war [2]. In den Gefechten, ohne die fast kein Tag verging, entwickelten die Sensenmänner mitunter eine kannibalische Grausamkeit, welcher besser denkende Offiziere vergebens Einhalt zu machen suchten. Am 22. April gab es sogar drei Affären, bei Kozmin, bei Groß-Topola, bei Adelnau, die alle zum Nachteil der Insurgenten ausfielen, aber nicht ohne blutige Opfer ihrer Wut. In Kozmin hatten sie einen Quartiermacher und einen Unteroffizier, die vor ihrer Truppe in die Stadt gekommen waren, meuchlings umgebracht; in Adelnau fanden die nach Überwindung der Barrikaden vorwärts stürmenden Jäger zwei ihrer Kameraden in grausamer Weise verstümmelt. Daß solche Beispiele die Königlichen nicht kalt ließen, sondern ihrerseits zu herzlosen Vergeltungsakten hinrissen, war begreiflich genug.

Eine königliche Kabinettsordre vom 24. April vollzog die Scheidung des Großherzogtums in ein deutsches und ein polnisches Gebiet; in der Ver-

---

[1] Pehmler a. a. O. 83. Über die teils übertriebenen teils völlig unbegründeten Befürchtungen der Deutschen s. ebd. 26 f.

[2] L. v. J., Insurrektion in Posen, Glogau 1849, 85.

ordnung waren jene Kreise und Bezirke aufgezählt, welche von der nationalen Organisation ausgeschlossen bleiben und somit in den Deutschen Bund einbezogen werden sollten[1]. Das war ein entscheidender Schlag gegen die nationale Partei. Als der Inhalt jener Maßregel am 26. in Posen bekannt wurde, protestierte der Justizkommissarius Krotowski durch ein Straßenplakat im Namen Mieroslawskis und des Posener Nationalkomitees in der entschiedensten Weise gegen diese „siebte" Teilung Polens.

Am selben Tage traf ein Ministerialbefehl Auerswalds an den Oberpräsidenten und an den Militärkommandanten des Großherzogtums ein, der sie zu festem und tatkräftigem Vorgehen mit dem Beifügen aufforderte, nichts unversucht zu lassen, ehe äußerste Mittel zur Anwendung kämen.

* * *

Nachdem die Posener Polen den unglücklichen Ausgang des Krakauer Aufstandes erfahren, machten sie verzweifelte Anstrengungen, von ihrer Heimat das nationale Unglück einer neuen Teilung abzuwenden, wobei manche der aus Krakau abgeschafften Emigranten mitgewirkt zu haben scheinen[2]. Nachdem am 28. Oberst v. Heister nach einem blutigen Gefecht bei dem Dorfe Doktorów die Stadt Grätz bezwungen hatte, auf dessen Marktplatz seine Truppe in der Nacht zum 29. biwakierte, rückte Oberst v. Brand gegen das polnische Lager bei Xiąż vor. Gleich zu Anfang des Gefechtes wurden die Ulanen der Insurgenten, bei 300 Pferde, außerhalb des Ortes von preußischer Kavallerie angegriffen und zersprengt. Um den Ort und in ihm wurde von halb elf bis halb drei Uhr, also volle vier Stunden mit gegenseitig unnachgiebiger Hartnäckigkeit gestritten, bis zuletzt aller Widerstand der Insurgenten gebrochen war. Ihr Anführer Dąbrowski war gefallen, die andern Führer waren verwundet oder gefangen, unter letzteren ihr Feldpater Koszucki, der in Reiterhosen mit Sporen und Säbel das Gefecht mitgemacht hatte.

Am Tage darauf, 30. April, brach General v. Blumen von Schroda gegen das Lager von Miloslaw auf. Nach einer erfolglosen kurzen Unterredung mit Mieroslawski, den er aufforderte, sich und seine Truppen der gesetzlichen Ordnung zu fügen, begann er um halb elf Uhr den Angriff mit einer Kanonade, die bald in ein erbittertes Handgemenge überging. Das Schloß des Grafen Mielżyński mußte von den Preußen Stock für Stock erobert werden. Als hierauf königliche Kürassiere gegen den nahen Wald

---

[1] Willisen, Akten 94 f. L. v. J., Insurrektion in Posen 34.

[2] Über den Zusammenhang des Krakauer Aufstands mit den Ereignissen im Posenschen s. Bauer, Untergang des Frankfurter Parlaments, Berlin 1849, 56—61. Stand der preußischen Militärmacht bei L. v. J. a. a. O. 46 f. Depeschenwechsel zwischen Mieroslawski und den „Bürgern" Dąbrowski, Raczyński und Garczyński am 27. und 28. April bei Voigts-Rhetz, Aktenmäßige Darstellung, Berlin u. Posen 1848, 32—36.

anritten, brachen daraus polnische Lanciers hervor und trieben jene zurück, die in wilder Hast und Unordnung nach Miloslaw jagten und dort einige Infanteristen überritten; nur durch einen Flankenangriff von siebener Husaren wurden die Geschütze gerettet, die sonst in die Gewalt der Ulanen Mieroslawskis geraten wären. Zum Angriff auf das Vorwerk Bugay stellten sich Offiziere an die Spitze ihrer Mannschaft; doch die von den Polen stark besetzten Gebäude trotzten jedem Angriff, den die Preußen zuletzt aufgaben und sich auf die Verteidigung dessen, was sie im Besitze hatten, beschränkten. Das gräfliche Schloß, der Marktplatz und der in der Stadt gelegene Friedhof wurden eine Zeitlang verteidigt, mußten aber einer nach dem andern den Polen überlassen werden. Der preußische General ordnete den Rückzug an, wobei seine Soldaten noch manche Verluste erlitten. Im ganzen waren preußischerseits 4 Offiziere und 41 Mann gefallen, 13 Offiziere und 143 Mann verwundet, 8 Unteroffiziere und 257 Mann vermißt. Der Verlust auf polnischer Seite war gewiß nicht geringer, allein sie hatten den Platz behauptet und den Feind zum Weichen gebracht[1].

Am 2. Mai wagte Mieroslawski bei Wreschen (Wrzosna) einen Kampf im freien Felde gegen eine von Gnesen anrückende, ihm mehr als doppelt überlegene preußische Kolonne. Generalleutnant v. Wedell zog seine Truppen etwas zurück, um die Geschütze wirken zu lassen. Diese richteten unter den vorrückenden Sensenmännern eine gräßliche Verheerung an; das Dorf Sokolowo zehrten die Flammen auf, während in dessen Scheunen und Ställen viele Leute elendiglich zu Grunde gingen. Doch die Todesverachtung der Polen kannte keine Grenzen,. während die Königlichen vor keiner Gewaltmaßregel zurückschreckten, um den verhaßten Gegner zu Boden zu werfen. Ein Schafstall, in dem sich einige hundert Polen befanden, wurde umstellt, und als jene wiederholte Aufforderungen zur Übergabe abwiesen, wurden alle Ausgänge verrammelt und Feuer angelegt, so daß die Eingeschlossenen alle ums Leben kamen. Allein neue Scharen von Insurgenten stürmten heran, so daß Wedell das Gefecht abbrach und seine Truppen nach Gnesen zurückführte, wo sie in der Nacht zum 3. eintrafen.

Das Gefecht bei Wreschen war das erste und einzige in diesem Kriege, wo sich die Polen zu einer offenen Feldschlacht entschlossen. Sie trugen den Sieg davon, doch ihre Verluste waren ungeheuer: bei siebenhundert Verwundete und ebensoviel Tote. Die Nachricht von den Mißerfolgen der Königlichen bei Miloslaw und bei Wreschen erfüllte die nichtpolnische Bevölkerung mit angstvoller Mutlosigkeit, die Aufständischen dagegen mit neuer Zuversicht und Entschlossenheit. Als sich am Tage nach Wreschen in Gnesen das Gerücht verbreitete, Mieroslawski rücke an, befiel die

[1] Siegesgesang der Polin Jadwiga Strokowa bei Paul Fischer, Polenaufstand, Graudenz 1899; 4. Aufl. 1907, 42 f.

Stadt jäher Schrecken, der durch neue Hiobsposten in wahre Todesangst überging. Eine aus Polen und Deutschen zusammengesetzte Abteilung eines Landwehrbataillons unter Führung des Leutnants Burgund wurde beim Durchschreiten eines Waldes von Krotowski überfallen, die Polen streckten das Gewehr. Die Deutschen, darunter Burgund und noch ein Offizier, mußten sich ergeben; sie erfuhren keinerlei Unbill und wurden zuletzt von Krotowski entlassen[1]. Es kam in den nächsten Tagen zu wiederholten Angriffen gegen königliche Behörden, gegen Deutsche und Juden in kleinen Städten und im offenen Lande. Das Städtchen Stenczewo wurde am Tage des Kampfes bei Wreschen von bewaffneten Insurgenten überfallen. Die preußischen Beamten, die sich nicht durch Flucht gerettet hatten, wurden abgesetzt, die Einwohner mußten ihre Waffen abliefern, in deutschen und jüdischen Häusern wurde geplündert, die eben eintreffende Post ihrer Gelder beraubt. Zur selben Zeit streckte ein preußisches Landwehrdetachement, größtenteils polnischer Nationalität, bei Komornike die Waffen, die Offiziere mußten sich gefangen geben, ihre Verpfleggelder an die Sensenmänner abliefern. Am 3. Mai konnte sich ein Kommando von 20 Husaren und 40 Jägern im Dorfe Guraczyn nur durch den Gebrauch von Feuerwaffen den Weg frei machen. Am 4. Mai bestanden die preußischen Truppen ein unglückliches Gefecht bei Buk, gewannen zwar nach heißen Kämpfen die Stadt wieder, verließen sie aber auf die Kunde, daß andere Insurgentenhaufen heranrückten. Als am Tage darauf eine stärkere preußische Kolonne Buk besetzte, bot der Ort einen unheimlichen Anblick. Die Häuser der Polen waren unversehrt, aber die Eingänge fest verschlossen. Türen und Fenster der deutschen und jüdischen Häuser waren eingeschlagen, auf dem Pflaster lagen zertrümmerte Einrichtungsstücke, zerrissene Kleider und Bettzeug, zerschlagenes Geschirr u. dgl. Kein lebendes Wesen ließ sich in den Straßen blicken, die Stadt war wie ausgestorben, welche die mit Wut erfüllte Mannschaft, ohne auf das Gebot ihrer Offiziere zu achten, durchstöberte und aus ihren Verstecken hervorgezogene Insurgenten erbarmungslos niedermachte — es war kein Krieg mehr, es war eine Schlächterei, Blut für Blut. Einen Tag später, 5. Mai, überfiel eine Anzahl von Insurgenten unter Anführung eines Emigranten, der sich Ancipa nennen ließ, im Abenddunkel das Forsthaus Eckstell, wo sie dem bereits im Bette liegenden Oberförster Brehmer ein geladenes Gewehr auf die Brust setzten und ihn zur Herausgabe seiner zum Teil kostbaren Waffen zwangen. Ähnliches widerfuhr im nahen Schlosse Lang-Goslin dem Gutsherrn Schönberg[2].

* * *

---

[1] Paul Fischer, Polenaufstand 42 f.

[2] L. v. J., Insurrektion in Posen 114 f 119 f. Die Darstellung des ungenannten Verfassers ist nicht bloß die ausführlichste über diese Kämpfe, die Affäre bei Doktorów und Grätz 77—84, bei Xiąż 92—99, bei Miloslaw 99—108, sondern auch die gerechteste, die

Es waren die letzten Zuckungen eines im Hinsterben begriffenen Aufstandes! Denn trotz seiner Erfolge bei Miloslaw und Wrzosna und des Schreckens, den er unter der antipolnischen Bevölkerung verbreitet hatte, konnte Mieroslawski nicht mehr daran denken, sich in eine ernstere Aktion einzulassen. Ihm stand Generalleutnant v. Wedell mit 12000 Mann geschulter Truppen gegenüber, er selbst zählte nach seinem letzten Pyrrhussiege kaum 4000 Mann, darunter etwa 700 Jäger und gegen 600 Ulanen, alles andere waren Sensenmänner. Es gab jetzt nur noch kleine Gefechte, in denen die Aufständischen regelmäßig den kürzern zogen, Überfälle wehrloser Orte, wo sie plündernd nach Waffen suchten, aber sich schnell zurückzogen, wenn sie eine stärkere preußische Abteilung anrücken sahen. Zahlreich flüchteten aus bedrohten Ortschaften die Einwohner, die erst dann zurückkehrten, als Landwehrbesatzung erschien und die wieder gesicherten Behörden ihre regelmäßigen Funktionen aufnehmen konnten. Die Gegend, die den Schauplatz dieser vereinzelten Kämpfe und Handstreiche bildete, war für den Parteigängerkrieg wie geschaffen: ausgedehnte dichte Waldungen, von Sümpfen durchzogene Niederungen, lang hingestreckte Bodenerhöhungen, wo zwei feindliche Kolonnen diesseits und jenseits auf Halbmeilen-Entfernung hinziehen konnten, ohne einander gewahr zu werden[1].

3.

Der Fünfziger-Ausschuß in Frankfurt a. M. hielt sich noch immer auf dem Standpunkt, den sein Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten von allem Anfang eingenommen hatte. „Deutschland wünscht", sagte Pagenstecher am 26. April, also gerade an dem Tage, der in Krakau für die Lösung der polnischen Frage so verhängnisvoll werden sollte, „daß die polnische Nation ein Vaterland und in diesem eine freie Entwicklung ihrer eigenen Angelegenheiten wieder erhalte." Das Mitglied Dr Reh[2] unter-

---

zwischen den sonst wertvollen, aber durchaus preußisch gefärbten Berichten eines Juncker, Lipski, Paul Fischer, und den von der Gegenseite eines Mieroslawski, Powstanie Poznańskie (Paryż 1852), Koscielski (Widerlegung der offiziellen Nachweisung des Generals v. Colomb, Berlin 1848), Krysinski (Die polnische Frage, Frankfurt a. M. 1848) u. a. die Mitte hält. Während, um ein Beispiel anzuführen, preußische Erzähler sich auf das Bekenntnis beschränken, Mieroslawski habe bei Miloslaw und Wrzosna „Vorteile über die Königlichen errungen", findet L. v. J. keinen Anstand, unumwunden zu erklären, daß die preußischen Truppen bei Miloslaw von den Insurgenten geschlagen worden seien.

[1] L. v. J. a. a. O. 133 f.

[2] Im I. Bande S. 455 u. 526 fälschlich „Retz".

stützte den Antrag, allein der Fünfziger-Ausschuß beschloß, den Gegenstand zur weiteren Verhandlung an die konstituierende Versammlung zu verweisen[1]. Um dieselbe Zeit wandte sich Dr Niegolewski, der unermüdliche Fürsprecher für seine Landsleute, in der gleichen Angelegenheit an den Fünfziger-Ausschuß. Deputationen aus dem Posenschen, aus Krakau und aus Galizien verlangten, daß dem deutschen Volke die Pflicht auferlegt werde, den Polen ihr Vaterland wiederzugeben, und protestierten gegen die Aufnahme preußischer Abgeordneten aus dem Großherzogtum in das deutsche Parlament. Am 4. Mai brachte Schuselka den Gegenstand zur Sprache, indem er verlangte, daß der Fünfziger-Ausschuß den Bundestag im Namen der deutschen Ehre auffordere, das Wort einzuhalten, das der Ausschuß in seinem Aufrufe an das deutsche Volk[2] feierlich gegeben habe. Sein Antrag siegte mit 18 gegen 15 Stimmen. Doch der Bundestag tat nichts, wohl in der Überzeugung, daß ein solcher Schritt weder bei der österreichischen noch bei der preußischen Regierung von irgend einem Erfolg sein werde[3].

In der Tat war am gleichen Tage, 4. Mai, aus Berlin der mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstete General der Infanterie v. Pfuel als königlicher Immediatkommissär zur „Herstellung des Landfriedens, der gesetzlichen Autorität der Behörden" und zur Reorganisierung der Provinz im Sinne der königlichen Kabinettsordre vom 24. April in Posen eingetroffen, was er gleich am folgenden Tage der Bevölkerung kund und zu wissen machte. Mieroslawski gab sein Militärkommando an den Obersten Brzezański ab. Der neue polnische Oberbefehlshaber bot v. Wedell einen Waffenstillstand an und entschloß sich, als der Generalleutnant auf diesen Vorschlag nicht einging, zu einer Kapitulation, die am 9. Mai zu Bardo zustande kam. Unter den preußischerseits gestellten Bedingungen stand obenan Niederlegung der Waffen und Entfernung aller Emigranten und Fremden jedweder Nationalität. Am Tage darauf wurden bei Piątkowo czarno die Insurgenten versammelt, welche die Waffen streckten. Einzelne Haufen streiften noch bewaffnet umher, wurden aber unschwer bezwungen und in die Flucht gejagt.

Die aufständischen Posener, an Zahl ihrer bewaffneten Nationaltruppen ihrem Gegner ursprünglich überlegen, aber in ihrer größtenteils primitiven Ausrüstung der geschulten Kriegsmacht Preußens bei weitem nicht gewachsen, hatten sich mit bewundernswerter Ausdauer und Tapferkeit geschlagen, Mieroslawski hatte als Feldherr das möglichste geleistet. Nun seine Mittel erschöpft waren, hielt er sich in dem einige Wegstunden von Posen entfernten Gute Kowalskie verborgen und richtete von da am 9. Mai ein Schreiben an den königlichen Immediatkommissär, den er um einen Paß nach Frankreich bat. General

---

[1] L. Bauer, Untergang des Frankfurter Parlaments 60 f.
[2] Vgl. Bd I 455. [3] Schuselka, Revolutionsjahr 123.

Pfuel ließ ihn aufheben und unter starker Bedeckung in das Fort Winiawy bringen. Die Stadt Posen wurde, zur tiefen Kränkung ihrer polnischen Bürger, in den Deutschen Bund aufgenommen, was die deutschen Bewohner am 11. Mai durch laute Freudenbezeigungen feierten.

Die polnische Bevölkerung gab noch mitunter zu schaffen, wie das überall nach so gewaltigen Aufregungen stattzufinden pflegt. Am 14. Mai wurden im Kreise von Czarników sechs berittene Gendarmen von der Menge mit Zaunpfählen angegriffen und mit Steinen beworfen; sie konnten nur durch Niederreiten des fanatisierten Haufens weiter kommen[1]. Allein das waren einzelne Zwischenfälle, die an dem großen Ganzen nichts ändern konnten. Viele der aufständischen Führer, darunter Krauthofer-Krotowski, wurden bei Kurnik ergriffen. Sämtliche „Aufruhr-Banden", wie sie nun im preußischen Amtsstil hießen, waren zersprengt und unschädlich gemacht, der Posener Aufstand hatte ein Ende.

Am 23. Mai richtete Pfuel einen warnenden und zugleich begütigenden Aufruf an das Landvolk, welchem er die Täuschungen ihrer Führer vor Augen hielt, durch die sie sich zu einer ebenso leichtfertigen als mutwilligen Empörung hatten verleiten lassen[2]. Am 1. Juni stellte er die Demarkationslinie zwischen den deutschen und den polnischen Gebietsteilen der Provinz fest. Eine Anzahl von Gefangenen wurden nach Krotoszyn, andere nach Küstrin abgeführt, von wo sie Entlassungs- und Befreiungsgesuche, zum Teil in ziemlich herausforderndem Tone, nach Berlin sandten[3]. Gegen Mieroslawski, welcher seinem Gegner so langen und so zähen Widerstand entgegengesetzt und so großen Schaden zugefügt hatte, ließ die preußische Regierung Großmut walten: nach mehrwöchiger Haft gab sie ihn um die Mitte Juli seiner Freiheit zurück. Er ging fürs erste nach Paris.

Noch einmal sollten die Posener die polnische Frage vor der Öffentlichkeit zur Verhandlung bringen, und das vor einem ebenso illustren als gewichtigen Forum. Es war in der 49. Sitzung der deutschen Nationalversammlung am 27. Juli, wo der Abgeordnete Dr Wilhelm Michael Schaffrath aus Neustadt bei Stolpe den Antrag stellte, die Versammlung solle „die Teilungen Polens für ein schmachvolles Unrecht" erklären und „die heilige Pflicht des deutschen Volkes" anerkennen, „zur Wiederherstellung eines selbständigen Polens mitzuwirken". Der Antrag fand die von der Geschäftsordnung geforderte Unterstützung. Aber Wilhelm Jordan sagte: „Es ist ein anderes, ergriffen zu sein von einem Trauerspiel wie der Untergang Polens, und ein anderes, dieses Trauerspiel gleichsam rückgängig machen zu

---

[1] Juncker v. Ober-Conreut, Polenaufruhr, Gotha 1898, 228.
[2] Fischer, Polenaufstand 46.
[3] Lipski, Beiträge zur Beurteilung der Ereignisse in Posen, Berlin 1848, 66—75.

wollen; denn das ist schwache Sentimentalität." Als es zur Abstimmung kam, die mit Namensaufruf erfolgte, zählte man nur 102 „Ja" gegen eine erdrückende Mehrheit von 331 „Nein". Schaffraths Antrag und somit der letzte Versuch im deutschen Parlament, die Wiederherstellung Polens auf die Tagesordnung zu bringen, war gescheitert.

4.

Als ein eigentümliches Zusammentreffen mußte es bezeichnet werden, daß in denselben Tagen, die in Krakau einen so stürmischen Verlauf nahmen und in Lemberg einen so bedrohlichen Charakter zeigten, die große galizische Deputation in Wien mit einer Manifestation hervortrat, die nichts geringeres als eine förmliche Ablehnung der oktroyierten Charte vom 25. zum Ziele hatte. Jene Urkunde, hieß es in dem galizischen Manifeste, verschmelze „die Repräsentation des Königsreichs Galizien mit dem in Wien zusammengetretenen (sic!) Reichstage". . . . Gegen eine solche Übertragung von Rechten, wie Heeresergänzung, Steuerbewilligung, Kontrahierung von Staatsschulden 2c., „welche ausschließlich der von der Nation verlangten Volksvertretung des Königreichs Galizien zustehen, an den Reichstag protestiert die polnische Deputation auf das feierlichste". Den von der Deputation in wiederholter Adresse „ausgesprochenen Wünschen der Nation entgegen . . . erhält durch diese Verfassungsurkunde die alte Teilung Polens eine Sanktion, kehrt zum Teilungsprinzip vom Jahre 1772 zurück und spricht bloß von Nationalität und Sprache, mit Umgehung der Nationalrepräsentation und nationalen Regierung".

Unter dem gleichen Datum vom 27. April richtete die Deputation, mit Überreichung ihres Protestes, eine Zuschrift an Pillersdorff, in welcher sie sich vor allem über das Ausbleiben des vom Minister in Aussicht gestellten Bescheides „auf die an Allerhöchst Seine Majestät gerichtete Adresse" und sodann über die Verfügungen des Landesgouverneurs mit der Frage beschwerte, ob diese „Ordonnanzen auch für die Zukunft zu gelten haben". Was sei es mit dem durch die Verfassung allen Staatsbürgern zuerkannten Rechte zur Bildung von Vereinen? zur Bildung von Nationalgarden in der ganzen Monarchie? Wo bleibe für Galizien „die Garantie der persönlichen Freiheit, der Freiheit der Rede und Presse"? Solle auf Galizien die mit Ministerialerlaß vom 28. März ausgesprochene Abschaffung der geheimen Polizei keine Anwendung, die vom Lande erbetene Aufhebung der Gendarmerie keine Gewährung finden, die dringende Bitte um Entfernung feindseliger Beamten unberücksichtigt gelassen werden? Das Widerstreben des Gouverneurs gegen die konstitutionellen Anforderungen sowie gegen die Wünsche des

Landes und dessen „Anklage gegen das sittliche Streben der demokratischen Grundsätze in Polen ist die Bestätigung unserer Klage gegen den Despotismus der alten bureaukratischen Aristokratie, welche alles demokratische Prinzip mit Gewalt unterdrückt. . . . Durch dieses Verfahren wird mit Gewalt, wie es in Krakau geschah, der Ausbruch einer Revolution absichtlich provoziert, weil in dieser und deren gewaltsamer Unterdrückung die Hoffnung der Bureaukratie liegt, ihre Macht auf immer zu befestigen . . ."

Wie es scheint, hatte unmittelbar nach diesem neuerlichen Schritte der galizischen Deputation Pillersdorff die galizische Majestätspetition vom 6. April dem Grafen Stadion zur Begutachtung übersandt, eine Aufforderung, der dieser in einem ausführlichen vom 3. Mai datierten Schreiben entsprach. „Die Tendenz des ganzen Gesuches", so hub Stadion an, „ist Trennung von Österreich, und zwar sofortige faktische Selbständigkeit des Landes mit einer nominellen Oberherrschaft des Kaisers, die aber auch nur so lang zu dauern hätte, als die Galizier den Namen einer österreichischen Provinz zum Schutze gegen äußere und zur Beruhigung der den Polen feindlichen Elemente im Lande brauchen." Die Zugestehung eines Nationalkomitees, in dessen Befugnisbereich die Ein- und Absetzung der Beamten, die Organisierung der Nationalgarde, die Berufung einer Nationalversammlung fiele, würde „dem Kaiser außer dem Titel eines Königs gar nichts lassen, und selbst diesen Titel nur so lang, als sie es nicht ihrem Interesse gemäß fänden, sich einen andern König zu nehmen: die Zugestehung dieses Komitees wäre einer Abdikation der Krone Galiziens gleichzustellen". Das Verlangen, die Beamten der jetzigen Regierung in Masse zu entfernen, stehe im Einklang mit der ganzen Tendenz und laufe darauf hinaus, die Gewalt in die Hände desjenigen zu spielen, „der den leeren Platz einnimmt und gerade da steht, um das Geschäft zu übernehmen". Stadion weist auf die ruthenische Bevölkerung Galiziens hin, die von den Absichten der polnischen Partei nichts wissen wolle und in einer eigenen Adresse „einen schönen Beweis ihrer biedern Gesinnung und ihrer unverbrüchlich treuen Anhänglichkeit an den Kaiser und die Regierung gegeben". Stadion legte seinem Berichte an den Minister den Entwurf einer Erledigung der Petition bei, in welcher der Kaiser u. a. zu sagen hätte: „Millionen galizischer Untertanen aus allen Ständen haben Mir in schwierigen Momenten ihre Treue und Hingebung bewiesen, Ich rechne auch jetzt auf ihren redlichen Beistand in der Vollführung alles dessen, was Meine Regierung und der Reichstag zur Förderung des Wohles des Landes notwendig erachtet, und Ich erwarte von dem biedern Charakter Meiner Galizier, sowohl polnischer als ruthenischer und deutscher Nationalität, daß sie der Verführung derjenigen widerstehen werden, die sich eine Gewalt anmaßen möchten, die weder im Gesetze noch im Geiste eines konstitutionellen Staates gegründet ist. Wer sich gegen die Amtshandlung einer Behörde oder den Vorgang eines Beamten zu

beschweren hat, ist berechtigt, Klage zu führen, und Ich befehle, daß gegen die Schuldigen nach der vollen Strenge der Gesetze vorgegangen werde.“[1] . . .

Das war entschieden und kräftig gesprochen, zu entschieden und zu kräftig, als daß sich das ewig lavierende Ministerium entschließen konnte, einen in solchem Tone abgefaßten Resolutionsentwurf dem Kaiser zur Genehmigung zu empfehlen. Man war im allgemeinen wohl mit der Auffassung des galizischen Gouverneurs einverstanden, und ein in dessen Sinne abgefaßtes Schreiben an Lubomirski als den anerkannten Führer der Deputation wurde entworfen. Allein man trug Bedenken, es auf eigene Faust vom Stapel laufen zu lassen, man betraute den niederösterreichischen Landstand und Erzherzoglich Albrechtschen Güteradministrator Karl Ritter v. Kleyle mit der Aufgabe, den Entwurf des Schreibens mit den galizischen Deputierten zu besprechen und ihre Gegenbemerkungen zu hören[2]. Damit war denn doch der ganzen Sache die Spitze abgebrochen; was weiter damit geschehen, ist nicht ersichtlich. Wahrscheinlich gar nichts! Die gleich darauf eintretenden verhängnisvollen Ereignisse haben, wie es scheint, die galizische Adresse und deren Erledigung überflutet, und die hervorragenden Mitglieder der Deputation mußten sich eine andere Gelegenheit ersehen, um ihre Ansprüche und Erwartungen zur Geltung zu bringen.

Stadion aber hatte von da an im Lande im allgemeinen Ruhe, und er konnte sich der großen Aufgabe der Organisierung des ihm anvertrauten Landes hingeben, die vor seinem geistigen Blicke stand. „Wenn sie in andern Provinzen Katzenmusik machen“, sagte er zu dem geistvollen jüngeren Grafen Heinrich Clam-Martinitz, den er aus Wien in sein Gubernium mitgenommen hatte, „und über diesen und jenen Paragraphen der Konstitution disputieren, wollen wir das Land organisieren, damit der Reichstag hier fertige Arbeit finde.“ Seine Organisation hatte die politische Gemeinde zur Grundlage und zielte auf den Ausbau derselben in die höheren Stufen: Gaugemeinde, Bezirksgemeinde, die in der Kreisgemeinde ihren Abschluß finden sollte. Denn sein System war der französische Departementismus: die Statthaltereien und Landesregierungen sollten allgemach in den Kreisregierungen aufgehen.

---

[1] Vgl. Wiener Ztg 1848, Nr 154 vom 3. Juni.

[2] Pillersdorff an Stadion, Wien, 27. April, Stadion an Pillersdorff, Lemberg, 3. Mai: Ministerium des Innern, Nr 564 (vgl. Wiener Ztg Nr 154 vom 3. Juni); Entwurf des Schreibens an Lubomirski vom 10. und Mission Kleyles vom 17. Mai: Ministerium des Innern Nr 1644. Vgl. die Gegenschrift: Tatsachen und Belege betreffend die reaktionären Tendenzen der galizischen Regierungsorgane überhaupt und des gewesenen galizischen Gouverneurs Grafen Stadion insbesondere, als Erwiderung auf des letzteren Gutachten an das Ministerium über das Memorandum der polnischen Deputation an das Zentralkomitee der Wiener Nationalgarde Zaleszczyki, 20. Juli 1848; Wien 1848, Schmidsche Buchdruckerei, 8° 25 Seiten.

Der Loyalität, der Kaisertreue, der Opferwilligkeit der großen Masse der galizischen Bevölkerung konnte Stadion ebenso versichert sein wie des unverbesserlichen Widerstrebens einer vergleichsweise kleinen Partei der Revolutionäre. Das zeigte sich neuerdings, als um die Mitte Mai die Einberufung der Militärurlauber in Gang gesetzt wurde. Die trotz des Stadionschen Verbotes fortwirkenden Nationalkomitees, von der Lemberger „Rada Narodowa" angefangen, legten eine Verwahrung nach der andern gegen die Rekrutierung ein, in Tarnów, in Sandec, in Przemyśl, dessen Nationalkomitee den Bürgermeister für die in Vollzug gesetzte Rekrutenaushebung verantwortlich machte, in Brzezany, Kolomea ꝛc. ꝛc., 13.—31. Mai. Die Rekrutenaushebung, hieß es u. a. in diesen Protesten, sei ungerecht; Militärdienste seien bloß innerhalb der Landesgrenzen anzuordnen; die Nationalgarde sei vom Kriegsdienste zu befreien u. dgl. Allein die Bauern gaben nicht das geringste auf diese Verhetzungen; die Aushebung ging in allen Landesteilen nicht bloß ohne jeden Anstand, sondern mit einer oft rührenden Opferwilligkeit und wahren Begeisterung vor sich, selbst Familienväter eilten auf den ersten Ruf herbei, boten sich wohl aus eigenen Stücken an oder brachten ihre erwachsenen Söhne mit, dem Rufe ihres Kaisers zu folgen.

5.

Castiglioni hatte sich zur Heilung seiner Wunden in Begleitung des Regimentsarztes Dr Hermann Köstler nach Wadowice begeben. Den Oberbefehl in Krakau führte jetzt General Moltke, der den Belagerungszustand ernst, doch ohne unnötige Schärfe handhabte. Das Nationalkomitee war aufgelöst, das Waltersche Haus, wo es seine Sitzungen gehabt hatte, war in eine Quasikaserne umgeschaffen. Alle Piken und zu Waffen hergerichteten Sensen mußten an die Polizei abgeliefert werden, Zusammenkünfte jeder Art, Feierlichkeiten, Stadtbeleuchtung waren aufs strengste verboten.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß es der Stadtbehörde beifiel, beim Wiener Ministerium gegen das Militär Klage zu führen, da dieses den Angriff begonnen habe, und einen Ersatz für den der Stadt und ihren Bürgern zugefügten Schaden, den es mit 2 000 000 zł. (500 000 fl.) berechnete, in Anspruch zu nehmen. Georg Lubomirski und Florian Ziemiałkowski waren in Wien die eifrigen Anwälte dieser wahnwitzigen Forderung, und das Ministerium war schwach genug, für die Prüfung dieser Frage eine eigene Kommission niederzusetzen, deren Schlußergebnis allerdings nicht zu Gunsten der sich in das Gewand der Unschuld hüllenden Krakauer Stadtgemeinde ausfiel.

So meinten auch die Soldaten, denen in der letzten Zeit das Jeszcze Polska nie zginęła auf Wegen und auf Stegen in die Ohren geklungen hatte, und denen es jetzt zu einer Parodie herhalten mußte:

> Jeszcze Polska nie zginęła, ale zginąć musi,
> Z jednéj strony Austryaki, z drugiéj strony Rusi [1].

Auf dem Kastell wurde die Armierung vervollständigt, man stellte namentlich Mörser auf, „und sollten wider Verhoffen die Unruhen sich erneuern“, schrieb Moltke in seinem vom 27. April datierten Berichte an das Kriegsministerium, „so befinde ich mich in der Lage, noch ernster aufzutreten“. Es geschah aber nichts. Nach dem blutigen Ende des Aufstandes traten zwar, wie dies unter solchen Umständen immer einzutreten pflegt, zeitweise sog. Lostage ein, für welche ein neuer Losbruch angekündigt wurde. Es erwies sich aber jedesmal als leeres Gerede, und das Militär, das, um keine Vorsicht außer acht zu lassen, in Bereitschaft gehalten werden mußte, hatte nichts davon als den Ärger über die grundlose Anstrengung. Sonst wurde die öffentliche Ruhe, einzelne widerspenstige Ausschweifungen abgerechnet, die zeitweise vorfielen, aber rasch unterdrückt wurden, nicht weiter gestört.

Alles in allem war Krakau in diesem aufstandslustigen Jahre die erste mitteleuropäische Stadt, wo eine in größerem Maße unternommene revolutionäre Erhebung durch die Mittel der legitimen Macht zu Paaren getrieben wurde. Als in den Wochen darauf den Militärkommandanten von Rouen, von Prag, von Paris das gleiche gelang, konnte der ehrliche Castiglioni sich sagen: „Enfin, den Anfang habe ich gemacht!“

---

[1] „Noch ist Polen nicht verloren, aber wird verloren gehen mussen,
Von der einen Seite Austryaken, von der andern Seite Russen.“

XI.

Österreich und Deutschland.

Die Völker sind Kinder, denen man von Zeit zu Zeit Spielzeug geben muß, das man ihnen nachher wieder nimmt.

Frau v. Blittersdorff.

1.

Neben der polnischen Frage waren in Deutschland noch zwei, welche einer befriedigenden Lösung entgegenharrten, während die allgemeinen Zustände keine Gewähr für eine sichere Auskunft boten. „Der große Fluch unserer Zeit ist die Feigheit", sagte Franz Chassot v. Florencourt. Er meinte die oberen Regionen, von denen die Leitung ausgehen sollte; denn in den unteren herrschte nicht Feigheit, sondern Frechheit. Ganz Berlin hatte den Anschein eines Narrenhauses; es gab keine Dummheit, die nicht möglich war. Dabei war das Volk doch noch bis zu einem gewissen Grade gutmütig, aber es konnte im Handumdrehen zur Wut oder zum Lachen gereizt werden[1].

Die preußische Hauptstadt wimmelte von revolutionären Elementen, auswärtigen wie einheimischen. Von Berliner Kindern waren es vornehmlich drei, deren Namen überall zu hören waren, wo es einen öffentlichen Skandal gab: Held, gewesener preußischer Leutnant, dann wandernder Schauspieler, zuletzt Festungsarrestant in Magdeburg, aus der ihn die königliche Amnestie befreit hatte; Müller, ein ruinierter Kaufmann, Tonangeber in den Straßen; er leitete einen Klub an der Ecke der in die Linden einmündenden Friedrichstraße, daher er „Lindenmüller" geheißen wurde; „Vater Karbe", ein entlassener Lehrer, der eine Zeitlang ohne

[1] Kraft Hohenlohe-Ingelfingen, Aufzeichnungen I, Berlin 1897, 78 f mit vielen interessanten Einzelheiten, z. B. „Der lange Kuß".

lohnenden Erfolg ein Konditoreigeschäft betrieb, ein alter Mann mit weißem Haar und Bart. Allen drei war demokratischer Fanatismus, volkstümlicher Witz und eine ausgiebige Lunge eigen, mit denen sie auf die ungebildeten, immer zu Exzessen geneigten Massen im übelsten Sinne zu wirken verstanden[1]. Und diese Massen aufzureizen und zu verleiten, waren eine Zeit und eine Lage wie geschaffen, wo sich die Atmosphäre der preußischen Hauptstadt von Gärungsstoffen aller Art erfüllt zeigte. Die Flucht zahlreicher wohlhabender Familien hatte Stockung in manchen Geschäftszweigen zur Folge, und der erzwungene Müßiggang so vieler auf einen regelmäßigen Erwerb angewiesenen Menschen machte sie zu Unruhen und Unfugen nur zu geneigt und bereit. Für einige Beschwichtigung brotloser Arbeiter hatte die Berliner Stadtbehörde Erdarbeiten ohne jedes wirkliche Bedürfnis und Interesse, wie die Abtragung und Ausgleichung der sog. Rehberge, eingeleitet, die ebenso ihren Zweck verfehlten wie in Wien und in Paris. Von eigentlicher Arbeit wollten diese „Rehberger" nichts wissen, waren aber um so leichter zu gewinnen, um mit ihrem Werkzeug in der Hand und mit einer Hahnenfeder an der Kopfbedeckung jedem Straßenskandal den gehörigen Nachdruck zu geben. An Mitteln, um Ausschreitungen solcher Art entgegenzuwirken, fehlte es seit dem Wiedereinrücken mehrerer Truppenkörper in Berlin zwar nicht. Allein die Verwendung des Militärs für solche Zwecke galt als unkonstitutionell. Die Bürgerwehr hielt darauf, alle Torwachen zu besetzen und bei Aufläufen und Tumulten allein einzuschreiten, wozu sich herzugeben sie jedoch nicht allzeit in der Laune war, sie wollte sich nicht zu „Stadtknechten" degradieren lassen.

Einigermaßen anders gestalteten sich die Dinge in der Hauptstadt von Bayern. Es mangelte zwar in München ebensowenig an Versuchen zu gewalttätigem Umsturz; allein es zeigte sich da, wie geringe Energie und Kraft es braucht, um solchen Unfugen ein Ende zu machen. Es gab wilde Verwüstungsszenen im Pschorrschen Bräuhause, denen jedoch durch kräftiges Einschreiten der Bürgerwehr Einhalt getan wurde. Eines Tages zogen von Pöbelmassen begleitete Studenten von der Universität die Ludwigstraße herauf gegen die königliche Burg, die von Infanterie und Kavallerie geschützt war; als der Spektakel sich nicht legen wollte, erging das Kommando „Vorwärts, Marsch!"; die Bajonette wurden gefällt, die Menge zerstob nach allen Weltgegenden und die „Lausbubokratie" hatte eine empfindliche Niederlage erlitten. In München steckte das Übel in der Unsicherheit des Königs. Was sein Vater in der Kunst, gedachte Maximilian I. in der Wissenschaft zu sein, auch einen neuen Baustil wollte er schaffen, und vor allem den Liberalen gefallen. Die besten Kräfte der Universität, wenn sie

---

[1] Reichensperger, Erlebnisse, Berlin 1882, 58 f.

katholisch waren, ließ er abseits stehen; von jenen, die unter der Herrschaft der spanischen Tänzerin hatten weichen müssen, rief er keinen zurück. Dabei meinte er unparteiisch zu sein; als ihm jemand darüber Vorstellungen machte, sagte er: „Sehen Sie, mein Lieber, ich bin in allem Eklektiker, auch in der Religion.“[1] Am 3. Mai wechselte er sein Ministerium, Graf Otto Bray-Steinburg als Präsident, Graf Gustav Lerchenfeld für die Finanzen.

* * *

In der zweiten Hälfte des April wurden Bayern und die andern süddeutschen Staaten durch jene republikanische Bewegung alarmiert, von der zunächst das Großherzogtum Baden heimgesucht wurde.

Nach Ficklers Verhaftung auf dem Karlsruher Bahnhofe fühlte sich Hecker nicht mehr sicher in der badischen Hauptstadt; er setzte auf das linke Rheinufer hinüber und reiste am 9. April über Straßburg und Basel ins badische Oberland. Dort wirkten und wühlten bereits Gustav v. Struve und Professor Theodor Mögling von Hohenheim, ein Stubengelehrter, der sich jetzt in Waffen zeigte; der gewesene preußische Artillerieoffizier Willich u. a. Der „General“ Franz Sigel war ein Mann von ausgesprochen militärischer Begabung, der Entschlossenheit mit berechnender Umsicht zu verbinden wußte[2]. Er hatte vier Jahre als badischer Offizier in Mannheim garnisoniert, hatte infolge eines Duells den Dienst verlassen müssen und war nach Heidelberg gegangen, um sich den juristischen Studien zu widmen. Als die Revolution ausbrach, war er nach Mannheim zurückgekehrt, wo sich ein Freikorps, die sog. Sensenmänner, bildete, bei welchem er als Oberstleutnant fungierte, aber zuletzt mit Hecker ins badische Oberland ging, wo ihm kriegerische Lorbeeren zu winken schienen. Es wurde auch von polnischen Offizieren gesprochen, was aber, wie andere behaupteten, nur deutsche Flüchtlinge aus Paris in polnischer Tracht waren. Jenseits des Rheines in Straßburg harrte Georg Herwegh mit seiner deutschen demokratischen Legion, in der sich aber gegen seinen Willen nicht wenige Franzosen befanden. Er behielt sich die politische Leitung vor, als Militärs hatte er drei vordem preußische Offiziere, Adalbert v. Bonstedt, Otto v. Corvin-Wierzbicki und Reinhardt v. Schimmelpenning, zur Seite[3]. Er war voll Zuversicht des Gelingens und sandte seine Frau wiederholt zu Hecker mit dem Vorschlage gemeinsamen Vorgehens, was jedoch dieser jedesmal ablehnte; es scheint, Hecker

---

[1] Bernhard Meyer, Erlebnisse, Wien u. Pest 1875, 301—304.

[2] Bloos, Denkwürdigkeiten des Generals Franz Sigel, Mannheim 1902.

[3] Politische Leitung und militärische Organisation der deutschen Legion siehe Lipp, Herweghs viertägige Irr- und Wanderfahrt, Stuttgart 1850, 36—39 91 f.

habe durch eine solche Mitwirkung seinen eigenen Ruhm nicht geschmälert sehen wollen; denn auch er träumte von Sieg und raschem Erfolg. Der ganze Seekreis war aufgewühlt. Hecker war voll der kühnsten Hoffnungen: 40000—80000 Mann würden sich auf seinen Ruf erheben, es werde keines Schwertstreiches, keines Schusses bedürfen, es werde ein Festzug durch ganz Baden, ja durch Deutschland sein, wo man allerorts dem gegebenen Beispiele folgen werde[1].

Am 12. April hielt Hecker in Konstanz eine zahlreich besuchte Volksversammlung ab und suchte die verblüfft dareinschauende Menge für sein Ideal, die Republik, zu begeistern. Der kluge und maßvolle Bürgermeister Huetlin sprach dagegen, und viele riefen: „Wir wollen keine Republik!" Selbst Sigel widerriet voreiliges Losschlagen. Doch Hecker und Struve waren nicht zu halten. Sie erließen einen republikanischen Aufruf an das Volk, das sie für Freitag den 14., mittags 12 Uhr, auf den Marktplatz von Donaueschingen beschieden, wo sie sich mit Waffen und Munition sowie mit Lebensmitteln für sechs Tage einfinden sollten; denn länger, meinten die Führer, werde der Kriegszug nicht dauern. Gleichsam um sich den Rücken zu sichern, entließ Hecker die landesfürstlichen Behörden in Konstanz, setzte seinen Freund, den bisherigen Regierungsdirektor Peter, als republikanischen Statthalter ein und beschloß am nächsten Tage aufzubrechen.

In den regierenden Kreisen herrschten Unruhe und Besorgnis. Robert Blum schrieb nach Hause: „Hecker hat durch sein wahnsinniges Unternehmen einen Verrat am deutschen Volke begangen." Der Frankfurter Fünfziger-Ausschuß richtete am 12. einen warnenden Aufruf an die Deutschen in Frankreich und in der Schweiz: „Wir beschwören Euch, verzichtet auf den Gedanken, in bewaffneten Massen ins Vaterland zurückzukehren!", und drei Tage später einen zweiten an das badische Volk im See- und Oberrheinkreise[2]. Der Ausschuß sandte zwei seiner Mitglieder, Jakob Venedey aus Köln und Spatz, an Hecker, den sie zu Bernau im Kreise Waldshut trafen, wo ihnen ohne Heckers ritterliche Dazwischenkunft Gefangenschaft, wenn nicht ärgeres drohte, 17. April. Ihre Anträge wies aber Hecker hochfahrend zurück: „Wir bedürfen der Amnestie der Fünfziger nicht, wir bieten im Namen des deutschen Volkes unsern Bedrückern Amnestie für den Fall an, als sie binnen vierzehn Tagen ihrer unrechtmäßigen Herrschaft entsagen."[3]

So mußte man sich denn in Frankfurt und Karlsruhe auf einen ernsten Kampf gefaßt machen. In den Wochen zuvor hatte man das österreichische

[1] Leonhard Müller, Sturm- und Drangperiode Badens II, Mannheim 1907, 78 f.
[2] Schuselka, Beleuchtung, Wien 1850, 22—24.
[3] L. Müller a. a. O. II 56.

Anerbieten, eine Abteilung k. k. Truppen zur Verstärkung der Garnison von Ulm zur Verfügung zu stellen, dankend abgelehnt; jetzt würde man diese Kriegshilfe gern angenommen haben, allein Graf Lichnowsky, der in Vorarlberg kommandierte, hatte inzwischen eine andere Bestimmung erhalten[1]. Vom deutschen Bundestag ergingen an die benachbarten Regierungen Aufforderungen, in Gemäßheit früher gefaßter Bundesbeschlüsse alle disponiblen Truppen zum Anschluß an das 8. Armeekorps sofort in Marsch zu setzen. Als Oberanführer wurde General Friedrich v. Gagern — er hatte zuletzt im niederländischen Dienste gestanden — ins Auge gefaßt, was bei den höheren Offizieren des Großherzogtums einige Mißstimmung erzeugte; sie würden statt des „Holländers" Gagern lieber den Markgrafen Max an ihrer Spitze gesehen haben, so daß Gagerns Berufung nur nach harten Kämpfen zur Reife gedieh[2]; aber nun sie Tatsache war, überwog die militärische Disziplin.

Hecker hatte in seiner erregten Phantasie seine Kriegsmacht auf dem Marsche gegen Karlsruhe riesig anwachsen gesehen. Er sollte in Konstanz selbst seine erste Enttäuschung erleben. Statt 400 Mann, auf die er und Struve gerechnet hatten, waren es nur 27 — „Heckerlinge" und „Struvelpeter" nannte sie der Volkswitz —, mit denen die Führer unter Trommelschlag bei strömendem Regen aufbrachen. Allmählich wuchs ihr Anhang, doch weitaus nicht in dem Maße, als sie erwartet hatten; in Stockach zählten sie 100 Mann, in Donaueschingen, wo ihr Korps am 14. mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen einzog, gegen 300, bis sie zuletzt nicht ganz 1200 Mann mit vier Kanonen beisammen hatten.

Georg Herwegh weilte noch immer in Straßburg und richtete von dort aus am 15. kriegerische Aufrufe an seine Mitkämpfer aus Frankreich und aus der Schweiz sowie an das deutsche Volk[3], die nicht ohne Wirkung blieben. Das benachbarte Offenburg a. d. Kinzig wurde am 18. von einem zügellosen Haufen überfallen und gezwungen, die Republik auszurufen, deren Herrlichkeit aber schon am nächsten Tage zu Ende ging, wo der Ort von kurhessischen Truppen besetzt wurde. Hecker hatte den militärischen Oberbefehl dem preußischen Exleutnant Willich anvertraut; Sigel, dessen Gefolgschaft mehr als 3000 Köpfe zählte, war sein eigener Oberkommandant. Seine Leute waren gut ausgerüstet und hatten eine anständige Haltung; es herrschte in seiner Kolonne, die über zwei Kanonen verfügte, militärische Ordnung: „an schwarz-rot-goldenen Fahnen hatten wir keinen Mangel." Frau Herwegh erschien bei Hecker mit der Anfrage, ob die deutsche Legion nicht den

---

[1] Leiler, Geschichte des Lin.-Inf.-Reg. Nr 59, Salzburg 1856, 105.

[2] L. Müller II 55.

[3] Geschichte der deutschen Legion aus Paris, von Frau Herwegh, Grünberg 1849, 19—21.

Rhein übersetzen solle; Hecker beschied sie, es sei noch nicht Zeit dazu, und wies sie an Sigel[1]. Doch ehe sich Sigel mit den beiden andern Führern vereinigen konnte, stand Gagern mit zwei Bataillonen Badenser, einem Bataillon Hessen aus dem Großherzogtum und einer Schwadron nassauischer Reiterei, zusammen bei 2400 Mann mit sechs Geschützen, bei Schliengen im Kreise Lörrach und bewegte sich gegen Donaueschingen, in welches eine Abteilung württembergischer Truppen von der einen Seite einmarschierte, während Struve auf der andern hinauszog. Mit der Republik hatte es jetzt ein Ende, der Statthalter Peter flüchtete in die nahe Schweiz, Hecker und Willich wichen den Bundestruppen in Zickzacklinien bald südwestlich bald nordwestlich aus, bis sie Gagern am 20. (Gründonnerstag) bei Kandern faßte. Nach einigen Berichten hätte Gagern, um Blutvergießen zu vermeiden, eine Unterredung mit Hecker verlangt, die jedoch keinen Erfolg gehabt habe, worauf Gagern „meuchlerischerweise" durch einen Schuß aus der Reihe der Republikaner zu Tode getroffen worden sei. Andere erzählen, Gagern habe, als die Freischaren anrückten und den Hessen, um sie zu locken, „Brüder" zuriefen, jenen geantwortet: „Gesindel seid ihr!" und seine Pistole gegen sie abgedrückt, was ihm durch einen tödlichen Schuß vergolten worden sei. Sei dem wie ihm wolle, Tatsache ist, daß Gagern noch vor dem eigentlichen Beginn des Gefechtes fiel, daß nach ihm der Badenser Obrist v. Hinckeldey die Führung übernahm, und daß nach einem kaum halbstündigen Ringen die Freischaren auseinandergesprengt und in die Flucht gejagt oder gefangen waren[2]. Hecker floh durch den nahen Wald, versah sich in einem Dorfe mit einem Bauernmantel und entkam über den Rhein in die Schweiz. Am gleichen Tage stieß Hinckeldey bei Steinen auf die Freischar Struves, der 600—700 Mann beisammen hatte. Die Aufforderung des Obristen, sich zu ergeben, wurde mit dem Heldenruf beantwortet: „Eher werden wir sterben als uns ergeben!" Es ergab sich aber keiner und es starb auch keiner; denn als die Bundestruppen Ernst zum Angriff machten, liefen alle ohne Schwertstreich auseinander. Als Struve abends die Rheinbrücke passieren wollte, wurde er erkannt, ergriffen und in das Amtsgefängnis von Säckingen gebracht; doch am andern Tage schenkte ihm der durch Drohbriefe ins Bockshorn gejagte Amtmann die Freiheit.

Es blieb jetzt nur Sigel, dem sich Struve anschloß und mit jenem vereint gegen Freiburg zog. In der Stadt verfügte die republikanische Partei über mehr als 2000 Mann, Bauern strömten massenhaft in die Stadt, der Stadtrat Langsdorff, der „Münsterturm-General", ließ die

---

[1] Mögling, Briefe an seine Freunde, Solothurn 1858, 70 f 83.

[2] Über das Gefecht bei Kandern und den Rückzug nach Steinen siehe Mögling a. a. O. 25—93 127 f.

städtischen Kanonen aus dem Rathaus holen. Denn schon rückte General Hoffmann, Gagerns Nachfolger, gegen die Stadt heran. Die Bürger wollten mit ihm unterhandeln, allein Langsdorff ließ die Gassen der Stadt verbarrikadieren und bereitete sich, auf den Beistand der anrückenden republikanischen Streitmacht pochend, zu ernstem Widerstande vor. Es war Ostersonntag, 23. April, als Sigel in die Nähe der Regierungstruppen kam. Er wollte mit großer Behutsamkeit vorgehen, allein Struve brach, gegen die ihm gegebene Weisung, aus Günterstal ins offene Feld hinaus, um sich, ein weißes Tuch schwingend, den Freiburgern zu nähern. Statt dieser war es General Hoffmann, der ihn empfing, ihn alsogleich angriff und aus zwei hessischen Geschützen seinen Leuten so arg zusetzte, daß sie Reißaus nahmen und das nachfolgende Gros mit sich rissen. Einige Stunden später erhielt Sigel von Struve zwei Zeilen: „Ich und meine Gemahlin sind in St Ulrich“ (zwei Stunden südwestlich von Freiburg). Sigel ließ ihm sagen: er und seine Gemahlin mögen sich zum Teufel scheren. Sigel ordnete für den folgenden Ostermontag einen allgemeinen Angriff gegen Freiburg an. Die Stadt war bereits im vollen Besitze der Bundestruppen, das Stadttor stand offen und eine breite Straße schien zum Einmarsch einzuladen. Doch als sich die ersten Truppen der Republikaner zeigten, wurden sie von einem heftigen Gewehrfeuer empfangen, welchem sogleich ihr Fahnenträger, ein blühender junger Mann aus Ettenheim, zum Opfer fiel. Die übrigen suchten ihr Heil in der Flucht, viele retteten sich über den von den Bundestruppen noch nicht besetzten Schloßberg, andere kletterten über die Stadtmauern hinab, aber eine große Anzahl geriet in Gefangenschaft. Sigel und Mögling dankten es freundlicher Hilfe, daß sie das freie Feld gewannen, sie entkamen nicht ohne mancherlei Gefahren nach Straßburg. In Freiburg begann jetzt eine förmliche Hetzjagd auf alle „Rebellen“, Freischärler und Turner[1].

Am selben Tage, da Freiburg fiel, überschritt die deutsche Legion, von Sigel herbeigerufen, der ihr Waffen versprach, ostwärts von Mülhausen den Rhein; sie zählte bei 650 Mann, von denen die Hälfte keine Gewehre hatten Mit dem Oberbefehl war der Literat Karl Börnstein aus Galizien, ehedem Feldwebel in österreichischen Diensten, betraut. Bei Rheinweiler betrat sie badischen Boden, wo die Führer die Niederlage Sigels erfuhren und nun beschlossen, sich südwärts zu wenden, um über Rheinfelden die rettende Schweiz zu erreichen. Doch erschöpft durch lange Eilmärsche und wohl auch durch gedungene Boten absichtlich irregeführt, wurde die Kolonne am 27. bei Nieder-Dossenbach von einer württembergischen Abteilung unter Hauptmann Lipp angegriffen und nach kurzem Widerstand auseinander gesprengt. Schimmelpenning blieb tot am

---

[1] Bloos, Denkwürdigkeiten 34—39. Mögling a. a. O. 105—111.

Platze, Bonstedt und bei 400 Legionäre, wovon 67 Franzosen, aber auch Schweizer, Polen, Italiener, Russen, wurden gefangen; die übrigen, darunter Herr und Frau Herwegh, entkamen nach mancherlei gefährlichen Abenteuern über den Rhein [1].

Auch im äußersten Norden des Großherzogtums suchten französische Agenten das Volk, unter das sie Geld austeilten, für den Aufstand zu gewinnen. Die Soldaten eines in Mannheim garnisonierenden badischen Regiments fraternisierten mit dem Volke. Sie wurden durch nassauische Truppen abgelöst, bei denen Verführungsversuche fehlschlugen. Die städtischen und staatlichen Behörden waren ohnmächtig und wagten nicht die von Karlsruhe aus anbefohlene Entwaffnung der Sensenmänner vorzunehmen; ihr Kommandant zerriß das ministerielle Auflösungsdekret vor den Augen seiner Mannschaft [2]. Schimpf und Hohn und Insultierungen jeder Art reizten die Nassauer, die ihrerseits nicht untätig blieben, bewaffneten Sensenmännern die Mützen vom Kopfe schlugen u. dgl. Am 26. April griff das sog. Freikorps eine Kolonne nassauischer Truppen an, die sich in ihre Kaserne zurückzog. Der Haufe stürmte zum Rathaus, zog die Sturmglocke und zwang einen Trommler, Generalmarsch zu schlagen; die ganze Bevölkerung geriet in Aufregung. Die Bürgerwehr versammelte sich auf dem Marktplatz, die Parole wurde ausgegeben: die fremden Truppen sollten augenblicklich entfernt und keine andern mehr in die Stadt verlegt werden. Ein Teil des Freikorps marschierte ohne Befehl gegen die Rheinbrücke, um den dort befindlichen Nassauer Wachtposten aufzuheben, der sich aber rasch über die Brücke zu den am andern Ufer stehenden bayerischen Truppen zurückzog. Diese gaben eine Salve, ohne jemand zu treffen, und machten Anstalt, über die Brücke vorzurücken, als es den Aufständischen gelang, ein Joch abzubrechen, und Scharfschützen, die am Eingang der Brücke Posto faßten, den Bayern einige Verluste beibrachten. Es wird von einem Mädchen erzählt, das sich, eine schwarz-rot-goldene Fahne in der Hand, unerschrocken den Kugeln der Gegner ausgesetzt habe. Doch die städtischen Behörden pflanzten die weiße Fahne auf, es kam zu Verhandlungen mit den Bayern, die Feindseligkeiten wurden eingestellt, starke Patrouillen durchzogen die Stadt, und die Ruhe war äußerlich hergestellt. Im Innern gärte es noch heftig, so daß die Regierung, besonders auf Mathys Betreiben, zu ernsten Maßregeln zu schreiten beschloß. Am 29. wurden die Hauptheter, darunter Hoff und Grohé, verhaftet, am 1. Mai der Belagerungs-

[1] Gegen das berüchtigte „Spritzleder", das von den Münchener „Fliegenden Blättern" mit besonderem Hohne ausgebeutet wurde, siehe O. Hartmann, Volkserhebung im Jahre 1848, Berlin 1900, 87. Vgl. Lipp, Herweghs Irr- und Wanderfahrt 33—35 64—90 96—98.

[2] L. Müller, Sturm- und Drangperiode Badens 42.

zustand erklärt, Entwaffnung der Bürgerwehr verfügt und die Stadt von den Bayern besetzt.

Hecker und Struve wurden von Regierungs wegen ihrer Funktionen als Anwalte enthoben und mit den Teilnehmern ihres hochverräterischen Unternehmens zur Fahndung ausgeschrieben. Hecker nahm Abschied von seinen Waffengenossen, die er in einem offenen Briefe als „Ritter von der traurigen Gestalt und Futter für Pulver" hinstellte[1], und ging über See, um in den nordamerikanischen Freistaaten ein Farmerleben zu beginnen.

* * *

Nicht minder lebhaft als die republikanische Erhebung in Baden beschäftigte die europäische Diplomatie der zwischen Dänemark und den beiden Herzogtümern ausgebrochene Kampf. Der britische Gesandte in Kopenhagen, Mr Wynne, gewann sein Kabinett für die Sache Dänemarks, was eine Note Palmerstons an seinen Berliner Gesandten Grafen Westmoreland zur Folge hatte, der gegen den Einmarsch preußischer Truppen in Schleswig Einsprache erheben und die Zurückziehung derselben verlangen sollte, 18. April. Friedrich Wilhelm IV. zeigte sich nicht abgeneigt, unter Aufrechterhaltung des Status quo seiner Kriegsmacht Halt zu gebieten. Allein tatsächlich waren die beiden Herzogtümer von Truppen überschwemmt, die preußischen Regimenter Kaiser Franz und Kaiser Alexander standen in Rendsburg, hannoversche und oldenburgische Abteilungen waren im Anmarsch, dazu die zahlreichen Freikorps von der Tann, Ranzau, die Hegereiter und Bracklow; das letztere bestand größtenteils aus Einheimischen, die andern kamen aus den deutschen Nachbargebieten, aus Berlin; selbst im fernen Prag bildete sich ein solches, das am Karsamstag unter einer Fahne mit deutscher und böhmischer Aufschrift auszog[2].

In den Herzogtümern war die militärische Aktion schon in vollem Zuge. Am 20. April rückten die Dänen angriffsweise gegen Altendorf und Eckernförde vor, wurden aber von einem Berliner und einem Kölner Freikorps unter Major von der Tann tapfer zurückgeschlagen, wogegen die Dänen am gleichen Tage bei Marienthal das Wasmersche Freikorps überfielen und 58 Gefangene machten.

Am 22. traf General Wrangel mit dem X. deutschen Armeekorps in Rendsburg ein und setzte sich in der Nacht zum 23. gegen die Stadt Schleswig in Marsch, wo der dänische General Hedemann mit 11000 Mann stand; die Preußen waren bei 12000 Mann stark, dazu das schleswig-holsteinische Freikorps bei 6000 Mann. Es war Ostersonntag und das dänische Heer

[1] Reichensperger, Erlebnisse 45 f.

[2] Helfert, Graf Leo Thun. Wien 1892, 55.

auf keinen Angriff gefaßt. Offiziere und Mannschaft befanden sich in der Kirche oder ergingen sich im nahen Wald in Gottes freier Natur, als Alarmsignale sie zu den Waffen riefen, Trompetenstöße den Prediger von der Kanzel, die Soldaten aus der Kirche jagten und die erschreckte Menge durcheinander trieben. Auch Wrangel hatte an diesem heiligen Tage keine Schlacht geplant, allein unerwartet warf ihm sein Soldatenglück einen Sieg in den Schoß. General Hedemann ordnete den Rückzug an, die Preußen drangen in das Schloß, in dessen Sälen und Kammern sie alle Anzeichen eiligster Flucht vorfanden: aufgeschlagene Bücher, angefangene Briefe, Kleider, Schuhzeug unordentlich umherliegend, aber auch reiche Vorräte von Proviant, Munition, wollenen Decken &c. Die ausgedehnten Befestigungen von Danewerk wurden von den Bundestruppen nicht ohne schwere Verluste erstürmt. Am Tage darauf, 24. April, ereilten die Hannoveraner die dänische Nachhut bei Odense, brachten sie nach tapferer Gegenwehr zum Weichen und besetzten am 25. Flensburg. Der Prinz von Noer wollte die Dänen unaufgehalten verfolgen, doch Wrangel, ohne Zweifel nach Weisungen aus Berlin, hielt ihn zurück: „Nee, hier hören Sie man uff!" und als sich Noer nicht gleich geben wollte: „Ich sage, wir hören für heute uff, verstehen Sie mir?" [1]

Beim Einmarsch in die Stadt Schleswig wurden die Preußen von den Einwohnern mit Jubel empfangen und nach den Strapazen des Krieges reichlich gepflegt. Die Verbündeten zählten nach einer allgemeinen Schätzung bei 50 Tote, 300 Verwundete, 100 Vermißte; ungleich größer waren die Verluste auf der Gegenseite: 150 Tote, mehr als 500 Verwundete, 150 Gefangene. Gleichwohl entging der preußische Oberbefehlshaber nicht dem Vorwurfe, er habe die Dänen absichtlich entschlüpfen lassen; ohne Zweifel, sagten die Herzogtümler, hatte er geheime Weisungen von seinem Hofe, die Dänen mit möglichster Schonung aus Schleswig hinauszumanövrieren [2]. Allein schon einige Tage später, 30. April, rückte Wrangel bis Hadersleben vor, marschierte am 2. Mai in Jütland ein und besetzte Fridericia, was er am 3. in einem Armeebefehl lobpreisend verkündete.

Es war darin, wie kaum gesagt zu werden braucht, in pomphafter Weise der preußischen Verdienste und Erfolge gedacht, die tapfere Mithilfe der Freikorps kaum erwähnt, die überhaupt den geschulten Militärs von allem Anfang zuwider waren. Unmittelbar nach dem Eintreffen Wrangels auf dem Kriegsschauplatze war vom herzoglichen Generalkommando eine Erklärung erschienen, die Hilfe Freiwilliger sei unnötig, die an vielen Orten bestehenden Bureaus und Komitees hätten keine Freiwilligen mehr abzusenden.

---

[1] Baudissin, Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges, Hannover 1862, 191—202. Fock, Erinnerungen, Leipzig 1863, 95—117.

[2] Fock 123 f.

Ein späterer Generalkommando-Befehl lautete dahin, daß nur wirklich waffengeübte und vollständig ausgerüstete unbescholtene Männer Aufnahme in die Freikorps finden könnten. Es wirkten politische Gründe mit, welche die preußische Regierung zu solcher Schärfe bewogen: sie besorgte nicht ohne Grund ein Zusammenströmen von Revolutionären aus allen Gegenden Deutschlands, wie denn in der Tat von den Berliner Barrikadenmännern nicht wenige auf schleswig-holsteinischem Boden wiederzufinden waren. Demzufolge erfuhren die Freischärler seitens der preußischen Militärbehörde eine auffallende Zurücksetzung, ja absichtliche Vernachlässigung; man wies ihnen die schlechtesten Quartiere an, ließ sie an den notwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden, verweigerte ihnen Montur und Beschuhung, so daß sie bittere Beschwerden erhoben, ohne mit ihren Hilferufen eine bessere Behandlung zu erzielen[1].

Allein so sehr die Dänen im Landkriege gegen die militärische Übermacht ihrer Gegner im Nachteil waren, so stark waren sie dem deutschen Mangel an Kriegsschiffen gegenüber zur See. Sie erklärten die deutschen Küsten in Blockadezustand und fügten den preußischen Ostseeprovinzen ungestraft ungeheuern Schaden zu, was den geistvollen König zu dem Ausrufe veranlaßte: „Es ist der Kampf der Dogge mit dem Fisch." Man dachte in Frankfurt an die Gründung einer deutschen Flotte, und der Fünfziger-Ausschuß erließ am 11. Mai in dieser Richtung einen Aufruf „An das deutsche Volk"[2], allein das war nicht so schnell getan als gewünscht. Mittlerweile wurde die Haltung der nördlichen Seemächte immer drohender. König Oskar von Schweden trat offen auf die Seite des skandinavischen Nachbarlandes. Zar Nikolaus erhob entschiedene Einsprache gegen die Beraubung Dänemarks, und Lord Palmerston, der eine tätliche Einmischung Rußlands fürchtete, durch welche er die britischen Handelsinteressen gefährdet sah, bot Preußen seine Vermittlung unter der Bedingung an, daß Jütland geräumt werde. Am 13. Mai zog sich Wrangel „aus strategischen Gründen" aus Jütland zurück. Es mochte wohl beim Könige die Rücksicht mitgewirkt haben, die Armee Wrangels in die Nähe von Berlin ziehen zu können, und so zeigte sich Minister Auerswald zum Abschlusse eines Waffenstillstandes bereit, ohne sich dabei an die von der deutschen Zentralgewalt vorgezeichneten Bedingungen zu halten[3].

---

[1] Lüders, Schleswig-Holsteins Erhebung, Leipzig 1850, 20–26.

[2] Wörle, Miterlebtes, Leipzig 1906, 155 f.

[3] Reichensperger, Erlebnisse 131 f. „Den angeblich germanisierten Teil des Großherzogtums Posen forderten die deutschen Hegemonen, obgleich er von jeher dieselben historischen Schicksale mit dem übrigen Polen geteilt hatte; den wirklich dänisierten Teil von Schleswig beanspruchten jene Hegemonen, weil er dieselben historischen Schicksale mit Holstein und dieses mit Deutschland geteilt habe. Und diese beiden sich so widersprechenden Forderungen, die gleich den römischen Auguren sich nicht ohne Lachen ansehen

2.

In Wien herrschte fortwährend jene „gemütliche Anarchie“, die als ein charakteristisches Merkmal der Apriltage galt. „Das Wiener Volk“, sagt Julius Fröbel, der in dieser Zeit in Wien weilte, „hatte in den Märztagen seine politische Unschuld verloren, war aber damit nicht über die Entwicklungsstufe seiner Kindlichkeit hinausgekommen. Der Genuß vom Baume der Erkenntnis hatte als ‚Fortschritt‘ in vielen Beziehungen den kindlichen Sinn in einen kindischen umgewandelt.“

Widerstand und Zuchtlosigkeit griffen in immer weiteren Kreisen um sich; nicht Gesetz und Autorität, die ungebundene Willkür gaben den Ton an. Maurer, Schlosser, Buchdrucker ꝛc. rückten, jedes Gewerbe für sich, in geschlossenen Reihen vor ihrer Herberge oder vor der Wohnung des Innungsvorstandes auf, brachten ihre Forderungen vor, denen bei solchem Geleite die Gewährung nicht zu versagen war, und zogen dann frisch und munter mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel in ihre Fabriken oder Werkstätten zurück, wo sie ihren Fabrikherren oder Meistern ein donnerndes Hoch ausbrachten. Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen: auch die Lehrbuben rotteten sich zusammen, um von den Schullehrern die Befreiung von den sonntäglichen zwei Kreuzern Konventionsmünze zu erwirken[1].

Am 18. April hatte Graf Taaffe seine Entlassung gegeben, es war das unmittelbar oder doch kurz nach jener Abenddemonstration, bei der er eine so komisch-tragische Rolle hatte spielen müssen. Baron Sommaruga mußte nun neben dem Unterrichts- provisorisch auch das Justizministerium übernehmen. Allein ihm selbst sowie den andern Ministern war die Luft schwül und drückend, ja Pillersdorff selbst wollte ausspannen, da, wie er sagte, seine angegriffene Gesundheit den unausgesetzten politischen und moralischen Stürmen nicht gewachsen sei[2]. Als Ficquelmont den

können, man sprach sie aus in einer und derselben Zeit, in einem und demselben Atem, im Namen eines und desselben guten Rechtes.“ Die deutschen Hegemonen, offenes Sendschreiben an Herrn Georg Gervinus von J. K. (Julian Klaczko), Berlin 1849, in dessen erstem Abschnitt S. 5—20 das Vorgehen des deutschen Parlaments gegen Posen, „weil der russische Zar nichts dagegen hatte, daß ein Stück von dem Stücke Polens noch mehr zerstückt werde“, und das Rückgehen des deutschen Parlaments von Schleswig, wo es sich „von Rußland ein demütigendes Halt zurufen lassen mußte“, scharf gegeißelt werden.

[1] Unterreiter, Revolution in Wien vom März bis Mai 1848 III 59.

[2] „Daß auch Männer von Mut und Einsicht an der Möglichkeit einer glücklichen Lösung dieser Aufgabe verzweifelten, geht schon daraus hervor, daß von sieben Mitgliedern der neugebildeten Regierung innerhalb weniger Wochen fünf freiwillig ausschieden“ (Pillersdorff, Nachlaß 84—96).

versammelten Räten der Krone dieses Vorhaben Pillersdorffs mitteilte, erklärten sie einstimmig: dann müßten sie alle zurücktreten. Der Präsident beschwor die Herren beisammen zu bleiben, um nicht den Thron in einem Augenblicke bloßzustellen, wo alles noch in Frage sei. Am zähesten in seiner Rücktrittsforderung war der Kriegsminister Zanini, der am 27. an den Ministerpräsidenten schrieb: „Ich bitte Euer Exzellenz dringendst, mein schon so lang überreichtes Gesuch ohne längeren Verzug zum Abschluß zu bringen." [1] Das geschah denn: schon am nächsten Tage war Zanini von der schweren Bürde seines Amtes befreit.

Seine Bitte um Enthebung hatte der ehrenhafte Zanini damit begründet, daß „die Wichtigkeit des Kriegsministeriums in diesem Augenblicke zu groß und die Aufgabe, den neuen Verhältnissen und Anforderungen gerecht zu werden, zu schwierig" sei, um mit seinen Kräften die Lösung dieser Mission zu übernehmen: er wies bei der Frage um seinen Nachfolger auf den Grafen Latour und erklärte sich bereit, unter dessen Leitung sich weiterhin verwenden zu lassen.

Theodor Graf Baillet de Latour, im Jahre 1780 geboren, Zögling der Wiener-Neustädter Militärakademie, 1799 Oberleutnant im Ingenieurkorps, hatte 1800 die unglückliche Schlacht bei Marengo und 1805, damals schon Major, die traurige Kapitulation von Ulm mitgemacht und war in der darauffolgenden Friedenszeit bei Triangulierungsarbeiten in Österreich ob der Enns verwendet worden. Im Jahre 1809 finden wir ihn neuerdings auf dem Kriegsschauplatze, wo er seine Tüchtigkeit derart bewährte, daß er zum Oberstleutnant befördert wurde. In noch höherem Grade war dies 1812 in dem Feldzuge, den Österreich, nicht nach seinem Herzen, sondern in der ihm aufgedrungenen Heeresfolge Napoleons, gegen Rußland führen mußte. Latour zeichnete sich in den Schlachten bei Podubnie und bei Biala durch Tapferkeit und Umsicht aus, trieb durch energische Angriffe überlegene Feindesscharen zurück und wußte sich in gefährlichen Stellungen taktvoll zu behaupten, so daß ihm das Theresienkreuz zugesprochen wurde. Nach den ruhmvollen Feldzügen von 1813 bis 1815, die ihm neue Anerkennungen und Auszeichnungen brachten, zum Generalmajor und 1831 zum Feldmarschalleutnant befördert, fungierte er seit 1832 in Wien als Stellvertreter des Generalgeniedirektors Erzherzogs Johann, in welcher Stellung er 1841 zum Feldzeugmeister avancierte. In solcher Weise nach einer langjährigen ausgezeichneten Dienstleistung kriegserfahren und kriegstüchtig, aber zugleich in wiederholter militär-administrativen Richtung verwendet, war er ganz der Mann, wie ihn Österreich in einer so kritischen Zeit an der Spitze der Heeresverwaltung brauchte [2].

[1] Ficquelmont, Aufklärungen, Leipzig 1850, 103 f 120 f.

[2] Latours Tagesbefehl vom 30. April bei Übernahme seines Amtes, in Wiener Ztg Nr 124 vom 4. Mai, Amtlicher Teil.

Latours eifrige Sorge war die Umbildung des veralteten Hofkriegsrats in ein konstitutionelles Ministerium, dessen Verantwortlichkeit er zu übernehmen hatte, und die Stärkung der Armee, die ja nach mehr als dreißig Friedensjahren, die beiden kurzen Feldzüge in Italien 1821 und den Seekrieg gegen Mehmed Ali von Ägypten 1840 ausgenommen, ihre altbewährte Ausdauer und Tapferkeit auf dem Felde der Ehre neuerdings zu erproben hatte. Der Krieg in Italien war es, dem Latour seine volle Aufmerksamkeit, seine unausgesetzte Sorgfalt zuwandte. Aus diesem Grunde wies er das Verlangen des Frankfurter Reichskriegsministers, ein österreichisches Hilfskorps nach Schleswig-Holstein zu senden, mit aller Festigkeit zurück; denn er brauchte die kaiserlichen Bataillone, Eskadronen und Batterien nur zu sehr im eigenen Lande. Er verfügte die unverweilte Einberufung der dritten Bataillone bei allen Infanterieregimentern und die Aufstellung aller Reservedivisionen und -schwadronen, was einer Vermehrung der augenblicklichen Kriegsmacht um 80000 Mann gleichkam. Durch Latours einsichtsvolles Eingreifen kam ein neuer Geist in alle Zweige der Heeresverwaltung, Tätigkeit und Tatkraft hatten ein freies Feld, und bald sah man durch die Leistungen des Ministeriums und durch die Erfolge der Heeresmacht im Felde, welche Stärke in dem System und überhaupt in der Organisation Österreichs lag[1].

Die radikale Partei Wiens war mit diesem Personenwechsel in der obersten Militärverwaltung nicht einverstanden, ja sie nahm gewaltiges Ärgernis daran. Ficquelmont, „dieser ebenso geistreiche als hochgebildete und liebenswürdige Greis“[2], wie ihn ein auswärtiger Beobachter schildert, wurde in der Presse beschuldigt, den Zanini verdrängt zu haben, um an Stelle eines Mannes aus dem Volke einen aus den Reihen der höheren Aristokratie an seiner Seite zu haben. Es erschienen aufreizende Artikel, welche die Politik Ficquelmonts als eine russische in das gehässigste Licht stellten. Ficquelmont war ihnen „der Russenfreund“, weil er vor Jahren in außerordentlicher Mission am russischen Hofe mit Erfolg gewirkt und sich den Ruf eines Diplomaten von Ansehen erworben hatte, so daß er von jener Zeit, und das war eine weitere Waffe in der Hand seiner Anfeinder, als der dereinstige Nachfolger Metternichs galt.

* * *

Die inneren Zustände in der Monarchie, namentlich in der Reichshauptstadt, verböserten sich von einem Tage zum andern. Die Ausgelassenheiten auf der Straße dauerten ebenso fort wie der Übermut der radikalen Elemente. Professor Hye wurde von ihnen wegen seiner „konzilianten Art“

[1] Ficquelmont, Aufklärungen 109.
[2] Andlaw, Erinnerungsblätter, Frankfurt a. M. 1857, 147.

in Verdacht genommen, ebenso der juridisch-politische Leseverein, der sich offen gegen das Treiben der „von fremden Elementen mißbrauchten" Studentenschaft aussprach. Aber Mahnungen solcher Art verfingen nicht bei der Wiener Aula. Maßlose Schmeicheleien für einen unter den Umständen, wie sie waren, sehr wohlfeilen Heldenmut, Huldigungen jeder Art und Geldunterstützungen steigerten den Rausch ihrer Eitelkeit und ihres unantastbaren Eigenwillens.

Auf Anlaß der kommunistischen Bewegung wegen der Wohnungszinsen war „von dem Magistrate und provisorischen Bürger-Ausschuß" am 16. April ein Sicherheitskomitee aus der Mitte der Bürger „zum Schutze der Privatrechte, der Person und des Eigentums aller Bewohner" eingesetzt worden, welchem die Minister den Schutz und die Unterstützung der „Zivil- und militärischen Regierungsgewalt" sicherten. Allein von einem wirksamen Eingreifen dieses Sicherheits-Ausschusses oder des Instituts der „Friedensmänner", das dem Komitee durch einen späteren magistratischen Erlaß beigegeben wurde[1], ließ sich in der Öffentlichkeit nichts wahrnehmen.

Dem 2. und 3. Mai waren in Wien Katzenmusiken geweiht. Am 2. Mai erschien eine Studentendeputation im Ministerium des Innern mit der Forderung, ihr die die Abschaffung der Liguorianer betreffenden Aktenstücke auszuliefern. Die Herren Akademiker hatten nämlich in Erfahrung gebracht: erstens daß vier Wiener Bürger, Kaspar Nawratil, Joseph Flaschhart, Peter Barth und Franz Haubner, eine Petition um Rückberufung der vertriebenen Kongregation eingebracht, und zweitens daß der Fürsterzbischof dem Ministerium nahegelegt hatte, für die Unterstützung der aller pekuniären Mittel, ja ihrer nötigsten Effekten beraubten Geistlichen Sorge zu tragen. Der Wunsch der Studenten war dem Ministerium Befehl, die Schriftstücke wurden ihnen ausgeliefert, um in den Tagen darauf abgedruckt der Öffentlichkeit übergeben zu werden. Peter Barth mußte für sich und seine Genossen auf der Aula Abbitte leisten. Auch dem Carl-Theater war eine Demonstration zugedacht, weil man den Direktor reaktionärer Gesinnungen beschuldigte; es gelang dem gewandten Mann, den Sturm zu beschwichtigen. Am Abend wurde dem Fürsterzbischof eine solenne Katzenmusik gebracht, das Fenster, aus welchem die deutsche Fahne heraushing, wurde erklettert, die Fahne herabgerissen und zerfetzt; denn ein Kirchenfürst, der sich um seinen Klerus annahm, war nicht würdig, sich unter den Schutz des gebenedeiten Schwarz-Rot-Gold zu stellen. Vom erzbischöflichen Palais schwenkte die skandallustige Horde zu dem schräg gegenüber liegenden Ertlschen Stiftungshause, in dessen erstem Stock der juridisch-politische Leseverein seinen Sitz hatte, der dafür büßen

[1] Peyer, Chronik 97–99 143—146.

sollte, daß er dem „besonnenen Fortschritt“[1] huldigte, d. h. „sich immer besinnt, ob er fortschreiten soll“.

Es war elf Uhr nachts, als Ficquelmont aus seinem Ministerium zu Fuß in seine in der Landhausgasse gelegene Wohnung ging, die Gassen waren still und leer. Doch kaum war er eine Viertelstunde zu Hause, als sich von der Straße herauf unerquickliche Töne vernehmen ließen: es waren die Katzenmusikanten, die ihre beiden Serenaden in der Bischofsgasse vollendet hatten und nun, durch fortwährende Zuzüge verstärkt, dem „Schüler Metternichs“ eine gleiche Ehre erweisen wollten. „Über zehntausend Menschen“, heißt es in einem gleichzeitigen Bericht, „beteiligten sich an dieser musikalischen Abendunterhaltung.“ Das Haustor blieb geschlossen, die Verhetzer konnten ihre Verwünschungen nur zu den Fenstern des Verfemten hinaufrufen und als „Willen des Volkes“ seinen Rücktritt verlangen. Der Tumult währte bis Mitternacht, wo ein Redner auf einen Eckstein stieg: „Da der Minister uns nicht hören will, so gehen wir nach Hause; aber morgen kommen wir wieder und jeden Tag zahlreicher!“

Am 3. Mai legte der Nationalgarde-Oberkommandant Graf Hoyos, tief verletzt, daß nicht wenige seiner Getreuen sich den Demonstrationen des gestrigen Abends angeschlossen hatten, statt sie zu verhindern, seine Stelle nieder[2], die einstweilen zu vertreten der Chef des Generalquartiermeisterstabes Heinrich Ritter v. Heß, sehr gegen seinen Willen und Neigung, zu übernehmen vermocht wurde. In den Straßen Wiens wurde in jenen Stunden ein ganz abscheuliches Schauspiel aufgeführt, bei dessen Inszenierung sich der junge Dr Karl Giskra besonders tätig zeigte. Einen Amtsdiener der Polizei, Albert Rößler, der einige Vorladungen zu besorgen hatte, führte sein Weg an dem Universitätsgebäude vorbei, wo ihn einige ausgelassene Jungen als „Naderer“ ergriffen und in die Aula zerrten. Ein großer Geflügelkäfig wurde herbeigeschafft, an allen vier Seiten Zettel mit großen Lettern „Ein Polizeispitzel“ angebracht und der arme Teufel, dem die Angsttropfen von der Stirn rannen, hineingepfercht und auf einem Handwagen unter Anführung Giskras und unter dem Gejohle der diesen Triumphzug begleitenden Menge bis zum Magistratsgebäude geführt, wo man ihn mit einer derben Lektion ablud[3].

---

[1] Devise Alexander Bachs.

[2] Das Ungünstigste, ja Gehässigste gegen Hoyos s. Maximilian Bach, Wiener Revolution, Wien 1898, 209 f.

[3] Ministerium des Unterrichts vom 17./19. Mai, Z. 128. Die Verhandlungsakten gelangten an das Ministerium durch den juridisch-politischen Lehrkörper, dem sie mit Präsidialerlaß vom 25. November 1858, Z. 1367 zurückgestellt wurden. — „Es ist“, meint Kudlich (Rückblicke, Wien 1873, 149), „freilich nicht zu vergessen, daß dieser Spitzel möglicherweise von der Volkswut zerrissen worden wäre, wenn Giskra nicht durch jenen Karnevalszug der Sache einen mehr komischen Anstrich gegeben hätte.“ Rößler, geborener

In der Ministerratssitzung desselben Tages brachte Ficquelmont den Vorfall des vergangenen Abends zur Sprache: es seien, führte er aus, keineswegs Straßenjungen, es seien Legionäre, Nationalgarden, Arbeiter gewesen, und diese hätten sich in einer gewissen Ordnung aufs Kommando von einem Platz zum andern bewegt. Die Ausführungen des Ministerpräsidenten wurden zweifelsohne mit bedauerndem Interesse entgegengenommen; praktischen Erfolg hatten sie keinen, wohl in der Meinung, wie wir zur Ehre von Ficquelmonts Amtsgenossen voraussetzen wollen, daß die schließliche Drohung, am nächsten Abend abermals zu kommen und den Spektakel zu wiederholen, nicht ernstlich gemeint sei.

Sie war aber ernstlich gemeint: die Demonstranten kamen am Abend des 3. wieder, und diesmal früher, wo die Haustore noch offen standen und kein Hindernis war, in die Wohnung des Gesuchten zu dringen. Ficquelmont war nicht zu Hause, seine Gemahlin befand sich zur Zeit in dem in der nahen Herrengasse gelegenen Palais Clary bei ihrer Tochter, der Fürstin. Ihre Wohnung in der Landhausgasse war bald von einem Dutzend bewaffneter Leute besetzt, von außen von einer zahllosen Menge umlagert; der Menschenstrom wogte von der Freiung durch die Landhausgasse auf den Minoriten- und Ballplatz, durch die Herrengasse zu den Michaelern. Ficquelmont befand sich in der Staatskanzlei, als ihm gegen zehn Uhr abends Ansammlungen vor seiner Wohnung gemeldet wurden. Aber auch vor seinem Amtsgebäude gruppierten sich Leute; das Volk, hieß es, wolle ihn sprechen; es werde das Tor sprengen, wenn man nicht eine Deputation einlasse. Es erschienen bei fünfzehn mit Seitengewehr bewaffnete Studenten als „Abgesandte des Volkes", die dringend seine Resignation verlangten. Als einer von ihnen mit überlauter Stimme sprach und Ficquelmont ihm bemerkte, es sei doch wohl nicht nötig, daß er sich so anstrenge, schrie dieser in noch stärkerem Tone: „Ich spreche im Namen des Volkes, meine Stimme kann darum nicht laut genug tönen." Die Verhandlung mochte eine Stunde gedauert haben, als sich „in Verhinderung des Nationalgarde-Oberkommandanten" der Generalmajor Baron Joseph Sardagna, Adlatus des Grafen Auersperg, anmelden ließ, um es dem Minister nahezulegen, ob er nicht den Befehl erteilen wolle, Truppen ausrücken und durch diese Ordnung schaffen zu lassen. Ficquelmont erwiderte, eine Aufforderung solcher Art könne nur von der Zivilbehörde ausgehen: „Ich bin diese Zivilbehörde nicht, das kann nur von dem Minister des Innern geschehen." Tatsächlich wurden Abteilungen der Nationalgarde aufgeboten, aber jedenfalls nicht rechtzeitig[1].

Jude, der sich in den dreißiger Jahren hatte taufen lassen und vierzig Jahre später zu seinem ursprünglichen Glauben zurückkehrte, wurde am 28. März 1879 als hoher Siebziger auf dem israelitischen Friedhofe begraben: Fremdenblatt vom 30. März 1879.

[1] Härdtl, Fünfundzwanzig Jahre, Wien 1882, 38: „Ich selbst gehörte zu denen, die an dem entscheidenden Abend zum Schutze des Ministers des Äußern ausrückten. Wir

Es mochte halb ein Uhr in der Nacht sein, als sich Ficquelmont entschloß, in das Palais Clary zu gehen, wohin ihn einige der gemäßigteren Studenten begleiteten. Man kam unerkannt durch die Menge. Einer von des Ministers Begleitern meinte, daß solche Auftritte sehr zu bedauern wären: „Aber wir können nicht anders, das ist nur der Anfang, wir haben noch viel mehr und schwierigeres zu tun, was drei Wochen dauern kann."

Kaum hatte man auf der Straße erfahren, daß sich der Minister bei seinem Schwiegersohne befinde, als Abgeordnete der Menge ins Haus drangen und die Stiege lärmend hinanstürmten. Sie verlangten mit Ungestüm und mit Ausdrücken gemeinster Roheit die beiden Damen des Hauses zu sprechen, wobei einige keinen Anstand fanden, ihre Zigarren weiter zu rauchen. Fürst Clary führte seine Frau, die sich in gesegneten Umständen befand, und die Gräfin Ficquelmont in ein anstoßendes Zimmer. Ficquelmont trat hervor, die Hetzer drangen mit rauhen Worten auf ihn ein, ließen die Menge vom Ballplatz und aus der Landhausgasse herbeirufen; denn das Volk, sagten sie, verlange, er solle in bündiger Weise seinen Rücktritt erklären. Ficquelmont trat auf den Balkon hinaus und sprach mit lauter Stimme: „Ich erkläre, daß das letzte Blatt Papier, das ich unterschreiben werde, mein Entlassungsgesuch sein wird." Es war zwei Uhr morgens. Eine Stunde später verließ er den Fürsten und seine leidende Tochter und führte durch die nun öden Gassen die heftig angegriffene Gräfin nach Hause. Am andern Tage fand sich bei ihm Pillersdorff mit der Entschuldigung ein, daß er vergebens versucht habe, durch die Volksmassen zu ihm zu dringen und ihm seinen Schutz anzubieten, worauf Ficquelmont kalt erwiderte: „Dem Minister des Innern stehen wohl andere Mittel als sein persönliches Erscheinen zu Gebote, um Volksausschreitungen zu verhindern!" Am 5. Mai übernahm Pillersdorff den Vorsitz im Ministerrate [1].

Mit den nächtlichen Auftritten vom 2. zum 4. Mai war das erste Beispiel einer Volksdemonstration und Sturmpetition im Stile des Dr Schütte gegeben, die ihren ordnungsfeindlichen und gesetzwidrigen Willen mit Erfolg

---

waren, vielleicht nicht ganz absichtslos, zu spät alarmiert worden, erschienen post festum und bekamen nur noch die letzten schrillen Pfiffe jener Konzertisten zu hören." ... Ficquelmont, Aufklärungen 113—127: „Der Herr General Sardagna ist die einzige Person gewesen, die sich amtlich um mich bekümmerte." Vgl. Stiles, Austria in 1848/49 I, New York 1852, 126 f, besonders über die zwischen dem Minister und den Studenten in der Staatskanzlei geführten Verhandlungen.

[1] Hartig, Genesis 273. Was Schuselka gegen Ficquelmonts „Aufklärungen" vorbrachte, war nichts als rechthaberisches Geplauder eines oberflächlichen Liberalen. Vgl. „Öffentliche Erklärung" der Legionäre Boskowitz und Till und der Nationalgardisten Schütt und Voigt, Allg. Österr. Ztg Nr 128 vom 8. Mai, S. 638, und die ernst und würdig gehaltene Entgegnung des Fürsten Clary ebd. Nr 129 vom 9. Mai, S. 642.

durchsetzte. „Die Einzelheiten dieser schmachvollen Begebenheit", so urteilt der nordamerikanische Geschäftsträger Stiles, „lieferten nicht bloß ein getreues Bild, bis zu welchem Grade bereits die Anarchie in der Stadt gediehen war, sie beleuchteten zugleich die bemerkenswerte Tatsache, daß eine Regierung, die äußerlich genommen noch wenige Wochen zuvor eine der mächtigsten von Europa gewesen, durch eine fahrlässige Führung der Geschäfte ebenso schwach als unfähig geworden war, den ersten Beamten des Reiches vor den Insulten und Roheiten des Pöbels zu schützen." [1]

Die Erzherzogin Sophie war empört über diese freche Verletzung des Hausrechts, und sie verlangte, daß sich das Ministerium entschieden dagegen ausspreche. Außerhalb Wien fragten ernste Männer, ob der Kaiser noch als frei in seiner Residenz gelten könne und ob man für den Zusammentritt des bevorstehenden Reichstags nicht einen andern Ort wählen solle? Die Böhmen wiesen auf Prag, die Mähren auf Brünn, die Ob-der-Ennser auf Linz [2]. Der Minister des Innern und nunmehrige provisorische Ministerpräsident teilte nicht diese Befürchtungen. In einer vom 4. datierten Proklamation ließ er den Kaiser an seine „geliebten Wiener" zwar mahnende und warnende Worte gegen „eigenmächtige Schritte und Anmaßung von Amtshandlungen, welche nur den konstitutionellen Behörden angehören", gegen „Zusammenrottungen und Gewalttätigkeit an Personen und Eigentum" richten, aber zugleich sein „Vertrauen an den redlichen selbst unter den schwersten Prüfungen bewährten Sinn der Bewohner Meiner Residenz" aussprechen, vor allem aber „an die Nationalgarde und die mit ihr verbundene akademische Legion und das Bürgerkorps, in deren Mitte Ich Mich stets sicher fühle" [3] . . . Das war nach den abscheulichen Vorgängen des gestrigen Abends, gegen welche „die Nationalgarde und die mit ihr verbundene akademische Legion und das Bürgerkorps" nicht das geringste getan hatten, von einem verantwortlichen Minister wohl ein starkes Stück, das mit Recht den heftigsten Tadel aller ruhig Urteilenden hervorrief [4].

* * *

Das Studentenkomitee hielt seine Sitzungen im pathologischen Hörsaale der sog. neuen Universität, dem Gebäude in der unteren Bäckerstraße gegen-

[1] Stiles, Austria I 127 f.

[2] Vitzthum, Berlin und Wien, Stuttgart 1886, 100 f.

[3] Wiener Ztg Nr 125 vom 5. Mai.

[4] „Der Minister, welcher nach solchen wiederholten Volksfreveln seinem Souverän eine solche Ansprache an das frevelnde Volk vorlegen und seinen Namen darunter schreiben konnte, hat dadurch zugleich eine Urkunde unterschrieben, welche das Urteil der Welt über die Frage seiner Befähigung zu dem von ihm eingenommenen hohen Posten nicht zweifelhaft lassen dürfte" (Hartig, Genesis 273).

über der Aula: die Bilder der alten Pharmazeuten mit ihren Zöpfen schauten aus ihren geschwärzten Rahmen wunderlich den ungestümen Verhandlungen zu, die sich zu ihren Füßen abspielten[1]. Die Herren Akademiker waren und blieben das gehätschelte Schoßkind der Wiener, und das Ministerium fand es angezeigt, den leisesten ihrer Wünsche zu erfüllen. Als das Komitee beim Unterrichtsminister die Bitte um Suspendierung des Rekrutierungsgesetzes für die diesjährige Stellung zu Gunsten der Studierenden einbrachte, beeilte sich Sommaruga, die Gewährung beim Kaiser zu befürworten, die dann auch binnen wenig Tagen erfolgte[2].

Kein Wunder, wenn die jungen Herren sich berufen glaubten, mehr und mehr in den großen Fragen der Politik ihre Stimmen zu erheben. Dr Goldmark und Stud. Joseph Unger legten dem Studentenkomitee den Entwurf einer Petition an das Ministerium um Abänderung des Wahlzensus für den Reichstag vor; auch möge sich der Kaiser der Ernennung von Mitgliedern für die Erste Kammer enthalten, die vielmehr gleich jenen für die Zweite Kammer durch das Volk zu wählen wären. Am 5. wurde die Petition dem Minister des Innern überreicht. Pillersdorff antwortete ausweichend: er könne einer Körperschaft nicht das Recht zugestehen, im Namen der Gesamtheit zu sprechen[3].

Das Studentenkomitee suchte Sukkurs. Es legte in einem an die Nationalgarde und das uniformierte Bürgerkorps gerichteten Aufrufe diesen Körperschaften nahe, aus ihrer Mitte gleichfalls einen Ausschuß zu wählen, in welchen jede der 72 Nationalgarde-Kompagnien einen Vertreter zu entsenden hätte, damit durch diese Einigung der gesamte Volkswille zum Ausdruck käme und die Regierung ein Organ besäße, das ihr den Weg zu einer volkstümlichen Führung der Gesetze andeuten und bahnen möge[4]. Aus dieser Vereinigung entstand das politische „Zentralkomitee der Nationalgarde, Bürger und Studenten Wiens", das gleich am Tage nach seiner Bildung, 6. Mai, eine Petition an das Ministerium abfaßte, in welche der Hauptsache nach die Punkte der Studentenpetition aufgenommen wurden und überdies das Verlangen „um schleunige Anordnung der Wahlen zum Reichstage" Aufnahme fand[5].

---

[1] Rosenfeld, Studentenkomitee, Bern 1849, 21.

[2] A. u. Vortrag vom 4., Allerh. Entschließung vom 7. Mai; Wolf, Zur Geschichte der Wiener Universität, Wien 1883, 97 f A.

[3] Ministerium des Innern Nr 1558 vom 5., Abendbeilage zur Wiener Ztg Nr 36 vom 7. und Wiener Ztg Nr 128 vom 8. Mai.

[4] Rosenfeld a. a. O. 26 f.

[5] Ministerium des Innern Nr 1575. Unter den Unterschriften finden sich Dr Ludwig v. Köchel, Karl Freund, Dr Joseph v. Würth, Dr Heinrich Schiel. Die förmliche Konstituierung des Zentralkomitees fand am 10. statt, es erschienen bei 200 Mitglieder, Präsident Dr Hruby.

Die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten übernahm nach dem Rücktritt Ficquelmonts einstweilen der Staats- und Konferenzrat Franz Frhr v. Lebzeltern-Collenbach. Es war nicht der einzige Personenwechsel, der sich in diesen Tagen vollzog. Am 6. wurden vom Kaiser „über Antrag des Ministerrates" der niederösterreichische Regierungspräsident Baron Talatzko v. Gestieticz von seinem Posten enthoben und der niederösterreichische Landmarschall Graf Montecuccoli unter Beibehaltung seiner Stelle zur „Leitung der Geschäfte" der niederösterreichischen Regierung berufen; er nannte sich „Stellvertreter". Am 7. nahm Hoyos, von Vertretern der Nationalgarde dringendst darum ersucht, seine Resignation als Oberbefehlshaber der Nationalgarde zurück, so daß Feldmarschalleutnant Heß sich wieder ungestört seiner hochwichtigen militärischen Bestimmung widmen konnte. Der 8. Mai endlich brachte zwei neue Ministerien und Minister: den Hofrat und Tabakfabrikendirektor Andreas Baumgartner für öffentliche Arbeiten und Baron Doblhoff für Landeskultur, Gewerbe und Handel.

Doblhoff stellte in einem vom 9. Mai datierten Schreiben an Pillersdorff seine Bedingungen, „von deren Erfüllung ich als ehrlicher Mann und als wahrhaft konstitutioneller Bürger mein Verbleiben im Ministerium abhängig machen muß". Er betonte die Notwendigkeit unmittelbaren Verkehrs des Ministeriums mit dem Regenten ohne irgend eine Mittelsperson, und daher Entfernung jener Personen, die er (Doblhoff) dem Ministerpräsidenten namentlich bezeichnet habe — es befanden sich darunter in erster Reihe ohne Zweifel Erzherzog Ludwig, in zweiter wahrscheinlich Graf Bombelles rc. —, „weil die Umgebung des Monarchen in jedem konstitutionellen Staate für jedes verantwortliche Ministerium ein ernstes und wichtiges Augenmerk sein muß, für uns aber, die wir den Boden der konstitutionellen Regierung erst betreten haben, eine Lebensfrage ist". Die Stelle eines ersten Obersthofmeisters, der zugleich Minister des kaiserlichen Hauses sein müßte, könne nur „ein Mann, dessen konstitutionelle Gesinnung dem Volke bekannt ist, Montecuccoli oder Breuner" einnehmen. Offiziere der Nationalgarde müßten mit den diensttuenden Kammerherren gemeinschaftlich um die Person des Monarchen sein, Nationalgarden neben dem Militär die Wache in der Burg beziehen. Unter Doblhoffs weiteren Bedingungen finden wir auf finanziellem Gebiete den Vorschlag einer progressiven Einkommensteuer und für das Erziehungsfach den Grundsatz, „daß das Schul- und Unterrichtswesen eine Staatsanstalt und nur von weltlichen Lehrern zu besorgen" sei; er verlangt darum Beratung eines Gesetzentwurfs „über die Behandlung der Stifter und Klöster wie auch des Theresianums"[1].

[1] Das Original in Pillersdorffs amtlicher Hinterlassenschaft.

Doblhoff zeigte sich in diesem Schreiben als ein Liberaler von ätzendstem Wasser und als augenschwacher Fanatiker des konstitutionellen Prinzips, für den es keine billige Rücksicht gab, daß der augenblickliche Träger der höchsten Gewalt ein kränklich nervenschwacher Mann war, der, sollte er den Herren Ministern gegenüber nicht zum willenlosen Automaten herabsinken, stützender Umgebung gar sehr bedurfte. Pillersdorff scheint seinem neuen Kollegen den Kopf etwas zurechtgesetzt zu haben. Von den von Doblhoff so kategorisch hingestellten Forderungen wurde eine einzige erfüllt: die Gemahlin des Ministers Sommaruga übernahm es, den Erzherzog Ludwig zu überreden, daß er sich aus Wien entferne. Allein weder Breuner noch Montecuccoli wurden erste Obersthofmeister, Nationalgardeoffiziere wurden nicht Vizekammerherren, an die Einführung progressiver Einkommensteuer wurde nicht gedacht, und Doblhoff, der von der Erfüllung dieser Bedingungen die Übernahme des ihm zugedachten Portefeuilles abhängig gemacht hatte, wurde und blieb gleichwohl Minister.

Neue Elemente kamen übrigens mit den beiden jüngst ernannten Ministern nicht in die Regierung. Ein Hauptartikel in Doblhoffs politischem Glaubensbekenntnis war, sich mit der Aula auf gutem Fuße zu erhalten. Nun, diesem Leitstern waren die älteren Räte der Krone auch nachgegangen und hatten dadurch bei dem besonneneren Publikum an Achtung keineswegs gewonnen, ja nicht einmal bei der Aula selbst. „Unsere Wiener Anarchie", hieß es bei Hans Kudlich, „fängt allmählich an, viel von ihrem gemütlichen Charakter zu verlieren. Das Ministerium, schwach wie ein Wickelkind, führt durch seine Kraftlosigkeit und seine Schwäche uns an den Abgrund einer neuen Revolution. Diese furchtbaren Katzenmusiken sind eine förmliche Institution geworden."[1]

In der Tat wurde das Leben in der Stadt mit jedem Tage unheimlicher. Seit das Losungswort gegen die oktroyierte Verfassung gefallen war, kam es nicht mehr von der Tagesordnung. In Klubs, in Versammlungen, in der Journalistik mußte das Geschenk des Kaisers die gröbsten Ausfälle, die blödesten Witze über sich ergehen lassen. So war eines Tages unter der Rubrik „Anzeigen" zu lesen: „Eine Kammer zu vermieten, für Prinzen von Geblüt mit separiertem Ausgang nach dem Hof." Oder: „Was soll das Volk in dieser schweren Zeit mit zwei Kammern? Kann es doch kaum eine bezahlen!" Kaum eine Ausrückung der Nationalgarde fand statt, wo nicht dieses Thema berührt wurde, und wehe dem, der den Leuten Vernunft predigen wollte![2] In den radikalen Kreisen wechselten heuchlerische Klagen

---

[1] Kudlich, Rückblicke 173.

[2] In der ersten Hälfte Mai fand das Begräbnis eines Nationalgardisten statt; auf dem Rückwege hielten sich dessen Kommilitonen, worunter ein gewisser Heyßig, im Belvedere auf und sprachen da eine Verwahrung gegen das Zweikammernsystem

über eine angeblich hereinbrechende Reaktion mit ungemessenen Angriffen gegen den Hof, den Adel, die Geistlichkeit, und seitens der Minister geschah kein Schritt, um dieser Zügellosigkeit Schranken zu setzen[1].

Die Wahl eines Nachfolgers Ficquelmonts bereitete einige Schwierigkeiten. Ohne Zweifel war es Pillersdorff, der auf den alten Wessenberg hinwies, mit dem er ja gerade in der letzten Zeit in brieflichem Verkehr gestanden war. Man überging wohl mit Absicht die aktiven Diplomaten, die ja insgesamt der Metternichschen Schule angehörten, und griff auf einen Mann, der in Unfrieden mit dem nach den Befreiungskriegen eingeleiteten System aus dem Staatsdienst geschieden war. Dabei aber hatte Wessenberg nie sein Österreichertum verleugnet und namentlich seit dem politischen Umschwung lebhafteste Sympathie für die Geschicke des Kaiserstaates bekundet[2].

Die kaiserliche Entschließung ließ nicht lang auf sich warten. Gleichzeitig mit dem Allerhöchsten Handschreiben vom 8. Mai, das den Hofrat Baumgartner und Baron Doblhoff zu Ministern ernannte, erging ein zweites an Wessenberg, das ihn zum „Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Meines Hauses" berief. Die Ernennung versetzte Wessenberg in nicht geringe Verlegenheit. Einesteils sein hohes Alter — geboren im November 1773, stand er jetzt in seinem 75. Lebensjahre und im 54. seines Staatsdienstes — und seine nicht sehr feste Gesundheit, anderseits „die Größe und Wichtigkeit der ihm zugedachten Geschäfte" mußten ihn bedenklich machen. Doch zuletzt überwog, wie er am 15. an Baron Lebzeltern schrieb, „das Gefühl, daß in einer so bedrängten Zeit wie die gegenwärtige es für jeden getreuen Untertanen Pflicht ist, alle persönlichen Rücksichten beiseite zu setzen und das Äußerste zu wagen. Ich fühle, daß ich in eine große Schlacht gehe, ohne zu wissen wie ich herauskommen werde." Er bestimmte den 18. Mai für seine Abreise von Freiburg.

Der Hof, den die Haltung, richtiger Haltlosigkeit, der Minister den letzten Gassenunfugen, besonders aber der Bedrohung und Bedrängung ihres Amtsgenossen und Chefs gegenüber arg verstimmt hatte, wünschte

---

aus. „Ich ließ mich hinreißen", erzählt Heyßig, „die Folgen des Einkammersystems zu betonen. Ich hob hervor, daß die Nationalgarden nichts zu tun hätten, als Leben und Eigentum zu schützen. Mit der einen Kammer ziehen wir lieber gleich Kittel an u. dgl. Zum Glück war ich in dieser Kompagnie nicht bekannt. Ich wurde von dem Hauptmann am Arm gefaßt und fluchtartig aus dem Belvedere geführt" (Neue Freie Presse 1898, Nr 12058 vom 19. März).

[1] Stiles, Austria I 125. Die Londoner „Times" bezeichneten die damaligen Wiener Zustände als eine Regierung of idle schoolboys and workmen.

[2] Vgl. Bd I 468 f.

eine andere Regierung. Im höchsten Auftrage richtete Pillersdorff am 5. Mai ein Schreiben an den entschlossenen und tatkräftigen Gouverneur von Galizien, welchem er den Wunsch des Erzherzogs Franz Karl mitteilte, das Ministerium des Innern zu übernehmen und das Präsidium im Ministerrate zu führen. Pillersdorff, der sich ja schon lang regierungsmüde fühlte, war gewiß gern bereit zurückzutreten und erbot sich, seinem Nachfolger in der Auswahl der Personen, die ihm zur Seite stehen sollten, behilflich zu sein. Der Erzherzog bat in einem im herzlichsten Tone abgefaßten Handschreiben vom 11. Mai selbst den Grafen Stadion „dringend", sobald als möglich sich einzufinden, „da Ihre Gegenwart in Wien bezüglich unserer nächsten Zukunft von höchster Wichtigkeit ist" [1].

Ob Stadion, dessen Gegenwart in seinem Gouvernementsbezirke für den Augenblick auf das dringendste geboten war, diesem Ruf in der nächsten Zeit entsprechen werde, stand sehr in Frage.

3.

Der Beruf und die Hauptaufgabe des Frankfurter Fünfziger-Ausschusses war, die Vorbereitungen für den Zusammentritt der Allvertretung des deutschen Volkes zu treffen und für diesen Zweck die Wahlen einzuleiten, welche von Mitte April an in allen deutschen Ländern mit Eifer betrieben wurden. Am 20. erging vom Kölner Erzbischof ein Aufruf, worin er, ohne auf politische Fragen einzugehen, seiner Geistlichkeit und seinen Seelenbefohlenen die allgemeinen Pflichten des Bürgers und des Christen zu Gemüte führte [2].

Vom deutschen Bundestage war bei dieser und andern Fragen kaum mehr die Rede. Er war einem unrühmlichen Ende verfallen, das er nach einer langen, keineswegs erfolglosen Tätigkeit nicht verdiente. „Mit Unrecht", so urteilt ein gewiegter deutscher Politiker, „ist er geschmäht, dagegen kaum in seinem relativen Werte gewürdigt worden, der unbestritten darin bestand, daß er unter Eindämmung der Herrschaftsgelüste der beiden deutschen Großmächte wie der eroberungssüchtigen Nachbarn im Westen und Osten einen nie dagewesenen dreißigjährigen äußeren und inneren Frieden ermöglicht hatte, dessen Segnungen auf allen wirtschaftlichen Gebieten mächtig hervortraten." [3]

Daneben kam die dem Gesamtvaterlande zu gebende Spitze in Frage, eine Angelegenheit, die bis über den Kanal hinüber spielte. Der Prinzgemahl

---

[1] Mitteilungen J. v. Doblhoffs in der N. Frankf. Presse 1898, Nr 12073 vom 3. April.

[2] Reichensperger, Erlebnisse 49 f. [3] Ebd. 50.

von England, ein Koburger von Haus, war für ein lebenslängliches oder auf eine Reihe von Jahren abgemessenes Kaisertum, doch keinesfalls ein erbliches. Der Dichter Uhland befürwortete die Wahl eines Reichsoberhauptes aus den regierenden Fürstenhäusern für die Dauer von fünf Jahren. Großen und gewichtigen Anhang hatte Preußen; Pfizer und Dahlmann galten seit Jahren als die Vorkämpfer für Deutschlands Einheit unter preußischer Führung. Jetzt entwarf Dahlmann im Verein mit Albrecht, beide von den dazumal gefeierten Göttinger „Sieben", ein Reichsgrundgesetz, in welchem das preußische Königshaus mit der erblichen deutschen Kaiserwürde bedacht war, 24. bis 26. April. Nach dieser Auffassung sollte also Österreich, dessen Herrscher durch Jahrhunderte an der Spitze Deutschlands gestanden hatten, abseits gestellt werden. Allein Friedrich Wilhelm IV. war für die Idee nicht zu gewinnen, er war für die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde, die er als mit Österreich unauflösbar verbunden ansah; daneben möchte die Würde eines deutschen Königs bestehen oder das Erbfeldherrnamt an Preußen verliehen sein. Auf Dahlmanns Einwendung, Österreich werde sich mit dem bloßen Titel eines deutschen Kaisers nicht begnügen, und auf wiederholtes Andringen Dahlmanns erklärte sich der König zuletzt für den Fall bereit, als Österreich die Annahme der erblichen Kaiserwürde feierlich ablehnen würde, 3. bis 15. Mai.

* * *

In der Zwischenzeit hatten die Wahlen für das deutsche Parlament begonnen, die im außerösterreichischen Deutschland mit wenig Ausnahmen in bester Ruhe und Ordnung verliefen. Von Frankfurt aus bestürmten Schilling, Mühlfeld und Andrian den juristisch-politischen Leseverein, die Wahlen für die deutsche Nationalversammlung zu beschleunigen. Mühlfeld kam persönlich nach Wien, „um den Freisinnigen aus Österreich eine Majorität zu sichern gegen Preußen". Sie fürchteten eine Überflügelung Wiens durch Berlin. In Wien wurden zwar die Wahlen für die deutsche Nationalversammlung in amtlicher Weise ausgeschrieben. Allein es hinkte sogleich, unverkennbar von den Palacký'schen Ideen beeinflußt, eine Vermahnung der kaiserlichen Regierung nach, welche durch die in Frankfurt geträumte Allgewalt und Selbstherrlichkeit der deutschen Volksvertretung einen dicken Strich zog. Mit der ministeriellen Verfügung bezüglich der deutschen Wahlen, so lautete eine im Amtsblatte der „Wiener Zeitung" veröffentlichte, vom 18. April datierte Erklärung, sei keineswegs „ein unbedingtes Anschließen an Deutschland" gemeint; es sei vielmehr „der feste Vorsatz der Regierung, die Sonderinteressen der einzelnen zur österreichischen Monarchie gehörigen Länder, die Selbständigkeit ihrer inneren Verwaltung zu wahren", und habe sich die Regierung „die

Zustimmung zu jedem von der Bundesversammlung gefaßten Beschlusse unbedingt vorbehalten"[1]. Den Fünfziger-Ausschuß traf diese Kundgebung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er ernannte eine Kommission — Hornbostel, Briegleb, Stedtmann, Schuselka —, um die Mittel zu beraten, wie diese die deutsche Einheit gefährdende Erklärung zu beseitigen sei. Doch bei dieser Ernennung blieb es. „Wir taten", äußerte sich eines der Mitglieder dieser Kommission, „das klügste, was sich tun ließ, das heißt gar nichts!"[2]

Die Ausschreibung der Wahlen zum deutschen Parlament war vom Kaiser genehmigt, die Bestimmungen der Wahlordnung waren von ihm gutgeheißen. Danach sollte nicht unmittelbar gewählt werden, sondern erst von den Urwählern die Wahlmänner, dann von diesen die Abgeordneten und deren Stellvertreter. Wahlberechtigt und wählbar sollte jeder volljährige selbständige Deutsche sein, sofern er sich im Besitze der staatsbürgerlichen Rechte befände. Je ein Abgeordneter und Stellvertreter sollte auf 70000 Einwohner entfallen, daher auf die Gesamtbevölkerung der zum Deutschen Bunde gehörigen Länder der österreichischen Monarchie 190 Abgeordnete und ebensoviel Stellvertreter fielen. Für ihre Wahl war es von Frankfurt aus als „nicht notwendig" erklärt, „daß er dem Staate angehöre, den er bei der Versammlung vertreten soll", eine Bestimmung, die im Hinblick auf die kleinen Staaten, wie Vaduz, Hessen-Homburg, Reuß-Schleiz-Greiz, angezeigt, für den volkreichen Kaiserstaat jedoch kaum am Platze war.

Am 20. April erschien in Wien ein Aufruf des Zentralkomitees zur Vornahme der Frankfurter Wahlen. Am 26. und 27. traten die Urwähler zusammen, um die Benennung der Wahlmänner zu vollziehen[3]. Der Wahl der Abgeordneten selbst, die auf den 3. Mai angesetzt war, gingen Vorbesprechungen voraus, bei denen sich unter andern der Redakteur der „Constitution" Leopold Häfner und der k. k. Hofsekretär Maximilian Gritzner durch die Heftigkeit ihrer Diatriben bemerkbar machten; der junge Alfred Arneth trat ihnen mit ebenso ruhigen als verständigen Auseinandersetzungen entgegen und erntete den lauten Beifall der überwiegenden Mehrheit[4]. In einer am 1. Mai in einem Hörsaale des polytechnischen Instituts gehaltenen Wahlmännerversammlung bewegte sich die Diskussion in der Hauptsache um das Verhältnis Österreichs zu Deutschland und bot in dieser Hinsicht, sowohl was die Redner als was ihre Programme betraf, ein interessantes Bild. Dr K. E. Schindler — wohl derselbe, von dem der Aufruf nach Italien in den letzten Märztagen herrührte — verteidigte den Satz: Österreich solle nicht in Deutschland aufgehen.

---

[1] Wiener Ztg Nr 110 vom 19., Nr 112 vom 21. April; vgl. Ficquelmonts Aufklärungen 54 58.

[2] Schuselka, Revolutionsjahr 141. [3] Peyer, Wiener Chronik 96 101—106.

[4] Arneth, Aus meinem Leben I, Wien 1891, 298—301.

J. N. Berger erörterte die Möglichkeiten von Österreichs Stellung mit, für, in und neben Deutschland. Professor Dr Richard Ludwig Höchsmann betonte die Integrität Österreichs. Der Genieoberst Franz v. Mayern warnte vor der Gefahr, daß Österreich von Preußen ins Schlepptau genommen werde, der Kameralrat Albert Ritter v. Neuwall suchte zu beweisen, daß Deutschland ein starkes Österreich brauche, Dr Johann Perthaler und Viktor Freiherr v. Andrian-Werburg warfen sich auf die Weltstellung der österreichischen Gesamtmonarchie im Anschlusse an Deutschland [1].

Zwei Tage später fanden sich die erkorenen Wahlmänner in den ihnen angewiesenen Lokalen zusammen. Die innere Stadt bildete einen Hauptwahlbezirk für sich, die sämtlichen Vorstädte waren in sechs Hauptwahlbezirke eingeteilt, so daß auf Wien im ganzen sieben Abgeordnete und Stellvertreter entfielen. Unter denen, die das Los traf, wären zu nennen: in der inneren Stadt der Advokat Dr Eugen Alex. Megerle v. Mühlfeld als Abgeordneter, in der Leopoldstadt Dr med. Ernst Schilling als Abgeordneter, Dr iur. Johann Nep. Berger als Ersatzmann, auf der Landstraße Baron Andrian, in Gumpendorf der Großindustrielle Theodor Hornborstel als Abgeordneter, der Akademiker Theodor v. Karajan als Ersatzmann, am Neubau der Verfasser der „Sibyllinischen Bücher aus Österreich" k. k. Geniehauptmann Karl Möring, in der Josephstadt Joseph Edler v. Würth rc. Es kam bei diesen Wahlen nicht bloß in Wien, sondern auch in andern österreichisch-deutschen Städten nicht selten vor, daß der Ersatzmann der politische Widerpart des gewählten Abgeordneten war. „Diesem eigentümlichen Vorgang lag wohl zunächst die gutmütige Auffassung zugrunde, daß jenem, der nach dem Erstgewählten die meisten Stimmen erhalten hatte, irgendwelche Genugtuung gebühre, wobei niemand bedachte, daß, wenn der Abgeordnete an der Ausübung seines Mandats gehindert würde, der Wahlbezirk in gerade entgegengesetztem Sinn repräsentiert wäre." [2]

* * *

In den deutschen Wahlbezirken Böhmens gingen die Wahlen in den ersten Tagen des Mai anstandslos vor sich: in Saaz Dr Emil Rößler, in Komotau Dr Franz Makowiczka, in Leitmeritz Moritz Hartmann; die Karlsbader machten von der Gestattung, einen Nichtösterreicher zu wählen, Gebrauch; es war Heinrich Laube, deren langjähriger Kurgast er war [3].

[1] Abendbeilage zur Wiener Ztg Nr 41 vom 12. Mai, S. 162 f.

[2] Arneth a. a. O. I 315.

[3] Karlsbad lag im damaligen Elbogener Kreise Böhmens, und so hieß man ihn im Parlament, wo Laube in der Mitte saß, aber nie mitredete, den „Tacitus von Elbogen".

Nicht so glatt wie in den rein oder überwiegend deutschen Gebieten liefen die Wahlen in den sprachlich gemischten Ländern ab. In den inner-österreichischen Ländern ging den Wahlen ein heftiger, allein durchaus in anständigen Formen geführter Meinungsstreit voraus. Gegen Ende April richtete Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) ein Wort „zur Verständigung" an seine „slovenischen Brüder". Auf eine Einsprache des Dr Matt. Dolenec in der Wiener „Slovenija" replizierte Grün mit einem Programm, das nichts minderes als den Wegfall der östlichen und südwestlichen Provinzen des Kaiserstaates verlangte, also Galiziens und Lombardo-Venetiens: „Ich kann dort nicht verdammen, was mich in der Heimat begeistert"; die Wiederherstellung Polens sei „eine unabweisbare moralische Sühne, welche das freie Österreich sich selbst und den Polen schuldet", die Erhebung Italiens sei „die Wiederkehr des gleichen Ringens eines großen Volkes nach Einheit und Selbständigkeit". Ihm traten die Slovenen Bučar, Peter Hietzinger, Vasel-Kosecki u. a. entgegen. Auch K. Deschmann veröffentlichte einen „Aufruf an das Volk der Slovenen", aber in entgegengesetztem Sinne als Graf Auersperg: „Es ist eine Pflicht der Slovenen, jede Wahl nach Frankfurt abzulehnen"; denn die Wahlordnung spreche nur von „Deutschen", die zur Volksvertretung zu wählen seien. Baron Andrian suchte diese Einwendung damit zu beschwichtigen, daß die Slaven im deutschen Reiche „unbedingte Gleichberechtigung, Verbrüderung und wechselseitiges Vertrauen finden werden", wogegen ein verbissener teutonischer Anonymus die Slovenen als „Wölfe" höhnte, „aber nicht im Schafspelz, sondern geschmückt mit den Federn des Kaiseradlers".

Es kam zu den Wahlen, die in Süd-Steiermark mit wechselndem Erfolge abliefen. Der Innsbrucker Professor Dr Joseph Waser, der sich um ein Mandat in einem slovenischen Wahlbezirke bewarb, unterzeichnete das Programm der Grätzer „Slovenija", allerdings mit dem Beisatze, daß er sich eine Provinz Slovenien nur als administratives, die durchaus oder überwiegend von Slovenen bewohnten Landesteile von Steiermark, Kärnten ꝛc. umfassendes Gebilde denken könne. In vielen südsteirischen Bezirken gelang in der Tat mit Hilfe der Slovenen die Wahl. Dagegen gab es in Cilli stürmische Auftritte, man insultierte den Regierungskommissär. In Tüffer mußte die Wahlkommission die Flucht ergreifen; schließlich erfolgte gleichwohl eine Minoritätswahl. In Pettau erklärten sich die Vertreter von 160 Gemeinden gegen die Wahl, die zuletzt doch erfolgte; allein sowohl der Deputierte als der Ersatzmann lehnten das Mandat ab. In Krain wurde der Laibacher Fiskalamtsadjunkt Dr Karl Ullepitsch in mehreren Bezirken berufen, nahm aber keine der Wahlen an. In Rudolfswerth erschienen nur neun Wähler, die ihre Stimmen dem Anton Laschan gaben, der kein Bedenken trug, die Wahl anzunehmen. In

Krainburg erschienen 94 Wahlmänner, von denen 65, mehr als Zweidrittel-majorität, gegen die Vornahme der Wahl Verwahrung einlegten; die übrigen 29 konnten über ihre Kandidaten nicht einig werden, und so kam eine Wahl überhaupt nicht zustande. Im Bezirk Neudegg erklärten die meisten Gemeinden, daß sie Gesetze nicht von Frankfurt, sondern nur von Wien annehmen wollten; es kamen bei 70 Wahlmänner zusammen, die mit 35 und 36 Stimmen einen Abgeordneten und einen Ersatzmann wählten, die aber beide zu Hause blieben.

Besser gelang es in Kärnten, dessen slovenische Bezirke Matt. Majer und Dr Einspieler bereisten, um gegen die Vornahme der Wahlen zu agitieren. Allein Majer mußte über den Stumpfsinn der Bevölkerung klagen, bei der er wenig Anklang fand, und dem Einspieler wurde aus Klagenfurt ein Steckbrief nachgesandt, der seine Wirksamkeit durchaus lähmte[1].

4.

Größere Schwierigkeiten als in allen andern Teilen der Monarchie boten die Frankfurter Wahlen in den čechoslavischen oder sprachlich gemischten Bezirken von Böhmen.

Rudolf Stadion berief einige Mitglieder des National-Ausschusses zusammen, die sich unisono mit aller Entschiedenheit gegen die Ausschreibung der Wahlen aussprachen. Schon ertönten in den Straßen Prags die Hawličekschen Spottlieder Šuselka nám píše und Ty jsi Kurando pán[2], die den Deutschen neuen Stoff zum Ärgernis gaben. Um den 20. April hielten sie eine Versammlung im Konviktsaale ab, wo sich der Bankbeamte Heinrich Reitter besonders herausfordernd benahm: „Dieses kleine Häuflein der Tschechen macht nur darum so viel Lärm, damit die Welt glaube, daß sie auch etwas seien"; Hus und Žižka seien bloße Schimären, die böhmische Krone gehöre in die Rumpelkammer u. dgl. m. Selbst Karl Joseph Kreuzberg, obwohl ein Deutscher mit Leib und Seele, konnte sich nicht enthalten zu mahnen, man möge sich doch einige Mäßigung auferlegen. Doch gleich nach ihm erhob sich Dr Gustav Große und enthüllte das Schreckbild einer Bartholomäusnacht, die den Deutschen von „tschechischer" Seite drohe, und Alfred Meißner wollte Palacký zu einem Deutschen stempeln, weil er seine „Geschichte Böhmens" deutsch schrieb. Zuletzt wurde

[1] Apih, Die slovenische Bewegung im Frühjahr und Vorsommer 1848: Österr. Jahrbuch 1892, 186—198.

[2] Zpěvník slovanský, Ve Vídni 1848; der Herausgeber nennt sich Vojtěch, doch alle Welt kannte als solchen Havel Borowský (Hawlíček).

eine Deputation nach Wien beschlossen, um dort an höchster Stelle Klage über die Anmaßungen der „Tschechen" zu führen und auf unverweilte Vornahme der Frankfurter Wahlen zu dringen[1].

Auf der andern Seite rüstete man zum Kampf und suchte Verstärkung durch das mährische Brudervolk. Doch eine von Rieger entworfene Adresse an die Mährer und die Mission Dr Eduard Schebeks nach Brünn und Olmütz, um die Mährer für Anschluß an die böhmische Bewegung zu gewinnen, verfehlten durchaus ihr Ziel: der Iglauer Magistratsrat Ignaz Streit verfocht im Landtage die Unabhängigkeit Mährens, und selbst der junge Dr Aloys Praschak[2], obwohl eifriger Nationaler, war gegen den Anschluß seines Heimatlandes an Böhmen.

Im Prager National-Ausschuß langte um Ostern ein Schreiben des Wiener Wahlzentralkomitees — unterzeichnet Baron Andrian und Dr Joseph v. Würth — mit der dringenden Aufforderung ein, sich von den bevorstehenden Wahlen nicht auszuschließen, da „bei Ermanglung der Vertretung Böhmens beim deutschen Parlament Österreich den andern deutschen Staaten gegenüber nicht den ihm gebührenden Platz einnehmen" werde. Am 24. April, Ostermontag, erstattete Johann Wilhelm Graf Wurmbrand-Stuppach im National-Ausschusse Bericht über diese Angelegenheit und stellte mit der Motivierung, daß die Beschickung des deutschen Parlaments „aufregend, nutzlos und gefährlich" sei, den Antrag, eine Deputation zu wählen, die den Kaiser zu bitten hätte, er möge das Ministerium beauftragen, es zu den deutschen Wahlen in Böhmen nicht kommen zu lassen. Der Antrag wurde mit stürmischem Jubel aufgenommen und der Buchhändler Aloys Barosch mit dem Prager Bürger Jarosch zu Mitgliedern der Deputation gewählt. Der deutsche Kaufmann Ignaz Kolb, Dr iur. Franz Klier und Dr med. Zimmer aber erklärten ihren Austritt aus dem Ausschusse.

Von deutscher Seite tauchte in dieser Zeit der Vorschlag auf, den Sitz der bevorstehenden Nationalversammlung nach Prag zu verlegen: das werde das deutsche Element der Stadt stärken, das böhmische aber einschüchtern, ja mit Ausnahme einiger Ultras werde es sich durch diesen Beweis des Vertrauens geschmeichelt und gehoben fühlen.

In diese Tage hinein fiel die Kundmachung der oktroyierten Verfassung, die in den nationalen Kreisen böses Blut machte. „Ja, meinen denn diese Zöpfe und schlimmen Ratgeber", hieß es in einem Flugblatte Em. Arnolds (Pláč a nářek korunny české), „daß wir zu allem ‚ja' sagen werden: Wir küssen untertänigst die Hand?! Hat Minister Pillersdorff vergessen, was den Böhmen am 8. April zugesichert worden, wenn er sich am 25. herausnimmt, einen Reichstag und zwei Kammern zu statuieren?" In der Sitzung

[1] Frič, Paměti III, Praze 1885—1887, 9 f.
[2] So schrieb er sich damals.

des National-Ausschusses vom 27. legte Rieger, unterstützt von Palacký und Trojan, feierliche Verwahrung gegen die ministerielle Oktroyierung ein, was zwar nicht angenommen wurde, aber die Bildung einer neuen Sektion zur Folge hatte, die einen Entwurf der künftigen Verfassung des Königreichs Böhmen auszuarbeiten hätte.

* * *

Von Frankfurt aus wurde ein letzter Schritt beschlossen, um den Widerstand der Böhmen zu brechen. Der würdige Präsident der Ersten Stuttgarter Kammer Karl Georg v. Wächter und Ignaz Kuranda wurden vom Fünfziger-Ausschusse nach Prag geschickt, um mit den dortigen Führern in Verhandlung zu treten. Diese fand am 29. im Palais Nostitz am Graben statt und nahm einen ruhigen Verlauf, bis Dr med. Ernst Schilling aus Wien eintrat, der einen hochfahrenden Ton anschlug und sich bis zur Drohung verstieg, man müsse die Böhmen mit der Schneide des Schwertes zu den Wahlen zwingen. Die andern legten sich beschwichtigend ins Mittel, und Wächter schloß die Diskussion mit der Erklärung: er verkenne nicht die Schwierigkeit, welche bei der eigentümlichen Lage Böhmens darin liege, Deputierte nach Frankfurt zu senden; besonders wisse er gegen den Grund nichts einzuwenden, daß man in einer so ernsten Lage Kapazitäten nicht aus dem Lande schicken wolle[1].

Für den Abend hatten die Prager Deutschen die beiden Frankfurter Gäste zu einer Versammlung in den sog. Konviktsaal eingeladen. Allein auch Karl Hawliček fand sich mit einem zahlreichen Anhang ein, so daß es durch das leidenschaftliche Aneinanderprallen der Parteien bald so unartig und wild herging, daß Wächter und Kuranda es geraten fanden, sich beizeiten davonzudrücken. Schon waren alle Bande des Anstands und der Ordnung gelöst, ein wüster Lärm erfüllte den Saal, so daß einige furchtsame Leute aus den niederen Fenster in den Hof sprangen und die Versammlung ein tumultuarisches Ende nahm. Am Tage darauf verließen Wächter und Kuranda in aller Stille die Stadt[2].

In der Tat blieben in den slavischen Bezirken Böhmens die Wahlen nach Frankfurt gänzlich aus, in den sprachlich gemischten kamen sie entweder gar nicht oder in keiner geltungsfähigen Weise zustande. Ersteres trat in Pilsen und Budweis ein. Von dem zweiten lieferte die im südlichen Böhmen gelegene Stadt Kaplitz ein Beispiel: von 100 Wahlmännern waren 82

[1] Das über diese Verhandlung aufgenommene Protokoll siehe Schopf, Volksbewegung in Prag III, Leitmeritz 1848, 46—54.

[2] Helfert, Graf Leo Thun, k. k. Gubernialpräsident in Böhmen: Österr. Jahrbuch 1894, 149—151; Sonderabdruck 71—74.

erschienen, von denen aber 78 die Beteiligung an dem Wahlakte ablehnten, so daß der Abgeordnete und dessen Ersatzmann von vier Stimmen gewählt wurden.

* * *

Das Prager Leben bot äußerlich noch immer das froh bewegte farbenreiche Bild der früheren Jubeltage; doch unter dieser schimmernden Oberfläche bargen sich Unfrieden und Wirrnis, Zügellosigkeit und Leidenschaften aller Art, die dem nationalen Antagonismus, dem Widerwillen gegen die Juden, dem Neid der Armen gegen die Reichen, der Minderen gegen die Vornehmen entsprangen. An Katzenmusiken, an örtlichen Aufläufen und allerhand Unfug war Prag nicht ärmer als Wien. Dazu kamen ernstere Wahrzeichen. Die „Slavia", ursprünglich ein friedlicher Verein, größtenteils von Literaten, nahm unter dem Einflusse des jungen Joseph Frič, eines bis zum Exzesse überspannten Fanatikers, einen bedenklichen Charakter an. Sie teilte sich in Sektionen, darunter eine militärische, die mit dem Feuer spielte, das in so aufgeregter Zeit doppelt gefährlich war. Von Zeit zu Zeit unternahm Frič in Begleitung seines Gesinnungsgenossen Wotka und des Serben Panich Ausflüge in die Umgegend und hielten da Anreden, die gewiß nicht geeignet waren, die Gemüter der Leute zu beruhigen. Nicht bloß in Städten, selbst in größeren Dörfern bildete sich eine Art Volkswehr, mit sehr einfacher Equipierung, etwa Bauernkittel aus Sackleinwand nach gleichem Schnitt; am Sonntag nachmittag rief sie die Trommel, die sie vordem an Wochentagen an die rechtzeitige Ausfahrt zur Robot gemahnt hatte, jetzt zur Waffenübung auf den Ortsplatz oder zu einem Übungsmarsch in das freie Feld. Die Nationalgarde war ihrer Bestimmung nach ein Faktor der gesetzlichen Ordnung, und in diesem Sinne ließ sich gegen die Ausbreitung dieses Instituts nichts einwenden. Doch die Dorfgarden waren weit entfernt, diesem Berufe zu entsprechen; ihre Mitglieder nahmen wohl selbst teil an den überhandnehmenden Ausgelassenheiten.

Denn schon gab es keine Zucht und Ordnung mehr, Bauern und Häusler kündigten den obrigkeitlichen Beamten den Gehorsam auf, verweigerten die Robot und wurden darin von radikaler Seite aufgemuntert und bestärkt. Schrieb doch der schlesische Studiosus Hans Kudlich aus Wien an seine Angehörigen, sie sollten nicht mehr Robot leisten, die Patrimonialbeamten nicht mehr als Obrigkeit anerkennen, sich Schnurrbärte wachsen lassen, Zeitungen lesen, Vereine bilden[1]. Das ließen sich die Bauern nicht zweimal sagen, ja sie überboten diese Ratschläge durch die Tat. Sie schlugen Holz in herrschaftlichen Wäldern, jagten um die Wette

[1] Rückblicke II 174 f.

auf Hasen und Hühner, brachen wohl gar in umfriedete Tiergärten ein. „Vieh ist Vieh", sagten sie. Daneben mehrten sich gemeine Verbrechen. In Gegenden, wo früher Vorfälle solcher Art als seltene Ausnahme gegolten hatten, waren jetzt Diebstähle und andere Eigentumsverletzungen an der Tagesordnung, was die Leute, die sich sonst gegen die Obrigkeit ähnliches erlaubten, da wo es an ihren eigenen Beutel ging, höchlichst aufbrachte. Über Taugenichtse, die von den eingeschüchterten Gerichten nach kurzer Frist als schuldlos oder wegen Mangels an Beweisen entlassen wurden, fiel die Menge, wenn wieder etwas vorfiel, unbarmherzig her und prügelte sie durch, daß sie oft tot vom Platze getragen werden mußten. Es kamen mitunter auf bloßen Verdacht oder auf eine böswillige Anzeige hin Fälle von Lynchjustiz der grausamsten Art vor.

Zustände solchen Charakters konnten in Wiener Hofkreisen doch etwas bedenklich machen, den blutjungen Prinzen Erzherzog Franz Joseph jetzt schon an die Spitze der Regierung eines in allen seinen Teilen aufgeregten Landes zu stellen, während in Böhmen selbst von dessen Gegenwart das heilsamste erwartet wurde. In letzterem Sinne machte Trojan im National-Ausschusse den Vorschlag einer Deputation nach Wien, die dem Erzherzog die eindringliche Bitte vortragen sollte, so bald als möglich das Königreich mit seiner Gegenwart zu beglücken. Als im Familienrat diese Angelegenheit zur Sprache kam, schlug die Erzherzogin Sophie vor, den jungen Prinzen, der für den militärischen Dienst glühte, in das Lager Radetzkys zu schicken; der Vater konnte sich nicht gleich zu dem immerhin bedenklichen Schritt entschließen, bis zuletzt seine erlauchte Gemahlin doch ihren Willen durchsetzte. So war denn zur selben Zeit, da man sich in Prag mit der Hoffnung schmeichelte, den erzherzoglichen Statthalter bald an seinem Posten zu sehen, in der Regierungszeitung zu lesen, dem Erzherzog sei „in der Zwischenzeit", bevor er seinen böhmischen Posten werde antreten können, „von seinem durchlauchtigsten Herrn Vater die Erlaubnis gegeben worden, für einige Zeit durch Tirol nach demjenigen Teile des lombardo-venetianischen Königreichs zu reisen, der gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht"[1].

* * *

Den Vorwand zu diesem Aufschub fand man beim Hofe in dem Umstande, daß Graf Leo Thun seinen Posten noch nicht angetreten hatte. In der Tat weilte der böhmische Gubernialpräsident noch in Wien, als daselbst die beiden Prager Deputationen in Angelegenheit der Frankfurter Wahlen ihre Gänge machten. Sie erhielten von Pillersdorff den Bescheid: die Wahlen seien von der Regierung ausgeschrieben, aber niemand werde gezwungen, sich

[1] Wiener Ztg Nr 119 vom 29. April im amtlichen Teil.

daran zu beteiligen. Somit erreichte die Deputation des Prager Nationalkomitees ihren Zweck nur halb; aber auch jene des Deutschen Vereins konnte mit ihrem Erfolge nicht zufrieden sein. Als sie sich dem neuen Landeschef vorstellte und Moritz Hartmann die Beschwerde vorbrachte, daß man in Prag nicht einmal wagen dürfe, die deutschen Farben zu tragen, berührte Thun das schwarz-rot-goldene Band in Hartmanns Knopfloch, indem er sagte: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich diese Farben auch nicht liebe."

Graf Thun ging nicht mit großen Hoffnungen in sein Heimatland, das er so sehr liebte. Er sah von vornherein seine Mission nur als eine Phase der Revolution an. „Es scheint mir undenkbar", hatte er noch von Lemberg aus seiner Gemahlin nach Wien geschrieben, „daß alle, die jetzt urplötzlich in die Höhe gehoben werden, mehr als ephemere Erscheinungen seien." Und ein andermal: er betrachte sich bloß als einen Eckstein oder Hemmschuh gegen die Revolution. Auf seiner Reise nach Prag hielt er sich in Königgrätz auf, um dem dortigen Kreishauptmann Baron Mecséry, unter dem er früher gedient hatte, die Stelle eines Vizepräsidenten des Guberniums anzubieten. Am 30. April nachmittags traf er in der Landeshauptstadt ein und bekam gleich am Tage darauf die Wonnen des „wundervollen Monats Mai" zu verkosten. Es war ein Judenkrawall in großem Stile, wobei das Ghetto von ausgelassenem Gesindel überschwemmt, in Gewölbe und Häuser eingedrungen, geplündert und zerstört wurde, die Bewohner selbst Schimpf und Unglimpf, Mißhandlungen aller Art erfuhren. Der Nationalgardeobrist Andreas Haase bot Abteilungen seiner Mannschaft auf, die Meute griff zu Steinen; es mußte von der blanken Waffe Gebrauch gemacht werden, es gab Verwundungen auf beiden Seiten. Die Nationalgarde und die Studenten hielten sich tapfer, doch einige von den Svornostern hielten es mit den Ruhestörern und ließen solche, welche die Nationalgarde gepackt und ihnen übergeben hatte, wieder los. Es dauerte mehrere Stunden, ehe die Judenstadt von der gewalttätigen Rotte gesäubert war; eine Anzahl Aufrührer wurde in Haft genommen, alle Eingänge in das Stadtviertel von Militärposten besetzt. Am andern Morgen wollte der Pöbel das Spiel von neuem beginnen, warf sich auf den jüdischen Tandelmarkt bei St Gallus, begann die hölzernen Buden einzuhauen, die Schilder herabzureißen, die zerhackten Stücke als Feuerungsmaterial für eigene Zwecke wegzuschleppen, bis Nationalgardepatrouillen dem Unfug ein Ende machten. Um dieselbe Zeit bewegte sich ein Trupp der seit 1844 gefürchteten Kattundrucker durch die Bruska; sie hatten vor, im St-Wenzelsbad eine Versammlung zu halten, bei der es ohne Zweifel sehr wild hergegangen wäre, wenn sich nicht der Bürgermeister Strobach und der Bürger Adalbert Wischin mit Erfolg bemüht hätten, sie zur Raison zu bringen. In solcher Weise endeten die beiden ersten Tage von Thuns Wirken in Prag, wo er nahe

daran war, das Standrecht zu verkünden. „Ein erfreulicher Anfang!“ seufzte er.

Und wie der Anfang, so die Fortsetzung. Es verging selten ein Tag, den nicht neue Bedrohungen oder wirkliche Störung der öffentlichen Ordnung bezeichneten. Schon machte sich die Anwesenheit von polnischen Sturmvögeln fühlbar, die sogleich die Bevölkerung gegen den Polizeidirektor Sacher-Masoch verhetzten, der seinen Lemberger Posten hatte verlassen müssen und sich in Prag ansiedeln wollte[1]. Einige Tage später wurde Franz Groll, Faktor der Vetterlischen Buchdruckerei, wegen eines daselbst erschienenen sehr aufreizenden Flugblattes verhaftet. Am 10. Mai morgens sammelte sich eine aufgeregte Menge vor dem Kriminalgebäude, schrie nach Groll und verlangte in heftiger Weise dessen Freigebung. Vergebens boten Strobach und Haase ihre ganze Beredsamkeit auf, den Sturm zu beschwören, sie wurden verhöhnt und ausgepfiffen. Groll wurde freigegeben, von der Menge freudig umringt, umarmt und geküßt und dann in einen offenen Fiaker gesetzt und im Triumphe durch die Straßen der Stadt gezogen, von Leuten, die sich anstatt der Rosse vor den Wagen spannten. Am andern Tage darauf erklärten der Bürgermeister und der Nationalgarde-Kommandant den Rücktritt von ihren Posten. Strobach blieb bei seinem Entschlusse, obwohl die ersten Männer der Stadt ihn davon abzubringen versuchten. „Die Vorgänge vom gestrigen Tage“, erklärte Strobach, „haben bewiesen, daß ich nicht mehr den persönlichen Einfluß besitze, um auf gütlichem Wege die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten; es muß ein Mann an meine Stelle treten, der durch kräftigere Mittel durchzusetzen vermag, was sich auf gütlichem Wege nicht erzielen läßt.“ Was die Stelle Haases anging, so erbat eine Deputation der Nationalgarde, der bewaffneten Bürgerkorps und der akademischen Legion von Erzherzog Karl Ferdinand, der an Stelle des abwesenden Fürsten Windischgrätz das Generalkommando leitete, daß er einen k. k. General ernennen möchte, der den Oberbefehl über die Volkswehr zu führen hätte; der Erzherzog wies sie an den allgemein beliebten Fürsten Joseph Lobkowitz.

* *
*

Bedeutsamer und nachhaltiger als jene vorübergehenden Ausgelassenheiten, deren eben gedacht worden, war der Riß, der immer tiefer und schärfer beide Volksstämme Böhmens voneinander schied. Es war kaum ein halbes Jahr verflossen, da Joseph Wenzig das schöne Wort gesprochen hatte: „Teut und Sláva, ein so stattliches Paar, werden sich hoffentlich noch verstehen

---

[1] Helfert, Graf Leo Thun 159 f; Sonderabdruck 89 f.

lernen, und die deutsche Eiche wird grünen, während die slavische Linde neben ihr blüht."[1] Das war im Oktober 1847 gewesen, doch jetzt standen Teut und Sláva nicht nachbarlich neben-, sondern feindselig gegeneinander, sahen sich nicht mit freundlicher Miene an, sondern warfen einander trotzige, ja haßerfüllte Blicke zu. Der Lauf der Dinge brachte es mit sich, daß die allseitigen Kundgebungen des Deutschtums den nationalen Eifer der nichtdeutschen Völkerschaften weckten, und daß umgekehrt die kräftige Erstarkung namentlich des Slaventums das germanische Stammesgefühl in lebhaftere Bewegung versetzte, mit einem Wort, daß die erhöhten Lebensäußerungen auf der einen den widerstrebenden Bemühungen auf der andern Seite neue Nahrung zuführten. Das war nun an und für sich keineswegs vom Übel, im Gegenteil, es konnte für beide Teile von Vorteil werden, wenn die gegenseitige Anerkennung und Achtung dabei aufrecht blieb.

Das war leider nicht der Fall. Die anfangs so slavenfreundlichen Kundgebungen des Frankfurter Fünfziger-Ausschusses strafte das, was sich im deutschen Lager entwickelte, nur zu bald Lügen. Denn es wurde nur zu klar, daß die Frankfurter Bewegung nicht bloß einen politisch-deutschen, sondern zugleich einen national-deutschen Charakter annahm, dem gegenüber alles Nichtdeutsche als ein fremdes Element erscheinen mußte. Es war, als ob die Deutschen an selbstsüchtigem Eigennutz einbringen wollten, was sie im Jahrhundert zuvor an kosmopolitischer Selbstverleugnung zuviel getan hatten. Nach ihrem Sinne sollte die westliche Hälfte der österreichischen Monarchie das national-deutsche Gebiet vermehren helfen, obwohl Böhmen und Mähren, Krain und das Küstenland in der Überzahl, Kärnten, Steiermark und Tirol zu einem großen Teile national nichtdeutsch waren.

Die Gegenströmung ließ nicht auf sich warten. Gerade in den Tagen von Thuns Amtsantritt traten zwei Schöpfungen ausgesprochen slavischen Charakters ins Leben. Am 29. April regte in einer Versammlung im St-Wenzelsbade der Slovake Ljudevit Štúr die Gründung eines Vereins an, der sich die Durchführung der nationalen Gleichberechtigung und die Festigung der slavischen Wechselseitigkeit zum Ziele zu setzen hätte, eine Anregung, die vom Flecke weg zustimmenden Anklang fand. Der Verein sollte anfangs Slovanská Orlice (orlice = junger Adler) heißen; bald aber stellte er sich unter das Sinnbild der slavischen Linde, slovanská Lípa, und unter diesem Titel begann er eine Wirksamkeit, die sich binnen kurzem über alle Teile des böhmischen Landes ausbreitete und in vielen Städten die Gründung von Zweigvereinen zur Folge hatte.

Einen Plan von ungleich umfassenderer Bedeutung hegte eine Anzahl von böhmischen Kavalieren und Literaten, die sich am 30. in der Wohnung von Erasmus Wotzel zusammenfand und am 1. Mai einen von dem-

[1] Ein Wort über das Streben der böhmischen Literaten, Prag 1848.

selben Štúr verfaßten Aufruf an alle Slaven des Kaiserstaates — Slované bratří! — unterzeichnete, sich am letzten Mai „in der altberühmten Slavenstadt Prag einzufinden, um gemeinschaftlich alles in Beratung zu ziehen, was das Beste unserer Nation erfordert und was wir in diesen wichtigen Zeiten zu tun haben". Ein Punkt des Programms lautete: „Abweisung jedes Versuches einer Unterwerfung unter eine fremde Nationalität, demnach Verwahrung gegen das Aufgehen und die Einverleibung Österreichs in Deutschland, dagegen inniger Freundschaftsbund mit der deutschen und den übrigen Nationen." In diesem Sinne verpflichtete man sich (Erklärung vom 5. Mai), „dem regierenden Hause Habsburg-Lothringen die alte Treue unverändert zu bewahren und die Erhaltung der Integrität und Souveränität des österreichischen Kaiserstaates mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu sichern. Kaiser und König Ferdinand ist und bleibt unser alleiniger Souverän wie bisher, über ihm erkennen wir keine zweite Autorität."[1]

Im Prager Nationalkomitee gab es am 11. Mai eine stürmische Sitzung, in der Rieger einen Artikel der Frankfurter „Oberpostamts-Zeitung" verlas, der eine drohende Erklärung des Fünfziger-Ausschusses enthielt. Rieger erinnerte dabei an die Worte Schillings, die auch anderwärts zu vernehmen waren: man müsse die Böhmen „mit der Schneide des Schwertes" zu den Wahlen zwingen. „Nun denn", rief Rieger mit leidenschaftlicher Heftigkeit aus, „dann werden wir mit Dreschflegelargumenten antworten." Die Versammlung ging in großer Aufregung auseinander. In der Sitzung des folgenden Tages rügte Leo Thun zuerst die maßlose Auslassung Riegers und fuhr dann beschwichtigend fort: „Die Wahlen sind von Seiner Majestät gestattet, aber niemand ist gezwungen sie vorzunehmen. Der National-Ausschuß kann zu dieser Vornahme nicht raten, weil er an der Ansicht festhält, daß die Deutschen ihre Angelegenheit in ihrem Parlamente beraten mögen und die Böhmen die ihrige bei sich. Ich hege die sichere Erwartung, daß in nächster Zeit die von mir wiederholt erbetene ministerielle Genehmigung der Landtagswahlordnung herabgelangen werde, wo ich dann nicht säumen will, den böhmischen Landtag auszuschreiben."[2] Auf diese Erklärung meldeten Alfred Meißner und Moritz Hartmann ihren Austritt aus dem National-Ausschusse an; Uffo Horn tat es mit den Worten: „Der Himmel über uns verdüstert sich, die lichten Sterne der Freiheit erbleichen; dafür geht ein drohender Komet auf, der auf Zwietracht und Unglück deutet!"

---

[1] Österr. Jahrbuch 1894, 145 f 147 f; Sonderabdruck 75 f 87 f; daselbst auch die Namen der Unterzeichner des Aufruhrs.

[2] Helfert, Graf Leo Thun 102 f.

Zur selbigen Zeit war Palacký von seiner Wiener Mission zurück. Man hatte für ihn das Unterrichtsportefeuille ausersehen, und er hatte sich über die Grundsätze mit den Ministern bald verständigt; allein in der von altersher böhmischfeindlichen Wiener Bevölkerung und in deren gedrucktem Echo, der Journalistik, waren solche Mißklänge gegen seine Berufung zu vernehmen[1], daß er es geraten fand dieselbe abzulehnen. Die Ansprache, in welcher er am 12. Mai im National-Ausschusse über diese Vorgänge Bericht erstattete, schloß er mit den Worten: „Ich habe eine herzliche Bitte an alle Böhmen. Der Sieg unserer Sache ist nicht zweifelhaft, wenn wir ihn nicht selbst in Frage stellen. Unser Sieg muß ein moralischer sein. Wenn wir dem Terrorismus Terrorismus entgegensetzen, so kommen wir um unsern moralischen Sieg."

Nun, die Gründung der Slovanská Lípa war gewiß keine terroristische Maßregel, und der Aufruf zum Erscheinen beim Slavenkongreß war es ebensowenig. „Die Deutschen beschicken für sich ein Parlament", hatte es in der Versammlung bei Wotzel geheißen, „warum sollten die Slaven nicht ein Gleiches tun?!" Allein diese Argumentation ließ man von deutsch-böhmischer Seite nicht zu, sondern es hieß ganz nach dem Goetheschen Distichon: Daß wir die Vertreter deutscher Städte und Gebiete uns in Frankfurt zu einem gemeinsamen Parlament zusammenfinden, das „freilich versteht sich von selbst"; aber daß Vertreter aller Slavenstämme Österreichs in Prag das Gleiche tun wollen, „welch unerlaubtes Beginnen!" Die Einladung zum Slavenkongreß wurde von den Deutschen zum Hochverrat gestempelt, und dieses Verdikt bald auf alle Prager Kundgebungen ausgedehnt. Saaz, Reichenberg, Rumburg und andere Städte erklärten sich gegen die Berechtigung des „sogenannten" National-Ausschusses, der, weil aus der Wahl nicht einmal der Prager Einwohnerschaft hervorgegangen, nicht als Vertretung der Bevölkerung des Landes gelten könne. Bis zum 9. Mai zählte man nicht weniger als 38 solcher Verwahrungen. Die Stadt Eger sagte sich sogar ganz von Böhmen los, verlangte eine Trennung von den Ständen des Königreichs und einen eigenen Landtag[2]. Im Frankfurter Fünfziger-Ausschuß fand man nicht Worte genug der Entrüstung. Glaß aus Landau wies das Manifest des Slavenkongresses „mit Indignation" zurück: es sei damit „der deutschen Einheit förmlich der Fehdehandschuh hingeworfen"; er wollte Truppen gegen Böhmen aufgeboten und zu diesem Ende die Bildung einer deutschen Exekutivgewalt beschleunigt haben. Der Schulamtskandidat Julius Ostendorf aus Soest erläuterte den Satz, die Slaven wollten ein slavisches Reich an die Stelle von Österreich setzen, und Adolf

---

[1] Nach Wurzbach, Biographisches Lexikon XXI 183 hätte auch der ungarische Ministerpräsident Graf Louis Batthyány gegen die Berufung Palackýs zum Unterrichtsminister Verwahrung eingelegt.

[2] Österr. Jahrbuch 1854, 146; Sonderabdruck 76.

Wiesner verlangte die Erklärung: Deutschland werde „nie und nimmermehr zugeben, daß man einen Fuß breit Erde davon abreiße“. In Leipzig mußte J. P. Jordan, Dozent an der Universität für slavische Sprachen und Literatur und Herausgeber der „Slavischen Jahrbücher“, weil er den Aufruf vom 1. Mai mitunterzeichnet hatte, seinen Posten räumen, und Professor Heinrich Wuttke[1] stiftete einen „Verein für Wahrung der deutschen Interessen in den österreichischen Grenzländern“, worin er seine „deutschen Brüder in Böhmen“ offen zu gewalttätiger Erhebung aufforderte: „Ganz Deutschland steht zu eurem Schutze hinter euch, ermannet euch daher und handelt!“

Nicht minder heftig zeigte sich der Antagonismus der Magyaren, bei denen die Furcht vor der slavischen Überzahl mitspielte. Batthyány schrieb nach Wien an den Fürsten Esterházy als Minister des Äußern, er möge seine Bestrebungen dahin richten, „daß die in Prag ausgeschriebene Zusammenkunft, so viel als möglich ihres panslavistischen Charakters entkleidet, nur als Provinzialversammlung der tschechischen Nation vor sich gehen könne“, und daß namentlich die zum Kongreß eingeladenen Galizier vermocht würden, keine Deputierten nach Prag zu senden. Das könne nur dadurch erreicht werden, wenn ihnen ebensoviel gegeben werde wie den Böhmen, „weil die Einheit der Monarchie in den durch die Pragmatische Sanktion mit uns verknüpften Provinzen solche Beziehungen verlangt, die den unsern ähnlich sind“; dann würden die Galizier nicht nötig haben, im Bunde mit den andern Slavenstämmen eine Stütze für die Durchführung ihrer Petitionspunkte zu suchen[2].

5.

Am 14. April hatte das ungarische Ministerium seine Übersiedlung von Preßburg nach Pest vollzogen, wo von nun an auch der Reichstag zusammentreten sollte. Am Tage darauf hielt in Wien die seit Maria Theresiens Zeiten funktionierende ungarische Hofkanzlei unter dem Vizekanzler Ladislaus Szögyény von Magyar-Szögyén ihre letzte Sitzung und löste sich auf. Die siebenbürgische Hofkanzlei fristete ihr Scheinleben noch einstweilen fort. Zur selben Zeit stellte in Pest das bis dahin bestandene Sicherheitskomitee seine Tätigkeit ein. Im ungarischen Ministerium vereinigten sich nunmehr sowohl die althergebrachten Attribute

[1] . . . „dessen Name eher russisch als deutsch klingt und vielleicht so viel als Branntwein bedeutet“; Bernhard Becker, Die Reaktion in Deutschland, Wien 1869, 283.
[2] Janotyckh, Archiv I Nr 66, S. 63; II Nr 173, S. 157 f.

der Wiener Zentralbehörde als die selbstgeschaffene Autorität der bisherigen revolutionären Zwischenbehörde. Am 16. April erließ das neue Ministerium eine Art Manifest, daß es die Regierung des „Vaterlandes" übernommen habe, und daß fortan Beamte und Bürger sowie alle Militärkommandanten ihm zu gehorsamen, nur von ihm Befehle zu erwarten und anzunehmen haben[1]. Am 18. traf Erzherzog Stephan in der Landeshauptstadt ein; es war das herrlichste Wetter, ganz im Gegensatz zu dem strömenden Regen, der die Ankunft der Minister begleitet hatte. Der Palatin wurde seitens der Bevölkerung mit Freude und Sympathiebezeigungen empfangen. Doch schon am andern Tage hatte die Stadt ein anderes, ein böseres Aussehen.

Die Regierung hatte mit den verschiedensten Elementen der Mißstimmung zu kämpfen. Selbst republikanische Strömungen blieben nicht aus. Der Störenfried in dieser Richtung war der Freiheitsdichter Petöfi, der sich gern mit roter Feder an der Kopfbedeckung zeigte. Um in dieser Richtung ein für allemal Ruhe zu schaffen, berief Minister Klauzál im Verein mit Nyáry und Pulszky eine öffentliche Versammlung, welcher sie die Frage der Republik vorlegten. Nur eine unbedeutende Minderheit erklärte sich dafür; Petöfi unterwarf sich der Majorität. Das Spießbürgertum wollte von Gewerbefreiheit nichts wissen, vielmehr den politischen Umschwung benützen, um die alten Zunftschranken mehr zu befestigen. Auf der andern Seite standen die Arbeiter und die Arbeitslosen, deren Köpfe von den ungemessensten Forderungen erhitzt waren. Die Studenten der Universität beschickten den Unterrichtsminister mit einer Deputation, welche die Entlassung von drei mißliebigen Professoren, die Aufhebung des Examens, die Abschaffung der Rigorosentaxen u. a. verlangen sollte[2].

Dazu kam nun die Judenfrage, die in Ungarn, namentlich in den Städten, brennender als in andern Teilen der Monarchie war. Vom ersten Augenblicke der Bewegung hatten sich jüdische Schreier und Schreiber in den Vordergrund gedrängt und dadurch den ruheliebenden Bürgern Ärgernis gegeben. Unter den Journalen der Hauptstadt waren es drei von Juden geleitete: Kleins „Ungar", Wysbers „Patriot" und Chownitz' „Opposition", die unaufhörlich Öl ins Feuer gossen und bei jedem Anlasse republikanische Tendenzen herauskehrten[3]. So kam es denn am 19. zu einer großen Volksversammlung auf dem Museumsplatze, die

---

[1] Janotyckh, Archiv I, Nr 39, S. 39 f.

[2] Klein, „Ungar" 1848 Nr 111 vom 10. Mai.

[3] Über Joseph Chowanec, der sich jetzt Julian Chownitz nannte, von Herkunft Jude, später getauft, dann Offizier, welche Charge er wegen schlechter Streiche aufgeben mußte, zuletzt Journalist, siehe Janotyckh, Archiv I 124 f. Im Naučný Slovník III 1145 f wird er milder beurteilt; den Militärdienst, heißt es, habe er wegen Untauglichkeit infolge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde verlassen müssen.

zunächst von den Vertretern des Pauperismus gegen die Klasse der Hausherren in Aufregung versetzt wurde: für das erste Quartal des Jahres 1848 „als unvergeßlicher Epoche der errungenen Freiheit“ sollten „die Pest-Ofener Patrioten“ von der Entrichtung des Mietzinses enthoben werden, sollten die Hausherren in Hinkunft nicht mehr das Recht haben, den Mietzins anticipando zu fordern, das Sperrgeld der Hausmeister für alle Zeiten aufgehoben sein, u. dgl. m. Vom Museumsplatze wälzte sich die Menge lawinenartig vor das Stadthaus, um hier die Bestätigung der gefaßten Beschlüsse zu erzwingen. Mittlerweile war die Masse gegen die Juden aufgestachelt worden, und ein aus allen Klassen der städtischen Bevölkerung zusammengesetzter Haufe begehrte von der Obrigkeit ihre Vertreibung. Es traten nun drei andere Forderungen an die Stelle der früheren: die in die Nationalgarde eingetretenen Juden sofort zu entlassen; alle nicht länger als seit 1838 in Pest wohnenden Juden, ob sie das Inkolat hätten oder nicht, auszuweisen; dem Hermann Klein die Herausgabe des „Ungar“ zu verbieten. Es kam bald zu Tätlichkeiten, zu Mißhandlungen von Juden; in der Königsstraße, der bedeutendsten des Judenquartiers, wurde jeder, der ein jüdisches Aussehen hatte, angehalten: „Nieder mit ihm!“ — wobei auch mancher Christ durchgebläut wurde; in der Waiznerstraße und auf dem Kohlmarkt flogen Steine in die Fenster. Die Aufregung nahm zu, als sich das Gerücht verbreitete, die Juden hätten aus den Fenstern der Königstraße ein Bombardement mit Steinen und Holzwerk eröffnet. Gegen acht Uhr abends war der Krawall in vollster Blüte, bis Nationalgarde einschritt, kaiserliche Grenadiere aufmarschierten, Kürassiere mit militärischer Ruhe angerückt kamen; in der Nacht streiften starke Patrouillen durch die Straßen der Stadt und der Vorstädte[1]. Drei Tage nach diesen Ereignissen, 22. April, trat in Pest unter den Auspizien des Vizegespans Nyáry und des Bürgermeisterstellvertreters Rottenbiller „zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung“ ein Komitee zusammen, eine Art Wohlfahrtsausschuß, welcher Konstabler nach englischem Muster einführte, die mit einem weißen Stäbchen in der Hand sich Achtung und Fügsamkeit verschaffen sollten[2].

Die Judenverfolgungen hörten darum nicht auf, sie verbreiteten sich über einen großen Teil des Landes. Am ärgsten ging es an den beiden Ostertagen in Preßburg zu, wo das Ghetto am Schloßberg förmlich gestürmt wurde, stundenlange blutige Balgereien durch das Einschreiten der bewaffneten Macht kaum gebändigt werden konnten und erst Ruhe eintrat, als eine Schrift des Magistrats verlesen wurde, daß alle im Gebiete der Stadt

[1] Die magyarische Revolution rc. Von einem Augenzeugen, Pest 1850, 22 f. Klein, „Ungar“ 1848 Nr 95 vom 21. April. Siehe auch Szedlák, Erinnerungen, Budapest (o. J.), 10—13.

[2] Janotyckh, Archiv I 68—70.

wohnenden Juden ausziehen, ihre in dieser befindlichen Geschäftsräume gesperrt und geschlossen halten und samt ihren Verkaufsläden auf den Schloßberg innerhalb des Gitters beschränkt bleiben sollten[1]. Von Pest aus wurde Kasimir Tarnóczy als Regierungskommissär für das Preßburger Komitat zur Untersuchung der vorgefallenen Exzesse und Bestrafung der Schuldigen entsandt. Seine Vollmachten wurden, da das Beispiel von Preßburg ansteckend auf die benachbarten Städte gewirkt hatte, auf Tyrnau Modern, St Georgen und Bösing, einige Tage später auch auf das Neutraer Komitat ausgedehnt, wo überall, nicht bloß gegen die Juden, Plünderungen und Verwüstungen stattgefunden haben, sondern auch Wohnungen der Beamten angegriffen worden waren. Der königliche Kommissär war beauftragt, einen Teil der Preßburger Garnison an alle Orte, wo es nötig befunden werden sollte, zu beordern[2].

In der gesamten Judenschaft Ungarns, besonders in der Hauptstadt, griff eine solche Angst um sich, daß ganz ernstlich ein „Aufruf an die Israeliten Ungarns zur Auswanderung nach Amerika" verbreitet wurde: „Die Israeliten Ungarns seufzen nicht nur noch unter dem alten Drucke, sondern wir werden allenthalben mit Schmach und Schimpf verfolgt, unser Hab und Gut wird gestohlen, geraubt, zerstört, der Pöbel stößt täglich Drohungen gegen unser Leben aus, viele unserer Brüder sind schon als Opfer blinden Hasses gefallen." Indes legte sich bald der erste Schrecken, die kräftigen Maßregeln der Regierung stellten die gesetzliche Ordnung wieder her und eine Flugschrift von Alexander Herzfeld erschien mit dem Motto: „Wir gehen nicht nach Amerika, wir werden hier bleiben!"[3]

* * *

Mitten in diese häuslichen Mißhelligkeiten und Wirren kamen alarmierende Nachrichten aus dem Süden. Die Worte, welche die raizische Deputation aus dem Munde Kossuths vernommen hatte[4], riefen eine von Tag zu Tag zunehmende Gärung hervor. Die Kongregation von Požega steckte die illyrische Trikolore, weiß-blau-rot, auf, und alle Orte, in denen Serben zahlreich wohnten, folgten dem gegebenen Beispiele, rissen die ungarischen Fahnen herab und verunglimpften sie. Doch die Raizen wohnten nicht allein in der Bačka und im Banate, es lebten Magyaren, Deutsche, Walachen unter ihnen, und in Orten mit gemischter Bevölkerung

---

[1] Ausführlich sowohl über die Pester als über die Preßburger Ereignisse siehe meine „Konfessionale Frage in Österreich 1848", Wien 1883, 196—218.

[2] Janotyckh, Archiv I, Nr 100 f 114, S. 95 100 f.

[3] Klein, „Ungar" 1848 Nr 119 vom 19., Nr 125 vom 26. Mai.

[4] Siehe Bd I S. 443.

konnten Reibungen und Zusammenstöße nicht ausbleiben. Die Deutschen hielten treu zu den Ungarn, die Walachen waren geteilt. In einer an ihre Stammesgenossen gerichteten Adresse forderten sie diese auf, Hand in Hand mit den Magyaren bestrebt zu sein, „das raizische Joch abzuschütteln" und anstatt der raizischen Bischöfe, die das walachische Volk in Blindheit erhalten und quälen, sich walachische Oberhirten zu erbitten[1]. Ohne Zweifel steckten magyarische Machenschaften dahinter, die unter den Serben selbst Unfrieden zu stiften wußten. Die Serben von Groß-Kikinda hatten am 24. April (11. a. St.) aus Karlowitz eine slavische Trikolore gebracht und verlangten, daß sie ob dem Rathause aufgehißt werde. Als der Distriktsrichter Kengelac dies verweigerte, brach der Sturm los; allseits aus der Umgegend strömte, mit Sensen und Äxten bewaffnet, das Volk zusammen, dessen Zahl bald auf mehrere Tausende anwuchs. Kengelac requirierte die im Orte garnisonierende Kavallerie, die von der blanken Waffe Gebrauch machte, was die Wut der Menge auf den Siedepunkt brachte. Das geringe Militär, nachdem es einige Verluste erlitten, mußte weichen, und nun war die unglückliche Stadt dem zügellosen Wüten der Meute preisgegeben. Kengelac flüchtete, ebenso die meisten andern Magistratspersonen und Beamten. Das Rathaus wurde erstürmt, das gleiche Schicksal erfuhren die Beamtenhäuser, von denen mehrere greulich verwüstet, die Inwohner, die nicht beizeiten sich davongeschlichen hatten, mißhandelt und gemartert wurden, darunter der serbische Magyaromane Stephan Záko, Bruder von Georg Stratimirovichs Gattin. Erst als eine bedeutende Militärmacht, Infanterie, Kavallerie und Geschütze, heranrückte, den Ort umzingelte und zur Übergabe zwang, war die Ruhe hergestellt. Mehrere hundert Meuterer wurden gefangen, die große Menge ließ man laufen[2].

Im benachbarten Siebenbürgen begann sich's zu regen. Am 5. April richtete J. Trebonian Laureanu an den Hermannstädter Professor Nikolaus Balasiescu die Aufforderung, die Walachen Siebenbürgens zum Bewußtsein ihrer Rechte zu bringen, Versammlungen zu halten, ihre Nationalität und Sprache zur Geltung zu bringen. Ein paar Tage später erhielt Simeon Barnuciu in Hermannstadt ein vom 6. datiertes Schreiben aus Bukarest, worin Johann Assente ihm die Aufstachelung seiner Stammes- und Glaubensgenossen zur Ermannung und Erhebung dringend ans Herz legte. Am 24. darauf wurde eine Versammlung veranstaltet,

[1] Horváth-Novelli, Fünfundzwanzig Jahre II, Leipzig 1867, 626.

[2] Die neue Zeit, Leipzig 1848, 397, wohl mit starken Übertreibungen: zwei Offiziere sollen bei der ersten Attacke gefallen, sechzehn Beamtenhäuser sollen von Grund aus niedergerissen worden sein, das Wüten habe vier Tage gedauert. Nach andern, nicht minder unverläßlichen Berichten wären zwei „Senatoren", Cunchich und Isakovich, gefallen.

die in bester Ruhe und Ordnung verlief und die Forderung der Siebenbürger Walachen zum erstenmal zum Ausdruck brachte: Keine Union mit Ungarn, keine Magyarisierung![1] „Brüder Römer", riefen die Führer ihrem Volke zu, „ein härteres Los hat keine andere Nation Europas erfahren, weiter hat keine andere die Tugend der Geduld getrieben. Jetzt hören wir überall das Evangelium der Freiheit und Gleichheit predigen: sollen diese Zauberworte für die ganze Menschheit Geltung haben, nur für uns leerer Schall sein? Unsere Nation seufzte bisher unter den Formen eines barbarischen Egoismus, dem nur die Satire den Namen einer Verfassung beizulegen vermochte. Wir sind die Mehrheit, und doch haben unsere Tyrannen, die Ungarn, Szekler und Sachsen, uns ausgestoßen; wir werden untertäniges Volk, Knechte genannt, während jene allein den Namen von Nationen usurpieren. So werden wir behandelt, wir, die nach Millionen zählen, in deren Menge jene gleich einem Wassertropfen im Meere verschwinden! Brüder, seid eingedenk des Ruhmes unserer Vorfahren, der Herren der Welt, der Römer! Wir wollen die gleichberechtigte vierte Nation im Lande sein! Nicht ferner soll man uns ‚Walachen' (oláhok) nennen dürfen, ‚Romanen' soll man uns heißen! Von einer Union mit Ungarn wollen wir nichts wissen! Die Ungarn mögen Trauerflöre um ihre Hüte winden, wenn sie bei ihrem Verlangen beharren!"[2]

Die Siebenbürger Sachsen, ihrer seit Jahrhunderten anerkannten, zum Teil verbrieften Rechte bewußt, zeigten sich bereit, diese zur unverkürzten Geltung zu bringen[3]. Sie sandten zuerst eine Deputation nach Pest, die am 27. April von der Bevölkerung mit Freude und Ehren begrüßt wurde. Doch anders war der Empfang bei den Ministern, denen sie eine Denkschrift über die Bedingungen überreichten, unter denen sie sich eine Vereinigung mit Ungarn gefallen lassen wollten. Deák nahm schon an dem Ausdruck „Bedingungen" Anstoß, worauf ihm Pfarrer Fabini, eines der Mitglieder der Deputation, entgegnete: „Verlangen Sie etwa, ein Volk solle sich erst als Gunst und Gnade jene Rechte erbitten, die es schon besitzt und die ihm von Rechts wegen zustehen?!" Enttäuscht und verbittert kehrten die Deputierten in ihre Heimat zurück, um nun dort eine um so lebhaftere Bewegung in Fluß zu bringen. „Union oder Tod" war das magyarische Losungswort, das nicht bloß in Klausenburg und im Szeklerlande, sondern auch in romanischen und sächsischen Häusern, deren Be-

---

[1] Friedenfels, Bedeus von Scharberg II, Wien 1876, 42 f Anm.

[2] Zur Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes, Leipzig 1851, 49—58; Zur Geschichte der Romanen in Siebenbürgen: Österr. Korrespondent (Olmütz) vom 3. März 1849.

[3] Die Bewohner der sächsischen Vierlande wollten sogar ihre Zugehörigkeit zu Hamburg und Lübeck zur Geltung bringen und einen Vertreter zur deutschen Nationalversammlung senden: Schuselka, Revolutionsjahr 117.

wohner dem Unionsgedanken huldigten, und an sonst auffälligen Plätzen angeschrieben wurde. Aber die Sachsen hatten auch ihr Unionslied, nur daß es etwas anders lautete als das ungarische und mit dem Rufe schloß:

Ein einig mächtig Österreich —
Dies sei die Union![1]

In einer an ihren Kaiser und Herrn gerichteten Adresse sprachen die Sachsen ihren heißesten Wunsch aus, ihre Gesinnungen „in einer allgemeinen Reichsständeversammlung aller konstitutionellen Länder der Monarchie beurkunden zu können". Flugschriften, wie „Schwarz und Gelb", „Österreich über alles", gingen im Sachsengebiete von Hand zu Hand. Die Union mit Ungarn war ihnen gleich mit der Wahl, ob sie noch ferner Deutsche bleiben oder Ungarn werden wollten, ob sie ihre „von wackern Voreltern ererbten Sprache, Sitten und Einrichtungen" behalten und auf ihre Nachkommen vererben oder im Ungartum untergehen, ob sie künftighin „von eigenen oder von fremden Behörden gerichtet" sein wollten. Als am 3. Mai der siebenbürgische Gouverneur Graf Teleki durch Hermannstadt kam und die sächsische Nationsuniversität und der Orator Traugott Binder ihm die Aufwartung machten, sprach er diese in hochfahrendem Tone an: die Frage der Union sei tatsächlich entschieden, die allgemeine Geschäftssprache könne nur die ungarische sein, bei einem Widerstand gegen den Grundsatz der Union werde für die Auflehner außer dem Landtage keine Sicherheit zu finden sein. Die Antwort darauf war, daß am Abend im Theater Oberstleutnant Graf Adam Waldstein-Wartenberg und Rittmeister Graf Friedrich Alberti de Poya, beide von Chevauxlegers Nr 3, schwarz-goldene Kokarden austeilten, die vom Publikum mit Begeisterung entgegengenommen und angeheftet wurden; die österreichische Volkshymne wurde verlangt und im Chore mitgesungen. Am selben Abend hielt der jugendliche Jakob Rannicher eine Ansprache, worin er mit patriotischen Worten für ein Österreich sprach. Am 4. Mai mittags bei der Wachablösung wurde vor dem nächst der k. k. Hauptwache gelegenen Hause des Nationsgrafen eine kaiserliche Fahne unter Absingung der Volkshymne aufgepflanzt. Alles, was Sachse hieß, schmückte sich mit kaiserlichen Abzeichen, schwarz-goldene Fahnen flatterten vom Rathausturme, von allen Kirchtürmen der Stadt, die Hermannstädter Studentenschaft marschierte mit einer gleichen Fahne auf, unverrücktes Festhalten an Kaiser und Reich war das allgemeine Losungswort[2]. Aber — mirabiliter dictu! — die beiden Grafen erhielten als Anerkennung ihres gesamt-österreichischen Patriotismus

[1] Über die siebenbürgische Unionsfrage ausführlich Friedenfels a. a. O. 45—48 367—391.

[2] Thürheim, Licht- und Schattenbilder, Prag u. Teplitz 1876, 164—168. Friedenfels a. a. O. 38—40.

von der Militärbehörde den Befehl, das Land zu verlassen und sich nach Wien zu begeben[1]; dem Oberleutnant Gustav Böheim von Leiningen-Infanterie (Nr 31, Hermannstadt), der die kaiserliche Fahne aus dem Regimentsmagazine beigestellt hatte, wurde eine Rüge zuteil?!

Die antimagyarische Strömung riß auch unter den Nordslaven einige beherzte Männer mit sich fort. In der Liptau einigten sich die Parteiführer über eine Petition ihrer Stammesgenossen als „Urnation und einstige alleinige Besitzer des Landes". Als sie aber am andern Tage, 11. Mai, eine Volksversammlung abhalten wollten, wurde ihnen dies verboten, so daß sie einen abseits von der Stadt gelegenen Ort wählen mußten, wo am Abend die Punkte verlesen und angenommen wurden. In Pest geriet man über diesen Schritt außer Rand und Band. Louis Batthyány erteilte den Komitatsbehörden den Auftrag, gegen dieses Unwesen mit aller Entschiedenheit einzuschreiten, und Kossuth tat den Schwur, jeden niederzuschlagen, der mit ähnlichen Forderungen auftreten würde. Slovakische Patrioten, wie Hodžas Bruder, der Dichter Jan Král, der Pribeter Schullehrer Notarides, wurden verfolgt, mißhandelt, eingekerkert. Mit der slovakischen Erhebung hatte es für den Augenblick ein Ende, aber Štúr und Hurban wandten sich nach Wien und von da nach Prag, um bei den stammverwandten Čechoslaven Unterstützung und Hilfe zu finden.

* * *

Ein zeitgenössischer Ausländer machte die ganz richtige Bemerkung, daß die Abschaffung der alten markigen ungarischen Verfassung, an deren Stelle eine Nachahmung der modernen papierenen Konstitution trat, zugleich den Ansprüchen der nichtmagyarischen Volksstämme ein weites Tor öffnete und namentlich die beiden südslavischen Königreiche, die durch den politischen Umschwung in Ungarn ihre ganze politische Existenz bedroht sahen, zum äußersten Widerstand herausforderte. Kroatien trat nunmehr zu Ungarn in das gleiche Verhältnis, in das sich Ungarn zur Gesamtmonarchie gestellt hatte[2].

---

[1] Thürheim, Reminiszenzen, Wien 1864, 33 f.

[2] Corvinus, Hungary, London 1850, 65 70 f 74. Darum habe auch die ganze Rechtsgültigkeit der Aprilverwilligungen, die eigentlich eine neue Art nachträglicher Geltung erhielten, geschwankt: . . . though the assent of the Crown could hardly be held to cure the illegal origin of laws to which the consent of the Country in its congregations had never he obtaired (S. 14). Die Mitglieder des Unterhauses hätten, fährt Corvinus fort, ihre Eigenschaft als Ablegaten des Komitats, an deren Instruktionen sie gebunden waren, in eine Stellung von Volksvertretern umgewandelt. Was

Das hatte Jellachich im ersten Augenblicke durchschaut. Als man ihn in Wien den althergebrachten Banaleid ablegen lassen wollte, wandte er ein, die Verhältnisse seien andere geworden, er könne sich nicht zu den alten Obliegenheiten verpflichten. Er sah klar, daß er sich eine neue Stellung schaffen müsse, und er war um so mehr der Mann dazu, als er sich der Sympathien, der Ergebenheit und treuen Anhänglichkeit seines ganzen Volkes sicher fühlte. Den vereinzelten Widerstand der magyarischen Elemente im Lande schlug er mit der unwiderstehlichen Kraft seines ganzen Wesens nieder. Als er in eine seinen Anordnungen feindselige Versammlung trat, wo ihn vielseitiges Murren empfing, und der Vizegespan, auf seinen zahlreichen Anhang pochend, ihm drohend entgegenrief: „Selbst an der Spitze von Tausenden von Bajonetten werden Sie uns nicht einschüchtern", schnallte Jellachich seinen Säbel ab und warf ihn dem frechen Sprecher vor die Füße, indem er ihn mit glühenden Blicken niederdonnerte: „Auch ohne Waffen wird der Banus Ruhe und Ordnung im Lande schaffen!" Ein begeistertes Živio erstickte jeden weiteren Widerstand[1]. Beamte, die sich nicht fügen wollten, setzte er ab, selbst Obergespane, und ihm geeigneter scheinende an deren Stelle.

Jellachich war der Allgewaltige in seinem Lande. Er übte einen persönlichen Zauber auf alle, die in seine Nähe kamen. Er war der Abgott seines Volkes, er war der Augapfel seiner Serežaner, seiner Elitewache, von denen jeder einzelne für ihn ins Feuer ging, in den Tod, wenn es für den angebeteten Führer galt. Die Kroaten besaßen ihn in ihrer Mitte, für die Dalmaten hatte er vorläufig nur den Titel als Banus, aber auch sie blickten auf ihn, schwärmten für ihn. Selbstverständlich die slavischen; denn daß die Italiener nichts von ihm wissen wollten, war begreiflich. Gleich als im März die Agramer Landesdeputation in Wien für Jellachich als Banus von Kroatien, Slavonien und Dalmatien eintrat, legten die in Wien anwesenden Dalmaten welschen Stammes sogleich Verwahrung ein und sandten Exemplare ihres Protestes an alle Hauptgemeinden ihrer Heimat. Hierauf gelangte eine vom 12. April datierte Adresse der Munizipalität Zara an den Minister des Innern, die durchaus im Sinne der Dalmato-Italiener gehalten war. Pillersdorff, der nach allen Seiten hin der schöne Mann sein wollte und nie das letzte, immer nur das nächste Ziel im Auge hatte — im wirren und wilden Strudel der Ereignisse war das ja menschlich zu entschuldigen —, erwirkte vom Kaiser eine Allerhöchste Ent-

---

insbesondere Kroatien und Slavonien betraf, so sei es unverkennbar gewesen, that the political existence of the kingdoms was at an end, if these changes which abrogated their ancient constitution could be effected without their consent having been asked (S. 71).

[1] „Gegenwart" I, Leipzig 1848, 503.

schließung, worin der Stadtgemeinde Zara das kaiserliche Wohlgefallen bekannt gegeben wurde.

In Pester Regierungskreisen verfolgte man mit wachsendem Unbehagen und Unwillen die Fortschritte der Macht und des Ansehens des kroatischen Banus. Vom Palatin gelangte an ihn der Befehl, sich an einem bestimmten Tage in der königlichen Burg einzufinden, da er in sein Amt noch nicht installiert sei und den vorgeschriebenen Eid noch nicht geleistet habe.

Am 6. und 7. Mai erflossen zwei Handschreiben des Monarchen, das eine an den Erzherzog-Palatin, dem befohlen wurde, ein geeignetes Individuum als königlichen Kommissär nach Kroatien zu schicken, um den dortigen separatistischen Bestrebungen ein Ziel zu setzen; ein zweites in scharfem Tone gehaltenes an den Banus: es sei des Königs „fester und unerschütterlicher Wille, die Einheit der Regierung der unter der Krone von Ungarn vereinigten Länder zu wahren"; der Banus habe daher „den Befehlen Meines königlichen Statthalters und den Anordnungen des Ministeriums in allen Fragen der Stadtverwaltung Folge zu leisten"[1].

Der Inhalt dieser Allerhöchsten Weisungen konnte noch nicht nach Agram gelangt sein, als Jellachich am 8. Mai eine Banalkonferenz abhielt und in dieser den Beschluß durchsetzte, sich hinfort nicht dem Pester, sondern dem Wiener Ministerium unterzuordnen. In diesem Sinne ergingen Rundschreiben des Banus nicht bloß an alle Jurisdiktionen in den Königreichen Kroatien und Slavonien, sondern auch an die zu diesen im Appellations- oder im Verhältnisse zum Banus als Landeskapitän stehenden Komitate Syrmien, Požega und Veröce und die im Banalgebiete gelegenen königlichen Freistädte: das Verhältnis zu dem Königreiche Ungarn habe sich geändert, sie hätten fortan keine Befehle vom Pester Ministerium mehr anzunehmen und zu befolgen, sondern nur ihm als Banus zu gehorchen und an ihn Berichte zu erstatten. Zugleich erfolgte an sie der Auftrag, in ihren Bezirken das standrechtliche Verfahren zu publizieren.

Nun konnte man in Pest nicht länger zuwarten. Der Banus, sagte man sich dort, maße sich Hoheitsrechte an, die nur dem Monarchen zustehen; er enthebe Würdenträger, Gerichtsbarkeiten und Beamte ihres Gehorsams gegen den Statthalter und das Ministerium; er halte die Rimessen der Landeskassen zurück und verfüge über die Kassen der Munizipien; er strebe den Fiumaner Kreis auch unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Ein vom Minister Szemere kontrasignierter Palatinalerlaß vom 11. Mai ernannte den in Syrmien und Slavonien kommandierenden General Feldmarschallleutnant Johann Baron Hrabowsky v. Hrabowa zum königlichen Kommissär für Kroatien, Slavonien und die Militärgrenze und rüstete ihn

---

[1] Pejaković, Kroatisch-slavonischer Landtag, Wien 1861, 8.

mit den ausgedehntesten Vollmachten aus: er habe jedermann die Erfüllung der Befehle des Barons Jellachich zu untersagen, dessen Ernennungen zu Ämtern und Würden für ungültig zu erklären; er (Hrabowsky) habe in Kroatien und Slavonien alle Rechte der Zivil- und Militärverwaltung auszuüben; das dort garnisonierende Militär, die gesamte Nationalgarde und die Grenzregimenter seien unter seine Befehle gestellt. Zugleich wurde befohlen, Jellachich sei nach Anhörung des Kausarumdirektors Baron Eötvös wegen Hochverrats, nota infidelitatis, in Anklagestand zu versetzen, wegen Treulosigkeit gegen König und Palatin einem Kriminalprozeß zu unterziehen[1].

Als diese Verfügungen in Agram bekannt wurden, griff eine ungeheure Aufregung um sich. Besonders die Studenten gerieten in eine wahre Berserkerwut, sie veranstalteten auf offenem Markte ein Autodafé, in dessen Flammen sie die von Pest angelangten Drucksorten in Rauch aufgehen ließen, zerrissen ein herbeigebrachtes Bildnis des Erzherzogs Stephan und warfen es dessen Erlasse nach.

In solcher Weise hatten die Pester Verfügungen in Kroatien und Slavonien nicht den geringsten Erfolg, und ebensowenig vermochte der für das Gebiet diesseits der Drau von Warasdin bis Essegg ernannte königliche Kommissär Ladislaus Csányi, dem die Nationalgarden der umliegenden Komitate zu Gebote gestellt wurden, in dem Doppelkönigreiche auszurichten. Die Ernennung des Grafen Anton Josipovich zum Obergespan des Agramer Komitats blieb auf dem Papiere[2].

* * *

Es war eine ungeheure Aufgabe, die dem neuen ungarischen Ministerium gestellt war, und wer am meisten zweifelte, ob es gelingen werde, das große Werk mit Glück zu Ende zu führen, war niemand Geringerer, als der an der Spitze der Regierung stand. Als den Erzherzog Stephan,

---

[1] Janotyckh, Archiv I, Nr 156, S. 142—145; Nr 172, S. 154—157. Pejaković a. a. O. 20 f.

[2] Janotyckh, Archiv I 208 f; Die magyarische Revolution, Pest 1850, 25. In den „Grenzboten“ I (1849) 474 ff wird ein Zwischenfall erzählt, der sich bei dem im Texte erwähnten Autodafé ereignet haben soll. Ein junger Mensch habe eine Anzahl der für den Feuertod bestimmten Papiere ergriffen und an sich genommen; einige Männer suchten sie ihm zu entreißen; er aber habe den Säbel gezogen und gerufen: „Und wenn Tausende kommen, werde ich mir diese Papiere nicht rauben lassen!“ In diesem Augenblick sei Jellachich durch die Gasse, welche die Menge vor ihm bildete, herangekommen und habe den Jüngling angerufen: „Mir werden Sie sie doch geben!“ Jener habe seine Waffe gesenkt und die Papiere dem Banus überreicht. Die Menge habe erst geschwiegen, sei aber dann in stürmische Živio ausgebrochen, mit denen sie ihren vergötterten Banus wie im Triumphe nach seiner Wohnung zurückbegleitet habe.

nicht lange nach seinem Eintreffen in Pest, ein Mann seines Vertrauens fragte, ob ihm das Verbleiben in seiner amtlichen Stellung oder ein Aufgeben derselben vor Augen stehe, erwiderte er: „Das letztere ist wahrscheinlich, das erstere kaum möglich. Und um Ihnen zu zeigen, daß ich an jenen Fall bereits gedacht habe" — er zog aus seiner Schublade ein Papier hervor und reichte es dem andern hin —, „so lesen Sie!" Es war ein Abschiedsmanifest an die ungarische Nation, welcher er Treue gegen den König „nach dem glänzenden Beispiele ihrer Vorfahren" ans Herz legte, indem er sie zugleich vor den verführerischen Verheißungen Kossuths eindringlich warnte[1]. Er machte sich's zum Gesetze, als Stellvertreter des Königs konstitutionell zu regieren, und gestattete sich keinen sichtbaren Einfluß auf die so wünschenswerte Herstellung der gesetzlichen Ordnung, das war ihm Sache seiner verantwortlichen Minister. Seine Stütze sollte und wollte die konservative Partei sein, in welcher Graf Anton Szécsen von Temerin trotz seiner Jugend eine hervorragende Rolle spielte. Der alte Graf Nikolaus hatte seine Stelle als Präsident der ungarischen Hofkammer niedergelegt; doch sein geistvoller Sohn hielt es für seine Pflicht, unter den geänderten Verhältnissen, so wenig sie seinen Anschauungen und Neigungen zusagten, auf seinem parlamentarischen Posten auszuharren. In einem Programm, das er am 18. April, dem Tag des Erscheinens des Palatins in der Hauptstadt, an seine alten Parteigenossen richtete, sprach er: „Die Regierung mag sich ändern, die Pflicht der Treue gegen den König, gegen das Vaterland ändert sich nicht. Es kann sein, daß die in unaufhörliche Bewegung geratenen Wünsche der Mäßigung bedürfen werden, und deshalb bleibt die Verteidigung jener Grundsätze, die bisher unsere Schritte geleitet haben, auch fernerhin unsere heilige Aufgabe[2]. Doch nur zu bald sollten Szécsen und sein Anhang es erfahren, daß ihr mutiger Vorsatz dem unter Kossuths dämonischem Einfluß täglich herrischeren Gebaren der Gegenpartei gegenüber jeden Erfolges bar wurde. Der Erzherzog selbst gewahrte zu seinem Bedauern, daß die Forderungen der Stände, noch scheinbar in der herkömmlichen Petitions- und Repräsentationsform gehalten, dem Tone nach als Postulate hingestellt wurden, um die Regierung zur Nachgiebigkeit zu zwingen und ihr Zugeständnisse und Gesetzesform abzuringen[3].

Den Vorsitz im Ministerrate führte der Sprosse eines der ältesten, reichsten und angesehensten Magnatengeschlechter des Landes. Die Batthyány leiten ihre Abstammung von Oers her, einem jener sieben Paladine,

---

[1] Stephan Viktor, Erzherzog von Österreich, Wiesbaden 1868, 259 f; über die Einfachheit seines Hof- und Haushaltes ebd. 253—259. Der ungenannte Verfasser war der k. k. Oberst Joseph Frhr v. Anders, Ayo bei Erzherzog Joseph.

[2] Österr.-Ungar. Revue XXIX 81—86.

[3] (Anders,) Stephan Viktor 251.

die mit Arpad ins ungarische Land gekommen waren, und Graf Louis pflegte sich mit selbstgefälligem Stolz zu rühmen, daß sein Stammbaum älter als der habsburgische sei. Denn er war Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe, aber dabei Aristokrat im edelsten Sinne des Wortes, ein unbeugsamer Charakter, fest und ausdauernd; er war, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen vielleicht mehr Aristokrat als Metternich: er war „stolz, selbst hochmütig; leidenschaftlich, selbst aufbrausend; entschlossen, selbst halsstarrig", und wie er niemand über sich anerkennen wollte, so betrachtete er die große Menge als weit unter ihm stehend. In diesem Punkte hielt er es wie Metternich: alles für das Volk, nichts durch das Volk. Er war der eifrigste Förderer des Schutzvereins (védegylet) für einheimische Industrie, seine vornehme und elegante Gemahlin kleidete sich samt ihrer Schwester, der Gräfin Károlyi, einfach in ungarische Stoffe. Er war Präses des Gewerbevereins, er gründete auf seinen Gütern mit großen Kosten industrielle Unternehmungen, und er hatte den Ruf, daß alles entschiedenen Erfolg hatte, für was er sich mit seinem praktischen Verstande ernstlich einsetzte. Louis Batthyány war liberal, aber nicht radikal; er blieb immer Magnat, der mit Selbstgefühl auf die Ahnenreihe, auf den Glanz und Reichtum seines Hauses zurückblickte und der, gleich seinem Bruder Kasimir, bei seiner Namenszeichnung nie das „Graf" vorzusetzen vergaß. Er wollte kein knechtisches Kastensystem, keine das Volk erdrückenden Lasten und Bevorteilungen; doch in die Abschaffung des Adels und seiner Titel würde er ebensowenig je gewilligt haben wie in die Herabnahme seines prächtigen Vollbarts, auf den er nicht minder große Stücke hielt als Franz Smolka auf seinen in langer Kerkerhaft groß gezogenen wundervollen Schnurrbart. Als ihn die überraschenden Märzereignisse an die Spitze der Geschäfte führten, zeigte er sich stark genug den Männern des Wiener Regiments gegenüber, deren Entgegenkommen ihm nur das Ergebnis augenblicklicher Schwäche war; aber leider nicht stark genug seinen eigenen Landsleuten gegenüber, die toll ins Ungewisse hineinjagten. Batthyány kam bald in Konflikt mit der radikalen Partei, als deren Führer Ladislaus Madarász galt, und zeigte sich dem bestrickenden Einflusse Kossuths nicht gewachsen.

Mit Bartholomäus Szemere als Minister des Innern an der Seite, benutzte Kossuth jeden Anlaß, um das Staatsschiff aus dem schützenden Hafen in den Sturm hinauszutreiben, während Batthyánys heller, durch Schriften und Erfahrung gebildeter Geist nur das Mögliche zu verwirklichen strebte. Die übrigen Minister neigten mehr zu Batthyány als zu Kossuth hin, wie der liebenswürdige Dichter und Kultusminister Baron Joseph Eötvös „aus sentimentaler Vorliebe für Ruhe und Stillleben", der Handelsminister Gabriel Klauzál „aus tablabiroscher Schwerfälligkeit und Energielosigkeit", der Justizminister Deák, „weil seine Füße am

Rechtsboden festwurzelten und seine Arme vom Corpus Juris bis zur Unbeweglichkeit beschwert waren", der Kriegsminister Mészáros endlich, der übrigens zur Stunde noch nicht zur Stelle war, weil er sich nicht entschließen konnte, von Radetzkys Fahnen zu scheiden, und der, wie er selbst von sich sagte, dreißig Jahre gehorchen gelernt hatte und nun seiner „schwarzgelben" Tradition untreu werden und in einem Geist kommandieren sollte, der ihm bisher fremd gewesen[1].

Übrigens gaben die einzelnen Ressortminister sich redliche Mühe, sich in den ihnen durchaus neuen Geschäftskreisen zurechtzufinden, arbeiteten paragraphenreiche Weisungen und Verordnungen aus[2] und hatten nebstbei Deputationen zu empfangen, Petitionen entgegenzunehmen, Zumutungen aller Art zu beschwichtigen. Der Herd der verschiedensten Agitationen war das Café Pilwax, Revolutionshalle genannt, das eigentliche Studenten- und Juratenlokal, in der Mitte „der Tisch der öffentlichen Meinung", von dem herab die hitzigsten und — verrücktesten Reden gehalten wurden, nicht zum Mißfallen Kossuths, der eigentlich treibenden Kraft der neuen Bewegung.

Der in politischer Richtung eingetretene Umschwung hatte eine Neugestaltung aller Verhältnisse zur unausweichlichen Folge. Die Komitatsadministratoren waren beseitigt, neue Männer waren noch keine gefunden; die auf die Adelsprivilegien gegründete Komitatsverwaltung war nicht länger zu halten. Mit der neuen Einrichtung ging es aber nur langsam vorwärts, weil man in den obersten Regionen selbst noch unschlüssig war, ob der Reorganisation die uralte Munizipalverfassung zu Grunde gelegt werden oder, da diese sich mit der nunmehrigen Verantwortlichkeit der Minister kaum vereinigen ließe, die Zentralisation an deren Stelle treten sollte.

Allein wichtiger, mindestens für den Augenblick, als diese inneren Angelegenheiten schienen Kossuth und seiner Bannerschaft andere zu sein: die Verbindung nach außen und die Schaffung einer nationalen Heeresmacht.

---

[1] Horn, Kossuth, Leipzig 1851, 195—207: „Da stand Batthyány an den Grenzen nicht nur seines Könnens, sondern auch seines Wollens. Er war ein liberaler Magnat, aber ihm fehlte das schöpferische Genie des Staatsmannes und die Energie des Revolutionärs." Vgl. Ungarns politische Charaktere, Mainz 1851, 89 f; Levitschnigg, Kossuth und seine Bannerschaft I, Pest 1850, 197 ff; Die Gegenwart V, Leipzig 1850, 224; am eingehendsten Szemere (Batthyány, Görgei und Kossuth, Hamburg 1853), der sich in dieser Schrift als eifrigster Lobredner und Bewunderer Batthyánys entpuppte: „Dieser Mann war ein rohes Stück Stein, aus dessen scharfen Ecken Diamanten funkelten, und wie man vom Diamanten sagt, daß er nur mit seinem eigenen Staub geschliffen werden könne, so bildete sich Batthyány einzig durch seine eigene Kraft aus."

[2] Z. B. 28. April, Verordnung Szemeres als Ministers des Innern in Betreff der periodischen Presse, der Druckereien und der Buchhändler (Janotyckh, Archiv I, Nr 117, S. 103—106); 1. Mai, des Justizministers Deák provisorische Verordnung in Betreff der Schwurgerichte, 90 Paragraphen (ebd. Nr 98, S. 80—94).

Die ersten Punkte, die der von Pest aus geleitete Fürst Esterházy als Minister des Äußern ins Auge nehmen sollte, waren Paris, Frankfurt a. M. und — Wien; denn das nichtungarische Österreich galt ja den Pester Staatsmännern als Ausland. Nach Frankreich wurden Graf Ladislaus Teleki und Friedrich Szarvady gesandt, ersterer als „Vertreter der ungarischen Regierung bei der französischen Republik", der andere als „Sekretär der ungarischen Legation in Paris". Die Mission bei der deutschen Nationalversammlung sollten Dionys Pázmándy und Ladislaus Szalay übernehmen, „um dort über die Erhaltung und Kräftigung der zwischen den ungarischen und deutschen Staaten obwaltenden freundschaftlichen Verhältnisse zu wachen". Die für sie vom Pester Ministerium abgefaßte Instruktion war ungemein schlau gehalten, um die deutsche Politik für die ungarische Sache zu gewinnen. Die beiden „Regierungsbevollmächtigten" sollten klarmachen, daß Ungarn „nur auf den Fall ein gewichtiger und nutzbringender Bundesgenosse Deutschlands" werden könne, „wenn es sich unter der Ägide seiner (der magyarischen) Nationalität entwickelt". Pázmándy und Szalay sollten den Frankfurter Staatsmännern zu Gemüte führen, wie „unangenehm" es Ungarn berühren würde, „wenn die österreichische Monarchie auf eine Weise umgestaltet werden sollte, daß jene Provinzen derselben, die bisher zum Deutschen Bunde gehörten, in slavische Staaten umgewandelt würden". Auf eine Note Esterházys, mit welcher er dem Wiener Ministerium den Inhalt dieser Weisungen mitteilte, erklärte sich Pillersdorff mit dieser Sendung „vollkommen einverstanden", 20. Mai. Am 25. darauf zeigten sich Pázmándy und Szalay in der Diplomatenloge der Paulskirche, während im Saale der Präsident das Begleitungsschreiben des Palatins verlas, dessen Inhalt von der Versammlung mit lebhafter Zustimmung entgegengenommen wurde[1].

Die deutsche Journalistik arbeitete im gleichen Sinne eifrig mit: „Deutschland ist eine Fackel im Herzen von Europa, Ungarn wird das Amt des Fackelträgers übernehmen müssen." Dieser alberne Satz, in irgend einer Zeitung aufgetaucht, wurde von den andern nachgebetet und endlos wiederholt[2].

Unter den Weisungen, die das Pester Ministerium seinen Bevollmächtigten nach Frankfurt auf den Weg mitgab, war auch die, daß sie die Sympathie Ungarns für das deutsche Element aussprächen, „weil es ein Element der Zivilisation ist". Nun, nach außen hin mochte das der Fall sein, im Lande selbst spürte der Deutsche wenig von dieser Sympathie. „Es läßt sich nun einmal nicht leugnen", sagt Julian Chownitz, den man gewiß seiner Abneigung gegen die magyarische Rasse und Revolution beschuldigen

[1] Schuselka, Revolutionsjahr 158 f.

[2] Die neue Zeit, Leipzig 1848, 400.

kann, „daß im ungarischen Volkscharakter der Zug des Deutschenhasses ein stehender ist“; es lasse sich dies, wie er weiter andeutet, aus geschichtlichen Vorgängen erklären, ungeachtet der Ungar nie hätte vergessen sollen, daß er die Befreiung seines Landes vom Türkenjoche zum weitaus größten Teile deutscher Fürstenmacht und deutschen Regimentern zu danken hatte. Der Vollblutmagyar sah mit Geringschätzung auf den „Schwaben“ herab und würde ihn am liebsten ganz aus dem Lande gejagt haben, was dieser ihm im Durchschnitt damit vergalt, daß er sich willig den magyarischen Anforderungen fügte, ja sich zum Schleppträger des Magyarismus erniedrigte[1].

Dem Wiener Kabinett einen ungarischen Gesandten an die Seite zu geben, ging denn doch nicht an. Fürst Esterházy, der ungarische Minister des Äußern, befand sich ja um die Person ihres Königs, und was Wien selbst betraf, so war für die Pester Politiker die dortige Bevölkerung ungleich wichtiger als das Ministerium. An gegenseitigen Sympathiebezeigungen zwischen Wien und Pest fehlte es ebensowenig wie früher zwischen Wien und Preßburg. Als Gegengeschenk der deutschen Fahne, welche die Studentenschaft der Wiener Aula am 9. April nach Preßburg gebracht hatte, arbeiteten mehr als zwanzig ungarische Damen, darunter solche aus den ersten Familien des Landes, an einem kostbaren Banner aus feinstem Atlas mit einem silberbeschlagenen Schaft, den vierzig Juraten der Wiener akademischen Legion feierlich überreichten, während eine Musikbande den Rákóczymarsch abwechselnd mit dem „Deutschen Vaterland“ aufspielte[2]. Um sich dafür erkenntlich zu zeigen, fuhren am 23. April gegen dritthalbhundert Wiener, „geleitet von dem würdigen Volkstribun“ Professor Hye, auf der Donau nach Pest und widmeten der ungarischen Nation den Schild des Matthias Corvinus, bis dahin eine Zierde des Wiener bürgerlichen Zeughauses[3].

* * *

Bei der Selbständigkeit, ja Unabhängigkeit, welche das Pester Ministerium dem Zentrum der Monarchie gegenüber anstrebte, konnte es an Kreuzungen, namentlich in finanzieller und militärischer Hinsicht, nicht fehlen. In jener Hinsicht kam die Übernahme eines Teiles der Staatsschuld sehr bald in Frage; von Wien aus gingen wiederholt Einladungen nach Pest, um durch persönliche Verständigung ein Einverständnis zu erzielen; allein

---

[1] Chownitz, Geschichte der ungarischen Revolution I, Stuttgart 1849, 93 f.

[2] Kudlich, Rückblicke II, Wien, Pest, Leipzig 1873, 168.

[3] „Der Spiegel“ Nr 34, S. 136, „Der Ungar“ Nr 99, beide vom 26. April; Frankl, Schiller, Eötvös und Matthias Corvinus: Neue Freie Presse 1880, Nr 5797 vom 16. Oktober (Feuilleton).

es erfolgte von ungarischer Seite nie eine entgegenkommende Erwiderung [1]. In militärischer Beziehung behauptete Kossuth von allem Anfang den Standpunkt: ein ungarisches Kriegsministerium ohne ungarische Armee sei ein Unding. Jenes befand sich noch immer unter provisorischer Leitung; eine an den ernannten Kriegsminister am 16. April gerichtete Aufforderung, sich ohne Verzug zu erklären, ob er dem an ihn ergangenen Rufe zu folgen bereit sei [2], blieb von Lázár Meszáros' Seite ohne befriedigende Antwort. So nahm Kossuth vorläufig die Sache selbst in die Hand und schloß einen Vertrag mit der Pester Maschinenbau- und Eisengießereigesellschaft wegen Lieferung von 100000 Gewehren, angeblich für die Nationalgarde [3].

In den Kreisen der revolutionären Partei blieb dieser Wink nicht unbeachtet. Man verstand sehr wohl, daß es sich um die Schaffung eines nationalen Heeres handle. Die verschiedenen Klubs der Hauptstadt richteten Aufrufe an den ritterlichen Sinn ihrer Landsleute. Studenten, Juraten und Fiskale durchzogen als Werber mit Zigeunerbanden die Straßen, gefolgt von Wagen mit Weinfässern, aus denen der Geist der Verführung in überreichem Maße gespendet wurde. Am Abend des 17. Mai standen in Ofen und Pest 350 von den Studenten, 4000 von dem übrigen Volk zum Waffendienste bereit. Für diese Freiwilligen, die in der Regel für die Zeit von mehreren Monaten geworben wurden, kam bald der Ausdruck honvéd (Nationaltruppen) auf. Mit opferwilligem Enthusiasmus strömten von allen Seiten patriotische Gaben zu: die Stadt Pest zeichnete 300000 fl. Konventionalmünze, der Adel des Szábolcser Komitats 60000 fl.; im Eisenburger Komitat kamen 4000 fl. zusammen, im Graner durch Kollekten 20000 fl. Nicht minder freigebig erwiesen sich einzelne vom hohen Adel: Louis Batthyány spendete die Einkünfte seiner kroatischen Güter, Stephan Széchenyi 120000 fl. und vieles Silber [4]. Schon begann, für den Anfang allerdings mit wenig Erfolg, die Verleitung k. k. Militärs zum Bruch seines Fahneneides; es ergingen Aufforderungen an aktive, quittierte, pensionierte Offiziere und Unteroffiziere, mit sprunghaftem Avancement und Gagenerhöhung in die Reihen der regulären Nationalgarde einzutreten. Ein willkommenes Angebot erfolgte seitens des k. k. Oberfeuerwerkers Joseph Mack, der in einem an den provisorischen Kriegsminister gerichteten Schreiben die Errichtung eines nationalen Artilleriekorps anregte.

Zur Bildung einer ungarischen Armee bedurfte das Ministerium einerseits die Einberufung aller außerhalb des Landes, besonders in Italien

---

[1] Pillersdorff, Rückblicke 32. [2] Janotyckh, Archiv I, Nr 80, S. 74.

[3] Die magyarische Revolution 23.

[4] Chownitz, Geschichte der ungarischen Revolution I 106 f 111 f. Kleins „Ungar" (Nr 132 vom 4. Juli, S. 1851) klagte nur über die zurückhaltende Lauigkeit des hohen Klerus.

verwendeten ungarischen Truppenkörper, anderseits die Entfernung der in Ungarn garnisonierenden nichtungarischen Truppenkörper aus dem Lande.

Das Wiener Ministerium, wohl unter dem Einflusse Latours, blieb diesmal fest; man könne die Truppen, wurde gesagt, nicht so schnell ralliieren, jene in Italien für den Augenblick nicht entbehren; was aber die im Lande befindlichen nichtungarischen Truppen betreffe, so stünden sie unter dem Befehle des ungarischen Kriegsministers und seien als Ersatz für die außerhalb des Landes stehenden ungarischen Truppenkörper anzusehen. Am 7. Mai endlich beauftragte ein Allerhöchstes Handschreiben den Wiener Kriegsminister über „alle Anordnungen, die sich auf Meine gesamte Armee beziehen oder die Verwendung ungarischer Truppen außerhalb des Landes zum Gegenstande haben, sich mit dem ungarischen Ministerium ins Einvernehmen zu setzen", wogegen umgekehrt das ungarische Ministerium über Verfügungen, welche das gemeinsame Heerwesen betreffen, mit dem Wiener Kriegsminister Rücksprache zu pflegen habe[1]. An Meszáros aber erging am selben Tage ein Allerhöchstes Handschreiben mit dem gemessenen Befehl, das Kommando seines Regiments (Sardinien-Husaren Nr 5) ohne Verzug an den Oberstleutnant zu übergeben, ein Gebot, dessen pünktlicher Erfüllung er sich nun nicht länger entziehen konnte. Als er sich beim Armeekommando in Verona zum Abschied meldete, sagte er zu den Offizieren des Hauptquartiers: „Ich verkenne nicht den Ernst und die Schwierigkeit meiner künftigen Lage. Ich werde natürlich alles aufbieten, was ich vermag, um Ungarn der habsburgischen Krone zu erhalten. Sollte aber Cisleithanien die alten Rechte und neuen gesetzlichen Einrichtungen Ungarns nicht anerkennen wollen, dann wäre ich vor allem Magyar und als solcher verpflichtet, die Rechte und Interessen meines Vaterlandes mit allen Mitteln aufrecht zu halten."[2]

Die Hetzer der Revolutionshalle gaben sich mit jenen Verfügungen nicht zufrieden[3]. Kommandierender in Ungarn war der General der Kavallerie Baron Ignaz Lederer, Theresienritter, ein nahezu achtzigjähriger Greis, diesem sollte als „fremdem" Oberbefehlshaber der „fremden" Truppen eine Katzenmusik gebracht werden. Die Sache wurde tagelang besprochen, es soll seitens des Militärs nicht an Warnungen gefehlt haben,

---

[1] Janotyckh, Archiv I, S. 74—76, Nr 164, S. 147.

[2] Molinary, Memoiren I, Zürich 1905, 124; Janotyckh, Archiv I, Nr 161, S. 146. Als am 20. Mai „angekommen" findet sich in Wiener Tagesblättern: „k. k. Obrist Meszáros aus Italien", abgestiegen zum „goldenen Lamm".

[3] Kossuth befand sich in dieser Zeit nicht in Pest; er hatte in der letzten Zeit Blut gespuckt und sich auf den Rat seines Hausarztes Dr Obonay am 8. Mai aufs Land begeben, „um die Zeit abzuwarten, wo sein Zustand sich gebessert haben würde"; die Parteien, die ein Anliegen an ihn hätten, wies er an den Staatsrat Franz Duschek: „Spiegel" 1848, Nr 40 vom 16. Mai, S. 160; Janotyckh, Archiv I, Nr 122, S. 110 f.

und die Unruhestifter konnten darauf gefaßt sein, daß man ihren Unfug nicht werde ungestraft lassen. Der Abend des 10. Mai war für die Ausführung bestimmt. In Ofen wurde seitens der Garnison eine Abteilung vom Grenadierbataillon Baußnern unter dem Befehle des Oberleutnants Baron Johann Lippe hinter den Planken der im Bau begriffenen k. k. Stallungen und ein Zug Sachsenkürassiere unter Oberleutnant Leopold Cerrini de Monte Varchi im Zeughaus in Bereitschaft gehalten. Um zehn Uhr abends wälzte sich ein dichter Menschenschwarm von Pest über die Kettenbrücke nach der Ofener Seite, wo sie vor dem Generalkommandogebäude Aufstellung nahmen. Die Charivaristen stellten sich im Halbkreis auf, um ihr Konzert zu beginnen; allein kaum waren die ersten Takte im Zuge, begleitet von Pfeifen, Bellen, Miauen — es war gegen elf Uhr —, als auf ein Trompetensignal gewappnete Männer zu Fuß und zu Pferd wie aus dem Boden wuchsen und mit Bajonett und Säbel die Meute auseinander jagten, wobei sich die landsmännischen Bärenmützen und die böhmischen Panzerreiter gleich wütend zeigten. Mit wildem Geschrei stob die Menge auseinander und eilte im ersten Schrecken zum Palais des Erzherzogs, wohin ihnen aber die Grenadiere im Sturmschritt nachdrangen. Man stürmte nach Pest zurück, holte den Vizegespan Nyáry aus dem Bette und sammelte sich in der Herrengasse vor der Revolutionshalle. Der Ruf nach Waffen ertönte, einige liefen zur Franziskanerkirche und drangen auf den Turm, um Sturm zu läuten. Vasváry erhob seine warnende Stimme: „Bevor wir über die Brücke kommen, wird Lederer die Stadt bombardieren, wie es Castiglioni in Krakau gemacht hat!" Auch Nyáry, der mittlerweile auf dem Platze erschienen war, mahnte zur Besonnenheit. Schon marschierte Militär auf, was die Leute in neue Wut versetzte; es ging nicht angriffsweise vor, allein es besetzte alle Ausgänge und umzingelte die Menge, die ihrerseits keinen Widerstand wagte und sich allmählich zähneknirschend von der Stelle verlor. Es war ein Uhr morgens, ehe der Platz geräumt war.

Am andern Tage verfügte sich eine Deputation unter Vortritt Nyárys zum Palatin, der begütigende Worte sprach und ihnen die Rücksicht vorhielt, die gegen den Kommandierenden, einen mit Ehren ausgezeichneten, tapfern Veteranen, einzuhalten sei. Auf die scharfe Entgegnung Nyárys, er werde sich an der Spitze einer bewaffneten Macht Genugtuung verschaffen, dafern der königliche Statthalter diese ablehne, machte der Erzherzog beschwichtigende Zusagen[1]. Vom Ministerium wurde eine gemischte Untersuchungskommission zusammengesetzt: vom Zivil der Vizegespan, der Bürgermeisterstellvertreter u. a., vom Militär Generalmajor Ottinger und die beiden Oberleutnants; den Vorsitz führte der Staatssekretär Zoltán.

---

[1] (Anders,) Stephan Viktor 262.

Lippe und Cerrini hatten einen wahren Leidensgang durch ein Spalier von enragierten jungen Leuten zu bestehen, die sie auf alle Weise höhnten; die Offiziere erschienen in Zivilkleidern und hatten, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, Pistolen in der Tasche. Es wurde eine Reihe ermüdender Sitzungen gehalten, alle Einzelheiten des gewaltsamen Vorgangs eingehend erörtert. Es wurden konstatiert: neun Säbelhiebe, sieben Bajonettstiche, vier Huftritte, sehr viele minder bedeutende Verletzungen; drei Wunden erwiesen sich als lebensgefährlich; doch war bis zum 27. keiner gestorben. Das akademische Ergebnis der Untersuchung war der zum Beschlusse erhobene Antrag Rottenbillers: daß nur die Personen des Königs und des königlichen Statthalters heilig und unantastbar seien; daß die persönlichen Beleidigungen von Militärs ebensogut wie die der Bürger nur auf gesetzlichem Wege auszugleichen seien; daß zur Verantwortung in erster Linie Se Exzellenz Baron Lederer, in zweiter die Oberleutnants Lippe und Cerrini zu ziehen seien [1].

Praktischen Erfolg hatte dieser Beschluß keinen. General Johann v. Moga, Stadtkommandant von Pest, erschien mit mehreren Offizieren beim Erzherzog, um sich Schutz für ihre Kameraden zu erbitten; sie erhielten eine ausweichende Antwort. Doch der Palatin fand es auf das fortwährende Drängen der Garnison zuletzt doch geraten, die Kommission aufzulösen. Die Entrüstung auf der einen, die Verbitterung auf der andern Seite währten noch lange Zeit fort. Eine mannshohe Puppe in mit Orden behängter Generalsuniform wurde mit einem Stricke um den Hals durch die Straßen von Pest geschleift. Von militärischer Seite richtete das Offizierskorps der Ofener und Pester Garnison, aufs tiefste empört über die ihrem Oberfeldherrn zugedachte Schmach, eine Adresse „an seine tapferen Waffenbrüder der k. k. österreichischen Armee", die mit dem Wunsche schloß, „daß wir uns bald sehen möchten auf dem Schauplatz der Ehre in gemeinschaftlichem Kampfe gegen den Feind unseres Reiches, unseres Vaterlands". Es folgte eine Erklärung der Lemberger Garnison, die, im gleichen Sinne wie die Pest-Ofener Adresse gehalten, dem Ärger und Geifer in den Reihen der Unabhängigkeitspartei neue Nahrung zuführte [2].

---

[1] Ausführlich im „Ungar" Nr 114—120 vom 13. bis 20. Mai; Chownitz, Geschichte der ungarischen Revolution I 96—104. Einen wutschnaubenden Artikel von demselben Chownitz, „Die Ofener Blutnacht", siehe Janotyckh, Archiv I, Nr 133, S. 120—124, und ein nicht minder leidenschaftliches Flugblatt von Wysber, „Bürger wieder Blut!" ebd. 227—233; Janotyckh, Tagebuch II 230 274—299.

[2] Die Pester Adresse vom 28. Mai, Archiv I, Nr 204, S. 183—186. Eine Erklärung gleichen Charakters hatte einige Tage früher die Lemberger Garnison an die Armee gerichtet, 23. Mai; in der ungarischen Hauptstadt wurde sie aber erst am 3. Juni bekannt. Siehe weiter die Erklärung des Leutnants Oskar Kleinheinz vom Regiment Prinz von Preußen Nr 34, die Verordnung des Kriegsministers Meszáros am 31. Mai, die Erwiderung

Der greise Lederer blieb auf seinem Posten bis zum Juni, wo er auf seinen Wunsch in Ruhestand versetzt und mit der Beförderung zum Feldmarschall ausgezeichnet wurde. Er genoß diese Befriedigung seines militärischen Ehrgeizes wenig über ein Jahr, er starb im Alter von 81 Jahren am 10. September 1849 zu Hütteldorf bei Wien.

---

des Leutnants Franz v. Seböe vom Regiment Michael Nr 37 auf die Adresse der Pester Garnison und die Gegenerwiderung des Hauptmannauditors Stephan Joannovich von Tursky-Infanterie Nr 63 vom 11. Juni; ebd. Nr 206 S. 186 f, Nr 233 S. 204—208, Nr 307 S. 260.

XII.

Santa Lucia.

In der Zeit da, wo den andern die Lorbeeren verdorren,
Blühn am blühendsten nun jugendlich herrlich sie dir,
Greis an Jahren, doch jung an Kraft des Körpers und Geistes,
Einzig wahrlich bist du, Österreichs ritterlicher Held!

König Ludwig I. von Bayern.

1.

Einen glücklicheren Griff konnte der alternde Kaiser Franz nicht machen, als da er gegen Ende Februar 1831 seinen Obersthofmeister beauftragte, den damaligen Festungskommandanten von Olmütz ad audiendum verbum Imperatoris nach Wien zu bescheiden. Am 2. März stand der Gerufene vor dem Monarchen. „Lieber Graf Radetzky", redete ihn dieser an, „Sie sollen mir einen Gefallen tun!" „Euer Majestät haben zu befehlen und ich habe zu gehorchen!" „Nein, nein, es ist in Wirklichkeit eine Gefälligkeit, die ich von Ihnen haben möchte: Sie sollen mir meine italienische Armee kommandieren!" „Euer Majestät, ich bin nicht mehr jung und ich habe Schulden." „Nun", lächelte der Kaiser, „Ihre Schulden übernehme ich, und was Ihre Jahre betrifft, so wird sich's damit auch noch machen."[1]

Graf Joseph Radetzky, geboren am 2. November 1766 zu Třebnic in Böhmen, in dem Familienschlosse seines bis über die Zeit Kaiser Karl IV. hinaus nachweisbaren Geschlechts, war, als er dem Rufe seines Monarchen nach Italien folgte, 65 Jahre alt. Er stand im 82. Lebensjahre, als ihm eine Aufgabe zufiel, an deren glücklicher Lösung selbst Männer im

[1] Helfert, Graf Joseph Radetzky, Wien 1892, 31 f. Über den weiteren Verlauf des Gespräches siehe Österr. Rundschau XIV (1908) 172.

kräftigsten Alter zweifeln durften. Seine Statur war eher unter Mittelgröße, aber er war kräftig gebaut und schritt noch immer rasch und rüstig einher. Er trug den Kopf nur wenig nach vorwärts geneigt, seine Stimme klang tief und stark und hatte dabei etwas Einnehmendes und Gewinnendes [1].

Radetzkys hohes Alter erregte selbst in den Kreisen seiner nächsten Umgebung ernste Bedenken. „Sehen Sie nur", sagte der um nicht ganz dritthalb Jahre jüngere Feldzeugmeister Graf Wallmoden zu dem bei der Tafel neben ihm sitzenden Legationsrat Hübner: „sehen Sie nur, wie er mit der Hand zittert, er wird alt, sehr alt!" [2] Und nach Ausbruch des lombardischen Aufstandes teilte der im Generalstabe des Feldmarschalls bedienstete Obristleutnant Graf Wratislaw dem Hauptmann Grafen Huyn seine Besorgnisse mit den Worten mit: „Wenn je ein Offizier des Generalstabes einen höchst schweren Stand gehabt hat, so bin ich es: einen zweiundachtzigjährigen Greis zum Kommandanten und einen Schriftsteller zum Generaladjutanten, der entweder alles rosenrot sieht oder so von den Ereignissen niedergedrückt wird, daß er jedesmal den Kopf verliert!" Es gab solche, die geradezu meinten, daß Radetzky „seines Postens sogleich enthoben werden sollte, da er offenbar schon zu alt ist, um noch die nötigen physischen Kräfte für solche Anstrengungen zu besitzen" [3]. Diese Meinung hegte man damals auch in den offiziellen militärischen Kreisen der Hauptstadt, wo man sich gleichwohl nicht entschließen konnte, den hochverdienten greisen Feldherrn von einem Posten zu entfernen, den er seit mehr als sechzehn Jahren mit Ehren bekleidete und auf welchem er den Schauplatz, der seinem Wirken zugewiesen war, kennen gelernt hatte wie kein zweiter, und der zudem das Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Truppen im höchsten Grade besaß, die er sowohl theoretisch als praktisch zu schulen nie abließ. Erst kurz vor der entscheidenden Wendung hatte er für alle Truppenkörper, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, „Allgemeine taktische Gefechtsregeln . . . mit besonderer Berücksichtigung der italienischen Bodenkultur" [4] veröffentlicht. Seiner Heeresmacht hatte er durch oft wiederholte großartige Übungen im Angesichte zahlreich herbeigeströmter fremder Militärs den Ruf einer Musterarmee erworben.

Wie schildert Hübner, den Wallmoden auf das hohe Alter Radetzkys aufmerksam gemacht hatte, den Feldherrn aus eigener Anschauung? „Welch liebenswürdiger Greis! Ungeachtet seiner 82 Jahre hat er die Lebhaftigkeit, den Frohsinn, die Beweglichkeit eines Jünglings bewahrt." Radetzky war

---

[1] Bruna, Im Heere Radetzkys, Prag 1859, 9.

[2] Hübner, Ein Jahr meines Lebens, Leipzig 1891, 24.

[3] Korrespondenz aus Innsbruck, 29. März; Augsb. Allg. Ztg Nr 92 vom 1. April a. o. Beil. S. 3.

[4] Streffleur, Österr. milit. Zeitschr. VI 1 (1865), 95—98 mit einer in den Text gedruckten Skizze.

von einer herzengewinnenden Güte. „Wie oft sah ich", erzählt einer seiner Offiziere, „daß er zu einzelnen Soldaten ging und ihnen — da es verboten ist, auf dem Posten etwas anzunehmen — einige Zwanziger in die Patronentasche steckte." Als er während des Feldzuges erfuhr, daß die österreichischen Kriegsgefangenen in Genua, 1200 an der Zahl, Not an allem litten, sandte er ihnen Geld, 20 Kreuzer pro Kopf, wofür sie nach langen bittern Wochen sich auf das Wohl ihres geliebten „Vaters" ein Glas Wein vergönnen und mit gleichem Dankgefühl „Wolken echten Tabaks" in die Luft blasen konnten[1]. Aber nicht bloß gegen sein Militär war er so. Als nach einer siegreichen Attacke die stürmenden Soldaten den Leuten Wein und Brot wegnahmen und andere Exzesse begingen, ließ er die Übeltäter aufs strengste bestrafen und leitete unter seinen Offizieren eine Sammlung ein, an der er sich selbst glänzend beteiligte und deren reichliches Erträgnis er dem Ortsvorsteher auszufolgen befahl[2]. Graf Pimodan, einer seiner Ordonnanzoffiziere, berichtet, wie Radetzky in Verona die Gewohnheit hatte, Silberlinge aus seinem Fenster den Armen hinabzuwerfen, „und oft bei Tagesanbruch, da ich auf einem Sofa des Salons vor seinem Wohnzimmer schlief, wurde ich durch den ungeduldigen Lärm dieser schamlosen Bettler geweckt, die von der Freigebigkeit des Marschalls ihren täglichen Tribut verlangten. Wenn ich sie wegjagen wollte, lachte er über meinen Zorn."

Er hatte seine Schwächen. Doch wie gern sah man sie ihm nach! Er liebte einen guten Tisch. Noch ein Jahr nach seinem Rückzug aus Mailand konnte er seinen Offizieren mit Humor erzählen, wie knauserig es ihm damals ergangen: „Elende Schokolade! Um die Milch fragt mich gar nicht!" Die Geschichte war die, daß einer seiner Generale eine Ziege erworben hatte, die er mit sich führte und von der die „Kibitze" bei früher Dämmerung die erste möglichst genießbare Milch für ihren Marschall holten. Bei Tische mußte Radetzky eine zahlreiche Gesellschaft um sich haben, seine Tafel war selten unter fünfzig Gedecken, wobei es ungezwungen und heiter herging. Das ließ sich nun ganz gut in der Garnison machen. Doch im Felde hatte es seine Bedenken, und seine Umgebung mußte vor einer wichtigen Aktion alle List anwenden, um ihn nicht den Ort des ersten Halts wissen zu lassen, damit er nicht sein Küchenpersonal dahin vorausschicke und dadurch den ganzen Marschplan bloßstelle.

Radetzky stand bis in sein hohes Alter im Banne des „ewig Weiblichen", dem er von Zeit zu Zeit seine Opfer brachte. Die Umgebung des Marschalls verehrte in dem Stabsfeldarzt Kaiserl. Rat Dr Christoph Hartung den „Lebensretter" ihres angebeteten Chefs; denn nur seiner unablässigen

[1] Die kriegerischen Ereignisse in Italien 1848, Zürich 1850, 262 f.

[2] „Bohemia" 1849, Nr 98 vom 25. April; aus der Münchener Ztg.

Überwachung und Sorge maßen sie es bei, daß ihnen der alte Herr bei so staunenswerter Gesundheit und Frische erhalten blieb. Hartung unterließ nicht, seinem Pflegebefohlenen die Mahnung des alten Weltweisen „Halte Maß in allen Dingen" vor Augen zu halten und ihn an den „Nagel zu seinem Sarg" zu erinnern. Radetzky folgte eine Zeitlang Hartungs Ratschlägen. Aber wenn dann etwas vorkam, was dem liebebedürftigen Flaccus auf der Reise nach Brundisium passierte, so konnte Radetzky fuchsteufelswild werden, und sein ärztlicher Berater bekam die bittersten Vorwürfe zu hören[1].

In seiner Familie fand ihr greises Haupt wenig Trost. Seine Frau, eine geborene Gräfin Strassoldo, war wie eine Verschollene; nirgends wird sie erwähnt. Vier seiner Kinder waren seit Jahren nicht mehr unter den Lebenden; im Oktober und November 1847, also hart vor dem Losbruch, waren ihm zwei seiner im Heere dienenden Söhne gestorben. Es lebten nur noch Graf Theodor, k. k. Major bei Banalgrenzern, ledig, und die musikalisch trefflich veranlagte Gräfin Friederike, die ihm manche angenehme Stunde bereiten konnte; doch sie weilte, an den ungarischen Grafen Karl Wenckheim vermählt, nicht an seiner Seite. Seine Söhne besaßen nichts von den hohen und schönen Eigenschaften ihres Vaters; in der Armee wußte man nichts Gutes von ihnen zu erzählen[2].

* * *

---

[1] Mündliche Mitteilung meines verstorbenen Freundes Dr med. Hugo Caspar, der als Homöopath in unmittelbaren oder mittelbaren Beziehungen zu Hartung stand. . . . Im Don Pirlone, Torino 1848/49, einem groß angelegten Karikaturenblatte jener Zeit, figuriert selbstverständlich Radetzky in erster Linie, sehr häufig neben ihm eine Weibsperson gemeinster Sorte. Der alte Herr hatte in Mailand notorisch ein Verhältnis mit einer Wäscheglätterin Giuditta Meregalli; sie war aber keineswegs „da postribolo e contadina, come la chiama il Bianchi Giovini", sondern sie war „donna onesta" (C. Casati, Nuove Rivelazioni I², Milano 1885, 27).

[2] Die Gründe, warum die Söhne des Feldmarschalls Grafen Radetzky, mit Ausnahme des am 22. Juli 1878 in Görz als Generalmajor des Ruhestandes verstorbenen Grafen Theodor, in verhältnismäßig niedern Chargen verblieben sind, können aus den Akten des k. k. Kriegsarchivs nicht ermittelt werden, da zur fraglichen Zeit die Offiziere bis einschließlich in die Hauptmanns- (Rittmeisters-) Charge von den Regimentsinhabern ernannt wurden. Außerdem trat nach den Befreiungskriegen eine Stockung in den Avancementsverhältnissen ein. Auch starben die Söhne des Feldmarschalls Grafen Radetzky in verhältnismäßig jungen Jahren, und zwar: 1. Joseph im Jahre 1828, 29 Jahre alt, als Rittmeister im Husarenregiment Nr 5; 2. Franz, im Jahre 1828, 28 Jahre alt, als Oberleutnant im Kürassierregiment Nr 3, und 3. Anton, im Jahre 1847, 30 Jahre alt, als Rittmeister im Husarenregiment Nr 5; 4. Karl mußte krankheitshalber infolge mehrerer erlittenen leichten Schlaganfälle im August 1847 als Major des Infanterieregiments Nr 45 in den Ruhestand treten und starb wenige Monate nachher, 19. November 1847. Er findet sich im Gothaer Gräflichen Taschenbuch 1851 irrtümlicherweise noch unter den Lebenden. Ich weiß nicht, welcher von Radetzkys Söhnen gemeint ist, von welchem C. Casati a. a. O. I² 20 einige recht garstige Geschichten erzählt.

Wenn seinem wohlwollenden und heitern Wesen die Häuslichkeit nichts bot, so waren es seine Soldaten, denen Radetzky seine volle Liebe zuwandte: die Armee war seine Familie und er war ihr Haupt! Mit den Offizieren seiner Umgebung lebte er auf dem vertraulich angenehmsten Fuße, nie zeigte er ihnen den großen gewaltigen Kriegsmann. „Häufig trat er mitten unter uns, wenn wir um das Feuer saßen, Geschichten erzählten oder Späße trieben, und mischte sich gern in die Unterhaltung. Er konnte es nicht leiden, wenn alles aufsprang, Feldmütze und Zigarre verschwanden. ‚Bleibt's sitzen‘, rief er dann, ‚macht's keine Sachen! Setzt's nur die Mützen auf!‘ Er war beständig wie ein Vater unter seinen Kindern und ergötzte sich an der Lust und Fröhlichkeit seiner Kibitze.“[1] „Die Folge war unserseits ein Pflichteifer sondergleichen, ein unbedingter Gehorsam. Darin bestand eben seine große Kunst, daß er ebenso in seiner nächsten Umgebung wie in der ganzen Armee einen Geist der Ritterlichkeit und Opferwilligkeit wachzurufen wußte, der ihm die Lösung seiner großen Aufgabe unendlich erleichterte. Es war wohl mancher unter uns, der vielleicht seiner Natur nach gern böswillige Kritik geübt hätte; doch er mußte wider Willen dem Zauber eines Mannes nachgeben, der seine Befehle so zu formulieren wußte, daß der Gehorsam zu einem ihm erwiesenen Liebesdienst wurde. Unter einem Feldherrn, der selbst Unteroffiziere als ‚meine Herren‘ ansprach, mußte jeder von dem Gefühle der eigenen Würde im besten Sinne durchdrungen werden.“[2]

Mitunter fiel doch etwas vor, über das Radetzky bei all seiner Milde nicht hinausgehen konnte. Aber wie wußte er die Sache wieder auf gleich zu bringen!? Er hatte einen Diener Karl, Dragoner, Reitknecht, Stallmeister, in seinen älteren Tagen Kammerdiener und Faktotum des Hauses, sonst ein gemeiner Strick von angeborener Roheit, den das Vertrauen und das ungenierte Wesen beim Feldmarschall übermütig gegen dessen Umgebung machte, die sich unwillig manches gefallen lassen mußte. Als er sich aber wieder einmal eine Impertinenz erlaubte, sprang der junge Hitzkopf Graf Schönfeld auf und warf ihn zur Türe hinaus und die Stiege hinunter. Alles freute sich, die Sache wurde wie eine Staatsaffäre besprochen, daß der alte Spitzbube eine Lektion bekommen hatte; „aber ich fürchte“, sagte Schönhals zu Schönfeld, „Sie werden den kürzern ziehen und zur Truppe einrücken müssen“. Schönfeld bangte, und ihm wurde immer schwüler zu Mute, als er zum erstenmal nach der Geschichte vor Radetzky trat. Doch was tat dieser? Er legte seinem Kibitz die Hand auf die Schulter und sagte: „Ich habe dem Karl schon erklärt, daß so etwas nicht wieder vorkommen darf. Aber — merke Er sich's seinerseits —, daß man mit alten Leuten nachsichtig sein

[1] „Bohemia“ 1849, Nr 98 vom 25. April.
[2] Torresani, Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers Radetzkys, Wien 1904, 34 f.

muß. Ich bin ja auch alt!" Tränen, teils der Beschämung teils der Rührung, traten in die Augen des jungen Offiziers; aber eine Zentnerlast war ihm vom Herzen[1].

Was die Truppen betraf, so war es geradezu ein Zauber zu nennen, den Radetzky auf sie, bis zum gemeinen Mann hinab, ausübte. „Merkwürdig war es", versichert Baron Eugen v. Philippsberg, der sich in der Zeit des schweizerischen Sonderbundkrieges in Mailand aufhielt, „die Soldaten zu beobachten, wenn sich der Feldherr zeigte, alle waren wie elektrisiert, der eine wurde blaß vor Ehrfurcht, der andere rot vor Freude, ihre Blicke ließen nicht von ihm." „Ich habe welche gesehen", erzählt Graf Pimodan, „denen, wenn Radetzky sie ansprach, vor Erregung und Freude die Tränen in die Augen traten." Jeder Besuch, den er einem Truppenkörper machte, galt diesem als ein Fest, „da jeder Mann hierbei seine ungeheuchelte Liebe und Verehrung dem greisen Marschall unmittelbar selbst bezeigen konnte; bei solchen Gelegenheiten war er ein Vater in der Mitte seiner Kinder"[2].

Für die ans wunderbare grenzende Anhänglichkeit seiner Truppen spricht auch folgende Tatsache. Als der in Mailand ausgebrochene Aufstand sich mehr und mehr auf alle lombardischen Provinzen ausdehnte, Venedig und die Terraferma ergriff, da waren es die in verschiedene Garnisonen verteilten einheimischen Truppenkörper, die fast ausnahmslos ihrem Fahneneid untreu wurden und entweder dem Kriegsdienst Lebewohl sagten oder sich den Corpi franchi anschlossen und ihre Waffen gegen ihren obersten Kriegsherrn wandten. Man berechnete im kaiserlichen Lager die Zahl dieser Abtrünnigen — Linie, Marine, 8. und 11. Jägerbataillon — auf 17000 Mann. Nur jene Truppenkörper, die sich unter den Augen Radetzkys

---

[1] Torresani 73—76; mit dem komischen Nachspiele bei d'Aspre, dem sich Schönfeld vorschriftsmäßig zu melden hatte und der anfangs die strenge Miene des Vorgesetzten einsetzte, plötzlich aber in ein helles Lachen ausbrach, den jungen Offizier beim Kopf packte und auf die Stirn küßte: „Du bist ja ein Prachtkerl, daß du dem frechen Flegel den Kopf gewaschen hast. Wenn ich das Theresienkreuz zu vergeben hätte, erhieltst es du für diese kühne Tat."

[2] Steiner, Geschichte des Lin.-Inf.-Regiments Nr 17, Graz 1858, beschreibt S. 82 einen solchen Besuch. Vgl. Bruna, Im Heere Radetzkys 4: „Als er unsere Mannschaft" (Reg. Paumgartten Nr 21, Chrudim), „meist stattlich und munter aussehende Rekruten, passierte, redete er einige aus ihren Reihen in ihrer Muttersprache, der böhmischen, an und rief dadurch einen ungeheuren Jubel hervor." Siehe auch Kolowrat, Erinnerungen II, Wien 1905, 16: „Man muß es gesehen haben, was die Truppen treiben, wenn sie seiner ansichtig werden, um sich einen Begriff zu machen, was ‚Vater Radetzky' seinen Soldaten ist, die er immer ‚meine Kinder' anspricht. Die Art, wie Radetzky mit seinen Untergebenen umzugehen, sie stets eifrig, tätig und in bester Stimmung zu erhalten wußte, machte einen mächtigen Eindruck auf mich. Jeder, der in seine Nähe kam, mußte sich durch die freundlich teilnehmende Behandlung, die ihm zuteil wurde, wohltätig berührt fühlen." Vgl. Mollinary, Memoiren I 116 f 120—122, mit einigen Beispielen von den Tiroler Landesschützen in Riva.

befanden, dachten an keinen Abfall, bewahrten ihre militärische Ehre. Sie ließen sich gleich den andern Truppen in jeder Hinsicht verwenden und stellten sich ihren piemontesischen Gegnern mit gleich ausdauernder Tapferkeit entgegen wie die bömischen, steirischen, galizischen Regimenter.

Die Achtung und Liebe, welche diesem Feldherrn von seiten seiner Truppen in einer Weise gezollt wurde, wie das bisher nur einem Prinzen Eugen von Savoyen und einem Erzherzog Karl zuteil geworden, waren die sicherste Bürgschaft für die Ehre und die Erfolge der österreichischen Waffen. „Frisch wie die Morgenluft", heißt es in Schönfelds „Erinnerungen", „war unsere Stimmung; auch der geringsten dienstlichen Verpflichtung brachte man ein volles begeistertes Herz entgegen. Es war eine Epoche des lodernden Enthusiasmus, der fast fanatischen Opferwilligkeit. Jeden erfüllte nur der Gedanke, im Falle ernsten Kampfes seinen Mann zu stellen. . . . Das bot ein Bild echten, bunten, rührigen Soldatenlebens. Kavallerie, Infanterie, Artillerie in friedlichster Harmonie, treuester Kameradschaft, alle alten Eifersüchteleien der drei Waffen schwiegen, das Bedrängnis des Reiches hatte um uns alle ein unzerreißbares Band geschlungen."[1]

Kein Wunder, wenn der Name Radetzky eine Anziehungskraft übte, daß, wer nur irgend konnte, zu dessen Armee nach Italien eilte, und mancher, der längst den Dienst verlassen hatte, die Uniform wieder hervorzog und sich seinen früheren Kameraden als Freiwilliger anschloß.

* * *

Wie sehr Radetzky in seinem militärischen Berufe lebte und aufging, dafür spricht wohl die Tatsache, daß ihn noch in seinen letzten Jahren die Aufgabe beschäftigte, der österreichischen Armee eine derartige Organisation zu verschaffen, die allen Erfordernissen einer jeweiligen Schlagfertigkeit entspräche. Er rühmt es seinem Vorgänger Lascy nach, daß er es verstanden habe, unter den damaligen Verhältnissen dieser Aufgabe gerecht zu werden; nur seien seit jener Zeit andere Einrichtungen getroffen worden, auf welche Lascys Vorschläge nicht mehr paßten. Aber auch Radetzkys Vorschläge knüpfen stellenweise an Voraussetzungen an, die heutzutage nicht mehr in Kraft sind, wie der Bestand der k. k. Militärgrenzer und die achtjährige „Kapitulation"; doch alles in allem sind die Aufzeichnungen des greisen Helden noch heute der eingehendsten Beachtung und der Untersuchung wert, welche Anwendung sie bei den seither geänderten Zuständen zu finden hätten[2].

Persönlich als Soldat stellte der zweiundachtzigjährige Feldherr seinen Mann. Er ging früh zu Bette, stand aber sehr früh auf. Die Stunden des

[1] Torresani, Erinnerungen 19.

[2] Aphorismen über die Organisation des österreichischen Heeres. Aufgezeichnet im Januar 1851 (Österr. Rundschau XV [1908] 88—97).

Ausmarsches hielt er mit großer Genauigkeit ein; er brach hie und da früher auf, aber nie später. Als alter Kavallerieoffizier ritt er fest und sicher, und bewies dabei eine Ausdauer, die in Erstaunen setzen mußte. Den fast neuntägigen Rückzug aus Mailand hat er sozusagen im Sattel mitgemacht. Vor Vicenza saß er von morgens fünf Uhr bis in die sinkende Nacht zu Pferde und zeigte am Abend des glorreichen Tages eine schier unglaubliche Lebenskraft und Frische[1]. Er liebte die schnellere Gangart, so am Morgen nach der Schlacht von Novara, wo er mehrere Miglien zwischen Truppen, zwischen Toten und Verwundeten, mitunter im scharfen Jagdgalopp reiten konnte[2]. Als gewesener Kürassier liebte er starke Mecklenburger, meistens Schimmel; sein Sattel war deutsch mit reich gestickter Feldmarschallschabracke, das Kopfzeug des Pferdes mit goldenen Nägeln besetzt.

Radetzky war als Kommandierender vorsichtig in der Auswahl der Kräfte, mit denen er sich umgab, sowie in der Ausscheidung solcher, die seinen Erwartungen nicht entsprachen, ohne es diese letzteren merken zu lassen. Das war bald in der ganzen Armee bekannt, und es fühlte sich jeder seiner Offiziere nicht recht zu Mute, wenn ihn der Feldmarschall mit besonderer, etwas übertriebener Artigkeit behandelte, weil er darin ein sicheres, obwohl verhülltes Zeichen von dessen Unzufriedenheit erblickte[3]. Radetzky ist dadurch bei den Gekränkten in den Verruf der Falschheit gekommen, und es gemahnte wohl einen und den andern des „schändlichen Spiels", das Wallenstein mit Butler getrieben. Es läßt aber auch eine andere Auslegung zu. Radetzky konnte über blöde Vernachlässigung oder grobe Verletzung des Dienstes in heftigem Zorn aufwallen und dabei Drohungen ausstoßen, die er, wenn sein Blut ruhiger geworden, weit entfernt war zu vollziehen. Denn der Grundzug seines Wesens und Umgangs war Freundlichkeit und Milde, es ging wider seine Natur, jemandem unfreundlich zu begegnen, und er strafte nicht gern. „Die unaufhörlichen Verurteilungen und Bestrafungen", schrieb er einmal seiner Lieblingstochter, „zu denen ich verpflichtet werde, tun mich erdrücken, und doch ist nichts anderes zu tun, als wachen und in steter Bereitschaft leben. Wahrlich eine traurige Existenz!"

So war denn der Stab des Oberfeldherrn aus den verläßlichsten Persönlichkeiten zusammengesetzt, unter denen nur einer fehlte, den Radetzky aus dessen früherer Dienstleistung an seiner Seite kennen und schätzen gelernt hatte, der sich aber seither in Wien in hoher wichtiger Verwendung befand und daher für den Augenblick für die italienische Armee nicht zu haben war.

Als Generaladjutant des Feldmarschalls fungierte Feldmarschalleutnant Karl v. Schönhals, ein genial angelegter Mann, nicht ohne mancherlei

---

[1] Torresani a. a. O. 40. [2] „Bohemia" 1849, Nr 98.
[3] Hübner, Ein Jahr meines Lebens 19 f.

Schrullen, die solchen Naturen eigen zu sein pflegen. Er liebte die Bequemlichkeit und konnte in den hellen Tag hinein im Bette sein. Vorzüglich, geradezu phänomenal war Schönhals in einer Hinsicht. Er war der beste Stilist, obwohl er nicht eine Zeile fehlerlos schreiben konnte, kein Beistrich, kein Punkt; seine Aufsätze kamen von der Feder weg in die Druckerei, wo man vieles orthographisch und selbst grammatikalisch zurecht setzen mußte. Doch der Inhalt traf den Nagel auf den Kopf, und die Form war klassisch zu nennen. Die Armeebefehle, die Aufrufe an Volk und Heer waren Meisterstücke soldatischer Ausdrucksweise, aus einem Gusse, fast ohne nachträgliche Ausbesserung aufs Papier gebracht. Aber der Augenblick mußte da sein. Es kam vor, daß der Feldmarschall eine Proklamation verlangte; Schönhals war noch nicht aufgestanden, las in seinem Cäsar oder Tacitus. Radetzky schickte, als am nächsten Tage das Gewünschte nicht in seine Hände gelangte, ein zweitesmal. „Ich werde es schon machen", fertigte Schönhals unwirsch den Boten ab, „aber jetzt bin ich nicht aufgelegt." Erst auf eine dritte Mahnung: der Feldmarschall fordere entschieden, daß ihm der Entwurf vorgelegt werde, setzte sich Schönhals hin, und in weniger als einer halben Stunde war eines der glänzendsten Schriftstücke fix und fertig[1]. Radetzky war ihm ungemein gewogen und schenkte ihm sein besonderes Vertrauen; doch nur bis zu einer gewissen Grenze. Denn Stratege war Schönhals nicht, und die Ratschläge, die er in kritischen Momenten erteilte, waren gewiß keine solchen, von denen der Feldmarschall Gebrauch machen konnte. Flügeladjutant war der Husarenobrist Ludwig Graf Festetics de Tolna, der stete Begleiter Radetzkys.

Als Chef des Generalstabes fungierte Obristleutnant Johann Graf Wratislaw-Mitrowitz, der die statistischen und politischen Zustände Italiens seit langem zum Gegenstande seiner Studien gemacht und die militärischen Verhältnisse Lombardo-Venetiens auf wiederholten Reisen gründlich kennen gelernt hatte. Seine Untergebenen, die jüngeren Generalstäbler, zeigten sich tätig, brav und tapfer. „Eine große Beruhigung für mich ist der gute Name, den sich überall meine Offiziere gemacht haben. Kaas hat das Prämium, Roßbacher ist unersetzbar, ewig werde ich ihm verpflichtet sein." So schrieb Wratislaw am 4. April an Hauptmann Huyn, gleichfalls einen der Seinigen, der am Hofe des Vizekönigs gern gesehen war und als ein Liebling Radetzkys galt: ein fester, entschlossener Charakter, dabei klug, nicht ohne Schlauheit, Herr des Augenblicks und Meister seiner Zunge. Er befand sich augenblicklich am Hofe des Vizekönigs Erzherzog Rainer in Bozen. Auch der hofkriegsrätliche Direktor im Generalquartiermeister-Stabe,

[1] Mir erzählt am 9. Februar 1854 von einem Regimentsarzt der italienischen Armee, dessen Name ich leider anzumerken verabsäumt habe. Die erwähnte Proklamation war jene vor dem Feldzuge 1849.

Generalmajor Mengewein, war der italienischen Armee zugeteilt, an dem Wratislaw seinen Rückhalt hatte. Mengewein war ein origineller, witziger Kopf, der nebenbei im Rufe stand, der größte Esser des Hauptquartiers „und der ganzen Armee" zu sein.

Wenn vom Hauptquartier Radetzkys die Rede ist, dürfen seine Ordonnanzoffiziere nicht vergessen werden, meist blutjunge Leute, dem Feldmarschall auf den Tod ergeben, dabei voll munterer Laune. Zu diesen gehörte auch Anton Haizinger, Sohn der berühmten Schauspielerin, Leutnant bei Liechtenstein-Chevauxlegers. Er war eines der erheiterndsten und frischesten Elemente des Hauptquartiers. Er besaß einen Hund, der auf den Ruf „Kibitz" hörte, dessen Namen Haizingers lustige Kameraden auf den Herrn selbst übertrugen und von wo dann der Name auf alle Ordonnanzoffiziere überging, was für sie in der ganzen italienischen und später auch in der k. k. ungarischen Armee als terminus technicus in unangefochtene Übung kam[1].

Nennen wir noch den jungen Generalkommandoadjutanten Karl Schlitter v. Niedernberg, Major bei Kinsky-Infanterie, und gedenken wir der beiden Armeekorpskommandanten Feldmarschalleutnant Eugen Grafen Wratislaw des I. — Nachfolger des in Ruhestand getretenen Wallmoden — und Feldmarschalleutnant Konstantin Baron d'Aspre des II., so muß gesagt werden, daß Radetzky in jeder Richtung trefflich umgeben und bedient war. Aber wenn selbst dieser Umstand auf Radetzkys eigenstes Verdienst zurückzuführen ist, so würde der irren, der da meinte, Radetzky habe nur seinen Namen hergegeben und tatsächlich sei alles durch andere geschehen[2]. Im Gegenteil, Radetzky war in allem der leitende Geist, und es gab nichts irgend Wichtiges, das ihm nicht zuvor zur Prüfung vorgelegt und von ihm gutgeheißen oder verbessert wurde. Einlaufende Berichte ließ er sich meist vorlesen; aber alles, was abgehen sollte, sah er selbst aufmerksam durch. Weisungen an seine Generale oder sonst höher stehende Offiziere fertigte er nicht selten mit eigener Hand aus. Jeder Aktion wohnte er vom Anfang bis zum Ende mit genauester Aufmerksamkeit bei, und bei jeder kritischen Wendung war er es, der, die augenblickliche Lage mit sicherem Blick erfassend, mit seinem persönlichen Entschlusse eingriff und seine Anordnungen traf. Dabei hat Radetzky als Führer in den erregtesten Momenten seinen Gleichmut bewahrt und dadurch seiner Umgebung Ruhe und Zuversicht eingeflößt.

[1] Torresani, Erinnerungen 64.

[2] Wattmann, Memoiren eines österreichischen Veteranen, Wien 1900, 51 u. 54 mit vielen interessanten Zügen aus Radetzkys Heldenzeit. Ludwig Edler v. Wattmann war damals Leutnant im Ingenieurkorps.

2.

„Viel Feind, viel Ehr!" war des wackeren Frundsberg Losungswort, und wenn dieses zur Geltung kam, so war dem greisen Radetzky die reichste Fülle von Ehren beschieden. Denn der begeisternde Gedanke der Einheit und Unabhängigkeit Italiens hatte alle Staaten und Völker der apenninischen Halbinsel mit Macht ergriffen, und sie zweifelten nicht an dem entscheidenden und nahen Siege. „Die italienische Nation, abgehetzt durch die Wechselfälle so vieler Jahrhunderte, erfüllte endlich das Bewußtsein ihrer selbst, und alles, vom Ätna bis zu den Alpen, das dreifarbige Banner entfaltend, wiederholte mit Stolz das Wort, das Karl Albert ihnen zugerufen hatte: L' Italia farà da sè!"[1]

Wenn eine der maßgebenden, ja entscheidenden Persönlichkeiten jener Zeit das Faustsche „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust" auf sich anwenden konnte, so war es der regierende Papst. Pius IX. war mit seinen Gefühlen im Innersten seines Herzens Italiener, mit seinem Verstande im Bewußtsein seiner Stellung und seines Berufes Haupt der katholischen Christenheit. Als Italiener schwärmte er mit Gioberti für die Einheit Italiens und für die Befreiung des italienischen Bodens von dem, was die Patrioten als Fremdherrschaft bezeichneten und verwünschten. In dieser Hinsicht war und blieb er lange Zeit der Abgott der Unionisten, so daß selbst alte Verschwörer, wie Francesco Orioli, ihm huldigten und zu seinen Gunsten Bekämpfer der Republik wurden. Als Haupt der katholischen Christenheit widerstrebte jedoch dem Heiligen Vater der klaffende Zwiespalt, ja der offene Kampf zweier Völker, denen er in gleichem Maße seinen hohepriesterlichen Schutz angedeihen lassen, seinen Segen bringen sollte. In dieser widerspruchsvollen Stimmung und Lage suchte er Erleuchtung vom Himmel und zog sich mit seinem Großpönitentiar in seine Gemächer zurück, wo es dann vergeblich war, ihn für weltliche Angelegenheiten zu gewinnen. Doch jene erflehte Erleuchtung, sie war ebenso doppelsinnig wie sein eigenstes Wesen. Als Italiener ließ er sich von ihr sagen, daß die Bewegung, welche die apenninische Halbinsel von einem Ende zum andern durchzitterte, kein menschliches Werk sei: „Wehe dem, der in diesem Sturm, der Zedern und Steineichen durchrüttelt, niederwirft, spaltet, nicht die Stimme des Herrn hört!" Hingegen als christliches Oberhaupt vernahm er die eindringliche Mahnung, sein oberster Gedanke müsse das Gedeihen und der Ruhm der Kirche sein, der er jedes weltliche Interesse unterzuordnen habe. Eines Abends, als er dem Ministerrate vorsaß, zeigte sich ein Komet

[1] Orsi, L'Italia moderna, Milano 1901, 152.

am Firmamente. Pius fiel auf die Knie und hieß alle Anwesenden das gleiche tun, „auf daß der Herr die Drangsale abwende, deren Ankündiger jenes Zeichen am Himmel ist“[1].

Der Leitstern des päpstlichen Ministeriums war der Krieg gegen Österreich, sowohl den Kaiserstaat als die beiden Po-Herzogtümer. Rom und die Provinzen waren erfüllt von militärischen Vorbereitungen. Der Waffenminister Fürst Aldobrandini hielt zwei Regimenter Schweizer mit acht Geschützen, je zwei Grenadier-, Jäger- und Füsilier-Bataillone, zwei Kompagnien Genietruppe mit drei Batterien, dann zwei Eskadronen Carabinieri und drei Eskadronen Dragoner in Bereitschaft; dazu kamen drei Legionen Romagnuolen und zwei Bataillone Freischärler aus dem Kirchenstaate, alles in allem bei 15000 Mann. Im Staatssekretariate hieß dies alles „Observationskorps“, in der offiziellen „Epoca“ aber wurde von einem „Operationskorps“ gesprochen. Doch war von all diesen Truppen eigentliche Kriegstüchtigkeit bloß den Schweizern zuzusprechen; die einheimischen Soldaten waren zu einem großen Teile beweibt, weil die päpstliche Kriegsverwaltung nicht gegen den Spruch des hl. Paulus: „Lieber ein Weib nehmen, als Brunst leiden“, verstoßen wollte[2]. Die Bataillone der Kreuzzügler, crociati, waren, wie Schönhals bemerkt, „ausgezeichnet durch die antike Schönheit ihrer Leute“; allein für Manneszucht und Eifer im Dienste waren sie keineswegs zu rühmen. Sie standen unter dem besondern Befehle des neapolitanischen Obristen Andrea Ferrari, der eine Zeit in der französischen Armee gedient hatte und besser Französisch als Italienisch sprach; seine Freiwilligen waren ihm chair à canon, Kanonenfutter. Von Haus aus ein Bramarbas, dessen prahlerisches Gebaren nicht geeignet war, besonderes Vertrauen einzuflößen, verlangte und erhielt er vom Waffenminister die Beförderung zum General. Der Oberbefehl über die gesamte römische Kriegsmacht wurde, sehr gegen die Gefühle des Papstes, welchem jeder sardinische Einfluß widerstrebte, dem Mondover Giovanni Durando anvertraut, der Massimo d'Azeglio und den eben in Rom weilenden Marchese Avogadro di Casanova, gewesenen Offizier der italienischen Armee, als Generalstäbler und Adjutanten und den Conte Pompeo di Campello als Intendanten an die Seite nahm.

Am 24. März setzte sich Durando an der Spitze der regulären Truppe in Marsch. Am 26. ließ Ferrari seine Freiwilligen auf dem St Petersplatze Parade halten und den Heiligen Vater bitten, ihre Fahnen zu segnen. Pius IX. tat es, man sah Tränen in seinen Augen, die einen legten es

---

[1] Minghetti, Miei Ricordi I, Roma 1888, 347—349.

[2] Il governo non può costringere nessuno al celibato. Se un uomo dichiara che, non pigliando moglie, correrà pericolo di peccare, non possiamo prendere su di noi la responsabilità di impedirglielo (Minghetti a. a. O. I 315 sg).

als Zeichen der Rührung aus, die andern wollten darin Unmut über die Nötigung erblicken, der zu widerstehen er nicht mehr die moralische Kraft hatte[1]. Denn wohl mußte den gemeinsamen Hirten aller katholischen Völker der Gedanke eines Krieges ängstlich machen und in seinem Gewissen beunruhigen. Allein einerseits ließ er sich einreden, es gelte nur der Verteidigung der römischen Grenzen gegen Österreich, und anderseits tröstete er sich mit der Einbildung, daß, ehe seine Truppen die Grenze des Kirchenstaates erreicht haben würden, irgend etwas eintreten könnte, was jedes weitere Einschreiten unnötig machte. Denn es gab nicht wenige, die den Gerüchten von der Entmutigung, ja vollständigen Auflösung der österreichischen Armee Glauben schenkten und daher meinten, es werde gar nicht zu einer militärischen Verwendung der päpstlichen Truppen kommen[2]. Die Verteidiger des Papstes brachten später die Deutung, er habe sich entschieden geweigert, die Fahnen und Waffen der Crociati einzusegnen: Non lo debbo, non lo posso, non lo farò! Erst als nach diesem Proteste die Volksmenge den Apostolischen Segen verlangte, habe ihn der Papst in gewohnter Weise erteilt; das sei dann für eine Einsegnung der Crociati gehalten und ungeachtet aller Verwahrungen von päpstlicher Seite behauptet worden. Dem sei wie ihm wolle, in der Armee Radetzkys ließ man sich's nicht nehmen, der Papst habe die Fahnen zum Kriegszuge gegen Österreich gesegnet und sich dadurch zum dienenden Werkzeuge der Revolution gemacht.

In Wahrheit war Pius IX. von dem Wunsche erfüllt, die leidenschaftlichen Gelüste zu bändigen. „Größer und schwieriger als zu siegen", so sagte er in einer Ansprache an das Volk am 26. März, „ist es, den Sieg gut zu benützen — Il ben usare la vittoria è più grande e più difficile che il vincere". Allein das Volk schwelgte nur in den erfolgreichen Fortschritten und Kämpfen, von denen es täglich neue erfuhr. Vom Balkone seines Hotels las der sardinische Gesandte Marchese Pareto die Proklamation, mit der sein König den Ticino zu überschreiten im Begriffe stand, der römischen Menge vor. Am 28. traf eine Deputation aus Venedig in Rom ein und ließ ein Tedeum für die Befreiung der Lagunenstadt vom Joche der Fremdherrschaft halten. Die Idee eines heiligen Krieges wurde unverrückt festgehalten, der Waffenminister forderte die Truppen auf, die italienische Dreifarbe in Kreuzesform an ihre Brust zu heften: also ein Kreuzzug gegen die Feinde Italiens in vollem Sinne.

* * *

[1] Memoir of Laurence Oliphant, Edinburgh 1892, I 28: Seeing the tears roll down his cheeks — as I supposed, because he hated so much to have to do it.

[2] Minghetti, Miei Ricordi I 361—363. Vgl. meine Konfessionale Frage in Österreich 1848, Wien 1885 f, 490 f.

Nicht besser stand es in den andern Staaten der apenninischen Halbinsel. In Neapel litt Ferdinand II. unter dem Drucke der von radikalen Wortführern verhetzten Menge, die mit großem Geschrei Krieg gegen Österreich verlangten. Er betraute den alten Verschwörer Guglielmo Pepe mit dem Oberbefehl über das nach Oberitalien bestimmte Korps, 15000 Mann, das eine Abteilung der königlichen Kriegsmarine vom Adriatischen Meere aus unterstützen sollte[1]. Den Kern seiner Truppen, die Garde- und Schweizer-Regimenter, behielt Ferdinand wohlweislich um seine Person zurück. Neben der regulären Streitmacht fehlte es nicht an begeisterten Freiwilligen. Wer nicht mittun konnte, gab Geld, der König an der Spitze; zu einer im Teatro San Carlo zu Gunsten der Crociati veranstalteten Vorstellung spendete er 100 Dukaten.

Auf den Großherzog von Toskana konnten die Revolutionäre rechnen. „Die Zeit ist gekommen", sagte Leopold II. zu dem auf der Reise durch Florenz ihm aufwartenden Minghetti, „wo ich mich zu entscheiden haben werde, ob ich österreichischer Erzherzog oder italienischer Fürst sein will. Ich habe meine Wahl getroffen, ich bin und bleibe italienischer Fürst!" Etwa 5000 Mann, darunter ein Bataillon Livorner Freiwilliger und eines von Pisaner Studenten, denen die Professoren Leopoldo Pilla di Venafro und Gius. Montanelli voranleuchteten, stellte er unter die Befehle der Generale Cesare de Laugier und Ferrari d'Arco.

In den für den Augenblick fürstenlosen beiden Herzogtümern beeilte man sich, dem Rufe des Kreuzzuges gegen Österreich Folge zu leisten. Die Herrschaft Karl Ludwigs in Parma war nicht beliebt: die Truppen waren gut, allein die meisten Offiziere waren mit dem Herzog aus dem Lande gezogen. Franz V. von Modena hatte großen Anhang in seinem Ländchen, sein Militär war der Revolution im Herzen abhold; allein dem allgemeinen Drängen gegenüber gab es kein Widerstreben, man mußte in das Tagesgeschrei einstimmen. In Modena hatten unter den Vorgängern des regierenden Herzogs Ciro Menotti und Vincenzo Borelli auf dem Blutgerüst geendet: sie wurden jetzt als Märtyrer der italienischen Freiheit gefeiert. Parma stellte zwei Bataillone, eine Eskadron und eine Batterie, bei 1500 Mann; Modena zwei Bataillone, eine Eskadron, eine Kompagnie Pioniere und eine Batterie, ungefähr 2000 Mann; die Obriste Cucchiari und Ludovico Fontana befehligten sie. Den Schweif dieses Bundeskontingents bildeten Scharen von Freiwilligen, die sich an die Brust ein rotes Kreuz hefteten und Dio lo vuole schrieen[2].

---

[1] Pepe, Histoire des Révolutions d'Italie, Bruxelles 1850, 53—63 73—87: La situation de l'Allemagne, de la France et de l'Italie me faisait répéter à part moi: Cette fois l'étranger sera chassé pour toujours au delà des Alpes.

[2] Sommeregger, Ereignisse in den Legationen. Mitteilungen des Kriegsarchivs 1902, 171—177.

In Mailand verging kein Tag, wo nicht neue Kämpfer in kleineren und größeren Scharen eintrafen. Das war der Anfang der lombardischen Freikorps, Corpi franchi, die aber bei weitem nicht bloß aus Einheimischen bestanden. Vom Ticino und aus der Gegend von Como brachte Arcioni einen starken Trupp; aus Genua erschienen Novaro, Losio und andere Offiziere von Namen[1]; aus Piemont, aus der italienischen Schweiz fanden sich begeisterte Kämpfer, viele als Crociati mit dem Kreuz bezeichnet, in Mailand ein. Sie wurden fürs erste nach Treviglio als Sammelort beordert, wo die erste Abteilung dieses „Alpenheeres, esercito delle Alpi", bei 190 Mann stark, unter den freudigen Zurufen der Menge einzog. Am 26. kam eine bei 1200 Mann starke „Legion", geführt von „General" Thanberg, der seine Sporen in Spanien verdient hatte; er hatte den Ruf eines polternden überspannten Abenteurers, von dem sich keine vernünftige Kriegführung erwarten lasse. Am selben Tage wurde in Mailand Luciano Manara, ein entschlossener und tapferer Mann, mit dem einstweiligen Befehle über alle Freikorps ernannt, worüber sogleich Eifersucht bei den andern Führern entstand. Manara war ohne Frage ein tüchtiger Kommandant, nahm für sich den Rang eines Divisionsgenerals in Anspruch und gönnte einem Arcioni, einem Torres, einem Longhena u. a. nur den Titel von Brigadegeneralen. Die endgültige Organisierung der lombardischen Freikorps stand noch aus[2].

Die Gefahr für die kaiserliche Sache bestand nicht in der Zahl dieser lombardischen Volontari, die kaum über 3000 Mann zu veranschlagen war, und noch weniger in ihrer Kriegstüchtigkeit, die gleich Null war, wenn man von der beträchtlichen Menge von Ausreißern der k. k. Truppenkörper von Haugwitz, Geppert ꝛc. absah. Allein mit der Manneszucht stand es auch bei diesen schlecht, da sie, an strammes, österreichisches Regiment gewohnt, mit kaum verdecktem Hohn auf die neugebackenen Capitani, Colonnelli und gar Generali blickten, deren Kommando sie sich jetzt fügen sollten. Die Gefahr für die kaiserliche Sache lag vielmehr in dem revolutionären Einfluß und Ansehen, das sich die lombardischen Freiwilligen, zu einem großen Teil den gebildeten Ständen angehörig und von nationaler Begeisterung durchglüht, viele Paveser Studenten darunter, bei der landsmännischen Bevölkerung zu verschaffen und diese namentlich in vielen Tälern von Welsch-Tirol, dessen ungestörter Besitz für die Erhaltung und Sicherung der Armee so unberechenbar wichtig war, zu willfährigen Werkzeugen ihrer Unternehmungen heranzuziehen wußten.

Auch nach außen sah es von einer Seite bedrohlich genug aus: Frankreich rüstete eine Alpen-Armee, deren Befehl Bugeaud übernehmen sollte.

---

[1] Pepe, Histoire des Révolutions d'Italie 64.

[2] Helfert, Tyrolische Landesverteidigung, Wien 1904, 134—147.

Doch Lamartine war weit davon entfernt, sie zum Vorteile Karl Alberts verwenden zu lassen. „Man muß", meinte er, „dem Könige von Sardinien Teilnahme kundgeben, man darf sich jedoch seiner Sache nicht tatsächlich annehmen. Die Alpen-Armee muß beisammen gehalten werden, scheinbar um zu helfen, in Wahrheit aber, um sich ihrer bei Gelegenheit in rein französischem Interesse bedienen zu können. Man muß die Ereignisse abwarten und sich bereit halten." [1]

* * *

In Venedig war nach der glorreichen Errungenschaft vom 22. März alles Jubel und Begeisterung. In den Journalen, in Maueranschlägen und Flugblättern wimmelte es von himmelstürmenden Artikeln eines Spiridion Gopcevich, eines Franc. Giustiniano Lolin, eines Cesare Dott. Levi, von Gedichten eines F. Seismit-Doda, eines Giovanni Paulovich, eines Beppo Caime, eines Giuseppe Capparozzo. Ein Catechismo nazionale, der in dieser Zeit erschien, lehrte in Fragen und Antworten das Publikum die Natur der „höllischen" Trias Ferdinand, Metternich, Radetzky kennen, des Kaisers von Österreich als „Stellvertreters des Teufels auf Erden" und der Österreicher „halb Bären halb Menschen, aber durchaus Bestien" [2].

Seitens der provisorischen Regierung geschah das möglichste, den Wünschen der Bevölkerung entgegenzukommen. Am 1. April erfolgte die Festsetzung der nationalen Kokarde, die Abschaffung des Zeitungsstempels, die Ernennung Antonio Paoluccis an Soleras Stelle zum Kriegs- und Marineminister; am 2. die Aufhebung der Generalpolizeidirektion, die durch eine prefettura centrale di ordine pubblico ersetzt wurde; am 3. die Freigebung der Korrespondenz zwischen den Bischöfen des Landes und dem Papste in Rom; am 4. die Aufhebung der Gefängnishaft für Gefällsübertretungen und die Freilassung der vor dem 23. März dieserhalb in Haft gesetzten Personen mit der an sie gerichteten Einladung ad accorrere

[1] Aus einem Berichte des sardinischen Gesandten Marchese Brignole, Paris 23. Juli 1848 an den Minister des Äußern in Turin, Marchese Pareto.

[2] „Domanda: Quante nature ha l' Imperatore d'Austria? Risposta: Due, l' umana e l' infernale. D. Quanti Imperatori d'Austria ci sono? R. Un solo, ma però diviso in tre persone. D. Come si chiamano queste tre persone? R. Ferdinando, Metternich e Radetzky. . . . D. Ferdinando da chi procede? R. Dal peccato. D. Metternich da chi procede? R. Da Ferdinando. D. E Radetzky? R. Dalla fornicazione d' ambidue" ecc. Raccolta per ordine cronologico di tutti gli atti del Governo provvisorio, non che di scritti, avvisi, desiderj ecc. che si riferiscono all' epoca presente (Venezia 1848/49) I 367. Ich zitiere in der Folge einfach „Raccolta Veneta". Siehe auch Bullettino ufficiale degli Atti legislativi del Gov. provv. della Repubblica Veneta (Venezia 1848/49).

in difesa della patria; am 6. die Ernennung des Feldgeistlichen der Guardia civica und des Vincenzo Marinelli zum Professor der illyrischen Sprache — unterzeichnet Manin, Tommaseo —, wobei unverkennbar an Istrien und Dalmatien gedacht ward[1].

Im übrigen sahen sich die Männer der neuen Regierung durchaus nicht auf Rosen gebettet. Die Republik brauchte zu ihrem Schutze vor allem eine Armee. Mit den zurückgebliebenen eidvergessenen k. k. Truppen war nicht viel anzufangen. Die Soldaten, deren Offiziere zu einem großen Teile mit General Culoz die Stadt verlassen hatten, verloren ungeachtet aller Drohungen und strengen Maßnahmen des Kriegsministers jede Manneszucht, gehorchten keinem Befehle, begingen Ausschweifungen aller Art, so daß die provisorische Regierung es geraten fand, sie mit Waffen und Gepäck in ihre Heimatsdörfer zu schicken, wo sie sich den, wie im Lombardischen, in der Bildung begriffenen Freikorps einreihen sollten. Noch ärger als in Venedig trieben es die abtrünnigen Soldaten vom Regiment Wimpffen in Padua, wo sie ihre Ausrüstungsstücke um ein wahres Spottgeld verkauften; man konnte Gewehr samt Bajonett, Säbel und Patronentasche um zwei Zwanziger erhandeln. Dienste taten sie keine, den Kampf gegen die kaiserlichen Truppen, ihre früheren Kameraden, verweigerten sie; aber versorgt mußten sie werden und erhielten von der Kommune einen Sold, den sie im Wirtshaus verpraßten.

Es mußte also von Paolucci an Schaffung einer Miliz gedacht werden, der in der Tat begeisterte Jünglinge in großer Zahl zuströmten, die sich für die Mobilgarde (guardia civica mobile), die Landartillerie, die Marine einschreiben ließen. Ein Korps von Freiwilligen besetzte den Lido und die gegen das Meer gerichteten Befestigungen. Die provisorische Regierung förderte diesen Aufschwung in jeder Weise. Ein Dekret vom 6. April sicherte allen Beamten, die sich den Crociati einreihen ließen, Fortdauer ihres Ranges und Gehaltes. Ein anderes vom 12. — unterzeichnet Manin, Paleocapa — erklärte den Dienst in der Nationalgarde, deren Leitung und Befehl dem Advokaten Mengaldo übertragen war, für alle wehrfähigen Männer vom achtzehnten bis zum fünfundfünfzigsten Jahre für pflichtgemäß und lud alle in Venedig weilenden Fremden, „die auf solche Art ihrer Sympathie für unsere Sache Ausdruck geben wollten, dazu ein“.

Nach einer Richtung hatte die einstige und, wie es schien, wieder erstandene Königin der Adria sich entscheidenden Erfolges zu rühmen. Mit dem Abfall von Venedig war auch die österreichische Kriegsflotte zum weitaus größten Teile, und der Haupt- und Sammelplatz derselben, das

[1] Über die Stimmungen und inneren Zustände Venedigs in dieser ersten Zeit siehe mein anonym erschienenes „Aus Böhmen nach Italien“, Prag 1862, 296—313.

berühmte Arsenal, für die kaiserliche Sache verraten und verloren. Noch am selben 22. März, wo Stadt und Hafen Beute der Revolution geworden, sandte der gewesene k. k. Linienschiffskapitän, nunmehrige Marineoberkommandant Leone Graziani seine Befehle nach allen Richtungen aus. Erstens an den Eskadrekommandanten in Pola, Linienschiffskapitän Johann Buratovich v. Flaggentreu, sich rechtzeitig der nichtvenetianischen Offiziere zu versichern, mit allen ihm unterstehenden Schiffen aus dem Hafen auszulaufen, auf hoher See das weiß-grün-rote Banner zu entfalten und die Republik auszurufen, und unverweilt den Kurs nach Venedig zu nehmen. Zweitens an den Linienschiffskapitän Andreas Bordini in Zara, alle in den dalmatinischen Gewässern zerstreut stationierten Küstenfahrzeuge der Kriegsmarine zu sammeln und nach Venedig zu bringen. Drittens an die Kommandanten der k. k. Stationsschiffe im Piräus und in Konstantinopel, die mit ähnlichen Befehlen bedacht wurden.

Es war abzuwarten, ob und inwieweit diesen Anordnungen entsprochen würde. In der Zwischenzeit gaben zu Hause die neuen Einrichtungen genug zu schaffen. Die Arsenaloten stammten wohl zu einem großen Teile aus Venedig selbst und hatten somit keinen Anlaß, gleich den Landtruppen auszureißen; allein sie wußten sich die neue Lage in anderer Weise zu nutze zu machen, indem sie auf Erhöhung ihres Soldes bestanden. Die provisorische Regierung schmeichelte ihrer Seemacht in jeder Weise: sie werde, erklärte sie, die Marine und die Korps, aus denen sie bestehe, stets als die erste Waffe des Staates ansehen. Im Offizierkorps gab es ein rasches Avancement; die Fregattenkapitäne Giuseppe Marsich und Agostino Milonopulo wurden zu Kontreadmiralen ernannt, und ähnliche Beförderungen trafen die unteren Reihen. Die beurlaubte Mannschaft wurde einberufen, der Stand der Arsenalarbeiter vermehrt, an der Reparatur und Ausrüstung der auf der Schiffswerfte befindlichen Fregatte „Italia" und Korvette „Lombardia" mit fieberhafter Anstrengung gearbeitet.

3.

Radetzky war als Feldherr entschieden gegen die herkömmliche Defensivtaktik, er war für einen feststehenden Operationsplan. „Ohne daß man mit Klarheit weiß", heißt es an einer Stelle seiner Schriften, „was man zu tun hat, gelingt keine Handlung, am wenigsten eine kriegerische. Mit diesem Wissen kommt Tatkraft, Einigkeit in das ganze Wesen des Kriegsheeres und auch ein gewisses Wagen, das gewöhnlich das Glück zwingt, sich günstig zu zeigen." Ja dieses „gewisse Wagen" — Radetzky sollte es im Laufe der nächsten Monate wiederholt erproben, und wiederholt „das

Glück zwingen, sich günstig zu zeigen"! Aber jetzt nicht! Für den Augenblick war er an die ihm so wenig zusagende „Defensivtaktik" gewiesen, und sein getreuer Generaladjutant Schönhals hat wohl recht, wenn er meint, daß der Feldmarschall „in dieser Lage bei weitem mehr unsere Bewunderung verdient als zur Zeit, wo er sich endlich im stande sah, aus seinen Verschanzungen hervorzubrechen und seinen Gegner zu vernichten"[1].

Was ihn zu diesem Verhalten zwang, war sowohl die numerische Unzulänglichkeit seiner augenblicklichen Heeresmacht als der verwahrloste Zustand eines großen Teiles derselben. Bei dem Rückzuge aus Mailand waren die Reihen der verschiedenen Truppenkörper vielfach durcheinander geraten, es mußte während des Marsches an den Mincio die richtige Ordnung hergestellt werden. Noch schlimmer stand es mit der Ausrüstung, da von den Offizieren die meisten nur gerettet hatten, was sie am Leibe trugen. Aber auch die Ausstattung der Mannschaft hatte stark gelitten; ihre Uniformen waren statt weiß von einem schmutzigen Gelb, das ins Grüne und Braune spielte; bei vielen war das Schuhwerk hin, sie kamen sohlenlos nach Verona. Am 28. März sechs Uhr morgens rückte Obrist v. Gravert mit dem Wenigen an, das er von der Cremoneser Garnison gerettet hatte — drei Eskadronen Kaiser-Ulanen, sechs Kompagnien Sluiner Grenzer und eine Abteilung Erzherzog Sigismund-Infanterie — in Peschiera ein. Ein zwölfstündiger Marsch unter fortwährenden Scharmützeln hatte sie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, auf den Hund gebracht; die Uniformen zerrissen, mit Blut und Kot bedeckt, viele Leute waffenlos und ohne Kopfbedeckung[2]. Nicht viel besser sah es bei der Hauptarmee aus. Als Leutnant Baron Swinburne vom Regiment Reisinger einen freien Tag benützte, um aus der Kantonierung bei Sona nach Verona zu fahren und dort für sich und seine Kameraden mehrere höchst nötige Einkäufe zu besorgen, war bei allen Fußbekleidern der Stadt nicht ein Paar Schuhe oder Stiefel aufzutreiben, weil alles gleich in den ersten Tagen von andern vorweggenommen war. Für seine eigene Ausrüstung verschaffte sich Swinburne einen Tschako ohne Rose, einen Anzug halb Kaput halb Gehrock, den ihm ein italienischer Schneider aus einem Kompagniefrack zugeschnitten hatte, ein schwarzes, mit Leder besetztes Beinkleid und ein Paar Juchten-

[1] Erinnerungen I 202. ... Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky, Stuttgart u. Augsburg 1858, 354. Als den Verfasser dieses Werkes verfiel man anfangs auf Schönhals, den „österreichischen Veteranen". Der war es aber gewiß nicht, wie schon die eine Stelle S. 362, „einen Heß", beweist, da in den ganzen „Erinnerungen" der Name Heß nicht zu finden ist. Seither steht Friedrich Heller v. Hellwald als Verfasser fest.

[2] Die Belagerung der Festung Peschiera, Lindau 1851. Im k. k. Kriegsarchiv kennt man den Verfasser nicht.

stiefel; er konnte von einer solchen Ausstattung „nicht sagen, daß sie schön, sondern nur, daß sie bequem und praktisch war“[1].

Man hat die Höhe des Truppenstandes der k. k. italienischen Armee vor dem Losbruch auf 75000 Mann, und den Verlust, den dieser Stand teils durch die ersten Kämpfe und noch mehr durch den massenhaften Abfall einheimischer Soldateska erlitt, auf 19000 Mann veranschlagt. Blieben folglich bei 56000 Mann, wovon etwa 15000 in den Festungen disloziert waren und nicht ganz 5000 Mann in Tirol standen, das jetzt gleichfalls zum Armeebereiche Radetzkys gehörte, dem somit für die Aktion im Feld etwa 35000 Mann blieben.

Von diesen waren die Truppen, die d'Aspre nach Verona gebracht hatte, tadellos adjustiert. „Dein Regiment“, schrieb der jüngere Erzherzog Rainer an seinen Bruder Ernst, „und das Broder-Bataillon bieten einen sehr schönen Anblick; auch Windischgrätz (Chevauxlegers Nr 4) ist schön, und die Leute, die ich gesehen, sind trefflich beritten.“[2] Aber wie stand es mit jenen Truppenkörpern, die den Rückzug aus Mailand durchgemacht hatten?! Ihr Zustand war ein so erbärmlicher, daß er während des ganzen Marsches den Eindruck völliger Auflösung machte. Die meisten Offiziere hatten so gut wie alles verloren, so daß sie nicht einmal die Wäsche wechseln konnten. Der Anblick der Soldaten mußte Bedauern erwecken. Abgerissen, viele ohne Fußbekleidung, bei den seit dem 18. März unaufhörlich wütenden Kämpfen durch Strapazen, sowie bei dem Mangel jeder regelrechten Verpflegung durch Hunger herabgekommen.

Als der phrasenreiche Franzose 1740 in dem eroberten Prag garnisonierte, schrieb er auf das militärische Backhaus, das er errichtete, den Satz: L'art de vaincre est perdu sans l'art de subsister. Mit dieser Subsistenz stand es in Verona für die erste Zeit schlimm genug. Der in vielen Strecken wenig ergiebige Boden der Umgebung bot spärliche Ausbeute. Dazu waren die Kassen leer, die Magazine mit den Vorräten neuer, jetzt so notwendigen Monturen in Feindes Hand, so daß der Gubernialrat Graf Pachta, der jetzt als Generalintendant der Armee funktionierte, alle Hebel seiner administrativen Erfahrung und Geschicklichkeit in Bewegung setzen mußte, um drohenden Mangel aller Haupterfordernisse des Armeestandes abzuwenden[3].

Radetzky verlegte sein Hauptquartier in die Villa Giusti[4] in der Veronetta, dem kleineren am linken Etschufer gelegenen Stadtteile. Seine militärische Lage war nach menschlichem Ermessen eine verzweifelte zu nennen, und es gehörte selbst für einen an Jahren jüngern und an Kräften frischern Mann

[1] Sieben Monate, Wien 1861, 42 f 45 f.
[2] Raccolta Veneta I 424 sg.
[3] Kolowrat, Erinnerungen II 108 f.
[4] Nach andern Casa Peccana.

staunenswerter Mut dazu, um die Flinte nicht ins Korn zu werfen. Er war für den Augenblick ganz auf seine vereinsamten Kräfte gestellt. Die einzige Verbindung mit dem Innern der Monarchie war durch das Etschtal im südlichen Tirol. Aber selbst diese Straße war schon Ende März, wie General Gerhardi damals nach Innsbruck schrieb, unsicher geworden, so daß es gewagt war, Kuriere auszusenden, die von allen Seiten, beinahe bis vor die Tore von Verona, abgefangen wurden, was auch durch aufständische Bauern in Vall' Arsa der Fall war, bis durch das Regiment Liechtenstein-Chevauxlegers einige Abhilfe getroffen wurde [1]. Von Wien aus lief die Eisenbahn nur bis Gloggnitz, dann von Mürzzuschlag bis Cilli, im Venetianischen von Venedig bis Vicenza; aber diese letztere Strecke war im Besitze der Insurrektion. Die Fahrt von Wien nach Verona mußte also durch Oberösterreich, Salzburg und Tirol unternommen werden, was mittels Extrapost vier volle Tage in Anspruch nahm.

Westwärts vom Gardasee und von der Chiese und ostwärts von der Etsch hatte der Feldherr nicht einen sichern Punkt. Die Festung Pizzighettone hatte er wegen ihrer vereinzelten Entlegenheit freiwillig aufgegeben, das kleine Fort Rocca d'Anfo war teils durch Mißverständnis teils durch Verrat dem Feinde in die Hände gespielt, die Garnisonen von Palmanuova und Osoppo waren meuterisch abgefallen. Der Anspannung aller Kräfte in Venedig legte man im kaiserlichen Hauptquartier wohl keinen besondern Wert bei: „Mag der eherne Löwe auf der Markussäule seine Flügel ausbreiten, zum Flug wird er ebensowenig sich erheben, als das Kapitol noch einmal stolze Prokonsuln an besiegte Völker und Fürsten senden wird." [2] Doch für den Augenblick war der Verlust der Lagunenstadt und fast der ganzen Terraferma empfindlich genug. Seit sich die Piemontesen längs des Mincio zwischen Verona und Mantua eingeschoben hatten, konnte eine Postverbindung zwischen der Festung und dem großen Hauptquartier nur über Nogara aufrecht erhalten werden. Das Venetianische mußte Stadt für Stadt, Landstrich für Landstrich zurückerobert werden, während gleichzeitig dem anrückenden äußeren Feinde die Spitze zu bieten war.

Dazu kam der Verlust der Kriegsmarine, von der nur der geringere Teil für die kaiserliche Sache gerettet wurde. Die von dem abgefallenen Venediger Marine-Oberkommandanten ausgegangenen Befehle wurden von den kaisertreuen Offizieren nicht befolgt; ja der pensionierte Linienschiffsfähnrich Fincati wurde, kaum in Pola mit dem Befehle seines jetzigen Chefs angelangt, festgenommen und als Gefangener nach Laibach geschafft. Von den auswärts befindlichen Schiffen waren es nur die Canonnière Fulminante unter dem Linienschiffsfähnrich Conte Alessandri

[1] Welden, Episoden, Graz 1853, 2—4.
[2] Schönhals, Erinnerungen I 228.

und zwei Penichen, die den Befehlen Grazianis gehorchten, und denen es gelang, nach Venedig zu entkommen.

Graf Gyulai in Triest hatte nicht sobald den Abfall Venedigs und dessen Marine erfahren, als er das Kommando der in seinem Militärbezirk befindlichen Abteilungen der Kriegsmarine, speziell der Eskadre in Pola, zu übernehmen erklärte und dem Linienschiffskapitän Buratovich den Befehl erteilte, jeden Versuch, den Hafen zu verlassen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, im äußersten Falle mit Gewalt zu verhindern. Einen ähnlichen Befehl erließ auf Gyulais Anregung der Gouverneur von Dalmatien, Feldmarschalleutnant August Ritter v. Turszky mit dem Beifügen, falls sich auf die in den einzelnen Häfen stationierten Offiziere nicht zu verlassen wäre, sich ihrer Person zu versichern, und die Fahrzeuge mit Landtruppen zu bemannen. Zwei in Triest anwesende Seeoffiziere Anton Basilisco und Peter Sumann, die Gyulai erklärten, nach Venedig gehen zu wollen, ließ er als Arrestanten ins Kastell abführen und übergab die Leitung der militärischen Hafenwache dem Hafenamtskontrolleur Pöltl, ließ die aus Italienern bestehende Mannschaft der Hafenwachfahrzeuge ausschiffen und ersetzte sie durch Detachements der Landarmee.

Gleichlaufend mit diesen Verfügungen Gyulais und Turszkys ergingen auf Ficquelmonts Anregung vom Wiener Hofkriegsrat Befehle an die Kommandanten der in der Levante befindlichen Kriegsschiffe, diese in Ordnung und Botmäßigkeit zu erhalten und ehestens nach Triest zurückzubringen. Ficquelmont selbst aber wies die k. k. Gesandtschaften an, die in Häfen der Macht, bei der sie beglaubigt, befindlichen Kriegsschiffe Seiner Majestät nach Pola zu beordern und Offiziere wie Mannschaft, die im Verdachte stünden, nach Venedig übergehen zu wollen, von Bord zu entfernen. Diese letztere Maßregel wurde im Küstenland und in Dalmatien mit Strenge durchgeführt, in Triest, in Pola und im Quarnero Kommissionen niedergesetzt, welche die einzelnen Offiziere vorrufen, deren Erklärungen entgegennehmen und die unverweilte Entlassung der dem kaiserlichen Dienst entsagenden verfügen sollten.

Durch den Austritt so vieler Offiziere und Leute — in Dalmatien allein elf Offiziere und gegen 300 Mann italienischer Nation, die mittels Kauffahrer nach Venedig entlassen wurden — entstanden für den Seedienst der kaiserlichen Marine empfindliche Lücken. Die Bemannung wurde größtenteils den Landtruppen entnommen, die zumeist nach kurzer Zeit recht gute Dienste leisteten. Schwieriger war es mit den Offizieren, von denen nur wenige Nichtitaliener aus Venedig herüber kamen, darunter zwei tüchtige jüngere Herren, der Linienschiffsfähnrich Bernhard v. Wüllersdorf und der Fregattenfähnrich Heinrich v. Littrow, für welche Gyulai sogleich passende Verwendung fand. In Dalmatien war die Not so groß, daß Turszky den Fregattenkapitän Ludwig Maticola, der seine

Quittierung einreichen wollte, ersuchen mußte, das Kommando so lange fortzuführen, bis für einen dauernden Ersatz gesorgt sein werde.

Alles in allem befanden sich gegen Ende März in Pola die Fregatten „Belluno" und „Venere", zwei Briggs, zwei Penichen und ein Kanonenboot; im Hafen von Triest zwei Briggs, der mit dem Fürsten Felix Schwarzenberg eingetroffene Dampfer „Vulcano", drei Penichen und vier Canonnièren; sie waren im Verein mit den Hafenbatterien ausreichend, um Triest gegen einen Handstreich, auf den man von Venedig aus gefaßt sein mußte, sicher zu stellen. Eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge war in Fiume und zerstreut an der dalmatinischen Küste. Auswärts befanden sich die Fregatte „Guerriera" bei Neapel, die erst in der zweiten Hälfte April im Hafen von Pola eintraf, in der Levante die Goelette „Elisabetta", die Korvette „Cesarea", die Brigg „Fido" [1].

* * *

Von dem weiten Gebiete, das unter seinem militärischen Befehle stand, blieben Radetzky bloß vier in der Mitte des Landes gelegene Festungen und das von ihnen umschlossene Gebiet: Verona, Peschiera, Mantua und Legnago.

Von diesen Festungen war für die minder bedeutende und bei ihrer größeren Entfernung vom Hauptplatze der bevorstehenden Aktion minder gefährdete Legnago durch die zuletzt von d'Aspre verfügte Verstärkung ihrer Garnison vorläufig gesorgt.

Ansehnlichere Verstärkungen hatte in den letzten Tagen das ungemein wichtige Mantua erhalten, sowohl durch Gerhardi und d'Aspre von Verona aus, als unmittelbar durch Radetzky auf seinem Rückzug an den Mincio. Für die erhöhte Stärke der Befestigungswerke sorgte der Fortifikations-Lokaldirektor Obristleutnant Johann Rohn v. Rohnau, der seine besondere Aufmerksamkeit den Wasserkräften zuwandte, die, durch lange Zeit vernachlässigt, von ihm in neue Tätigkeit gesetzt wurden. Er sorgte außerdem für Bereitstellung einer kleinen Flottille, durch welche für den Fall eines feindlichen Angriffs nicht bloß die Verpflegung aus den Magazinen ohne Anstand vor sich gehen, sondern auch die Kranken und Verwundeten leicht in die Festung geschafft werden konnten. Rohn ließ an geeigneten Punkten Pallisaden anbringen, Kanonen und Mörser auf die Werke führen, und die ausgedehnten Baumpflanzungen in der Verteidigungssphäre der Festung dem

[1] Benko-Boinik, Geschichte der k. k. Kriegsmarine während der Jahre 1848/49, Wien 1884, 117—200. Das Verdienst Ressels um die Rettung der k. k. Kriegsmarine erscheint nach S. 130 Anm. 1 als eine Fabel. Ein bezeichnender Zug war es, daß die in Pola vor die Kommission geladenen Offiziere und Stabsparteien italienischer Nationalität baten, von Seiner Majestät als ihrem Kriegsherrn des ihm geleisteten Treueids entbunden zu werden, S. 135 f.

Boden gleichmachen. In der Stadt gab es bedeutende Getreide- und Maisvorräte, die der Festungskommandant General der Kavallerie Karl Gorzkowski v. Gorzkow mit Beschlag belegte. Im Jahre 1778 geboren, folglich ein Siebziger, aber ungebrochener Körperkraft und unbeugsamen Mutes, war Gorzkowski die Seele, der leitende Genius des Verteidigungswerkes, und zwar nicht bloß in militärischer Richtung; denn er wußte sich zugleich bei den Aufstandslustigen der Stadt Respekt zu verschaffen. Als der Marchese Pietro Peverelli — er war Adjunkt bei der k. k. Delegation — eines Tages vor ihm erschien und hochverräterische Reden hielt, wies ihm Gorzkowski die Türe und stellte einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus; doch Peverelli wußte sich beizeiten aus der Stadt zu entfernen und entkam nach Mailand, wo er bei der provisorischen Regierung eine Anstellung suchte. Auch viele seiner Gesinnungsgenossen gingen dem gefürchteten General aus dem Wege und reinigten dadurch die Luft der Festung von Elementen, die ihr bei einem Angriffe von außen gefährlich werden konnten.

Auch Peschiera stand unter einem tüchtigen Kommandanten, dem Theresienritter Feldmarschalleutnant Joseph Frhr v. Rath. Die Festung war klein und befand sich nichts weniger als in einem verteidigungsmäßigen Zustande, sie wurde nach dreißigjähriger Waffenruhe vom Kriege tatsächlich im Friedensgewande überrascht. Die bombenfesten Gebäude sollten erst abgedeckt, auf dem Glacis die dort stehenden hohen Bäume gefällt werden. Munition war genug vorhanden, aber man mußte sie erst aus den Pulvertürmen in die Festung bringen. Peschiera war auf vierzig Tage mit Lebensmitteln versehen, aber wenn diese ausgingen, so stand kein Fuhrwerk zur Verfügung, um solche im Requisitionswege herbeizuschaffen [1]. Als Radetzky mit Schönhals und Obristleutnant Wratislaw am 1. April durch Peschiera kam, erging nach Verona der Befehl, hundert Ochsen, zweihundert Säcke Reis und sechzehnhundert Säcke Mehl in die Festung zu schaffen. Allein das mit Truppen überfüllte Verona litt selbst Mangel; sieben Stück Ochsen waren das einzige, was es nach Peschiera abgeben konnte [2]. Die Festung litt in ihrer Lage an manchen taktischen Gebrechen. Dabei hatte man es in den ersten Tagen der Verwirrung übersehen, sich der beiden Dampfer „Benaco" [3] und „Rainer" zu versichern, die dadurch mühelose Beute der Aufständischen im verräterischen Einverständnisse mit der landsmännischen Schiffsleitung wurden. Die beiden Dampfschiffe, von denen der „Rainer" seinen Namen in „Lombardo" umändern lassen mußte, gewährten dem Feinde den Vorteil, auf allen Punkten der ausgedehnten Ufer zu landen, und beraubten die Kaiserlichen der Möglichkeit, Peschiera auf dem Seewege mit allem Nötigen zu versehen.

[1] Sieben Monate, Wien 1861, 48. Der ungenannte Verfasser Eduard Freiherr v. Swinburne war im Jahre 1848 Leutnant bei Reisinger-Infanterie.

[2] Belagerung von Peschiera S. 10.

[3] Benacus lacus, wie der Gardasee bei den Römern hieß.

Verona war keine Festung im eigentlichen Sinne des Wortes. Aber von Kastellen überragt und von befestigten Vorwerken umgeben, von denen 300 Kanonen dem Angreifer entgegenstarrten, war es ein verschanztes Lager von stärkster Widerstandskraft. Die Stadt selbst liegt in der Ebene und ist durch die Etsch (Adige) in zwei durch drei Brücken miteinander verbundene Teile geschieden. Die linksseitige kleinere Veronetta liegt am Fuße des mit Türmen und Schanzen bespickten Berges. Vor dem rechtsuferigen, größeren



Festungsviereck.

Stadtteil geht der Boden in eine langsame Steigung über, die etwa eine Viertelstunde von den Stadtmauern mit einem gegen das ebene Land hinaus stellenweise steil abfallenden Walle abschließt. Dieser Wall, der die Stadt halbkreisförmig auf jener Seite umschließt, die am ehesten feindlicher Bedrohung ausgesetzt ist, setzt nordwestlich von Verona bei Chievo an der Etsch ein und zieht sich von da über Crocebianca, San Massimo und Santa Lucia, um bei Tombetta südlich von Verona wieder die Etsch zu berühren. Von Radetzkys Seite war es längst im Plane, diese natürliche Wehr, den sog. Rideau von Verona, künstlich zu verstärken, bei Santa

Lucia, dem Schlüsselpunkte der ganzen Linie, ein Fort, bei Tombetta Redouten anzulegen, unter deren Schutz die Garnison aus dem Neutor, porta nuova, leicht debouchieren und durch einen vollkommen gedeckten Etschübergang den Feind im Rücken fassen konnte. Allein der „selige" Hofkriegsrat hatte sich hyperökonomisch zu einer so großen Auslage nicht entschließen können — es war ja mit Mantua, wie wir gesehen, ein ähnlicher Fall —, und so mußte man sich jetzt, wo die Not drängte, damit begnügen, die Hauptzugänge zu den einzelnen Stellungen durch Verhaue einigermaßen zu schützen. Dazu bot die vorliegende Gegend, von Steindämmen, Anhäufungen von Rollsteinen, welche die betriebsame Bevölkerung aus ihrem Gartengrund beiseite schaffte, gleich einem Labyrinth nach allen Richtungen durchzogen, für den Angreifer ebensoviele Hindernisse, als sie dem Verteidiger als eine Art Brustwehr diente[1]. An aufstandslustigen Elementen, die im geheimen Einverständnisse mit dem Feinde waren, fehlte es in Verona ebensowenig als in Mantua, und Gerhardi fand sich veranlaßt, den Soldaten der italienischen Truppenkörper zu verbieten, zu andern Geistlichen als zu jenen der k. k. Garnison zur Beichte zu gehen[2]. Als Radetzky in die Stadt kam, widerrief er die von dem Vizekönig voreilig erteilte Bewilligung der Nationalgarde, eine Maßregel, mit der nicht wenige Mitglieder dieser Körperschaft, die nach ihrer eigenen Erklärung fürchteten, daß man sie gegen den äußeren Feind verwenden könnte, einverstanden waren, und machte kund, daß er die Stadt bei dem leisesten Versuch einer Erhebung aus allen Forts beschießen und in einen Schutthaufen verwandeln werde.

Verona und Peschiera, Mantua und Legnago, das war jenes Festungsviereck, das für den Schlüssel des gesamten oberitalienischen Kriegsschauplatzes zu erklären war, so nämlich, daß die österreichische Armee, wenn sie diesen militärischen Quadrilater zu behaupten vermochte, bei dem ersten Siege als Besitzerin des ganzen Stromgebietes dastand, während sie, wenn sie sich aus demselben verdrängen ließ, nicht mehr im stande war, auch nur einen Fuß breit offenen Landes in Oberitalien festzuhalten[3]. Diese Stellung um jeden Preis festzuhalten war denn auch die unausgesetzte

[1] Die Lage und Umgebung von Verona in militärischer Hinsicht siehe Schönhals, Erinnerungen I 214—217. Vgl. A. H. (Anton Edler v. Hilleprandt), Der Feldzug in Oberitalien 1848, in Streffleurs Österr. militär. Zeitschr. 1865 I 165—169.

[2] **Archivio triennale I, Capolago 1850, nr 348.**

[3] Die kriegerischen Ereignisse in Italien 1848, 81; siehe auch Beiträge zu einer Charakteristik des Kriegsschauplatzes und der Kriegführung in Oberitalien, Zürich und Mailand 1850, 87—92. Dieses von militärischen Fachmännern hochgeschätzte, sonst aber wegen seines streng wissenschaftlichen Charakters wenig gekannte Buch hatte den damaligen Generalstabshauptmann, späteren Generalstabschef Joseph Freiherrn v. Gallina zum Verfasser.

Sorgfalt des Oberfeldherrn. Das erste war die Versetzung des ganzen Gebietes in Belagerungsstand und der Befehl allgemeiner Entwaffnung, die nun von militärischer Seite mit aller Strenge durchgeführt wurde. Was die Verteidigung betraf, so war an Munition kein Mangel, die vorhandenen Vorräte wurden aus den Friedensmagazinen in die Festungen gebracht. Die Bedienungsmannschaft der Geschütze reichte nicht aus; allein glücklicherweise hatte Radetzky von lange her darauf bestanden, geschicktere Leute der Infanterie in dieser Hantierung abrichten zu lassen, eine weise Vorsicht, die in der jetzigen Notlage ihren Lohn brachte [1].

Das Festungsviereck war für den Augenblick auf sich selbst angewiesen, da nach Osten und nach Westen das ganze Land in der Gewalt der Revolution war. „Alle Postverbindung ist unterbrochen", hieß es in dem Schreiben eines kaiserlichen Offiziers, „daher kann man nur durch Transporte, die nach Verona gehen, Mitteilungen machen. Wir sind von allen Nachrichten, Zeitungen abgeschnitten und wissen nicht, was in der Welt vorgeht." [2] Die einzige Verbindung mit den übrigen Teilen der Monarchie war von Verona nach Norden durch das Etschtal, das darum mit aller Sorgfalt und Anstrengung im Auge gehalten und behütet werden mußte.

Gegen Süden besaß das Festungsviereck eine Art Vorwerk in Ferrara, das eine kaiserliche Garnison und in dem Obristleutnant Heinrich Grafen Khuen v. Belassi einen tüchtigen Kommandanten hatte, der gleich nach Ausbruch des Aufstandes in Lombardo-Venetien die Kasernen der Stadt räumte und die aus einem Bataillon Warasdiner Grenzer bestehende Besatzung in die Zitadelle zog, deren Wälle er mit Kanonen bespickte und durch Stauung der Gewässer den Wallgraben füllte. Die Aufforderung zur Übergabe der Zitadelle beantwortete Khuen mit der Drohung, die Stadt, falls der geringste Angriff auf seine Stellung versucht würde, zusammenzuschießen. Auch die regelmäßige Lieferung von Lebensmitteln ertrotzte er auf diesem Wege. Aber Ferrara war ein isolierter Punkt, abgeschnitten von allen authentischen Nachrichten über das, was jenseits des Po mit der kaiserlichen Armee vorging, und das Land rings umher in vollem Aufstand.

* * *

„In so verhängnisvoller Lage", heißt es in der offiziellen Darstellung der Ereignisse auf dem italienischen Kriegsschauplatze, „erblickte der Feldmarschall nur einen Hoffnungsstrahl, der baldige Hilfe und Rettung verhieß: es war dies die Organisation eines Reservekorps am Isonzo unter Feldzeugmeister Grafen Laval Nugent." [3]

---

[1] Heller v. Hellwald, Radetzky 359 f.

[2] Kleins „Ungar" Nr 91 vom 16. April, S. 726.

[3] Kriegsbegebenheiten bei der kais. österr. Armee in Italien I, Wien 1850, 74 f.

Am 18. März, unmittelbar nach dem Losbruch in Mailand, hatte Radetzky den Hauptmann im Generalquartiermeister-Stabe Grafen Huyn nach Verona abgeschickt, um von da Verstärkungen zu bringen. „Schau, was du zusammenbringen kannst!“ so lautete die mündliche Instruktion, die ihm der Feldmarschall mit auf den Weg gab. Da in Verona sich für den Augenblick nichts tun ließ, so war Huyn von da weiter geeilt und hatte in der Nacht vom 22. zum 23. März auf dem Grätzer Bahnhofe eine Zusammenkunft mit dem Militär-Kommandierenden von Innerösterreich. Er setzte dem Grafen Nugent, dem er nebstbei durch Familienbande näher stand, die Lage des Feldmarschalls in Italien und die Notwendigkeit auseinander, alles aufzubieten, was dessen unzureichender Macht neue Kräfte zuführen könnte. Nugent verfügte sich vom Bahnhof in die Ressource, wo eben das Organisierungskomitee für die Nationalgarde versammelt war, setzte den Anwesenden den neuesten Stand der Dinge auseinander und schloß mit der Erklärung, daß er mit dem größten Teile der Garnison die Stadt verlassen müsse, um diese im Verein mit anderwärts aufzutreibenden Truppenkörpern ins Feld zu führen [1].

Das war der Ursprung der Bildung eines Reservekorps für die k. k. Armee in Lombardo-Venetien, und Nugent säumte keinen Augenblick, den mit jugendlichem Eifer erfaßten Gedanken ins Werk zu setzen. Am 6. April legte er das innerösterreichische Generalkommando in die Hände des Feldmarschalleutnants Grafen Peter Leopold Spannocchi und eilte mit seinem Generalstabchef Obristleutnant Baron Karl Smola und dem Generalkommandoadjutanten Obristleutnant Georg Hartmann (von Ceccopieri-Infanterie Nr 23) nach Klagenfurt, um aufzutreiben, was an einzelnen Kompagnien und Eskadronen, an ganzen und halben Batterien noch vorhanden war; denn viele Truppenkörper hatte er schon früher an die italienische Armee abgeben müssen. Major Baron Ludwig Handel vom Generalquartiermeister-Stabe wurde abgeordnet, um aus Laibach, Pettau und Klagenfurt eine Brigade zusammenzustellen, mit der er von Kärnten aus und im Tiroler Pustertal gegen die Insurgenten, die sich an der venetianischen Grenze bereits sammelten und mit bewaffnetem Einfall drohten, wirken sollte.

In allen Teilen des Reiches war man zwar eifrig mit Erhöhung des Truppenstandes beschäftigt, aber alles war noch im Zustande des Werdens, namentlich die Bildung der dritten Divisionen bei den dritten Bataillonen der Linie und der Landwehr; die Mannschaft für das Fuhrwesen mußte assentiert, Zug- und Reitpferde mußten angekauft werden. Auf den Zuzug einer großen Anzahl von Truppenkörpern war nicht zu rechnen, die in Wien, in Prag, in Galizien durch die bedrohliche Gestaltung

[1] Gatti, Ereignisse 1848 in Steiermark, Graz 1850, 50—57 59 f.

der dortigen Dinge zurückgehalten oder, wie in Ungarn, von der revolutionären Partei am Ausmarsch gehindert wurden. Eine ausgiebige Beihilfe konnte nur die Militärgrenze bieten, wo der Banus Jellachich, mehr auf das Wohl des Gesamtreiches als auf die Sonderinteressen des eigenen Kronlandes bedacht, nicht säumte, den Anordnungen der obersten Kriegsleitung nach Kräften nachzukommen. Von vielen seiner Grenzregimenter standen die ersten Bataillone bereits in Italien; jetzt kam der Befehl, die zweiten mobil zu machen, was nicht überall glatt ablief. In Pančova, Weißkirchen und andern Grenzorten wollte man sich gegen diese Verwendung der heimischen Truppen außerhalb des Landes verwahren; zuletzt siegte die militärische Manneszucht, obwohl murrend und verdrossen, fügte sich die Mannschaft dem harten Gebot.

Im Wiener Ministerium wurde an eine Blockade von Venedig gedacht und für diesen Zweck die Verfügung über die k. k. Seekräfte dem Grafen Nugent eingeräumt. Nugent nahm sich den Linienschiffskapitän Buratovich an die Seite und wies ihm Triest als Amtsort an, wo unter Gyulais Leitung ein Marine-Divisionskommando bestehen sollte. Es war dies ein Verhältnis zwischen Nugent und Gyulai, das an einiger Unklarheit litt, aber bei dem redlichen Diensteifer und der Loyalität dieser beiden Generale glücklicherweise von keinen schweren Folgen begleitet war [1].

So wenig es der Kommandierende von Innerösterreich an Eifer und Rührigkeit fehlen ließ, um mit seinem Werke zustande zu kommen, so brauchte doch alles seine Zeit, und es konnten zwei, drei Wochen vergehen, ehe das Benötigte halbwegs beisammen war, um an tatsächliches Eingreifen im Felde zu schreiten. Bis dahin war es das nördlich von Verona gelegene Tirol allein, durch das die italienische Armee mit den andern Gebieten des Kaiserreichs in Berührung stand, durch das sie Nachschübe von Truppen, Zufuhr von Lebensmitteln, aber auch Nachrichten von den Zuständen und Begebenheiten jenseits der Alpen erlangen konnte.

Gouverneur von Tirol war Graf Klemens Brandis, der sich beeilte, die Bewohner in Erinnerung an die Leistungen der Jahre 1796 und 1809 zur Verteidigung ihres Landes aufzurufen. Er setzte dafür eine Landesschutzdeputation in Innsbruck und dann zwei weitere in Bozen und in Vorarlberg ein, die es an Aufrufen und sonstigen Erklärungen nicht fehlen ließen, denen es aber nicht weniger an Geld wie an Waffen und anderem Kriegsbedarf fehlte, und die darum bei der Bevölkerung kein rechtes Entgegenkommen fanden. Brandis sandte deshalb zwei Männer seines Vertrauens, den Advokaten Dr Alfons v. Widmann und den Dr Johannes Schuler, nach Wien, wo ihnen nicht bloß williges Gehör, sondern auch

---

[1] Benko-Boinik, Gesch. der k. k. Kriegsmarine 1848/49, 150 f.

Zusage baldiger Aushilfe zuteil wurde. Ein Ergebnis ihrer Sendung war es auch, daß sich aus den in Wien studierenden Tiroler Studenten eine freiwillige Kompagnie bildete, die den Mediziner Adolf Pichler zu ihrem Hauptmann wählte, und der sich der alte Landsturmpater Joachim Haspinger als Feldgeistlicher anschloß. Feldmarschalleutnant Baron Welden, der Militärkommandant von Tirol, gab nicht viel auf die nationale Begeisterung und gefiel sich zudem in strategischen Kombinationen, die jene des Feldmarschalls, wenn ihm dieser nicht eine feste Richtschnur gab, zu kreuzen und zu verwirren drohten. Radetzky wies ihn an, die Hauptpunkte von Südtirol, namentlich Trient, wo die Mißvergnügten am 19. und 20. März einen bedrohlichen Aufstand in Szene gesetzt hatten, fest im Auge zu halten und für eine Sicherung der Etsch-Linie, des „dünnen Fadens“, der, wie sich Welden ausdrückte, das kaiserliche Hauptquartier mit dem Nordlande verband, zu sorgen.

Diesem Übelstande abzuhelfen, war denn auch eine der ersten Vorkehrungen des Oberfeldherrn. Da Welden fürs erste in Innsbruck selbst in Anspruch genommen war, so beorderte Radetzky wenige Tage nach seinem Eintreffen in Verona den Obristen v. Zobel mit dem dritten Bataillon des Kaiser-Jägerregimentes unter Major v. Burlo nach Trient, um die militärischen Angelegenheiten Südtirols zu leiten, und sandte außerdem einige Kompagnien vom Regimente Hohenlohe nach Ala, den bedeutendsten Ort zwischen Verona und Roveredo.

In Bozen befand sich zur Zeit der Vizekönig Erzherzog Rainer und Feldmarschalleutnant v. Gerhardi mit dem schreibenden Hauptquartier. Graf Huyn, der von Grätz nach Wien gegangen war und dort den maßgebenden Persönlichkeiten die Lage des Feldmarschalls ans Herz gelegt hatte, war dann durch das Pustertal nach Bozen geeilt, wo er mit Gutheißung des Feldmarschalls blieb und, nicht dem Namen aber der Sache nach, als Generaladjutant des Erzherzogs treffliche Dienste leistete[1].

4.

In den letzten Tagen der Mailänder Kämpfe war Graf Martini bei Casati erschienen, um diesem kriegerische Beihilfe seitens des Königs von Sardinien unter der Bedingung zu versprechen, daß die Lombardei dessen Reiche einverleibt werde. Der Chef der Mailänder provisorischen Regierung antwortete ausweichend: die Regierung könne dem Volkswillen, der sich einer Einigung Italiens zuneige, nicht vorgreifen; dabei ließ Casati eine

[1] Siehe meine Tiroler Landesverteidigung 149—157.

Andeutung fallen, daß eine starke Partei auf dem Punkte stehe, die Republik auszurufen. Auch aus Genua liefen bedenkliche Nachrichten in Turin ein: die reiche Stadt befinde sich in der Herrschaft des Pöbels, das Ansehen der Behörden sei geschwunden. In Turin selbst war alles in der größten Aufregung. Ansammlungen von Bürgern zeigten sich, nach Krieg und Waffen rufend, vor dem königlichen Schlosse. Die Studenten der Akademie der schönen Künste organisierten sich als Schützenkompagnie und marschierten aus der Stadt. Graf Camillo Cavour ließ gleich einer Signalrakete einen feuersprühenden Artikel los.

Doch Karl Albert schwankte noch immer. Er hatte seine Regierung im Geiste starrsten Absolutismus angetreten und geführt und nur mit Widerstreben einer Bewegung nachgegeben, die nach dem in Frankreich gegebenen Beispiel in eine republikanische überzuschlagen drohte, während unter seinen Augen Propaganda für eine nivellierende Unifizierung der italienischen Staaten, auf was ja schon Casati hingedeutet hatte, gemacht wurde[1]. Anderseits fielen die Mahnungen einiger auswärtigen Vertreter, einen Waffengang mit dem mächtigen Nachbarstaate nicht zu wagen, sowie die Drohung anderer, die diplomatischen Beziehungen mit seinem Kabinette abzubrechen, schwer ins Gewicht. Und schließlich war es doch ein arges Stück, gegen alle Traditionen internationalen Rechtes sowie gegen die Bande nächster Blutsfreundschaft einen Krieg zu unternehmen, der auf ein Haar einem Raubzuge glich.

Karl Albert war nahezu ein Fünfziger, als das Hic Rhodus hic salta gebieterisch an ihn herantrat. Er sah um zehn Jahre älter aus, seine Gesichtszüge waren schlaff, seine Haltung etwas gebückt, sein Gang nicht mehr so leicht wie früher. In seiner ganzen Erscheinung sprachen sich mehr seelische Beklemmungen als körperliche Leiden aus, obwohl er bei seiner aszetischen Lebensweise auch von diesen nicht frei war. Er schlief auf einem niedrigen Eisengestelle, zu dessen Häupten ein Bild des Gekreuzigten hing. Er stand vor fünf Uhr morgens auf und brachte kniend eine Stunde im Gebete zu. Dann trat er in das Oratorium seines Schlosses, um eine Messe, manchmal zwei nacheinander zu hören. Denn er zeigte sich in allen Stücken sehr fromm, fastete und kasteite sich mehr, als seiner Gesundheit zuträglich war. Einfach, sozusagen knauserisch in allem, was seine Person betraf, hielt er doch den Glanz und die Würde seiner Krone im Auge, und ließ nicht ab, an seinem Hof königlichen Luxus und Pomp zu entfalten[2].

Kriegerisch und tapfer wie alle Männer seines Hauses, ließ es sich Karl Albert nicht nehmen, an die Spitze seines Heeres zu treten. In der

---

[1] Bianchi Giovini, Pensieri sulla necessità di una pronta unione italiana: Raccolta Veneta I 701—705.

[2] Cappelletti, Storia di Carlo Alberto, Roma 1891, 317—319.

Uniform wußte er sich zu strecken, seine Haltung war dann stramm und gerade; aber zum Oberfeldherrn war niemand weniger geschaffen als er[1], weil ihm Raschheit des Entschlusses und Festigkeit in der Ausführung und vor allem der richtige strategische Blick abgingen. Der Chef seines Generalstabes, General Graf Salasco, war ein tadelloser Charakter, von einer biedern selbstlosen Geradheit, aber von mäßigen Geistesgaben und geringen militärischen Kenntnissen. An der Spitze der zwei Armeekorps, in die der König sein Heer teilte, standen Baron Bava, 58 Jahre alt, Zögling der Militärschule von Saint-Cyr, klug und vorsichtig, nicht kühn in seinen Entwürfen, doch ohne Schwäche in ihrer Ausführung, kalten Blutes im Augenblick der Entscheidung, und Graf Ettore de Sonnaz, ein angehender Sechziger, lebhaft im Entschlusse und in der Aktion, von kühner Bravour. Die beiden Söhne des Königs, ungleich in ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten, glichen einander in kriegerischem Eifer und Mut. Dem älteren von ihnen, Viktor Emanuel, Herzog von Savoyen, gaben struppiges Haar, eine aufgestülpte Nase, stechende Augen, ein martialisches Aussehen; ein geübter Jäger, kühner Reiter, ausdauernder Marschierer, paarte sich in seinem Innern angeborene Schlauheit mit brennendem Ehrgeiz. Ferdinand, Herzog von Genua, hochgewachsen, von einnehmenden Gesichtszügen, war ruhig in seinen Vorsätzen, gemessen in seiner Rede wie in seinen Bewegungen. Er schien mitunter kalt und abstoßend, aber die ihn näher kannten, hingen ihm mit aufrichtiger Treue an[2].

* *
*

Am 22. März richtete der Minister Pareto an unsern Gesandten Grafen v. Buol eine Note mit der Versicherung, wie sehr die piemontesische Regierung bestrebt sei, alles zu tun, um die guten Beziehungen zu Österreich zu erhalten. Doch am andern Tage folgte eine zweite Note, die einen sehr verschiedenen Charakter hatte: der König gehe mit sich zu Rate, um zu verhüten, daß die Ereignisse in der Lombardei ins republikanische umschlügen. Als Sir Ralph Abercromby im Namen Palmerstons, der eine allgemeine europäische Konflagration besorgte, Pareto neuerdings auf die Gefahr eines Krieges mit Österreich aufmerksam

---

[1] Il re, che aveva titolo di generale in capo, era l'uomo meno adatto a un così arduo e importante ufficio (ebd. 352).

[2] Ebd. 319—321 353 f vgl. mit Minghetti, Miei Ricordi II 4—7, woselbst auch andere piemontesische Führer kurz charakterisiert werden, z. B. Il conte Robilant era il vero tipo del nobile piemontese, leale, valoroso, ma ignorante. Siehe auch Vecchj, La Italia. Storia di due anni, Torino 1856, 97 ff. Über die Ausrüstung, die Stärke und Schwäche der sardinischen Armee siehe Schönhals, Erinnerungen I 165—171, und Die kriegerischen Ereignisse in Italien I 69—77. Ordre de Bataille der Piemontesen bei Hilleprandt a. a. O. 173—175.

machte, erhielt er zur Antwort: der König habe den Befehl gegeben, seine Armee am Ticino zu vereinigen; denn er habe sich für den Krieg entschlossen, um einer Revolution vorzubeugen. In gleichem Sinne erging am selben Tage von Pareto ein Rundschreiben an die auswärtigen Vertreter Sardiniens: Seine Majestät hätten sich mit Bedauern zu diesem Schritte gezwungen gesehen als dem einzigen Mittel, um die Errichtung einer lombardo-venetianischen Republik und den daraus unvermeidlich folgenden Sturz seines Thrones zu verhindern. Auf dieses hin verlangte Graf Buol seine Pässe. Der russische und der preußische Gesandte folgten dem Beispiel des österreichischen; bloß der bayerische, Herr v. Abel, blieb vorderhand noch in Turin, weil sich seine Regierung nicht getraute, solang die Lola-Montez-Aufregung nicht vollends beschwichtigt war, ihn heimzurufen. Eigentümlich war es, daß das sardinische Konsulat in Triest trotz der nun ausgebrochenen Feindseligkeit ungestört seine Geschäfte weiterführte, und das gleiche der k. k. Generalkonsulatsverweser Antonio Cav^re^ Martignoni in Genua tat, bis ihn eines Tages ein Sturm gegen das Amtsgebäude und die Beschimpfung des kaiserlichen Adlers zu eiliger Flucht zwangen. In Wien erhielt einige Tage später der sardinische Gesandte „auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers" die Weisung, Stadt und Reich zu verlassen[1].

In Turin war die Aufregung fortwährend im Steigen. Als die Mailänder Grafen Martini, der eben erst wieder in Turin angekommen war, und Don Carlo d'Adda auf dem Balkon ihres Absteigequartiers „Albergo d'Europa" erschienen, wurden sie stürmisch begrüßt und d'Adda sprach: „Wir haben eine große Revolution gemacht, und Ihr werdet einen großen Krieg machen!"[2] Karl Albert sagte zu Martini: „Wenn sich Mailand ernstlich erhoben haben wird, werden ich und meine Söhne zu den Waffen greifen und die volkstümliche lombardische Bewegung unterstützen." Übrigens fehlte bei den Kriegsrüstungen noch gar manches; die Reiterei hatte kaum den Friedensstand, auch verschiedenen andern Branchen gebrach es an Pferden. Man besaß keine verläßliche Karte des Kriegsschauplatzes; diese sollte erst Martini aus Mailand herbeischaffen. Man war überhaupt guter Dinge und stellte sich die Sache sehr leicht vor. Als Alexander Bixio den Minister Pareto frug, ob denn für den Fall einer Niederlage für eine Reserve gesorgt sei, war die Antwort, man gehe eben daran, eine solche zu bilden. „Was mich am meisten wundert", schrieb Bixio an Lamartine in Paris, „ist der Gegensatz der Kühnheit des Unternehmens und der Unzureichenheit der Mittel."

Vom 23. zum 24. kam die sichere Kunde von der Räumung Mailands seitens der kaiserlichen Truppen, und am Morgen des 24. war an

---

[1] Ab.-Beil. zur Wiener Ztg Nr 1 vom 1. April. Paretos Schreiben an Abercromby bei Vecchj, La Italia 131.

[2] Dabormida, Regno di Carlo Alberto, Torino 1876.

den Straßenecken ein vom 23. datierter, vom Minister Sclopis verfaßter Aufruf an die Popoli della Lombardia e della Venezia zu lesen: „Wir vertrauen auf die Hilfe jenes Gottes, der sichtlich mit uns ist, jenes Gottes, der Italien einen Pius IX. gegeben hat, der mit so wunderbaren Anregungen Italien in die Lage versetzt hat, für sich zu handeln — di far da sè“[1], und jetzt setzte sich, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, Karl Albert in Marsch „zu der größten Unternehmung seines Lebens in der unsichersten Stimmung der Welt“. Am 25. überschritt General Bes mit der Tete des II. Armeekorps bei Buffalora den Ticino, einen Tag später Generalleutnant Bava mit dem I. Armeekorps bei Pavia den Po. Bes war am 26. in Mailand, seine Vortruppen standen am 27. in Treviglio. Er hatte den Befehl, seine Soldaten unter dem Banner der italienischen Trikolore marschieren zu lassen „zum Zeichen zarter Rücksicht auf die künftigen Entschließungen des Landes — in segno di delicato rispetto verso le future deliberazioni del paese“[2].

Die lombardische Bevölkerung bereitete den befreundeten Truppen einen enthusiastischen Empfang, frenetischer Jubel tönte ihnen allerorts entgegen. Im Schoße der provisorischen Regierung herrschte übermütige Zuversicht, nicht etwa des künftigen Sieges, sondern der bereits erfolgten Vernichtung des fliehenden Gegners. Zum Major Alessandro Anfossi, der in den fünf Tagen einen Bruder verloren hatte, sagte der alte Lechi: „Sie wollen ihn rächen? Dann müssen Sie sich beeilen! Denn es wird keine Woche vergehen, und Sie werden in ganz Italien keinen österreichischen Soldaten finden, an dem Sie Ihre Rache zu kühlen vermöchten!“ So lange man den Radetzky noch nicht hatte, ließen die Mailänder den gemeinsten Haß an den in ihre Hände fallenden Österreichern aus. Als am 28. eine Anzahl gefangener österreichischer Offiziere von Santa Margherita ins Kastell gebracht wurde, schrie die Menge: „Schlagt sie nieder, diese Canaillen, diese Schindäser, diese deutschen Luder!“ Man haute auf sie ein mit Fäusten und mit Stöcken, spuckte sie an, während Offiziere und Gemeine eines piemontesischen Bataillons, das eben im Kastellhof stand, hinzuliefen, um sie wie die Wilden zu begaffen. Selbst die Verwundeten im Militärspitale bekamen von den Besuchern den grausamsten Spott zu hören: „Wozu sie erhalten und für sie zahlen? Besser die Hunde gleich totschlagen!“[3]

---

[1] Vecchj a. a. O. 92 f.

[2] Cappelletti, Storia di Carlo Alberto 349 351. Raccolta Lombarda I 24 f.

[3] Über die schmähliche Behandlung, welche die österreichischen Gefangenen seitens der Mailänder Bevölkerung, mitunter selbst von den Behörden erfuhren, wäre eine lange Reihe von Zeugnissen vorzuführen. Während die italienischen Blätter den „Kroaten“ mit einem namhaften Aufwande von Phantasie alle erdenklichen Grausamkeiten andichteten, wurden arme Teufel, die, von ihrer Abteilung abgeschnitten, in den Kanälen der Arena eine schützende Zuflucht gefunden hatten, beim Herauskriechen aus ihren Schlupfwinkeln

Die gleiche Ungezogenheit und Gehässigkeit, wo nicht ärgeres, gegen alles, was den österreichischen Namen trug, offenbarte sich in andern lombardischen Städten. Mailänder Damen, die Angehörige unter den von Radetzky mitgenommenen Geiseln hatten, waren bei der provisorischen Regierung um Befreiung derselben „aus dem Rachen des Todes" bittlich geworden, und Legationsrat Hübner wurde angegangen, sich in das kaiserliche Hauptquartier zu begeben und daselbst eine Auswechslung der Gefangenen zu erwirken. Doch in Brescia wurde er, obwohl mit der Ermächtigung Casatis ausgerüstet, nicht weiter gelassen. Er hatte durch zwölf Stunden ein wahres Martyrium von Verhöhnung, die ihm selbst von Frauen der feinsten Gesellschaft zuteil wurde, von Beschimpfungen und Drohungen zu bestehen, kam mehr als einmal sogar in Lebensgefahr. Die Civica zeigte sich ohnmächtig, wenn nicht einzelne aus ihren Reihen sich selbst an diesen unwürdigen Demonstrationen beteiligten. Er hatte es nur dem Schutze des Grafen Mompiani, Chefs der dortigen provisorischen

---

von dem Pöbel wie Hunde erschlagen, in das Spital S. Ambrogio gebrachte verwundete kaiserliche Soldaten am Tor mit Faustschlägen empfangen u. dgl. m. Als sich gefangene k. k. Offiziere, die man in den schmutzigsten, ekelhaftesten Räumlichkeiten des Kastells zusammengepfercht hatte, über die schändliche Behandlung beschwerten, wurden sie angeschnauzt: Tacete, siamo noi vincitori, ringraziate Iddio che siete trattati così, non siete degni d'esser messi avanti al cannone! Der k. k. Polizeioberkommissär Galimberti, dem die provisorische Regierung vergebliche Anträge machte, in ihre Dienste zu treten, wurde im Kerker des Kriminalgerichtes gefangen gehalten. „Die Qualen, die ich da erdulden mußte", versicherte er, „übersteigen alle menschlichen Begriffe. Man hielt mich wie ein wildes Tier in einer Menagerie dem Spotte solcher Missetäter ausgesetzt, gegen die ich früher zum Besten der allgemeinen Sicherheit und nach meiner Pflicht amtgehandelt hatte. Der Kerkermeister Ceruti trug keine Scheu, mich auf die gemeinste feigste Art zu bedrücken" ꝛc. Ein k. k. Stabsoffizier schrieb aus dem Gefängnisse Santa Margherita: „Der Kot und Urin bahnte sich in einem förmlichen Kanale den Weg bei der Tür hinaus, und der Gestank drohte uns zu ersticken. Unsere Verköstigung bestand in anderthalb Pfund Brot, zwei Unzen Rindfleisch, eine kaum genießbare Portion entweder Schöpsenfleisch oder Polenta oder Maccaroni, dazu einem Glase Wein auf 24 Stunden. Doch nie vergaß man es, uns die große generosità della nazione italiana mit aufzutischen." Vgl. „Die Revolution in Mailand. Von einem Augenzeugen"; Frankl: Wiener Sonntagsblätter 1848, 292—294; (La Renodier,) Tagebuch eines in Italien 1848 gefangenen österreichischen Offiziers I, Innsbruck 1850, 207—209 253 255. Emanuel de la Renodier Ritter v. Kriegsfeld, Leutnant bei Karl-Infanterie Nr 3 (Brünn), lag an einer Wunde krank im Militärspitale: „Das Vorbeigehen und Ausspucken bei meinem Bette war etwas sehr Beliebtes; auch gefiel man sich darin, vor mir stehen zu bleiben und mich von oben bis unten zu messen; diese Manövers wurden täglich um die zehnte Vormittagsstunde, wo Personen vom Zivilstande die Kranken zu besuchen pflegten, wiederholt. In demselben Saale lagen 75 Kranke und Verwundete, Lombarden, Piemontesen und Polen, die mich von morgens bis abends, und wenn sie des Nachts nicht schlafen konnten, auch dann noch, verhöhnten und beschimpften. Wie oft mußte ich Äußerungen hören wie diese: È meglio di ammazzare quel cane d'un tedesco, quel ludro, che di pagarlo e mantenerlo.

Regierung, und des Generalmajors Grafen Johann Nugent, den Fürst Karl Schwarzenberg bei seinem Abzuge aus Brescia im Kastelle zurückgelassen hatte und der von Zeit zu Zeit Schreckschüsse gegen die Stadt abfeuern ließ, zu verdanken, wenn er zuletzt mit heiler Haut davonkam und unverrichteter Dinge nach Mailand zurückreisen konnte[1].

Karl Albert in Person brach erst am 28. von Turin auf, reiste über Alessandria und Voghera seinem I. Armeekorps nach und traf am 29. abends in Pavia ein, wo er gleich einem Triumphator in der glänzendsten Weise empfangen wurde. Die Nachrichten, die man ihm von allen Seiten zutrug, lauteten vernichtend für Radetzky und dessen Armee: sie befinde sich in voller Auflösung und sei gar nicht im stande, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen[2]. Der König aber hatte die Politik mindestens in gleichem Grade am Herzen wie die Kriegführung. Am 31. erließ er aus Lodi ein sehr vorsichtig gehaltenes Manifest an die „Italiener der Lombardei und Venedigs, von Piacenza und Reggio", worin er sagte: „Ich erscheine unter Euch an der Spitze Meines Heeres, nicht um Euch im vorhinein eine Verpflichtung aufzulegen. Ich komme einzig, um das so glücklich eingeleitete große Werk Eures staunenswerten Mutes zum Abschluß zu bringen."[3] Gleichzeitig beschickte er den Chef der Mailänder provisorischen Regierung neuerdings mit der Aufforderung, die Anschlußfrage zur Entscheidung zu bringen und für diesen Zweck eine Wahlversammlung auszuschreiben. Casati antwortete wie das erstemal ausweichend. Er für seine Person war zwar für die Vereinigung der Lombardei mit Sardinien; allein nur zwei Mitglieder der provisorischen Regierung, Durini und Berretta, standen in

---

[1] Hübner, Ein Jahr meines Lebens 84—101. Nach diesen Vorgängen ist es schier unbegreiflich, wie der Gemarterte S. 119 schreiben konnte: „Wenn sie (die Aufständischen) österreichisches Blut auf dem Papier wie Wasser vergossen, so sind sie in der Praxis minder grausam und in ihren Beziehungen mit den Geiseln oder andern hier zurückgehaltenen Untertanen des Kaisers immer artig und rücksichtsvoll." Ja, Hübner für seine Person kam in Mailand mit den Herren der provisorischen Regierung leidlich aus, da ihn schon sein diplomatischer Charakter gegen grobe Unbilden von dieser Seite schützte. Aber ist es ihm, der doch sonst überall seine Augen hatte, entgangen, oder hat er sich darum nicht gekümmert, wie es in demselben Mailand „andern Untertanen des Kaisers" erging und welch schmähliche Behandlung sie erfuhren?!

[2] Alberti, Lettere del Generale Carlo Emanuele Ferrero della Marmora, Torino 1906, 18: L'armée autrichienne est absolument en dissolution, qu'ils ne tiennent nulle part; S. 29: On prétend que l'armée autrichienne est si démoralisée qu'elle ne se battra pas. Über den glorreichen Einzug des Königs in Pavia S. 19.

[3] Contarini, Memoriale Veneto, Doc. della guerra santa 1850, 21. Raccolta dei decreti, avvisi ecc. emanati dal gov. provv. ecc. I, Milano, 98 f. gegengezeichnet vom Kriegsminister Franzini. Vom gleichen Orte und Tage ein Aufruf des Königs an seine Soldaten, ebd. I 100 f. Ich zitiere in der Folge einfach Raccolta Lombarda. Siehe auch Vecchj, La Italia 93.

dieser Sache auf seiner Seite; Vitaliano Borromeo, von eingewurzeltem Vorurteil gegen die Piemontesen erfüllt, war entschieden gegen den Anschluß und erklärte sich für die lombardische Autonomie; so auch Strigelli während sich Giulini als ausgesprochener Republikaner kundgab.

* * *

Der kaiserliche Feldmarschall hatte die erste sichere Meldung vom Anrücken der piemontesischen Armee am 29. März in Montechiaro erhalten: es war der Korporal Suck von Reisinger-Infanterie, der bei Rezzato piemontesische Lanzenreiter erblickt hatte, die sich gerade anschickten, Vorposten auszustellen, und rasch mit dieser Meldung ins kaiserliche Hauptquartier zurückgeeilt war[1]. Es waren die ersten regulären Truppen Karl Alberts, welche die Kaiserlichen zu Gesicht bekamen, da sie bisher auf ihrem Rückzug nicht verfolgt worden waren. Radetzky hatte im Plan, seine Armee am Chiese zu sammeln. „Ich werde", schrieb er am 31. nach Wien, „in kurzem gegen 40000 Mann vereinigt haben, dann dürfte es zwischen mir und Karl Albert zu einer entscheidenden Schlacht kommen, etwa in der Ebene von Villafranca."[2] Doch die Nachrichten aus Wien, wo die Dinge mit jedem Tage einen bedenklicheren Charakter annahmen, mußten Radetzky davon abhalten, durch eine gewagte Aktion alles aufs Spiel zu setzen. Nur eines stand fest bei ihm: er durfte den Feind nicht an Verona herankommen, es nicht auf eine Belagerung, nicht einmal auf eine Blockade ankommen lassen; schon um der notwendigen Verpflegung willen mußte er sich den Gegner auf mehrere Stunden weit vom Leibe halten. Für diesen Zweck löste er die Stellung am Chiese auf und zog seine Truppen, um die Entwicklung der Ereignisse abzuwarten, an den Mincio zurück. In der nächsten Umgebung des Feldmarschalls herrschten Kleinmut und Zweifel über einen leidlichen Ausgang des ungleichen Kampfes. „Die Festung Mantua", schrieb Oberstleutnant Wratislaw am 4. April an Huyn in Bozen, „ist mit so wenigen Mitteln ausgestattet, daß ich nicht weiß, wie sie sich nur einige Tage halten soll. Peschiera ist ebenfalls schlecht verpflegt und dotiert. Und so geht es mit allem. Wir werden bald nichts mehr zu essen haben. Die Piemontesen folgen uns auf dem Fuße. Sollte die Übermacht zu groß sein, so hat das I. Armeekorps auf Verona zu replizieren und den Mincio zu verlassen. Wir müssen dann trachten, über Vicenza zurückzuweichen, mag es gehen, wie es will; denn hier können wir unmöglich länger wegen Mangel an Lebensmitteln verweilen. Die Garnison von Mantua hat auch ihre Instruktionen. Sie

[1] Neuwirth, Lin.-Inf.-Reg. 18, Wien 1859, 231.
[2] Schönhals, Erinnerungen I 172.

verläßt dann die Stadt, verteidigt nur die Zitadelle, zieht sich über Legnago zurück und sucht sich mit uns bei Vicenza zu vereinigen."

Doch nicht so war die Meinung Radetzkys, dem es fürs erste darum zu tun war, die Mincio-Linie solang als möglich zu halten. Er rief am 5. April Wohlgemuth aus Mantua ab und übergab ihm den Befehl über die Arrière-Brigade — je ein Bataillon Kaiser-Jäger und Gradiskaner Grenzer, eine Division Oguliner, zwei Eskadronen Sardinien-Husaren und eine halbe Sechspfünderbatterie —, die von Goito den Fluß aufwärts bis Pozzolo stand. Feldmarschalleutnant Franz Edler v. Weigelsperg hielt mit den Brigaden Heinrich Rath bei Valeggio und Strassoldo bei Monzambano die Gegend von Pozzolo bis Peschiera im Auge, um die Bewegungen des sich über Brescia nähernden piemontesischen Generalleutnants Sonnaz zu beobachten. Der Rest des kaiserlichen I. Armeekorps stand in und bei Villafranca.

Indessen sollte der erste Angriff von feindlicher Seite nicht in dieser Richtung erfolgen. Während das II. piemontesische Armeekorps über Treviglio, Brescia, Rezzato gegen den Gardasee anrückte, war der König, der sich beim I. befand, mit Umgehung der lombardischen Hauptstadt von Lodi über Crema nach Cremona marschiert, wo am 4. April Kriegsrat gehalten wurde. Der König hatte 26000 Mann, 2000 Pferde und 40 Geschütze beisammen, mit denen ein Angriff auf Mantua erfolgen sollte. Man zählte dabei auf das Einverständnis mit den abfallslustigen Elementen in der Stadt, die ja in den Tagen zuvor dem Festungskommandanten manches zu schaffen gemacht hatten. Allein diese Elemente befanden sich, was man im piemontesischen Lager wohl nicht wußte und erwog, nicht mehr in Mantua. Das Regiment des gewaltigen Gorzkowski war nicht nach ihrem Geschmacke; sie hatten es vorgezogen, sich einer Schar von Freischärlern anzuschließen, die sich in der Umgegend ansammelte und, bei 300 Köpfe stark, bei Castellucchio Posto faßte. Allein ein kaiserliches Streifkommando, das am 3. die Festung für Rekognoszierungszwecke verlassen hatte, war auf sie gestoßen, hatte sie angegriffen und einige Leute niedergemacht, worauf sich der Haufe auflöste und jedweder auf seine eigene Rettung bedacht war.

Am 5. April stand Karl Albert, der erst zwei Tage früher durch die Mailänder provisorische Regierung eine Karte des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes erhalten hatte, in Bozzolo (Provinz Cremona), Generalleutnant Bava in S. Martino dell' Argine (Provinz Mantua); die Vortruppe, ein Bataillon der Brigade Aosta, eine Kompagnie Bersaglieri, eine Abteilung Reiterei und vier Geschütze, besetzte Marcaria. Gorzkowski hatte seine Zeit trefflich benützt, um die Verteidigungswerke der Festung in den günstigsten Stand zu setzen: Herstellung ausgedehnter Verpalisadierungen,

Lichtung der sehr zahlreichen Bäume im Festungsrayon, Demolierung der im Schußbereich stehenden Häuser; die Inundation des äußeren Rayons war durch die Bemühungen des Oberstleutnants Rohn bereits so weit gediehen, daß die Wasserstauungen an manchen Stellen sechs Fuß Höhe erreichten. Der Kommandant konnte daher mit einiger Beruhigung einem Angriffe des Feindes entgegensehen. Die Aufforderung, die Festung zu übergeben, beantwortete er damit, daß er die Geschütze der äußeren Werke in stand setzen und auf die Stadt richten sowie die Stadttore sperren ließ. Kaum hatte er die Annäherung der Piemontesen erfahren, als er den Obersten Benedek mit einer Kompagnie Kaiser-Jäger, einer Abteilung Gyulai-Infanterie und einem Zug Kaiser-Ulanen mit zwei Geschützen auf Auskundung abgehen ließ. Es war vier Uhr morgens am 6. April, als die Kaiserlichen auf die piemontesischen Vorposten stießen, die, nachdem sie einige Schüsse abgefeuert, nach Marcaria zurücksprengten und dort, ihre Kameraden aus dem Schlafe aufschreckend, jähe Verwirrung herbeiführten. Der k. k. Oberleutnant Anton Regensburger, obwohl am Fuße verwundet, drang an der Spitze der Kaiser-Jäger in den Ort, wo feindliche Abteilungen besinnungslos eine auf die andere feuerten und flüchtig die Hiobspost in das Hauptquartier brachten. Benedek sah wohl ein, daß er es nur mit den Vortruppen einer bedeutenden Kriegsmacht zu tun hatte, und trat mit zehn Gefangenen, dreizehn gesattelten Pferden, vielen Waffen und Ausrüstungsstücken den Rückmarsch nach Mantua an, wo er um elf Uhr vormittags eintraf. Die Gefangenen wurden nach Verona geschickt[1].

Das Gefecht bei Marcaria war das erste, wo reguläre Truppen beider Armeen aufeinanderstießen, unbedeutend nach dem Auskundungszwecke und nach der verwendeten Truppenzahl, aber doch nicht ohne Wichtigkeit als Vorzeichen dessen, was man von dem bevorstehenden Feldzuge zu erwarten hatte. Denn wenn es gleich kaiserlicherseits ein Überfall, piemontesischerseits eine unerwartete Überraschung war, so sprachen doch die ruhige Ordnung hier, die kopflose Verwirrung dort deutlich genug, auf welcher Seite die moralische Überlegenheit, die soldatische Zucht und das Vertrauen der Truppen in ihre Führer waren. Für König Karl Albert selbst war der Zwischenfall ernst genug, daß er, da der gegen Mantua geplante Handstreich keine Aussicht auf Erfolg hatte, von seinem Vorhaben abließ und das Armeekorps Bavas den Mincio stromaufwärts beorderte.

* * *

In Mailand schwamm man noch in dem Entzücken über die glorreiche Revolution der fünf Tage, mit der man alles geleistet zu haben vermeinte.

---

[1] Strack, Tiroler Jägerregiment, Wien 1853, 74—76. Kriegsbegebenheiten I 59 f.

„Die Übermacht des Fremden, welche die italienische Freiheit bedrückte, ist geschwunden auf einmal und für immer vor dem Ruf der lombardischen Helden.“[1] „Unser Sieg ist gewiß“, sagten sich die Nobili der provisorischen Regierung, „unsere Unabhängigkeit ist gesichert, die erbärmlichen Überreste des österreichischen Heeres werden zerfließen wie Gespenster im Angesichte unserer Truppen, die sie verfolgen.“ Als am Abend des 2. April ein Kurier aus Mantua kam, der auf seinem ganzen Wege nicht einen österreichischen Soldaten gesehen hatte, säumte die provisorische Regierung nicht, diese frohe Kunde der Öffentlichkeit zu übergeben. Sie hatte im übrigen keine Eile, sie glaubte sich mit ihren Beschlüssen und Entschlüssen Zeit lassen zu dürfen. Einstweilen gab es öffentliche Kundmachungen, welche die improvisierten Machthaber Tag für Tag reichlich spendeten, Ansprachen an das unter dem Balkon des Palazzo Marino, wo die Regierung ihren Sitz hatte[2], angesammelte Volk, Demonstrationen und theatralische Aufzüge, Siegesgeplärre zerlumpter Kerle, die der Polizeidirektor Fava eigens besoldete, abends Stadtbeleuchtung oder Katzenmusik, je nachdem gute oder zweifelhafte Nachrichten vom Kriegsschauplatz eingetroffen waren, und immer Lärm.

Am 6. April hatte Karl Albert eine Unterredung mit dem Grafen Martini, wo er wieder auf die Anschlußfrage zurückkam, der man in Mailand aus dem Wege zu gehen suchte. Die provisorische Regierung zeigte sich in zwei andern Richtungen tätig, in der politischen und in der militärischen. Sie richtete am 6. April eine langatmige Adresse an die deutsche Nation, in welcher diese in den Himmel erhoben, die Österreicher aber als Barbaren und wilde Tiere geschildert wurden. Es war darin der den Italienern verhaßte Ausdruck tedeschi mit aller Sorgfalt vermieden; die Adresse war an die nazione germanica gerichtet, und die Deutschen hießen darin Alemanni[3]. Durch ein Frankfurter Handelshaus gelangte die Adresse in die Hände Mathys, eines Mitgliedes des Frankfurter Fünfziger-Ausschusses, der das Schriftstück zu den Akten gelegt wissen wollte[4]. Die Mailänder wandten sich teils mit einschmeichelnden Vorstellungen teils mit großsprecherischen Warnungen bald „an die der Herrschaft des Hauses Österreich unterworfenen Völker“, dann noch besonders an die prodi Maggiari, bald an die „Bankiers, Kaufleute und Fabrikanten von Österreich, Mähren und Böhmen“, denen sie finanziellen Ruin prophezeiten, wenn sie nicht die Herren des Hofes, i quali nella loro cecità e pertinacia hanno già inflitto tanti mali al vostro popolo, auf andere Gedanken

[1] Adresse der Mailänder Judenschaft an die provisorische Regierung: Raccolta Lombarda I 433.

[2] Hübner, Ein Jahr meines Lebens 86.

[3] Raccolta Lombarda I 172—175.

[4] Aus Mathys Nachlaß, Leipzig 1898, 175—177.

brächten; ja sie riefen die Nationen von Europa an, denen sie die von Österreich — diciamo il governo e non il popolo — erlittene Unbill eindringlich zu Gemüte führten[1].

Die provisorische Regierung von Mailand erweiterte sich am 8. April zu einer lombardischen Zentralregierung — governo provvisorio centrale della Lombardia — und berief für diesen Zweck Vertrauensmänner aus den neun Provinzen in ihren Schoß: Alessandro Dossi für Brescia, Franc. Rezzonico für Como, Conte Pietro Moroni für Bergamo, Abbate Luigi Anelli für Crema und Lodi und noch fünf andere[2]. Ihr zur Seite fungierte Maurizio Farina als sardinischer Konsul in Mailand und Marchese Carlo d'Adda als Mailänder Bevollmächtigter in Turin. Dem Drängen der Minister Karl Alberts, sich für die Sache des Königs zu erklären, setzte man die Freiheit des Volkswillens entgegen, dem man durch keine präjudizierenden Tatsachen Schranken setzen solle. „Was mich betrifft", schrieb d'Adda seiner Regierung, „so werde ich, ob Republik, ob konstitutionelles Königtum, stets treu meinem Lande dienen."[3]

Auch in militärischer Richtung konnte sich Karl Albert die lombardische Hauptstadt nicht loben. Provisorischer Kriegsminister war Pompeo Litta. Die Landesverteidigung lag in den Händen von drei Greisen: des uralten Teodoro Lechi als Oberbefehlshabers und der beiden, kaum jüngeren Chefs seines Generalstabes, Ferretti und Jacopetto, alle drei aus der napoleonischen Zeit, sie zählten zusammen 220 Jahre. Ihre ganze Leistung bestand bislang in der Absendung des schweizerischen Obristen Allemandi, den sie zum General beförderten und nach Brescia sandten, wo sich die lombardischen Freischaren sammelten. Sie befanden sich dort in Berührung mit dem piemontesischen General Bes, der mit der Brigade Piemont die Vorhut des II. Armeekorps bildete. Es war dies an jenem 2. April, wo Legationsrat Hübner alle Arten von Unbill zu erdulden hatte. Die Soldaten Bes' sahen diesen Skandalen ruhig zu, und von den Kreuzfahrern Allemandis taten nicht wenige mit. Nur die Deserteure vom einheimischen Regiment Haugwitz wußten sich den ausgelassenen Haufen gegenüber Respekt zu verschaffen. Sie waren noch in ihren weißen Monturen und hatten die kaiserliche Ausrüstung, nur daß das dreifarbige Band an ihrem Tschako haftete. Sie zeigten bei ihrem Gebaren

[1] Raccolta Lombarda I 198—201 an die Völker Österreichs, 8. April: Ci mandi il Governo austriaco i minacciati suoi battaglioni, troveranno nei nostri petti una barriera più insuperabile dell' Alpi; 204—208 vom selben Datum an die Bankiers ꝛc.: Dio v' inspiri buoni consigli prima che sia tardi. Un giorno oggidì ha l' importanza d' un secolo; 227—229 vom 11. April an die Ungarn Éljen a Magyar! 230—239 vom 12. Alle nazioni dell' Europa.

[2] Gori, Milano 1848, Roma 1901, 14.

[3] Ottolini, La Rivoluzione lombarda, Milano 1887, 87.

Ruhe und Ernst; doch an den Mienen vieler von ihnen war etwas wie Unzufriedenheit, wohl auch Reue abzulesen[1].

Am 6. April marschierte die Fürstin Belgioioso, eine dreifarbige Fahne in der Hand, an der Spitze der neapolitanischen Freiwilligen, 80 Mann stark, in Mailand ein, von dem donnernden Jubel der Bevölkerung begrüßt und begleitet. Vor dem Gebäude der provisorischen Regierung machte sie Halt. Casati hielt an sie eine begeisterte Ansprache, die sie zu Tränen rührte. Die giovinotti napoletani wurden von den Mailändern durch drei Tage bewirtet und am 9. in feierlichem Zuge zum Bahnhof nächst Porta Tosa begleitet, um von da zu den Freikorps Allemandis zu stoßen[2]. An Aufrufen, Verordnungen, Reglements und anderem derlei Geschreibsel ließ es die provisorische Regierung gewiß nicht fehlen[3]; doch der praktische Erfolg blieb hinter all diesen Aufforderungen ganz und gar zurück.

* * *

Am 7. April liefen bei Feldmarschalleutnant Weigelsperg durch Kundschafter und ausgesandte Streifkommandos Meldungen über das Vorrücken des Feindes gegen den Mincio ein. Generalmajor Wohlgemuth, der bei Goito voraussichtlich den ersten Stoß auszuhalten hatte, empfing die Weisung, den Ort so lang zu halten und den Übergang über den Mincio zu behaupten, als für den gesicherten Rückzug seiner Truppen erforderlich wäre. Das von Ringmauern umschlossene Städtchen war von einer Kompagnie Kaiser-Jäger unter Hauptmann Joseph Knezich besetzt.

König Karl Albert, der sich bei seiner aszetischen Lebensweise körperlich nicht recht wohl befand[4], verlegte sein Hauptquartier nach Castiglione delle Stiviere im Bezirk von Brescia und ordnete den Angriff für Samstag den 8. an. Gegen sieben Uhr morgens zeigten sich auf der von Marcaria herführenden Straße die Vortruppen des Armeekorps Bava. Die kaiser-

---

[1] Hübner, Ein Jahr meines Lebens 98 f, der irrigerweise das Mailänder Regiment Erzherzog Albrecht nennt.

[2] Ebd. 106 f.

[3] Raccolta Lombarda I 218—222 vom 11. April Legge sull'organizzazione della difesa della Patria; 267—291, 294—300 Regolamento organico della guardia nazionale; 292 f vom 19. Aufruf zum Waffendienst: Lombardi! Voi non siete chiamati a servire, ma a combattere quei tiranni che a sì obbrobriosi servizi condannavano i vostri fratelli; 413—416 vom 30. Organizzazione d'un battaglione d'Adolescenti: Ai chierici del seminario arcivescovile di Monza etc.

[4] Lettere del Generale La Marmora S. 29: Le Roi souffre visiblement à cause de son maudit système de vie; un peu de pain sec le matin avant le départ; quand il descend de charret il ne peut plus parler, l'on voit un homme exténué d'inanition. Après le dîner, qui n'a pas de luxe pour lui, c'est cependant tout autre chose. Il ne veut pas entendre raison.

lichen Vorposten zogen sich fechtend zurück, Hauptmann Knezich besetzte eine Häusergruppe am Ausgang von Goito. Die Piemontesen entwickelten ein lebhaftes Tirailleurfeuer, das von den Kaiser-Jägern auf das wirksamste erwidert wurde. Bava befahl Sturm, dem Hauptmann Knezich wurde der rechte Arm zerschmettert, er nahm den Säbel in die linke Hand und kommandierte weiter. Er kämpfte von allem Anfang gegen einen mehrfach überlegenen Feind, dem von den nachrückenden Kolonnen immer neue Verstärkungen zukamen, die zuletzt auf 5000 Mann anwuchsen. Es erfolgte ein zweiter, ein dritter Sturm, die Piemontesen machten alle Anstrengungen, den Widerstand des kleinen Häufleins, das ihnen gegenüber stand, zu brechen. Nach und nach ließen sie 14 Geschütze auffahren, denen die eine Batterie Wohlgemuths standzuhalten hatte. Der Kampf währte über drei Stunden, als es den Piemontesen gelang, in einige Häuser zu dringen, und jetzt mußte Wohlgemuth an den Rückzug denken. Die Jäger waren in den Kampf in solchem Grade verbissen, daß sie nicht ablassen wollten; doch der Befehl war gegeben, und so galt es, vor allem die Brücke zu gewinnen. Die feindlichen Batterien arbeiteten mit aller Macht, ein mörderisches Kreuzfeuer brachte den Kaiserlichen schwere Schäden bei, sie verloren ihren tapfern Führer, der von mehreren Kugeln getroffen fiel; Hauptmann Graf Johann Castiglione trat an Knezichs Stelle. Vorschnell ließ Wohlgemuth die Brücke abbrechen, was nur teilweise gelang; eine Abteilung von etwa 60 Mann, die nicht rechtzeitig den Übergang erreichen konnte, sah sich abgeschnitten und mußte sich ergeben. Wohlgemuth zog sich gegen Monzambano zurück, eine kurze Strecke von Bersaglieri verfolgt, die bereits den Fluß übersetzt hatten. Am andern Tage besetzten die Piemontesen die Flußübergänge von Monzambano und Pozzolo, während die Kaiserlichen bis Valeggio zurückwichen, wo sie mit der Brigade Weigelsperg in Berührung traten. Ein Angriff, den die Piemontesen gegen Valeggio unternahmen, wurde blutig zurückgeschlagen[1].

Das war der große Sieg der Piemontesen bei Goito, den ihre Bulletins und die italienischen Zeitungen nach allen Seiten ausposaunten. Karl Albert, der jetzt sein Hauptquartier in Monzambano aufschlug, ließ Denkmünzen an die Krieger, die sich im Kampfe ausgezeichnet hatten, verteilen. In anderer Weise beging die lombardische Hauptstadt die Feier der gewonnenen Schlacht. Als die gefangenen Österreicher durch die Straßen von Mailand geführt wurden, erfuhren sie Schimpf und Unglimpf jeder Art: von Buben mit Kot beworfen, von Weibsleuten angespuckt, von Pflastertretern mit Spazierstöckchen geschlagen, konnten sie Betrachtungen darüber anstellen, wie hoch ihre Landsleute, die „Tedeschi", die „Barbaren",

[1] Potschka, Tiroler Jägerregiment I, Innsbruck 1885, 139—142.

von den Italienern an Bildung und feiner Sitte überragt wurden! In einem Mailänder Aufrufe war zu lesen: „Es gibt keine österreichische Armee mehr! 40000 Gefangene haben sich gebeugt vor dem großen Schwert Italiens. Radetzky hat beide Beine verloren und ist, an den Schweif seines Pferdes gebunden, unter dem Jubelgeschrei der Armee am Boden geschleift worden. Alle Fahnen, alle Kanonen, alles Gepäck, sind in unsere Hände gefallen. Unberechenbar ist die Zahl der Toten."[1]

Mehr Recht, sich des Tages von Goito zu rühmen, hatten wohl die Österreicher, deren Tiroler Jäger mit unerschrockener Tapferkeit ihren Posten angesichts einer mehr als zehnfach überlegenen Feindesmacht durch nahezu vier Stunden heldenhaft behauptet hatten. Allerdings hatten die Kaiserlichen empfindliche Verluste erlitten: zwei Offiziere, Hauptmann Knezich und Leutnant Joseph v. Hofer, und 17 Mann tot, zwei Offiziere, der Kadett Johann v. Hofer und 35 Mann verwundet; die beiden Hofer waren Enkel des edeln Helden von 1809. 61 Mann wurden vermißt. Aber groß waren auch die Verluste, die sie dem Feinde beigebracht hatten: drei Offiziere und fünf Mann tot, mehrere Offiziere, darunter Obrist La Marmora, und gegen 40 Mann verwundet. Der Feldmarschall setzte den Obristen des Tiroler Jägerregiments, Baron Zobel, in einem eigenen Schreiben von den Lorbeeren in Kenntnis, die sich die braven Kaiser-Jäger im blutigen Kampfe errungen hatten, und die von ihren Landsleuten in Prosa und in Versen gefeiert wurden[2]. In einem Bulletin teilte Radetzky der Armee den Verlust des Hauptmanns Knezich und so vieler seiner Getreuen mit den Worten mit: „Sie starben den Heldentod und besiegelten mit dem Leben ihre Treue für Kaiser und Vaterland. Ihnen folgt die Liebe und Achtung ihrer Kameraden."[3]

* * *

In den beiden Tagen, wo ein Teil der kaiserlichen Armee am Mincio im Kampfe stand, war der Feldmarschall noch von zwei andern Seiten her lebhaft in Anspruch genommen.

Von Vicenza aus hatte sich eine Anzahl von 2000 bis 3000 Freischärlern — aus der Stadt selbst, aus Feltre, Treviso, Schio, dann Paduaner Studenten, in schwarzem Samtwams, mit Hüten à la Ernani, auf der

---

[1] Hübner, Ein Jahr meines Lebens 118. Piemontesische Details siehe La Marmora, Lettere 31—33: Notre petite brillante affaire a fait un grand bien moralement, soit dans l'armée soit dans le pays.

[2] Schreiben Radetzkys siehe Tiroler Schützen-Ztg 1848, Nr 13 vom 13. April, S. 124 f; „Die zweiundzwanzigste Kompagnie" von Joseph Wild und „Hauptmann Knezichs Heldentod am 7. (oder 8.) April 1848" von A. S., ebd. Nr 16 vom 24.

[3] Sammlung aller Armeebulletins, Verona 1848, 6 f.

Brust oder am Arm ein rotes Kreuz — bei Montebello und Sorio festgesetzt, wo sie die Linie zwischen Verona und Vicenza unterbrachen und die Verpflegungssphäre der auf die nicht sehr ergiebige Umgebung von Verona angewiesenen Truppen Radetzkys noch mehr beschränkten und beschwerten. Es war also neben der militärischen Aktion im buchstäblichen Sinne eine Existenzfrage, die den Feldmarschall bestimmte, den Fürsten Friedrich Liechtenstein mit dem neunten Feldjägerbataillon, sieben Kompagnien Erzherzog Franz Karl (Nr 52, Fünfkirchen) und Haugwitz (Nr 38, Brescia), einer Abteilung Husaren, einer halben Pionierkompagnie und vier Geschützen am 7. April auf der Vicentiner Straße vorgehen zu lassen.

Den Befehl über die Vicentiner Crociati führte ein alter Oberst aus der napoleonischen Zeit, Marcantonio Sanfermo, der die Höhen von Sorio besetzt hielt und 300 Mann nach Torre di Confine vorschob. Es regnete in Strömen, alle Straßen waren grundlos aufgeweicht, Weghindernisse aller Art, gefällte Alleebäume, ungangbar gemachte Brücken erschwerten den Anmarsch der Kaiserlichen, deren Vorhut erst gegen Abend bei Torre di Confine anlangte und einige Schüsse abfeuerte, was die Crociati in solchem Grade aufstörte, daß sie auf und davon liefen. Am Morgen des 8. ging Liechtenstein gegen Sorio vor, während er den Oberstleutnant Joseph v. Martini von Haugwitz-Infanterie gegen Montebello entsandte, der die Brücke über den Chiampo nahm und dann mit stürmender Hand in Montebello eindrang, wo einige Häuser, aus denen Schüsse gefallen waren, der Plünderung anheimfielen. Bei Sorio wurde lang ohne Entscheidung hin- und hergeschossen, bis der kaiserliche General die feindliche Stellung umgehen ließ und um drei Uhr nachmittags Sturm befahl. Die Paduaner Studenten hatten bis dahin im Kugelregen sich tapfer gehalten und den Kaiserlichen einige Verluste beigebracht; doch der nahenden blanken Waffen vermochten sie nicht stand zu halten. Ihre Reihen wurden erschüttert, und nun gab Sanfermo selbst die Losung: Si salvi chi può! Panischer Schrecken griff um sich und trieb die Kreuzfahrer nach Vicenza zurück. Sie ließen zwei Geschütze und mehrere dreifarbige Fahnen auf der Walstatt, die Zahl der Toten gaben sie selbst mit 45 an, die der Verwundeten war selbstverständlich viel größer, 29 Mann wurden gefangen nach Verona gebracht; auf kaiserlicher Seite waren zwei Soldaten tot, acht verwundet. Die Gefangenen mit ihren roten Kreuzen wurden bei ihrem Eintreffen in Verona von ihren eigenen Landsleuten verhöhnt. Radetzky befahl, einen Ausreißer, der noch in seiner Uniform steckte, zu erschießen, die andern entließ er in ihre Heimat: „Die Aufständischen sollen erkennen, daß Österreich nicht bloß mit den Waffen zu kämpfen weiß, sondern auch mit Großmut.“ [1]

---

[1] v. Helfert, Die Stadt des Palladio im Jahre 1848; Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs. Neue Folge XII, Separatabdruck 5—8.

Kaum war die von Osten her drohende Gefahr abgewendet, als sich im Westen ein neuer Feind zeigte. Generalleutnant Federici hatte durch General Bes den Kommandanten der Freischärler, Allemandi, in Salò wissen lassen, daß er nur einige größere Geschütze abwarte, um Peschiera anzugreifen, und lud ihn ein, mit seinen Leuten bei dieser Unternehmung mitzuwirken. Allemandi entsprach dieser Aufforderung, indem er dem General Manara und dem Major Novaro die beiden Gardadampfer zur Verfügung stellte, um vom östlichen Seeufer aus gegen die Festung zu manövrieren. Es waren bei 300 Freischärler, die am 10. April bei Bardolino landeten, während 250 Schweizer Bersaglieri sich von Desenzano gegen Peschiera in Bewegung setzten. Hauptmann Rossi, genannt Lochis, rückte von Bardolino mit 40 Mann gegen das zwei Miglien entfernte Friedenspulvermagazin der Festung vor, dessen schwachen Kroatenposten er leicht überwältigte. Inzwischen war Novaro bei Lazise gelandet, hatte 56 Mann vom Regimente Geppert gefangen genommen und vereinigte sich sodann mit Manara. Durch diese Erfolge kühner gemacht, besetzten sie Castelnuovo, wohin sie die Gefangenen und bei 50 Fässer Pulver mit sich führten, und bedrohten durch Streifungen nach Pacengo und Cavalcaselle Peschiera, das Federici zur Übergabe auffordern ließ.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen betraute der kaiserliche Feldmarschall den Fürsten Taxis mit einem Bataillon Haugwitz, einem Bataillon Piret (Nr 27, Grätz), einer Division Windischgrätz-Chevauxlegers (Nr 4, mährisch) und einer Sechspfünder-Fußbatterie mit der Vertreibung des Feindes. Am 11. April gegen zwei Uhr nachmittags stand Taxis vor Castelnuovo, an dessen Glocken Sturm geschlagen wurde, während man im Orte, wo Schrecken und Verwirrung herrschten, eifrig und eilig Barrikaden baute. Allein schon waren die Kaiserlichen da. Ein Priester, ein schon bejahrter Mann, schoß aus einem Kirchenfenster, während er mit dem Fuße die Sturmglocke läutete; er wurde ergriffen und von den erbitterten Soldaten erschossen. Im Orte entspann sich ein hartnäckiger Kampf, in welchem sich unter den Freischärlern ein Pole namens Arthur Goluchowski durch Todesverachtung auszeichnete, während die von den Freischärlern kaum gewonnenen Geppert-Infanteristen zu ihren alten Fahnen zurückkehrten und nun auf ihre früheren Überwinder schossen. Das gab der aufständischen Sache den Rest. Mit Zurücklassung von zwei Verwundeten und einer großen Anzahl von Toten — nach einer Angabe 150[1], was denn doch übertrieben sein dürfte; die Kaiserlichen verloren vier Mann! — lief alles gegen Lazise, wo Manara den Rest der Flüchtigen, denn viele waren von den nach-

[1] Kriegsbegebenheiten I 71. Vgl. Dandolo, Volontari e bersaglieri lombardi, Milano 1860, 30—34.

jagenden Chevauxlegers niedergesäbelt worden, sammelte, um sie auf den zwei Dampfern, die Allemandi eiligst wieder herübergeschickt hatte, nach Desenzano und von da weiter nach Salò zu führen[1].

Während des zweistündigen Kampfes waren mehrere Häuser in Castelnuovo in Brand geraten, deren Feuerschein den südlichen Teil des Gardasees weithin erleuchtete. Als Fürst Taxis am 12. April in Verona einrückte, riefen die Soldaten: „Es lebe der Kaiser! Hoch unsere Offiziere! Wir werden ihnen folgen, wohin sie uns führen!" — es waren Lombarden aus dem Werbebezirk Brescia. Taxis brachte gegen 50 Gefangene mit, die der Feldmarschall mit den Worten freiließ: „Geht nach Hause und sagt euern Landsleuten, sie mögen nur kommen, wir fürchten sie nicht!"[2]

Am 13. begannen die Piemontesen die Beschießung von Peschiera. Allein Baron Rath erwiderte ihr Feuer so nachdrücklich, daß sie einen Sturm nicht wagten, sondern sich mit einer neuerlichen Aufforderung zur Übergabe begnügten, die gleich der ersten vom tapferen Festungskommandanten zurückgewiesen wurde[3].

Die Expedition Allemandis nach Südtirol war anfangs von Erfolg begünstigt. Die Freischärler waren am 9. und 10. durch Judicarien in der Richtung von Trient vorgedrungen und hatten eine Division Kaiser-Jäger und eine Kompagnie Schwarzenberg-Infanterie unter Hauptmann Karl v. Batz von Stenico gegen Castel Doblino zurückgedrängt. Es folgten wechselvolle Kämpfe am 13. und 14., bis Obrist Zobel Verstärkung aus Trient sandte und am 15. die Freischärler bei Vezzano angriff. Sie leisteten tapfern Widerstand, allein gegen geschulte Mannschaft konnten sie sich auf die Länge doch nicht halten, so daß sie Zobel im Vereine mit Batz zum Weichen brachte. 21 Gefangene wurden nach Trient geschafft, wo Zobel mit ihnen kurzen Prozeß machte, indem er sie am 16. im Kastellgraben erschießen ließ: es waren 17 Deserteure noch in der k. k. Uniform, denen ihr Recht geschah, aber auch vier junge Nobili aus Brescia, die ihr unbesonnenes Soldatenspiel mit ihrem Leben zu bezahlen hatten. Feldmarschalleutnant Welden lobte die Energie des Obristen und versprach sich davon einen heilsamen Schrecken; von Radetzky aber kam die Mahnung, solche rücksichtslose Strenge in Hinkunft zu unterlassen[4].

---

[1] Geschichte des Inf.-Reg. Nr 27, König der Belgier, Wien 1882, 638—640. Vgl. (Swinburne) Sieben Monate aus meinem Leben 46 f.

[2] Pimodan, Souvenirs, Paris 1851, 50 f; deutsch von Legné, Pest 1851, 44.

[3] La Marmora, Lettere 43: Démonstration sur Peschiera, die für die Piemontese nur die Belehrung hatte, qu'enfin l'armée autrichienne n'est pas si démoralisée.

[4] Helfert, Tiroler Landesverteidigung 162—164.

5.

Der Verlust von Goito und der Übergänge über den Mincio bestimmten den kaiserlichen Feldherrn, die für seine geringe Truppenzahl zu ausgedehnte Mincio-Linie aufzugeben und sich in die starke Stellung von Verona zurückzuziehen. Er hatte nunmehr die gesamte sardinische Armee vor sich, Truppenkörper und Freikorps aus allen italienischen Staaten waren auf dem Wege zu ihrer Vermehrung und Unterstützung.

Am nächsten stand das römische Kontingent, dessen Anschluß an Karl Albert jeden Tag erwartet wurde. Giovanni Durando sammelte seine Truppen um Bologna, wo er in einem vom 5. April datierten Tagesbefehl den Kreuzzug gegen Österreich verkündete: „Radetzky macht Krieg gegen das Kreuz Christi. Pius IX. hat Eure Waffen gesegnet, die mit denen Karl Alberts im Bunde sind. Eure Degen müssen zur Vernichtung der Feinde Gottes und Italiens mitwirken — Dio lo vuole!"[1] Von Bologna wandte sich Durando gegen Ferrara, das er wohl durch einen Handstreich zu nehmen gedachte; allein Obristleutnant Khuen war gerüstet und erwartete einen Angriff, den der päpstliche General wegen Mangels an Belagerungsgeschütz nicht unternehmen konnte. Dagegen zwang ein Freiwilligenkorps unter Montanari die Festung Comacchio zur Übergabe.

Mittlerweile war Durandos Manifest im Vatikan bekannt geworden, wo es keine geringe Bestürzung hervorrief. Pius erhob laut seine Stimme gegen diesen „Skandal" und verlangte von seinen widerstrebenden Ministern einen öffentlichen Widerruf, bis er zuletzt, müde weiterer Erörterungen, sich mit einer Erklärung in der Regierungszeitung, daß der Tagesbefehl des Generals Durando weit entfernt sei, der friedfertigen Absicht des Heiligen Vaters zu entsprechen, begnügen zu wollen erklärte[2]. Unter solchen Umständen mußte Durando seinem Tatendrang Zügel anlegen und günstigere Weisungen aus Rom abwarten.

Die neapolitanische Kriegshilfe lag noch im weiten Felde. König Ferdinand II. ließ Guglielmo Pepe, dem er den königlichen Generalleutnant Statella zur Seite gab, Aufmerksamkeiten jeder Art zuteil werden und umgab ihn, gleichsam um ihn die Entbehrungen eines langjährigen Exils vergessen zu machen, mit allen Annehmlichkeiten des Luxus. Allein die Ausrüstung der Truppen wurde lässig betrieben und die Instruktion, die der Kriegs- und Marineminister Raffaele del Giudice im Auftrage

---

[1] Balleydier, Rivoluzione di Roma, Milano 1857, 100 f. Raccolta Lombarda I 163 f.

[2] Gazzetta di Roma Nr 60 vom 10. April: Il Papa quando vuol fare dichiarazione di sentimenti parla ex se, non mai per bocca di alcuno subalterno.

des Königs ausarbeitete, wies den Oberfeldherrn an, sich am rechten Ufer des Po zu halten, bis neue Befehle einlangen würden. Zum Ausgangspunkte wurde Ancona bestimmt, wo sich die einzelnen Truppenkörper sammeln sollten, was mehrere Wochen in Anspruch nehmen konnte[1]. Nur eine Schar von dritthalbhundert Freiwilligen, die Raffaele Scala in Neapel zusammengebracht und am 7. April bei Livorno ans Land gesetzt hatte, näherte sich dem Po, den die Toskaner mit den Kontingenten aus den beiden Herzogtümern im Begriffe standen zu überschreiten.

Die beiden sardinischen Armeekorps Bava und Sonnaz bestanden aus je zwei Divisionen, die Divisionen aus je zwei Brigaden zu sechs Bataillonen; die Brigade Savona hatte ihrer nur drei und ein halbes, dagegen die Brigade Regina über sieben; dazu die Reservedivision des Herzogs von Savoyen mit zwölf Bataillonen und ebensoviel Eskadronen; alles in allem 59 Bataillone, 38700 Mann, 39 Schwadronen mit 3300 Pferden und 88 Geschütze.

Die österreichischen Brigaden waren in der Regel nur drei bis vier Bataillone stark mit etwas Reiterei und Artillerie, und Radetzky dachte eine Zeit daran, zur Verstärkung des Hauptkorps die Garnison von Mantua, wo nur die Zitadelle gehalten werden sollte, nach Verona zu ziehen; Oberstleutnant Graf Wratislaw scheint dem Feldmarschall diesen Gedanken eingegeben zu haben, der aber bald selbst davon zurückkam. Den natürlichen Schutzwall von Verona bildete der Rideau, den es vor allem zu verteidigen galt; seit dem 11. stand dort Feldmarschalleutnant Graf Eugen Wratislaw mit dem I. Armeekorps in Bereitschaft. Zur Sicherung der Ruhe in der Stadt ließ Radetzky ein Dutzend Personen aus den angesehensten Veroneser Familien ausheben und als Geiseln nach Salzburg schaffen[2].

Wohl beschlichen den greisen Feldherrn mitunter Zweifel, ob es dem allseits so zahlreichen Feinde gegenüber gelingen könne, mit seiner geringen Macht auszuharren. „Einhundertzwanzigtausend Mann", schrieb er am 7. April an Huyn, „die ich gleich am 3. November 1847 als Erfordernis auswies, sind und bleiben stets eine für Italien unerläßlich notwendige Macht. Ist die Zahl nicht vollständig, so kann man auf die Behauptung Italiens nicht rechnen. Will und kann man diese Macht nicht aufbringen, so mögen die Machthaber die Armee wem immer übergeben, ich gehe lieber betteln, als länger so im Schatten zu kommandieren." Indessen, er sollte doch weiter „im Schatten kommandieren" — sub umbra pugnabimus. Er hielt aus, obwohl er sich sagen mußte, daß Nugents und Gyulais Hilfe

---

[1] Pepe, Histoire des Révolutions d'Italie 86—89. Die ministerielle Instruktion trug das Datum des 3. Mai, seinen ersten Tagesbefehl konnte der Oberfeldherr erst am 10. ausgeben.

[2] Betta, Mailänder Geiseln, Wien 1850, 149.

„im weiten Felde“ sei und sich in der Zwischenzeit seine Lage fortwährend verschlimmere: „demungeachtet, ohne einen Kampf gebe ich meine Stellung nicht auf“[1].

Ein wahres Glück für Radetzky war jene Unschlüssigkeit und jener Wankelmut, die sich bei seinem königlichen Gegner zeigten, und jenes Doppelspiel, welches diesen sowohl im Felde als im Kabinett in Anspruch nahm. In der Kriegführung zeigte sich im sardinischen Hauptquartier ein fortwährender Wechsel der Pläne, was den Kaiserlichen immer Zeit ließ, sich zu sammeln und gegen neue Versuche von feindlicher Seite sich vorzubereiten. Vor Mantua hatte ein geringfügiger Zwischenfall hingereicht, die geplante Unternehmung gegen die Festung aufzugeben und Karl Alberts Blick gegen den Mincio zu lenken. Das Kriegsglück schien hier dem Könige zu lächeln; allein anstatt von da aus auf Verona loszugehen und Peschiera mit aller Macht anzugreifen, ließ er sich wieder von den Dingen am Mittellauf des Po beschäftigen, wo ihm neue Kriegsgenossen winkten.

* * *

„Seit fünf Tagen“, so schrieb Radetzky am 18. April an Welden in Tirol, „gibt die piemontesische Armee fast kein Lebenszeichen von sich[2]. Die Beschießung von Peschiera hat seit diesem Tage nicht mehr stattgefunden; die feindlichen Geschütze stehen jedoch nach der Meldung des Festungskommando eingebaut auf ihrem Platze. Die Kommunikation zwischen hier, Legnago und Peschiera ist frei. So melden auch die ausgesandten Streifkommanden, daß bis über Villafranca und Sommacampagna nichts vom Feinde sichtbar ist. Auf zehn Miglien in der Runde lasse ich streifen, ein äußerster Vorposten steht bei Cà di Davide.“[3]

Tatsächlich befand sich zu dieser Zeit das I. piemontesische Armeekorps auf dem Marsche gegen Mantua. Einige Tage vorher waren romagnuolische Freischaren unter Führung Livio Zambeccaris über den Po gegangen und bis Bevilacqua bei Legnago vorgedrungen, dessen Besitzer ihr Schloß der provisorischen Regierung von Venedig zur Verfügung gestellt hatten. Eine solche Nachbarschaft konnte man kaiserlicherseits um so weniger dulden, als sie die Verproviantierung der Festung behinderte, und es wurde beschlossen, die ungebetenen Gäste zu vertreiben. Als aber Oberst Joseph Heyntzel mit vier Kompagnien Erzherzog-Sigismund-Infanterie gegen die Crociati auszog, war von ihnen nichts zu finden; sie hatten auf die erste

[1] Radetzky an Hyn 7./9. April; Oberstleutnant Wratislaw an Hyn 8./9. April: „Hier sind so viele Ratgeber, daß ich auf dem Punkte stehe, meine Ablösung anzusuchen.“

[2] La Marmora, Castiglione delle Stiviere 10. aprile, S. 35: Nous ne bougeons pas encore d'ici quoique la division Broglia a réussi à passer le pont de Monzambano.

[3] südlich von Verona gegen Buttapietra.

Kunde von dem Anrücken des Militärs das Schloß geräumt, das dabei übel wegkam, und gingen bis Monselice zurück, 19. und 20. April, wodurch der ganze Landstrich von der Etsch bis an den Kanal di Battaglia vom Feinde frei wurde. Ohne Kenntnis von diesen Vorgängen und jedenfalls ohne Zusammenhang mit ihnen ging Karl Albert zur selben Zeit gegen Mantua vor. Immer in der Erwartung einer aufständischen Bewegung in der Festung griff er mit drei Brigaden, zwei Kavallerieregimentern und angemessener Artillerie die Lünette von Belfiore an; seine Truppen setzten sich in dem nächst der Lünette gelegenen Dorfe Gli Angeli fest. Gorzkowski stand auf der Lünette und erteilte, eine Zigarre im Munde, seine Befehle. Eine piemontesische Kavallerieabteilung kam im Galopp angeritten; eine Kartätschenladung empfing sie, mehrere Reiter und Pferde stürzten, die Kolonne geriet in Unordnung und entfernte sich ebenso eilig, als sie gekommen war. Es zeigte sich, die Festung beobachtend, ein vornehmer Reiter, es war, wie Gorzkowskis Offiziere durch das Fernrohr erkannt haben wollten, Carlo Alberto, der wahrscheinlich auf irgend ein Zeichen aus der Stadt wartete. Inzwischen gingen zwei Kompagnien Gyulai-Infanterie auf Gli Angeli los, das fünf auf dem Glacis der Lünette aufgestellte Geschütze bombardierten. Das Dorf wurde erstürmt, das der Feind mit Zurücklassung vieler Montur- und Rüstungsstücke in regelloser Eile verließ [1]. Der König fand es nicht geraten, weiter vorzugehen. Es war doch nur, wie man sich im sardinischen Hauptquartier einredete, eine „Rekognition"; dieser Zweck war erreicht und man konnte zu einer andern Unternehmung schreiten [2].

Noch hielt etwas den König in der Gegend fest. Es waren in diesen Tagen von jenseits des Po neue Kolonnen angekommen: die toskanische Division 5000 Mann, 500 Pferde und 8 Geschütze; die Freiwilligen Raffaele Scalas aus Neapel; endlich das Modeneser Kontingent unter Oberst Ludovico Fontana. Karl Albert wies den Toskanern eine Stellung am Osone und bei Curtatone an, das er zu verschanzen befahl; durch die Modeneser ließ er Governolo besetzen, durch die Freiwilligen Castellaro und Belforte. Gorzkowski, dem die Nähe des Feindes nicht gleichgültig sein konnte, beorderte den Major Franz Martinich v. Martinegg mit einer Kolonne Kaiser-Jäger gegen Castellaro und den Obersten Joseph Castellitz von Este-Infanterie (Nr 32, Pest) gegen

---

[1] Bruna, Im Heere Radetzkys 54—56; Sammlung aller Armeebulletins V 13 f. In Volta, wo in jenen Tagen Karl Albert weilte, waren Gerüchte von einer neuen Revolution in Wien verbreitet, wo zwei Erzherzoge et Mr. Nugent et milliers de personnes ermordet worden seien. La Marmora, Castiglione delle Stiviere 10. aprile. 57.

[2] Quindi, ottenutosi lo scopo del nostro movimento S. M. mi ordinò di fare ripassare l'Osone alla brigata Aosta ecc. Bava, Relazione delle operazioni, Torino 1848, 17—21.

Governolo. Martinich stand am 23. fünf Uhr morgens vor Castellaro, dessen Zugang durch eine starke Barrikade geschützt war; auch waren die Reisfelder zu beiden Seiten der Straße unter Wasser gesetzt. Martinich ließ erst die Geschütze spielen, wobei einige Gebäude in Brand gerieten, und befahl dann Sturm. Die Italiener zogen sich in den Ort zurück, die Kaiserlichen ihnen nach, trieben sie von Gasse zu Gasse, bis jene mit Zurücklassung mehrerer Toten und Verwundeten, vieler Waffen, auch einer Fahne, die Flucht nach Rogara ergriffen. Die Kaiser-Jäger, die zwei bis drei Verwundete hatten, kehrten nach Mantua zurück. Keinen so günstigen Ausgang hatte das Unternehmen Castellitz', der in der Nacht vom 23. zum 24. Governolo angriff, aber von den Modenesern mit Geschützfeuer empfangen wurde, so daß er sich nach erfolglosem mehrstündigen Kampfe nicht ohne einigen Verlust zurückzog[1].

Karl Albert vertraute den Befehl über die verbündeten Truppen vor Mantua, die nunmehr den Charakter eines Beobachtungskorps hatten, dem General Ferrari d'Arco an. Er selbst wandte sich, nachdem er am 22. in Volta die kleine Armee aus Parma, Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Genie, im ganzen bei 1500 Mann, hatte Revue passieren lassen, mit dem Armeekorps Bava den Mincio aufwärts: die Festung Peschiera war es jetzt, auf die er es abgesehen hatte, während die Freischaren Allemandis das benachbarte Tirol beunruhigen und beschäftigen sollten.

In Tirol war in dieser Zeit Erzherzog Johann als außerordentlicher Hofkommissarius an die Spitze der Landesverteidigung getreten, der das Landesschützenwesen zu organisieren begann, den Patriotismus der Tiroler wachrief und sie zur Unterstützung des Militärs kompagnienweise, abwechselnd mit mehrwöchentlicher Dienstleistung, diesem zuteilte. Da von einem neuen Einfalle der lombardischen Freikorps verlautete, so verfügte sich der Landeskommandierende Feldmarschalleutnant Baron Welden in Person nach Trient, wo er energische Maßregeln traf, Entwaffnung der bedrohten Täler anordnete und gegen die milderen Weisungen Radetzkys ein „Schreckenssystem" einführen wollte: im Felde sollte kein Pardon gegeben, jeder mit der Waffe in der Hand ergriffene Feind an Ort und Stelle niedergeschossen werden.

In der Tat war eine neue Kolonne von Freischaren unter den Führern Manara und Arcioni nach Judicarien vorgedrungen und hatte sich am 17. in Stenico festgesetzt. Welden nahm sie durch ein kombiniertes

[1] Ausführlich über diese beiden Vorgänge (Stäger,) Ereignisse in Mantua, Wien 1849, 36—39, und von italienischer Seite Vecchj, La Italia 106—109. Letzterer beschäftigt sich zumeist mit dem Major von Este-Infanterie Aloys v. Duodo, den er als einen Venetianer von Geburt oder von Abstammung mit Hohn und Geifer überschüttet: Noto il nome a titolo di vergogna. Siehe auch Bruna a. a. O. 62—65.

Manöver von zwei Seiten in Angriff, bei Sclemo kam es am 19., bei Cles und Malè am 20. zum Kampfe, wobei die Ultener, Möltner und Tisenser Landesschützen wacker mithalfen. Beide Gefechte endeten mit der vollständigen Niederlage und der verwirrten Flucht der Eindringlinge, die in überstürzter Eile über den Grenzbach Caffaro auf lombardischen Boden zurückwichen. Allemandi sammelte sie auf Brescianer Gebiet, überließ die einstweilige Führung dem umsichtigen Manara und verfügte sich nach Bergamo, um weitere Anordnungen zu treffen. Allein die Aufregung über den schmählichen Ausgang seines Unternehmens — tradimento hieß man es — erreichte einen solchen Grad, daß die Nationalgarde den unglücklichen General unter ihren Schutz nehmen und aus der Stadt hinausgeleiten mußte. Allemandis Rolle war ausgespielt, er reichte bei der Mailänder provisorischen Regierung seine Entlassung ein. Welden aber berichtete siegesfroh an Radetzky: „Der Tiroler Boden ist vom Feinde frei!" Für den Augenblick war das richtig, wenn man vom Stilfser Joch absah, das die Insurgenten von allem Anfang der Erhebung besetzt hatten und von wo sie zeitweise Trafoi und den Vintschgau bedrohten[1].

* * *

Als Karl Albert darauf ausging, den Österreichern ihren transalpinen Besitz zu entreißen, rechnete er auf eine bedeutende Mithilfe aus dem Lande selbst. Militärisch war, was ihm in dieser Richtung zufiel, von keinem Belange. Auf 17000 berechnete man im kaiserlichen Lager die von ihrem Eide und ihrer Fahne abgefallenen Soldaten, und das wäre allerdings ein sehr ergiebiger Zuwachs für die Sache des Königs gewesen. Allein jene Ausreißer dachten nicht daran, den österreichischen Kriegsdienst mit dem sardinischen zu vertauschen; sie gingen einfach in ihre Heimatsdörfer zurück, die sie höchstens verließen, wenn sich der Parteigängerkrieg in ihre Gegend zog, wo sie sich allenfalls den Reihen der Freischärler anschlossen. Von einer werktätigen Unterstützung seitens der Bevölkerung war, außer in den Cadorischen Alpen, keine Rede. Das Landvolk blieb im großen ganzen teilnahmlos, verlangte keinen Wechsel der Regierung, es wollte vor allem nicht den Krieg. „Das Volk", klagte Fabio Ucelli, „erhebt sich nicht, sondern es geht zu Bette — wie ein Mann!" Und der Generalstabschef des Herzogs von Savoyen, Oberst La Rocca, bekannte offen: „Die Bevölkerung war nichts weniger als entgegenkommend für die Bedürfnisse unserer Truppen, worin auch eines der vielen unglückseligen Verhängnisse dieses Krieges zu suchen ist."[2] Auch Generalleutnant

---

[1] Helfert, Tiroler Landesverteidigung 181—184 198.

[2] Lebenserinnerungen, deutsch von L. v. Bodenhausen, Berlin 1899, 39 47.

Bava, der Chef des I. sardinischen Armeekorps, beschwerte sich bitter über den Stumpfsinn der Bevölkerung. „Bei dieser Gelegenheit", er meinte den erfolglosen Angriff auf Mantua, „konnten wir die Erfahrung machen, wie kalt sich das Landvolk verhielt und wie es so wenig oder gar kein Interesse für die Sache Italiens beseelte; es schien, als ob es mehr den Deutschen zuneige, die es ja seit langem darauf angelegt hatten, sie möglichst zu begünstigen." [1]

In der Landeshauptstadt fehlte es gewiß nicht an Interesse, ja Begeisterung für die italienische Sache; allein es gebrach durchaus an dem richtigen Verständnis und an der nötigen Tatkraft für eine erfolgreiche Betätigung ihrer Gefühle und Strebnisse. Die provisorische Regierung war unermüdlich in der Ausfertigung von Aufrufen, Erlassen, Erklärungen an ihre Landsleute und auch auswärts, letzteres ohne viel Glück. In der Journalistik und Brochüristik gab es Polemiken ohne Ende. Man zerzankte sich mit den piemontesischen Blättern über die künftige Hauptstadt von Oberitalien, ob Mailand oder Turin; es regnete Flugschriften über diese oder jene Form der künftigen Regierung; nur vom Kriege sprachen sie nichts, als ob die Österreicher 300 Miglien von ihnen entfernt wären. Im Ministerium des Krieges und beim Armeekommando fehlte es nicht an Ordonnanzoffizieren; Militärbeamte aller Grade füllten die Bureaus, an Dienstpersonal war kein Mangel; nur das Heer fehlte. Die lombardische Armee kam aus dem Embryostand nicht heraus; Portepees gab es in Menge, aber keine Soldaten. Geld wurde gesammelt, lief aber spärlich ein, 2000000 Lire, wenig in diesem geldreichen Lande, nichts im Verhältnis zu den Bedürfnissen des Krieges. Ein zuerst unverzinsliches, dann fünfprozentiges Anlehen mußte wegen Mangels an Unterzeichnern zurückgezogen werden. Nicht besser stand es mit den militärischen Vorkehrungen. Nach sechswöchentlichen Anstrengungen hatte man nur eine sehr kleine Zahl von Rekruten zusammenbringen können [2]. So konnte Schönhals sagen: „Mit allen Stämmen Italiens haben wir gekämpft, nur mit Lombarden nicht."

Als General Allemandi, nachdem er sein Freikorpskommando hatte abgeben müssen, in Mailand weilte, empfing er Besuche von französischen, schweizerischen, polnischen Offizieren, die der provisorischen Regierung ihre Dienste angeboten hatten, aber von dieser nach Florenz oder Venedig gewiesen worden waren. Bei 2000 Jünglinge, wo nicht mehr, bummelten beruflos durch die Straßen, lungerten in Cafés, an öffentlichen Orten herum und fragten sich, für welchen Zweck sie sich aus ihren häuslichen Verhältnissen losgerissen hätten und welchem Ziele sie entgegenzögen. Wenn man Persönlichkeiten von leitender Stellung Vorwürfe über diese Lässigkeit

---

[1] Relazione delle operazioni 17—21.

[2] Hübner, Ein Jahr meines Lebens 117.

machte, erhielt man zur Antwort: „Mögen nur günstige Nachrichten aus dem piemontesischen Feldlager kommen, alles andere ist Nebensache.“ [1]

Wie es so häufig von Nachbar zu Nachbar der Fall ist, so machte sich auch hier die Eifersucht und Mißgunst zwischen Lombarden und Piemontesen allerorts geltend. Der lombardische Kriegsminister, von einheimischen Stellenjägern umdrängt, teilte Offizierspatente mit einer fabelhaften Freigebigkeit aus und, wie es scheinen wollte, mit Vorliebe an solche, die drüben im königlichen Lager mißliebig geworden waren. Es traf sich, daß Unteroffiziere, die aus den Reihen des sardinischen Heeres mit Unehren gestrichen waren, jetzt ihren früheren Kameraden mit dem Range eines lombardischen Offiziers Achtung einflößen sollten. Umgekehrt wurde vom sardinischen General Perrone versichert, daß er sich widersetze, lombardische Rekruten in piemontesische Regimenter stecken zu lassen [2]. Von den lombardischen Freikorps, der einzigen Truppe, welche das Land lieferte, wurde die Mailänder provisorische Regierung wiederholt um Zuweisung piemontesischer Offiziere und Unteroffiziere behufs Einübung der Neulinge gebeten; es war vergebliches Bemühen. Die Reihen der Freikorps selbst begannen sich zu lichten. Den Mailänder und Brescianer Muttersöhnchen behagte das rauhe Lagerleben und die schmale Kost schon lange nicht [3], und die Exekutionen im Trienter Wallgraben waren noch weniger nach ihrem Geschmack. Die Neapolitaner, die sich nur durch die Exzesse auszeichneten, die sie begingen, waren die ersten, die ausrissen. In den Straßen Mailands waren wahre Jammergestalten zu sehen, man schlug sie auf 25 an, den Rest jener 80 giovinotti napoletani, welche die Fürstin Belgioioso fünf Wochen früher auf den Kampfplatz geschickt hatte [4].

Im Laufe des April erschien Giuseppe Mazzini in Turin und hatte eine Unterredung mit dem Minister Collegno, dem er eine Erhebung des Volkes anempfahl; Freiwillige mit Führern, die sich in Spanien, in Griechenland, in Polen erprobt hatten, würden, so meinte er, der italienischen Sache zum Siege verhelfen. Auf die Frage des Ministers, wo solche Führer seien, erbot sich Mazzini, sie zur Stelle zu schaffen. Das Erscheinen

---

[1] Allemandi, Volontari di Lombardia e del Tirolo, Berna 1849, klagt 7 f: Che cogli acciacchi, colla inerzia e colla inettudine guerriera non si salvano le opere del popolare entusiasmo; siehe auch 48 52 79 f.

[2] Dandolo, Volontari e bersaglieri lombardi 48.

[3] Vecchj, La Italia 122: Ho veduto all' opposto giovani del medio ceto, dalle libere ed intelligenti spade, accorrere al campo e restarvi per pochi dì; chè lo sdraiarsi sulla paglia o sul fangoso terreno presso le risaie e le paludi del Mincio e dell' Adige, il mangiar male, la fatica delle marce, lo eccessivo calore del sole di Lombardia erano per essi tropo dura cosa a patirsi per amor dell' Italia.

[4] Hübner, Ein Jahr meines Lebens 107. Vgl. meine „Tiroler Landesverteidigung“ 193.

Karl Alberts auf dem Kriegsschauplatze drohte dem ruhelosen Volksmanne die große italienische Bewegung in eine dynastische umzuwandeln und die nationale Einigung, die Mazzini so nahe der Erfüllung sah, zu vereiteln oder doch hinaus zu schieben. Auch mit dem Sekretär des Königs, Castagneto, kam Mazzini zusammen, der ihn im Namen seines Herrn aufforderte, die Republikaner auf die monarchische Seite herüberzuführen, wogegen ihm ein entscheidender Einfluß auf den künftigen Konstitutionsentwurf gesichert sein sollte. Mazzini stellte zur Bedingung, daß sich der König für die Einheit und Unabhängigkeit Italiens ausspreche, und übergab Castagneto einen im Sinne einer solchen Erklärung abgefaßten Aufsatz; doch einige Tage später drückte ihm der königliche Intimus sein Bedauern aus, daß in der von Mazzini gewünschten Richtung nichts zu machen sei.

Von Turin begab sich Mazzini nach Mailand und erbot sich, mit der provisorischen Regierung Hand in Hand zu gehen, bis der Tag des Sieges gekommen und es dann an der Zeit sein werde, jene Maßregeln zu ergreifen, die das Volk in stand setzen würden, über die Form der Regierung und die künftige Gestaltung der Dinge endgültig abzusprechen. Er verkehrte auch mit der provisorischen Regierung von Venedig, und auf sein Andrängen geschah es, daß sich Manin an Casati mit dem Ansinnen wendete, die polnische Legion, die in Mailand ohne Beschäftigung sei, nach Venedig zu senden. Allein bald darauf wurde diese Legion der königlichen Armee einverleibt, und auch nach andern Seiten hin erfuhr Mazzini eine Enttäuschung nach der andern. Italienische Flüchtlinge aus London und Paris, die, ohne Zweifel auf seinen Rat, in Genua ans Land stiegen, wurden, anstatt Offizierstellen zu erhalten, angehalten und entwaffnet. Denn Karl Albert wollte von politischen Abenteurern nichts wissen, während anderseits Mazzini, dessen einziges Ziel die italienische Einheit war, den eigensüchtigen Absichten der spada d'Italia entgegenzuarbeiten suchte. Darüber zerfiel er mit der lombardischen Regierung, die sich, durch die Macht der Umstände getrieben, mehr und mehr den Absichten des Königs näherte. Er suchte Anhänger unter den Vertretern der öffentlichen Meinung. „Correnti, Porro, Guerrieri sind gut", schrieb er an Giuseppe Lamberti, „die andern neigen zum Albertismus. Die Sache der Republik steht im allgemeinen nicht schlecht, es handelt sich nur darum, sie zu organisieren. Wenn nicht eine brillante Tat dem Könige zu einer günstigen Lage verhilft, werden wir triumphieren."

Casati und seine Kollegen hatten auf ihren „Aufruf an die deutsche Nation" noch immer keine Antwort erhalten. In der zweiten Hälfte des April kam der Gegenstand im Frankfurter Fünfziger-Ausschuß zur Sprache, und der Berichterstatter beantragte eine Adresse, die mit den Italienern liebäugelte und Österreich verletzen mußte. Schuselka erhob sich im Zorn

dagegen, Adolf Wiesner und Graf Bissingen traten ihm bei, und das Schriftstück wurde einfach beiseite gelegt[1]. Auch ein Aufruf, den die provisorische Regierung am 20. April an die „tapferen deutschen Tiroler" richtete, äußerte nicht die geringste Wirkung[2]. In München hatten die mit Pässen der provisorischen Regierung ausgerüsteten Grafen Arese und Bellerio die Aufgabe, die Stimmung der Deutschen über die italienische Erhebung gegen Österreich zu sondieren. Sie suchten ältere Bekanntschaften wieder anzuknüpfen, sie wandten sich an die in der bayerischen Hauptstadt wohnenden Italiener, namentlich einige italienische Offiziere. Sie hatten keine Ursache, mit ihren Wahrnehmungen zufrieden zu sein, und es half ihnen nichts, daß sie auf das lebhafteste jede Verantwortung für die Verletzung deutschen Bundesgebietes durch die Einfälle von Freischaren in Südtirol ablehnten. Sie empfingen wiederholt nicht mißzuverstehende Winke der bayerischen Polizei, denen sie zuletzt folgten und München am 2. Mai verließen.

Was die Albertisten betraf, so machten sie sich mit ihren Bewerbungen und Strebnissen nach allen Seiten hin fühlbar, und dies mitunter in recht aufdringlicher Weise. In den beiden Herzogtümern südlich vom Po sagte der Bevölkerung der Anschluß an Toskana unter das milde Regime Leopolds mehr zu als die von Turin über sie verhängte provisorische Regierung, die ihrerseits gegen alle Kundgebungen des Volkswillens in der angedeuteten Richtung Front machte. Als sich im Laufe des April Rusca Amici, vom toskanischen Minister Neri Corsini gesandt, in Modena zeigte, mußte er den albertinischen Umtrieben das Feld räumen. Modena war von piemontesischen Truppen besetzt. Graf Luigi Menabrea, Professor an der Militärakademie zu Turin und Kammermitglied, erschien um die Osterzeit im Herzogtum, um eine Agitation für den Anschluß an Piemont im Gang zu erhalten und dem Einflusse Mazzinis und dessen republikanischen Ideen einen Damm zu setzen. Menabrea wußte für seinen Zweck die munizipale Eifersucht zwischen Modena und Reggio zu benützen, indem er jenem mit der Losreißung Reggios drohte, diesem die Aussicht auf politische Selbständigkeit eröffnete.

Auch im Römischen fehlte es nicht an Umtrieben, um den Abfall von der päpstlichen Herrschaft und den Anschluß an das oberitalische Königreich zu betreiben; Marco Minghetti war ein geheimer Förderer dieses Planes, was ihn vollends um das Vertrauen Pius' IX. brachte. In Bologna fanden sich piemontesische Offiziere ein, um mit ihren glänzenden Uniformen die Augen der Bolognesen zu blenden; allein der beliebte päpstliche Legat

[1] Schuselka, Revolutionsjahr I, Wien 1850, 111 f.
[2] A. Pichler, Aus dem Welsch-tiroler Kriege, Wien 1849, 22 f.

Kardinal Amat blieb wachsam und ließ die piemontesischen Ränke nicht aufkommen [1].

Von der Kriegshilfe, die Karl Albert von den andern italienischen Staaten zu erwarten hatte, befanden sich vorerst, wie früher erwähnt, nur das toskanische Korps und die kleinen Kolonnen aus Parma und aus Modena auf lombardischem Boden; die zwei bedeutendsten, das päpstliche und das neapolitanische, standen noch aus. Das römische Ministerium hörte nicht auf, in den Papst zu dringen, daß er Durando den Po überschreiten lasse; Pius IX. war zu keinem weiteren Schritt zu bewegen, und seine Umgebung hatte alle Mühe, seine sich stets neu hervordrängenden Gewissensskrupel zu beschwichtigen. Graf Lützow empfing wiederholte Versicherungen des Kardinals Antonelli, daß Seiner Heiligkeit nichts so sehr widerstrebe als ein Krieg mit Österreich. Durando stand mit dem Gros seines Korps noch immer am rechten Ufer des Po und wartete mit steigender Ungeduld auf einen Vorrückungsbefehl aus Rom, womit die Minister nicht abließen, immer von neuem den Heiligen Vater zu bestürmen. Er möge, stellten sie ihm vor, seine Truppen unter die Befehle Karl Alberts stellen, dann werde nicht er es sein, der mit Österreich Krieg führe, sondern der König. Tagelang sträubte sich Pius gegen diese Auskunft, bis er zuletzt den Waffenminister zu einer Weisung an Durando ermächtigte, dieser möge „alles vornehmen, was er für die Sicherheit und das Wohl des päpstlichen Gebietes für nötig erachte" [2]. Mehr bedurfte Aldobrandini nicht, um nach seinem eigenen Sinn zu handeln und den Obersten d'Azeglio an Durando mit dem Auftrage zu senden, mit dem piemontesischen Hauptquartier in Berührung zu treten. Der General tat, wie ihm befohlen war, und überschritt am 21. und 22. April bei Ostiglia den Po. Vom Könige wurde ihm die venetianische Terraferma zum Felde seiner Tätigkeit angewiesen. Durando tat es mit einer gewissen Vorsicht und nicht mit ganz frohem Mute. „Man hat uns", hieß es in einem seiner Tagesbefehle, „den Radetzky mit seiner Armee als völlig mutlos und herabgekommen geschildert: die Gefechte bei Goito und Monzambano beweisen das Gegenteil. Wir müssen daher Klugheit anwenden und dürfen in unsern Unternehmungen nichts aufs ungewisse setzen." [3] Mit den päpstlichen Finanzen stand es übrigens so schlecht, daß sich Durando an die Republik von San Marco um Subsidien wenden mußte.

Aus Sizilien war von regulärer Truppe nichts zu erwarten, da das dortige Parlament sie für seine eigenen Zwecke brauchte. Dagegen war

---

[1] Archivio triennale, Capolago 1850, *passim*.

[2] Minghetti, Miei Ricordi I 364.

[3] Il re Alberto, agli ordini di cui mi trovo, mi autorizza a portarmi con tutte le forze verso il Friuli (Montecchi, Fatti e documenti [Doc. della guerra santa XI, nr 14] S. 68).

eine Freischar in der Bildung begriffen, am 17. April war der Generalstabsoberst Giuseppe la Masa aus Palermo ausmarschiert. Es waren bei 100 Mann, die einer ihrer Führer mit diesen Worten charakterisiert: „Wir boten den Anblick einer Bande von Straßenräubern, masnadieri." In Livorno mußten sie ihre ungenügenden Anzüge, ihre Jagdflinten, Säbel u. dgl. auf den Schiffen zurücklassen und wurden auf öffentliche Kosten alla militare ausgestattet. Sie waren nun guter Dinge, überschritten voll kriegerischer Zuversicht den Apennin und kamen nach Bologna, wo die giovinotti di Sicilia auf das freudigste und ehrenvollste begrüßt wurden; Padre Gavazzi widmete ihnen eine feurige Ansprache. In Ferrara, wo der Kardinallegat Ciacchi mit strenger Hand über die Ordnung und Ruhe der Stadt wachte, faßten sie den festen Entschluß, sich der Zitadelle zu bemächtigen, ein Entschluß, der mit Begeisterung aufgenommen wurde. Allein in der Zitadelle waren Österreicher, Soldaten „dieses fürchterlichen Radetzky (di quel terribile Radetzky)", und gegen diese war mit festen Entschlüssen und mit Begeisterung allein nicht viel auszurichten, und so wurde der Plan bald wieder aufgegeben. Nach Ferrara war zur selben Zeit eine Sendschaft aus Venedig, darunter der Prinz von Canino mit seinem getreuen Masi gekommen, die alle dort und in Bologna sich ansammelnden Freischaren nach Treviso dirigieren sollten[1].

* * *

Das kaiserliche Hauptquartier gestaltete sich nachgerade zu einem Prinzenlager, was dem Feldmarschall keineswegs genehm war, da es ja seine Verantwortlichkeit vermehrte. Zu den älteren Söhnen des Erzherzog-Vizekönigs, Leopold, Ernst und Sigismund, kamen zwei Söhne des Siegers von Aspern, Albrecht und Wilhelm, und der künftige Thronerbe Franz Joseph. Erzherzog Albrecht hatte am 13. März in Wien das militärische Kommando geführt und sich daselbst bei dem allgemein verbreiteten Losungswort „Er hat aufs Volk schießen lassen" unmöglich gemacht. Er traf am 25. April in Verona ein und meldete sich am Tage darauf bei Radetzky als Volontär[2]. Das tat auch Franz Joseph, dessen Anwesenheit im Lager für den Oberfeldherrn die allergrößte Sorge und

[1] Pietraganzili, La spedizione dei Crociati Siciliani in Lombardia, Palermo 1898.

[2] In der Suite des Erzherzogs Albrecht befanden sich sein Kammervorsteher Oberstleutnant Moritz Graf Braida und sein Adjutant Rittmeister Heinrich Graf Cappi; da der Marstall des Erzherzogs noch nicht eingetroffen war, so machte Prinz Emmerich Taxis, Rittmeister bei Kaiser-Ulanen Nr 4, die drei Herren mit Dienstpferden seiner Eskadron beritten. Erzherzog Wilhelm hatte den Husarenrittmeister Franz Baron Vernier zu seinen Diensten.

Gefahr bildete. „Bedenken Sie", sagte er dem jugendlichen Prinzen, „wenn Sie, was Gott verhüten wolle, in Gefangenschaft gerieten!" — „Herr Feldmarschall", erwiderte der Erzherzog, „es mag eine Unvorsichtigkeit gewesen sein, mich hierher zu schicken; aber nun ich einmal da bin, gebietet es meine Ehre, nicht zurückzukehren, ehe ich etwas vom Kriege gesehen habe." Über diese stolze und mutige Rede wurden dem greisen Feldherrn die Augen feucht, er drückte dem jungen Erzherzog die Hand: „Nun wohl, Eure Kaiserliche Hoheit sollen bleiben!" Franz Joseph trug die Uniform von Kaiser-Husaren Nr 1 und hatte den Grafen Alexander Mensdorff-Pouilly, Major bei Alexander-Husaren Nr 4, an seiner Seite. So jung der kaiserliche Prinz war — er hatte das achtzehnte Lebensjahr noch nicht zurückgelegt —, so wußte er sich rasch die Liebe, aber auch die Achtung der ganzen Armee zu gewinnen. „Er machte", äußert sich ein Zeit- und Waffengenosse Franz Josephs, „auf uns durch sein militärisches dezidiertes Auftreten und sein freundlich herablassendes Benehmen, selbst gegen die geringsten der Krieger, den günstigsten Eindruck."[1]

Für die kaiserliche Armee in Verona war, in der Lage, in der sie sich befand, zweierlei von der größten Wichtigkeit: die Verbindung mit Tirol zu erhalten und die Nachbarfestung Peschiera zu schützen, unter Umständen dem Festungskommandanten Feldmarschalleutnant Baron Rath die Hand zu bieten[2]. Für beide diese Zwecke war die Stellung von Pastrengo, einem am rechten Ufer der Etsch von einem Halbkreise vorteilhaft gelegener Höhen umgebenen Orte, wie geschaffen. Radetzky ließ diesen wichtigen Punkt durch General Wohlgemuth mit vier Bataillonen[3], zwei Eskadronen, einer Kavallerie- und einer halben Raketenbatterie besetzen und etwas stromaufwärts bei Ponton über den Strom eine Kriegsbrücke schlagen. Wohlgemuth empfing die Weisung, feindliche Unternehmungen gegen Verona oder Peschiera durch flankierende Demonstrationen zu lähmen, einen etwa von Verona aus geplanten Angriff durch Flankenwirkung zu unterstützen, sich übrigens in bedeutende Gefechte nicht einzulassen, sondern vor einem überlegenen Feinde den Rückzug über Ponton zu nehmen.

Dem Könige war die Stellung der Österreicher bei Pastrengo schon darum sehr unbequem, weil sie seiner Unternehmung gegen Peschiera, dessen Bezwingung er zunächst im Sinne hatte, bedrohlich werden konnte, und er beschloß, sie mit aller Macht anzugreifen. Er ließ vor Peschiera nur die Brigade Pignerol zurück, ging am 26. April mit seinen übrigen Truppenkörpern auf das linke Ufer des Mincio und stellte das I. Armee-

---

[1] (Swinburne) Sieben Monate 54.

[2] Über die Lage von Peschiera siehe Vecchj, La Italia 104 f.

[3] Je ein Bataillon Kaiser- und Achter-Jäger, Oguliner und Gradiskaner Grenzer.

korps Bava auf den Höhen von Villafranca, Sommacampagna, wo er sein Hauptquartier aufschlug, und Sona, das II. unter Sonnaz bei Santa Giustina und Custozza, den linken Flügel an den Gardasee gestützt, auf. Ihm gegenüber beorderte Radetzky zur Unterstützung Wohlgemuths den Fürsten Taxis nach Bussolengo, unterstellte beide Brigaden dem Befehle des Feldmarschalleutnants Wocher und ließ den Fürsten Liechtenstein und Generalmajor Baron Heinrich Rath Stellung mit der Kavalleriebrigade Schaaffgotsche als Reserve in der Ebene zwischen Cà di Capri und Lugagnano nehmen.

Der Kampf begann am 28., als Wocher seine zwei Brigaden gegen Colà und Pacengo vorgehen ließ, wo sie mit dem äußersten linken Flügel der sardinischen Armee unter General Bes zusammenstießen, während Rath und Liechtenstein, bei welch letzterem sich der Korpskommandant d'Aspre mit den Erzherzogen Franz Joseph und Albrecht befand, den befreundeten Brigaden durch Vorrückung in den Kulturen gegen Sona und Santa Giustina Luft zu machen suchte[1]. Feindliches Infanteriefeuer empfing die Kaiserlichen, auch einige Geschützkugeln flogen über die Köpfe der beiden Prinzen, denen d'Aspre freudig zurief: „Meine gnädigsten Herren, ich gratuliere zur Feuertaufe!"[2] Der Zusammenstoß bei Colà endete zwar mit einer Schlappe der Piemontesen, die Tote und Verwundete am Platze zurückließen. Allein Wocher mußte einsehen, daß die Behauptung einer so weitläufigen Stellung mit seinen schwachen Brigaden eine Unmöglichkeit sei, zog diese in ihre früheren Stellungen zurück und bat den Feldmarschall um Unterstützung, die ihm noch in der Nacht vom 28. zum 29. durch die Brigade des Erzherzogs Sigismund zuteil wurde. Zugleich ging von Verona ein Befehl an Welden ab, durch eine Vorrückung von Rivoli aus die Manöver Wochers zu unterstützen.

Am 29. begann der Kampf gegen zehn Uhr vormittags mit einem Angriff des Generals Broglia gegen Pastrengo, der von den Kaiserlichen zurückgeschlagen wurde. Wohlgemuth sandte zweieinhalb Kompagnien in der Richtung von Santa Giustina vor, es entwickelte sich ein zweistündiges Plänklergefecht, zuletzt wurden die Piemontesen mit dem Bajonett angegriffen und zurückgedrängt. Wocher ging nun, durch Taxis unterstützt, selbst angriffsweise vor, es entspann sich angesichts von Santa Giustina ein heftiger Kampf, wobei von beiden Seiten bei abwechselndem Vorgehen und Zurückziehen mit großer Tapferkeit gefochten wurde, bis die einbrechende Dunkelheit allen weiteren Unternehmungen ein Ende machte und Wohlgemuth nach Pastrengo, Taxis nach Bussolengo zurückgingen. So hatte

---

[1] (Gallina) Beiträge S. 44 über die Unzulänglichkeit der von d'Aspre diesfalls getroffenen Disposition.

[2] (Rodakowski) Emmerich Prinz zu Thurn und Taxis, Wien u. Leipzig 1901, 13 f.

auch dieser Tag keine Entscheidung gebracht, und es mußte der 30. abgewartet werden.

Es war Quasimodogeniti, der erste Sonntag nach Ostern, als Karl Albert alle verfügbaren Kräfte, seine Reservedivision inbegriffen, aufzubieten beschloß. Gegen neun Uhr vormittags ging man fast gleichzeitig von österreichischer und piemontesischer Seite in die Aktion über. In der Ebene rückte Generalmajor Rath gegen Santa Giustina vor, was einen mehrstündigen Geschützkampf zur Folge hatte, während Generalleutnant Broglia wie am Tage zuvor Pastrengo in Angriff nahm, aber von der trefflich plazierten Batterie Wohlgemuths mit einem so mörderischen Feuer empfangen wurde, daß er sich zurückzog, um Verstärkungen abzuwarten. Auch der Kommandant von Peschiera, der von seinen Wällen den Kampf weithin sah, machte einen Ausfall mit zwei Kompagnien — mehr konnte er von seiner geringen Besatzung nicht verwenden —, die aber nach kurzem Scharmützel in die Festung zurückgezogen werden mußten.

Der König, der jetzt sein Hauptquartier in Santa Giustina hatte, setzte sich, da er vor Beginn der Schlacht eine heilige Messe hören wollte[1], erst um elf Uhr vormittags mit der Brigade Coni, der Gardebrigade und der Kavalleriebrigade Sala als Rückhalt in Bewegung, was mit den drei Brigaden des Armeekorps Sonnaz eine Truppenmacht von mehr als 25000 Mann ausmachte. Mit einer solchen konnte es Wocher, der im Ganzen kaum 6000 Mann beisammen hatte, unmöglich aufnehmen, und er mußte an den Rückzug denken, der gefährlich genug werden konnte, wenn der Feind mit aller Macht nachdrängte. Glücklicherweise kam es nicht dazu. In der Ebene ordnete Radetzky eine allgemeine Vorrückung gegen die Höhen von Sona und Santa Giustina an und beschäftigte dadurch den Feind von dieser Seite, während Oberst Zobel, der, ohne einen Befehl von Welden abzuwarten, mit einer Kompagnie Kaiser-Jäger und zwei Geschützen von Rivoli aufgebrochen war, im rechten Augenblicke auf der Höhe von Sega nächst Ponton erschien und dadurch die Piemontesen in ihrer linken Flanke bedrohte. Hauptmann Anton Baron Pirquet de Cesenatico vom selben Regiment setzte sich in Osteria nuova, einem zur Deckung von Wochers Rückzug sehr wichtigen Punkte, fest und schlug mit seinen vorteilhaft postierten Schützen die wiederholten Angriffe eines ihm wohl zwanzigfach überlegenen Feindes, der ihn in allen Sprachen zur Übergabe aufforderte, ausdauernd zurück.

Dank dieser tatkräftigen Unterstützung brachte Wocher seine beiden Brigaden fast ohne Verlust über die Brücke von Ponton. Würden die Piemontesen ihre starke Artillerie haben benützen und ihre Geschosse auf

---

[1] La Rocca-Bodenhausen, Lebenserinnerungen 43.

die Brücke richten können, so war, was sich von den Kaiserlichen nicht schon am andern Ufer befand, unrettbar verloren. „Wieder eine ans Wunder grenzende Episode dieses merkwürdigen Feldzugs!“ ruft ein Zeitgenosse aus.

Gegen fünf Uhr nachmittags war der Übergang glücklich vollzogen und der Befehl, die Brücke unverzüglich einzureißen, gegeben, als am rechten Ufer Zobel erschien. Jetzt hieß es, die bereits abgebrochenen Joche in aller Eile wieder in stand setzen, die abgetragenen Felder neuerdings herstellen. Nachdem Zobel hinüber war, wurde von neuem an den Abbruch geschritten und dieser in zwölf Minuten zu Ende geführt, als man am andern Ufer eine Kompagnie Kaiser-Jäger nebst einigen Versprengten von andern Truppenkörpern heranmaschieren sah. Es war Baron Pirquet, der zuletzt, als er Gefahr lief, von unberechenbarer Übermacht — die Piemontesen hatten acht Geschütze gegen ihn in Tätigkeit gesetzt — erdrückt oder abgeschnitten zu werden, während er voraussetzen durfte, daß die Brigade bereits in Sicherheit war, seine Mannschaft gesammelt und sich mit dem Bajonett nicht ohne empfindliche Verluste den Weg an die Etsch gebahnt hatte. Da die Brücke bereits abgetragen war, blieb nichts übrig, als die Fähre zu benützen, was glücklich durchgeführt wurde. Rasch ging es nun am linken Ufer an das Verladen des Materials; als eben der letzte Ponton aus dem Wasser gezogen wurde, erschien am rechten Ufer eine piemontesische Abteilung und beschoß diese Arbeiten; da aber bereits Dämmerung eingetreten war, brachte das Feuer keinen Schaden[1].

Nur drei Kompagnien des Regiments Piret (Nr 27, Grätz) von der Brigade Erzherzog Sigismund hatten sich, wie es scheint, im Gefecht zu weit vorgewagt und den richtigen Zeitpunkt des Rückzuges verpaßt, und wurden von nachrückenden piemontesischen Kolonnen umzingelt und bedrängt. Major Graf Georg Festetics kam ihnen mit einer vierten Kompagnie zu Hilfe, und fast eine Stunde lang wehrten sie sich gegen die Angriffe eines vielfach überlegenen Feindes. Einem Teile des Bataillons gelang es unter Führung des Majors, sich mit dem Bajonette Bahn zu brechen und die Brücke bei Ponton noch vor dem Abbruch zu erreichen. Die andern mußten sich, immer enger und enger eingeschlossen, zuletzt ergeben; viele von der Mannschaft zerschlugen wütend ihre Gewehre[2]. Einer kleineren versprengten

---

[1] Brinner, Pionier-Regiment II, Wien 1881, 241 f. Hirtenfeld (Maria-Theresien-Orden, Wien 1857, 1506) läßt Pirquet noch im letzten Augenblick über die Brücke marschieren, was eine Verwechslung mit der Affäre Zobel sein dürfte.

[2] La Rocca-Bodenhausen (Lebenserinnerungen 47) meint anders: „Übrigens muß ich noch erwähnen, daß die Österreicher, und besonders die Kroaten, sich gern gefangen nehmen ließen.“ Von demselben Schriftsteller erfahren wir ein paar Seiten früher: „Obwohl die Österreicher (bei Pastrengo) uns an Stärke überlegen waren, wurden sie doch von den Höhen geworfen.“ Sollte man es glauben, daß ein ernster Schriftsteller so weit die Wahrheit entstellen könne?!

Abteilung unter dem Feldwebel Bruchmann gelang es, sich in ein an der Straße gelegenes Haus zu werfen, das sie verrammelten. Da kam Karl Albert, der mit einem Gefolge von etwa 200 Reitern den Kaiserlichen nachsetzte, dahergeritten, als Bruchmann Feuer geben ließ. Einige von der königlichen Suite stürzten getroffen, ein großer Teil sprengte davon. Man drang in den König, sich zurückzuziehen, der aber, ebenso tapfer als fromm, sagte: „Nicht einen Schritt! Trifft mich eine Kugel, so kommt sie von Gott!" Er entblößte den Degen, zog ein Bataillon Infanterie herbei und ließ das Haus stürmen, dessen Verteidiger sich gleich ihren Kameraden ergeben mußten[1]. Es waren im ganzen 5 Offiziere und 336 Mann. Außerdem hatten die Kaiserlichen verloren: an Toten 4 Offiziere und 24 Mann, an Verwundeten 2 Offiziere und 145 Mann, an Vermißten 42 Mann, darunter 38 vom Regiment Haugwitz.

Es waren empfindliche Verluste für eine Armee, der einem nahezu doppelt überlegenen Feinde gegenüber jeder einzelne Mann doppelt von Wert war. Die dreitägigen Kämpfe hatten für den greisen Feldmarschall mit einer Niederlage geendet, die im gegnerischen Lager in überschwenglicher Weise gepriesen und ausposaunt wurde[2]. Doch konnte er sich sagen, daß sowohl an Tapferkeit wie an Ausdauer das äußerste geleistet worden war. An allen drei Tagen war bei den meisten Truppenkörpern wegen der Nähe des Feindes das Abkochen nicht möglich gewesen; Abteilungen, die den Vorpostendienst zu versehen hatten, waren selbst des Schlafes beraubt, so daß die Kräfte der zur größten Vorsicht und Wachsamkeit verpflichteten Truppen aufs äußerste erschöpft waren.

Als die Gefangenen des Regiments Piret vor Karl Albert geführt wurden, zog dieser ein Kreuz aus der Brust, küßte es und sprach sie dann an: „Danket diesem, daß Ihr gefangen seid! Es gibt für meine Armee keine Ruhe, bis Italien mein ist. Dann werdet Ihr in Eure Heimat zurückkehren." Er befahl für sie zu sorgen und sie gut zu behandeln, und dies wurde ihnen auch zuteil, solange sie im Bereich der Armee des Königs waren. Nicht so bei ihrem Marsch durch lombardisches Gebiet, namentlich in den Städten, die sie passierten, wo allerhand Hetzer den Ton angaben,

---

[1] Prybila, Geschichte des 27. Lin.-Inf.-Reg., Wien 1858, 138 f; Geschichte des 27. Inf.-Reg. König der Belgier, Wien 1882, 646. Das 27. k. k. Lin.-Inf.-Reg. hatte im Jahre 1848 den Frhrn Baron Piret de Bihain zum Inhaber.

[2] Vecchj, La Italia 135 f: Questa fu la prima nostra battaglia campale, in cui gli Italiani diedero saggio del loro valore e della intelligenza nello eseguire le eccellenti disposizioni risolte dal generale Ettore Sonnaz. . . . Il d'Aspre trovò mancanti nelle sue file tra morti e feriti mille e dugento uomini; cinquecento prigionieri allo incirca erano il frutto della nostra vittoria. Vgl. La Marmora, Lettere 67—69 74 86. Einen Zug wahren Heldenmutes auf italienischer Seite erzählt Swinburne, Sieben Monate 33: der Held war Sarmate von Abstammung.

und wo sie nur durch ihre Bedeckung gegen Angriffe vor Wut und Hohn geschützt wurden. In Cremona wollte das Volk die Gefangenen ermorden, so daß zu ihrer Rettung ein Bataillon ausrücken mußte. Jenseits des Ticino erwies sich die Bevölkerung meist freundlich gegen sie[1].

Im kaiserlichen Hauptquartier feierte man die glücklich beschworene Gefahr gleich einem Siege, und bei dem Gastmahle Radetzkys wurde der tapfere Pirquet von seinen Kameraden auf die Schultern gehoben und ihm das Theresienkreuz prophezeit. Auch wurde es ihm tatsächlich zugesprochen; aber nicht bei seinen Lebzeiten, denn er starb einige Wochen später, 21. Juli, den Heldentod; das maßgebende Ordenskapitel konnte erst im November danach abgehalten werden.

Für die Kaiserlichen hatte sich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal der große strategische Wert der Stellung von Rivoli, nicht bloß wegen der Aufrechterhaltung der Verbindung mit Tirol, ins richtige Licht gestellt. „Soll Verona“, sagt Welden, „das Pivot offensiver und defensiver Bewegung sein, so ist das nicht ohne Rivoli, vorzüglich wenn dieses mit Pastrengo und mit Madonna della Corona in Verbindung kommt, denkbar; schon deshalb, weil es, in den Händen vom Feinde gedacht, alle Bewegungen unserer Armee gegen Norden paralysiert.“[2]

6.

„Wenn man uns nur Truppen senden wollte“, hatte am 22. April, also noch vor den Tagen von Pastrengo, Obristleutnant Wratislaw aus Verona an Huyn in Bozen geschrieben; „denn mit dem, was wir haben, mit vier Festungen auf den Schultern, mit dem infamen Geist, der überall herrscht, können wir keine Sprünge machen.“ Man unterließ in Wien keineswegs, Truppen nach Italien zu senden, sie befanden sich, als Wratislaw so schrieb, bereits im Anmarsch; allein sie waren noch weit und hatten sich ihren Weg mitten durch Feindesland zu erkämpfen.

Graf Nugent hatte Görz am Isonzo zum Sammelpunkt des Reservekorps, das er dem Feldmarschall zuführen sollte, bestimmt, wo am 10. April, von Feldmarschalleutnant Gyulai aus Triest dahin beordert, General Culoz mit seiner Brigade, Infanterieregiment Wocher (Nr 25, Pisek) und Erzherzog Karl (Nr 3, Brünn) und einem Bataillon Likaner Grenzer, eintraf. Ein Bataillon Fürstenwärther (Nr 56, Wadowice) hatte Gyulai zur Bewachung der wenigen im Hafen ankernden Kriegsschiffe in Triest

[1] Geschichte des 27. Lin.-Inf.-Reg. König der Belgier 646.
[2] Episoden, Gratz 1853, 10 f.

zurückgehalten. Eine überaus wertvolle Beihilfe war dem Korpskommandanten der Obrist des 4. Artillerieregiments August Frhr v. Stwrtnik. Nugent beorderte zur Deckung seines Rückens eine Brigade — je ein Bataillon Prohaska und Hrabowsky, zwei Kompagnien Hohenlohe, eine Kompagnie Kaiser-Jäger und eine Eskadron Erzherzog Karl-Ulanen — unter Obristleutnant Baron Johann Gorizzutti nach Pontafel an der Kärnten-Friauler Grenze und in das Pustertal, dort um die Verbindung mit den nördlichen Provinzen frei zu machen, hier um die feindlichen Bewegungen an der Tiroler Grenze im Auge zu halten. Den Befehl im Pustertal führte Major Albert Hablitschek, der sich bei Toblach und Niederndorf an der Rienz festsetzte. Gorizzutti stellte ein Bataillon, drei Kompagnien und eine halbe Eskadron zu Hablitscheks Verfügung, aber keine Geschütze, weil der Oberst selber keine hatte.

In Görz und am Isonzo trafen aus den innerösterreichischen Gebieten und aus Kroatien bataillonsweise täglich neue Truppen ein; vieles, besonders an Ausrüstung, stand noch aus. Wenn Nugent warten wollte, bis alles, was man ihm in Aussicht gestellt hatte, und wessen er bedurfte, an Ort und Stelle war, so konnte er nicht vor Anfang Mai auf dem Kriegsschauplatz erscheinen; aber ihm brannte der Boden unter den Füßen, und Radetzky trieb zur Eile. Nugents Armeekorps, das er in drei Brigaden unter den Generalen Culoz, Franz Edlem v. Schulzig und Fürsten Felix Schwarzenberg teilte, war aus allen Teilen der Armee zusammengesetzt, und er mußte sich für den Anfang in vielen Stücken behelfen, so gut es eben ging. Die Sechspfünderbatterien wurden von Remonten gezogen, von Rekruten bedient, die Raketenbatterien brachten ihre Munition auf Fuhrwesenswagen fort; Sanitätstruppen, Feldspitäler, Train- und Verpflegsanstalten existierten bei den in aller Eile zusammengerafften Truppenkörpern nicht. An Zahl waren gegen Mitte April bei 13000 Mann beisammen[1], mit denen Nugent seinen Feldzug zu eröffnen beschloß. Zuvor machte er noch einen Abstecher nach Pola, um die dortige Eskadre zu inspizieren. Er gewann die Überzeugung, daß es vorderhand nicht möglich sei, die Kriegsschiffe auslaufen zu lassen; dagegen fand er es notwendig, eine Flottille von nicht tiefgehenden bewaffneten Trabakeln einzurichten, welche unter dem Befehle des Hauptmanns Apollinar Ritter Uiejski längs den Küsten die Landoperationen zu begleiten und zu unterstützen hätten[2]. Am 15. war Nugent in Görz zurück, von wo er nun ohne Zaudern alle Anstalten zum Aufbruch traf.

Im Venetianischen war man auf den Einmarsch der Kaiserlichen vorbereitet. Das erste Objekt des Widerstandes gegen sie war die Festung

---

[1] Die einzelnen Truppenkörper siehe meinen Aufsatz „Die Stadt des Palladio im Jahre 1848", in den Mitteil. des k. k. Kriegsarchivs N. F. VII 10f.

[2] Benko-Boinik, Geschichte der k. k. Kriegsmarine 1848/49, 148f.

Palmanuova, deren Verteidigung man dem General Carlo Baron Zucchi anvertraut hatte. Im Jahre 1776 zu Reggio im Modenesischen geboren, folglich nächst Radetzky einer der ältesten Soldaten Europas, hatte es Zucchi in der „großen Armee" zum General gebracht, nahe daran den Marschallstab zu erhalten, und war nach dem Sturze Napoleons in österreichische Dienste mit dem Rang eines Feldmarschallleutnants getreten. Nicht ganz unbeteiligt an der Carbonari-Verschwörung von 1821, war er in Untersuchung gezogen, doch freigesprochen worden. Allein 1831 neuerdings verschworen, war er gefangen, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, auf französische Verwendung zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt worden, die er in demselben Palmanuova absaß, zu dessen Kommandanten er nun von der revolutionären Partei ernannt war. Es steckte eine konservative Ader in ihm, er war nicht mit ganzer Seele bei der republikanischen Sache, deren gemeines Treiben ihn anwiderte, und er war trotz der erlittenen Leiden und Strafen selbst Österreich nicht recht gram. Er stellte der Revolution kein günstiges Prognostikon und verhehlte seinen neuen Gebietern in Venedig nicht, daß ihre Civica gegen k. k. Soldaten eine schlechte Rolle spielen würde. Gleichwohl hielt er treu und tapfer bei der Sache aus, der er den Wiedergewinn seiner Freiheit zu danken hatte, und war entschlossen, den ihm anvertrauten Platz mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen. Er hatte bei 4000 Mann unter seinem Befehle, darunter das abgefallene dritte Bataillon des k. k. Infanterieregiments Viktor Este (Nr 26, Udine), eine Kompagnie Venetianer von 150 Mann und bei 300 durchaus den besseren Ständen angehörige junge Leute aus Belluno und Agordo, die am 3. und 6. April in Udine eingerückt, aber von dort nach Palmanuova gesandt waren. Geschütz hatte er genug, 84 Kanonen und 68 Mörser; nur gebrach es ihm an geschulter Bedienung, bis ihm Karl Albert eine Kompagnie piemontesischer Artilleristen sandte. Munition war für einen Monat, Proviant für ein Vierteljahr vorhanden.

In Osoppo, der zweiten kleinen Festung des venetianischen Terraglio, kommandierte der k. k. Hauptmann Alexander Minier. Auf die Artilleristen, altgediente kaiserliche Soldaten, konnte er sich verlassen; aber die einheimischen Soldaten der Linie fraternisierten ohne Zaudern mit der einmarschierenden Civica des Ortes und stellten sich unter die Befehle von deren Kommandanten, des Kaufmanns Gio. Batt. Rossi. Als der Venetianer Gio. Batt. Cavedalis mit 500 Mann einmarschierte, war der Fall der Feste besiegelt. Minier legte mit bittern Tränen sein Kommando nieder; die Artilleristen erhielten freien Abzug ohne Waffen, sie ließen 33 Geschütze zurück[1].

---

[1] Barnaba Ricordi, S. Vito al Tagliamento 1891, und Helfert, Fall und Rückfall von Osoppo, im Fremdenblatt 1892 Nr 114 vom 24. April, 2. Beil.

Kleinere Abteilungen waren in das nördliche Gebirge verteilt, wo sie die Pässe zu besetzen und zu verrammeln, die Straßen ungangbar zu machen hatten. Es strömten ihnen Freiwillige von allen Seiten zu. Bei Pontebba, an der kärntnerischen Grenze, standen bald 2000 Mann zum Kampf bereit: Schleichhändler, Raubschützen, Deserteure, Sträflinge, aber auch ehrliche Leute von nah und fern, von Geistlichen fanatisiert, von Signori befehligt, von eidbrüchigen Offizieren unterrichtet und geleitet. In den Cadorischen Alpen nächst der Tiroler Grenze befehligte ein abgefallener Offizier vom Regiment Wimpffen (Nr 13, Padua), Oberleutnant Pietro Fortunato Calvi.

Ganz Friaul war von der Bewegung ergriffen, und die nationale Begeisterung nahm ihren Lauf. Selbst in kleinen Orten, bis zu den entlegensten Höhen hinauf, wurde die italienische Trikolore aufgepflanzt und eine Civica gebildet, die Wohlhabenden oft mit feinen Jagdflinten, die minder Bemittelten mit Hieb-, Stich- und Schießwaffen der verschiedensten Art bewaffnet. In der Hauptstadt Udine sympathisierten die Soldaten des einheimischen Regiments Este mit den Bürgern; auch eine Abteilung vom Regiment Zanini (Nr 16, Treviso) stieß zu den Udinesen. Die einheimische Bürgermiliz wuchs immer stärker an, jung und alt strömte herbei, sich in die Listen eintragen zu lassen, so daß man ihre Stärke bald auf 1500 Mann anschlug.

In der Nähe von Treviso befand sich das Gut Mogliano, auf das sich dessen Besitzer, der greise Held von Tolentino und Casalanza, Feldmarschalleutnant Baron Friedrich Bianchi beim Ausbruch der Wirren zurückgezogen hatte. Kaum daß man in Treviso von den Anstalten vernommen hatte, die am Isonzo zum Einmarsch ins venetianische Gebiet getroffen wurden, als die provisorische Regierung beschloß, sich des achtzigjährigen Feldherrn zu versichern. Am 16. April umstellten 400 Mann der Civica unter zwei Offizieren das Haus Bianchis, untersuchten es in allen Räumen nach Papieren, nach Waffen und Munition, ohne etwas zu finden, und führten den Besitzer nach Treviso, wo er, von gemeinem und elegantem Pöbel in unwürdiger, selbst bedrohlicher Weise empfangen, vor der Consulta sogleich ein Verhör zu bestehen hatte. Er erhielt Zimmerarrest im Albergo Reale, wo er nicht ans Fenster treten konnte, ohne Flüche und Schimpfworte zu vernehmen und an den gegenüberstehenden Wänden Totenköpfe und Galgen aufgemalt zu sehen[1]. Er faßte es mit philosophischer Ruhe auf. „In Italien“, sprach er zu seiner Umgebung, „ist große Begeisterung und großer Eifer; aber Österreich ist stark, sehr stark.“ In Treviso lebte Nugents Tochter Leontine, Gemahlin des Grafen Oskar d'Orsay,

[1] Heller v. Hellwald, Friedrich Frhr v. Bianchi, Wien 1857, 580—586. Nahlik, Geschichte des k. k. Lin.-Inf.-Reg. Bianchi, Brünn 1863, 80 f.

eines Franzosen von Geburt, Hauptmanns im Regiment Haugwitz. Sie äußerte sich in ähnlicher Weise wie Bianchi: „Arme junge Leute, wie wollt Ihr so vielen Österreichern widerstehen?!"

In Vicenza kommandierte vorderhand Sanfermo, der sich nach der empfindlichen Lektion, die er bei Sorio erhalten, mit der Verstärkung seiner Verteidigungsmittel beschäftigte und eine Aushebung aller wehrhaften Männer vom 18. bis zum 60. Jahr einleitete, denen er zwei Veteranen aus der napoleonischen Zeit, Giacomo Zanellato und Domenico Bocellini, vorsetzte. Zugleich wurde beschlossen, die Stadt durch ein Netz von Barrikaden unangreifbar zu machen und genaue Weisungen für die Verwendung und Benützung dieser Bollwerke abzufassen. Amtliche Aufrufe und spontane Flugblätter strebten den Enthusiasmus warm zu erhalten, die Opferwilligkeit der Bürger anzueifern, und in der Tat strömten dem Kriegskomitee Gaben von allen Seiten zu; selbst Frauen beraubten sich eines Teiles ihres Schmuckes, um ihn auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen [1].

Viele und große Sorgen erwuchsen nach dem Abmarsche d'Aspres der provisorischen Regierung von Padua, der es bald unmöglich wurde, allen Forderungen zu genügen, die der Pöbel an sie stellte. Die Regierung sollte allen zu Diensten sein, niemand sollte Not leiden. Arme Leute erschienen in den Kanzleien und forderten ungestüm und drohend Geld, Lebensmittel, Schuhe, Kleidungsstücke. Nebstbei hatten sie es auf Auswärtige oder sonst ihnen mißliebige Personen abgesehen, zogen mit einer Fahne an der Spitze von Haus zu Haus, wo sie solche vermuteten, stürmten hinauf und schleppten sie unter schadenfrohem Geschrei ins Gefängnis. Die provisorische Regierung setzte sie freilich wieder in Freiheit, mit der Mahnung, sich einige Tage verborgen zu halten. Doch die Verhetzungen hörten nicht auf, Denunziationen kamen an die Reihe, und wo einen der Verdacht als spia traf, für den war die Zeit da, sich aus der Stadt zu entfernen.

In Venedig selbst gab Manin an der Spitze der provisorischen Regierung den Ton an. Er kannte nichts und wollte nichts kennen als seine Lagunenstadt. Von Venedig aus sollte die Terraferma mit ihren Städten geleitet werden, von wo, im Gegensatze zu der provisorischen Regierung in Mailand, kein Vertreter anders als höchstens mit beratender Stimme zugelassen wurde. Als eine Sendschaft der Stadt Treviso mit dem Begehren maßgebender Teilnahme an der Regierung der provincie unite della Repubblica Veneta erschien, wies sie Manin schroff ab und drohte ihr, falls sie auf ihrer Forderung bestünde, mit der Fortschaffung aus dem Saale [2]. Er bestätigte den früheren Postedà Gaetano Costantini

---

[1] Helfert, Stadt des Palladio 8 f.

[2] Rovani, Daniele Manin (Documenti della guerra santa VIII) 54: Furono minacciati di esser messi alla porta.

von Vicenza in seinem Amte, betraute den Grafen Girolamo Dandolo mit der Provinzialleitung von Rovigo. Mit Dekret vom 15. April belegte er alle im Gebiete der provincie unite befindlichen beweglichen und unbeweglichen Güter des „gewesenen" Herzogs von Modena mit Beschlag [1].

Noch viel weniger als Casati in Mailand war Manin in Venedig gesonnen, auf die Annektierungsgelüste Karl Alberts einzugehen, was ihm im Lager des Königs schwer verübelt wurde [2], der es seinerseits nicht fehlen ließ, der Königin der Adria seinen guten Willen zu bezeugen. Von ihm gesandt, erschienen Lazzaro Rabizzo als Geschäftsträger degli Stati Sardi pegli Stati Veneti, und am 14. April General Alfonso Ferrero della Marmora, Direktor der königlichen Seeschule zu Genua, um Venedig seine vielgerühmten Dienste zu widmen. Was er an Kriegsmitteln vorfand, war wohl nicht geeignet, ihn mit besondern Hoffnungen zu erfüllen [3].

Am 16. April überschritt Nugent den Isonzo. Der behufs Quartierrequirierung vorausgesandte Hauptmann Karl Janiczek von Fürstenwärther wurde von Insurgenten ergriffen und nach Palmanuova vor ein Revolutionstribunal geschleppt, das ihm Gepäck und Barschaft nebst seinem Degen abnahm und ihn mit dem Bedeuten entließ, seinem Kommandanten zu sagen, daß ihm die Festung seinen Weitermarsch in jeder Weise verhindern werde. Am 17. stand eine Kompagnie Fürstenwärther vor Visco, das die weiße Fahne aussteckte. Als aber die Truppen einmarschierten, wurden sie mit Schüssen empfangen: es war eine aus der Festung ausgerückte Kolonne, von der sie angegriffen wurden, das Dorf geriet dabei in Brand. Fürst Felix Schwarzenberg sandte eine rasch herbeigezogene Abteilung Peterwardeiner den Fürstenwärthern zur Unterstützung. Nach einem fast fünfstündigen hartnäckigen Gefechte brachte zuletzt eine Ladung Kartätschen die Ausfallskolonne in Verwirrung; ihr in päpstliche Galauniform gekleideter Kommandant und 85 Mann wurden gefangen, der Rest floh in die Festung zurück; die von ihnen geräumte Ortschaft Privano ging in Flammen auf [4]. Am 18. begann die Umschließung der Festung, die Schwarzenberg, nach einem kurzen Gefechte mit bewaffneten Bauern am 19. bei Ontagnano, am 20. vervollständigte. Ein neuerlicher Ausfall der Garnison und ein

[1] Raccolta Veneta, *passim.*

[2] Die Gazzetta di Milano vom 25. April warf es Venedig vor, daß es sich als selbständige Republik erklärt habe . . . e frattanto si vanno gettando i semi della discordia fra gl' Italiani, che unanimi dovrebbero occuparsi soltanto di guerra; Contarini, Memoriale veneto (Documenti della guerra santa IX) 32.

[3] Le truppe venete consistono in volontari, detti crociati, i quali pieni di ardore sarebbero buoni, se uniti a qualche nerbo di truppa regolare: Montecchi, Fatti e documenti 56—58.

[4] Ziegler, Geschichte des Lin.-Inf.-Reg. Nr 56, Wien 1861, 235—238.

Scharmützel bei Meretto di Capitale kostete das Bataillon Wocher einige Tote und Verwundete, endete aber mit dem Rückzug des Feindes.

So geringfügig diese ersten Erfolge der kaiserlichen Truppen waren, so groß war der Schrecken im republikanischen Lager über die Tatsache ihrer Anwesenheit auf venetianischem Boden und über die lähmende Einschließung der friaulischen Festung. Aus Vicenza ging am 19. eine Deputation an den sardinischen König mit der Bitte um Kriegshilfe ab; sie kam mit den tröstlichsten Versicherungen, aber sonst mit leeren Händen zurück und hatte überdies den Unwillen der venetianischen Machthaber zur Folge, welche diesen „Akt der Selbständigkeit" als einen Treubruch, als einen Abfall von der gemeinsamen Sache und Abkehr von Venedig und von den Schwesterstädten der Terraferma ausschrieen[1]. Besseren Erfolg hatte eine gleichzeitige Beschickung des päpstlichen Generals Durando, der den Vicentinern eine Abteilung Scharfschützen unter Oberst Mosti sandte.

Aus der Lagunenstadt selbst betrat man den gleichen Weg der Verhandlungen nach auswärts. Der Minister Paleocapa reiste am 19. April in das königliche Lager, um von Karl Albert beschleunigte Hilfe für das bedrohte Friaul zu erwirken, während gleichzeitig La Marmora über Aufforderung Manins und Paoluccis eine dringende Aufforderung an General Ferrari in Bologna richtete, mit seinem Anmarsche nicht zu zögern: „Die angstvolle Erwartung eines ganzen Volkes und das bereits vergossene Blut von Frauen, von Greisen und unschuldigen Kindern sprechen für uns!" Auch vom Verteidigungs-Ausschusse von Padua, vom provisorischen Dipartimental-Ausschuß von Treviso ergingen Hilferufe an Ferrari. Allein dieser, ein unwissender Großsprecher ärgster Sorte, sah sich noch lange nicht in der Verfassung, vorwärts zu marschieren. Die „zweite Division des pontifizischen Heeres", deren Kommandant er war, hatte weder Artillerie noch Kavallerie, und eben erst in diesen Tagen stand Ferrari im Begriffe, sich an den Fürsten Aldobrandini zu wenden, daß ihm dieser von der französischen Regierung 30000—40000 Perkussionsgewehre und vier bis fünf Haubitzenbatterien verschaffe[2].

* * *

Neben dem, was auf der Walstatt vorging oder sich entwickelte, blieb man in den Kabinetten nicht untätig, um der vielfach verwickelten Angelegenheit einen versöhnlichen Ausgang zu bereiten.

---

[1] Contarini, Memoriale veneto 30 f.

[2] Montecchi, Fatti e documenti 64 f. Mattia Montecchi fungierte in dieser Zeit als Sekretär Ferraris, den er gegen die Vorwürfe della maldicenza e delle calunnie auf das lebhafteste verteidigt. Über Ferraris Flunkereien siehe mein „Fall und Rückfall von Osoppo" im Wiener Fremdenblatt 1892 Nr 114 vom 27. April, 2. Beilage.

In Wien fand sich eine Anzahl patriotischer Männer, Italiener von Geburt oder doch von Namen, größtenteils Geschäftsleute, zusammen, die einen Versuch machen wollten, ihre nach ihrer Meinung verirrten Landsleute auf den rechten Weg zu bringen. Ficquelmont war gegen einen Schritt, dessen Erfolglosigkeit er voraussah; doch Pillersdorff ließ sie ziehen. Es kam, wie der Minister des Äußern geahnt hatte. Die Friedensboten wurden mit italienischer Höflichkeit empfangen; allein von Unterhandlungen wollte man, den Grafen Pompeo Litta ausgenommen, nichts wissen. La pace, la fraemo quando saremo a Vienna sagte sarkastisch der Vließritter Vitaliano Borromeo zu August Artaria.

Der österreichische Minister des Äußern hatte eine Zufriedenstellung der Lombardo-Venetier im Wege diplomatischer Verhandlungen im Sinn. „Die Position", schrieb er am 5. April dem Grafen Dietrichstein nach London, „welche soeben die österreichische Armee zwischen dem lombardischen und venetianischen Gebiet eingenommen, wird einen Stillstand herbeiführen, der für das Werk der Pazifikation benützt werden soll. Ein kaiserlicher Kommissar ist soeben nach Italien abgereist, um auf der breitesten Grundlage eine Verständigung zu unterhandeln."[1] Ficquelmont hatte wiederholte Unterredungen mit Viscount Ponsonby, dem britischen Botschafter in Wien; denn er wünschte und hoffte für die Herstellung des Friedens die Vermittlung Englands, das, wie ihm Ponsonby nicht verhehlte, einen allgemeinen Krieg, der aus den italienischen Wirren hervorgehen mochte, vermieden wissen wollte. Zugleich aber besorgte Ficquelmont eine militärische Einmischung der französischen Republik, die, um sich im Innern zu erhalten, eine Beschäftigung nach außen suchen könnte. Einem Kriege mit Frankreich aber war, das mußte er sich sagen, der Kaiserstaat in seiner jetzigen Lage nicht gewachsen, und es hieße dann nachgeben. Österreich sei, erklärte er dem britischen Botschafter, für diesen Fall bereit, „alles aufzugeben, mit Ausnahme jener Teile des venetianischen Gebietes, welche zur Verteidigung Tirols und zur freien Verbindung zwischen Wien und Triest erforderlich sind". In diesem Sinne betraute er den Hofrat Karl v. Hummelauer mit der Aufgabe und Vollmacht, in London mit dem dortigen Auswärtigen Amte in Verhandlung zu treten. Es war dies nach seiner Meinung „eine Friedensbotschaft, weil wir mit Piemont keine andere Sprache als jene des Krieges führen können, zu welcher es uns durch seinen Einfall in die Lombardei gezwungen hat"[2].

In der zweiten Hälfte des April reiste Graf Hartig in der Eigenschaft eines bevollmächtigten kaiserlichen Kommissärs für das italienische Doppelkönigreich von Wien ab, um die ihm zugesonnene Mission als Pazifikator

[1] Ficquelmont, Aufklärungen 13.
[2] Ebd. 15 17.

der aufgestandenen Provinzen anzutreten[1]. Das Wiener Ministerium hatte die Herbeiführung eines Waffenstillstandes im Auge und rechnete auf die Mitwirkung des britischen Kabinetts zur gütlichen Beilegung des Streites. Hartig sollte nebstbei als Zivilkommissär für die Bedürfnisse der Armee sorgen und anderseits die einzelnen, sei es durch Waffengewalt, unter die gesetzmäßige Herrschaft zurückgebrachten Landesteile mit Festhaltung des Grundsatzes organisieren und provisorisch verwalten, „daß die Unterwürfigkeit der Völker heutzutage, wie die politische Welt sich gestaltet hat, nicht anders als durch die freiwillige, aus dem Selbsterkenntnisse ihres Vorteils geschöpfte Zustimmung erhalten werden kann"[2]. Graf Hartig, der durch volle zehn Jahre lombardischer Gouverneur gewesen, war dem Lande nicht unbekannt, dessen Verhältnisse er genau kannte, allerdings aus einer Zeit der Ruhe, der Achtung und Handhabung der Gesetze und des geordneten Nebeneinanderbestandes der Zivil- und der Militärverwaltung. Das war nunmehr durchaus anders geworden, sozusagen auf den Kopf gestellt, und es durfte ihn der Zweifel beschleichen, ob er sowohl der Bevölkerung als der kaiserlichen Armee gegenüber die ihm auferlegte Aufgabe werde erfüllen können. Gleichwohl unterzog er sich ihr und erließ am 19. April von Görz aus einen Aufruf an die Lombardo-Veneter, die er an den durch fünfunddreißig Jahre genossenen Frieden und ihren von dem übrigen Italien beneideten, von ganz Europa bewunderten Wohlstand und Gedeihen erinnerte. Und gerade jetzt, fuhr er fort, in dem Momente, wo der Monarch seinen Staaten den Genuß verfassungsmäßiger Freiheit gewährt, wolle sich das Land auflehnen und in den Krieg stürzen?! Jetzt, wo „Ihr alle jene politischen, nationalen und intellektuellen Vorteile, nach denen Ihr gestrebt habt, in vollem Maße genießen werdet? Die Verwaltung wird unter der Oberleitung des Staates Euch selbst anvertraut werden, die Gesetze werden unter Euren Einfluß gestellt sein" rc.[3]

Pius IX. hatte die Karwoche ganz seinem heiligen Berufe geweiht und sich den Staatsgeschäften fast gänzlich entzogen. Am Ostermontag, 25. April, überreichten ihm die Minister eine Denkschrift, worin sie drei Wege andeuteten, unter denen zu wählen wäre: zu gestatten, daß der Krieg erklärt werde, oder sich entschieden auszusprechen, daß man den Krieg nicht wolle, oder endlich den Frieden als letztes Ziel vor Augen zu stellen, für dessen Erreichung man den Krieg nicht hindern könne.

---

[1] Schönhals glaubte ihn deshalb „Friedenskommissär des Wiener Ministeriums" nennen zu dürfen, gegen welche Bezeichnung Hartig in einer aus Teplitz 4. Juli 1858 datierten Notiz (Augsb. Allg. Ztg 1858, Nr 202 v. 21. Juli S. 3280) Verwahrung einlegte.

[2] Hartig, Genesis, Leipzig 1850, 246—248.

[3] Voller Wortlaut Wiener Ztg 1848 Nr 114 vom 24. April; Raccolta Veneta I 720—722; Raccolta Lombarda I 348—351.

In der unmittelbaren Umgebung des Papstes waren die Stimmungen geteilt. Der Staatssekretär Kardinal Giacomo Antonelli war Österreich freundlich gesinnt und entschieden gegen den Krieg. Monsignore Corboli-Bussi dagegen, auf den Pius große Stücke hielt, war für die Teilnahme der päpstlichen Truppen an dem Feldzuge zur Befreiung Italiens. Um dessen gefährlichen Einfluß auf die Entschlüsse des Papstes zu hemmen, gab ihm Antonelli eine Mission in das Lager Karl Alberts.

Der Papst entschied sich nicht, gab nach keiner Seite hin irgend eine Äußerung ab. Weder Antonelli als Präsident des Ministerrates noch Pius' nächste Verwandte, wie sein Lieblingsneffe Luigi Mastai, hatten eine Ahnung, was in ihm vorging. Der Minister Pasolini, der sich mit Mühe Zutritt zu ihm verschaffte, brachte nichts aus ihm heraus[1].

In der Tat waren es sehr ernste Erwägungen, die den Geist des Heiligen Vaters beschäftigten. Den unablässigen Vorstellungen seiner Minister gegenüber ließ es die Partei der Gregorianer[2] an dringenden Abmachungen nicht fehlen, und was bei dem Oberhaupte der Kirche besonders schwer ins Gewicht fallen mußte, das waren die Berichte seiner Nuntien Viale Prelà in Wien und Sacconi in München, daß Süddeutschland angesichts des von Rom gegen Österreich unternommenen Krieges mit dem Abfall vom Papsttum drohe.

So kam der 29. April heran, ein Samstag, für den um neun Uhr vormittags das Kardinalskollegium einberufen war. Diese Gelegenheit ergriff nun Pius IX., um in seiner Allokution gegen die ihm zugemuteten kriegerischen Absichten feierliche Verwahrung einzulegen. „Wir haben", sprach er in entschiedenem Tone, „Unsere Truppen an die Grenzen des päpstlichen Gebietes gesandt und ihnen keinen andern Befehl erteilt, als daß sie die Integrität und Sicherheit des Kirchenstaates sichern sollten. Da aber einige begehren, daß Wir mit andern Fürsten und Völkern Italiens den Krieg gegen die Deutschen erklären sollten, so erachten Wir es Unseres Amtes, in dieser Eurer Versammlung feierlich und öffentlich zu erklären, daß dies Unserer Absicht durchaus widerstrebt, indem Wir, obwohl unwürdig, die Stelle dessen auf Erden vertreten, der der Urheber des Friedens und der Herr der Liebe ist." Zwei Tage später, am 1. Mai, wurde die Allokution in der Regierungszeitung und durch Anschlag an den Kirchentüren, an den Straßenecken und auf den Hauptplätzen der Stadt veröffentlicht[3].

Im Publikum machte die Ansprache keinen sichtlichen Eindruck, sie war langatmig und in lateinischer Sprache. Aber die Minister gerieten außer sich und boten dem Präsidenten ihre Entlassung an. Pius erklärte, er verstehe ihre Lage, aber sie seien für seine Allokution, die keiner von ihnen

[1] Minghetti, Miei Ricordi I 368—372.
[2] Anhänger des verstorbenen Papstes Gregor XVI.
[3] Balleydier, Rivoluzione di Roma 103—108.

gezeichnet habe, nicht verantwortlich; er als Oberhaupt der gesamten Kirche habe den Krieg zwischen christlichen Staaten verwerfen müssen[1]. Jetzt erst begann es in der Stadt zu gären. Die Maueranschläge mit der Allokution wurden besudelt oder herabgerissen. Die Civica entwarf eine Adresse an den Papst um Beibehaltung seines Ministeriums. Eine Deputation von Nobili und Vertretern des Munizipiums, der alte Fürst Corsini, Fürst Doria, Herzog von Rignano, Conte Mamiani, machten eindringliche Vorstellungen über ein Vorgehen, dessen Schärfe der Papst durch eine nachträgliche Erklärung abschwächen möge. Auch die Minister Recchi und Pasolini strebten in gleichem Sinne auf Pius einzuwirken, während ihn Antonelli in seiner Haltung bestärkte[2].

Die Aufregung in der Stadt war im Wachsen. „Nieder mit den Ministern!" wurde gerufen. Die Civica an den Stadttoren ließ niemand passieren, der ihr verdächtig schien. Sie nahm auf eigene Faust Verhaftungen vor, sie fing mehrere an Kardinäle und andere Würdenträger gerichtete Briefe ab, die auf das Kapitol gebracht und dort verlesen werden sollten. In den „Circoli" fielen heftige Reden gegen Antonelli, weder er noch ein anderer Kardinal sollen Minister sein. P. Gavazzi, den Pius einige Zeit früher in das Kloster S. Bonaventura verwiesen hatte, predigte mit dem Kruzifix in der Hand und einem Dolche im Gürtel den Kreuzzug gegen Österreich. Nachmittags gab es einen Auflauf auf der Piazza Colonna, es galt einem Kurier, den man angehalten und seiner Briefschaften beraubt hatte. Minghetti und Pasolini erschienen in einer Stube, wo ein Mann aus dem Volke eben daran war, eines der aufgefangenen Schreiben zu entsiegeln; ein ganzer Haufen anderer Briefschaften lag daneben, die alle dem gleichen Schicksale verfallen sollten. Minghetti entriß dem Manne das Schreiben, verwies den Leuten mit Ernst ihr unerlaubtes Gebaren und übergab den ganzen Pack dem Kurier, der sich alsogleich damit auf den Weg machte[3].

Die Stimmung in der Stadt wurde immer gereizter. Man bewachte die Wohnungen der Kardinäle, die sie nicht verlassen durften, weil sie sonst auf den Papst einwirken könnten. Lambruschini wurde auf der Straße ausgepfiffen und verhöhnt. Der Nationalgarde-Kommandant Fürst Rospigliosi wollte auf Befehl des Papstes einem Kardinal Luft machen, allein die Garden hielten ihm ihre Bajonette entgegen. Er mußte von seinem Vorhaben ablassen und legte seine Stelle nieder. P. Sterbini, Herausgeber des „Contemporaneo", drohte mit Maßregeln der Gewalt, wenn der Papst seine Erklärungen nicht zurücknehmen wolle[4]. Auf allen Plätzen,

---

[1] Minghetti, Miei Ricordi I 376 f.

[2] Johnston, The Roman Theocratie and the Republic, London 1901, 145.

[3] Minghetti a. a. O. 374 378 f.

[4] Vgl. P. Sterbini, Sull' allocuzione di Pio IX: Raccolta Lombarda I 459—463.

am Corso, in den Circoli, in Volksversammlungen fielen die heftigsten Reden gegen den Papst, gegen das Ministerium, gegen die österreichische Gesandtschaft. Die Namen Ciceruacchio und des Grafen Mamiani, der Seele des Comitato della guerra, waren auf allen Lippen. Die Zustände bekamen ein so bedrohliches Aussehen, daß die Minister einen Anschlag gegen die Person des Grafen Lützow fürchteten, den das Volk samt seiner Familie nach Ancona zu schaffen und dort als Geiseln zu behalten vorhabe.

Doch Pius blieb seinem nun eingenommenen Standpunkte treu. Am 2. Mai erschien ein italienisches Breve, dessen Inhalt in der Hauptsache mit dem lateinischen Texte der Allokution übereinstimmte. Popule meus, quid feci tibi? rief er schmerzlich aus[1]. Unter solchen Umständen kündigte Antonelli dem Papste den Entschluß seiner Resignation an. Gegen Mittag ließ Pius den Grafen Mamiani rufen und betraute ihn mit der Bildung eines neuen Kabinetts. Mamiani war von allen Amnestierten der einzige, der den verlangten Friedenseid nicht hatte leisten wollen; es war darauf zu rechnen, daß er nur Männer von durchaus liberaler Richtung einladen und den sich als Volkswünsche vordrängenden Forderungen in ausgedehntem Maße nachkommen werde. Antonelli und seine Kollegen erboten sich, die Geschäfte provisorisch weiterzuführen, während die Erbitterung im Publikum, ja selbst in den gesetzgebenden Körperschaften[2] mit jeder Stunde zunahm. Die Journale „Epoca", „Bilancia", „Speranza", brachten Artikel voll Gift und Galle. Ja selbst im „Giornale di Roma" erschienen Anträge und Vorschläge ganz revolutionären Inhalts, so daß Pius für nötig fand, den befreundeten Mächten wissen zu machen, das Journal sei nicht mehr als Organ seiner Gesinnungen zu betrachten, es gebreche ihm jedoch an Macht, hierin etwas zu ändern.

Nicht mindere Aufregung als in Rom hatte die päpstliche Allokution vom 29. April in Turin, in Mailand und Venedig, ja in ganz Italien[3] zur unmittelbaren Folge, und es läßt sich wohl sagen, es war der erste nachdrückliche Stoß, den die bis dahin unbegrenzte Popularität, die sich an den Namen Pius IX. knüpfte, erlitt. Am empfindlichsten fühlte man sich durch die Worte des Papstes im Lager Karl Alberts getroffen, weil sie den Nimbus zerstörten, daß ein „heiliger Krieg" es sei — Dio lo vuole! — den man gegen Österreich führe, ein Umstand, der besonders unter den sardinischen Kriegsgenossen, den zahlreichen Kreuzzüglern, gefährliche Zweifel erregen konnte. Auch für seine Person fühlte sich Karl Albert

---

[1] Raccolta Lombarda I 468—470.

[2] Indirizzo a Sua Santità approvato dal Senato e Consiglio di Roma nell' adunanza del 3 maggio 1848: Raccolta Lombarda I 470—474.

[3] Indirizzo dei Rappresentanti degli Stati d' Italia. A sua Santità: Raccolta Lombarda I 463—468.

schwer getroffen; denn er hatte auf die Mithilfe des Papstes den allergrößten Wert gelegt, weil, wie er es in seiner gottergebenen Gesinnung auffaßte, das bewaffnete Auftreten des Stellvertreters Christi auf Erden der Sache des italienischen Unabhängigkeitskampfes den religiösen Charakter aufdrücken und den Segen des Himmels verbürgen würde.

Was den Heiligen Vater betraf, so wollte er gewiß aus vollem Herzen die Beilegung des Kampfes zwischen Italien und Österreich; allein die Art, wie er diese Beilegung herbeigeführt wissen wollte, mußte in Wien doch etwas sonderbar erscheinen. In einem vom 3. Mai datierten Schreiben, das der Nuntius Viale Pelà dem Kaiser überreichen sollte, legte es Pius der „Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit" des Kaisers ans Herz, „von allen Feindseligkeiten abzulassen, den schwer getroffenen Völkern den Frieden wiederzugeben": der „edeln deutschen Nation wird es nie gelingen, die Herzen der Lombardo-Veneter zurückzuerobern"; möge der Kaiser „seine hohe Aufgabe darin erblicken, die Beziehungen der beiden Nationen in ein nützliches Verhältnis nachbarlicher Freundschaft umzuwandeln"; die deutsche Nation möge die italienische edelmütig als Schwester anerkennen, „die beide Unserem väterlichen Herzen als Töchter teuer sind, und mögen beide in ihre natürlichen Grenzen zurückkehren, auf daß sie in ehrenhaften Verhältnissen unter dem Segen des Herrn nebeneinander wohnen" [1]. Das hieß also mit andern Worten: Österreich möge Lombardo-Venetien einfach aufgeben, ja mehr noch, es möge Italiens „natürliche Grenzen" respektieren, nach damaligen Begriffen: Italien bis zum Brenner.

Die interimistischen Minister schlugen dem Heiligen Vater vor, sich in Person nach Mailand zu verfügen come mediatore fra Italia e l'Austria, e tentare l'opera di pacificazione. Pius schien auf diesen Plan eingehen zu wollen. Als man aber den Vertreter der lombardischen provisorischen Regierung, Piazzani, hierüber ausholte, äußerte dieser Bedenken: man könne nicht einmal dafür einstehen, daß der Papst in Mailand gute Aufnahme finden werde [2].

Auch nach einer andern Seite erfuhr das Ansehen des Heiligen Vaters, der darauf bedacht war, die italienische Bewegung in ein anderes Geleise zu leiten, einen widrigen Stoß. Im Lager Karl Alberts erschien Monsignore Corboli-Bussi, um das Zustandekommen eines italienischen Bundes und die Absendung von Bevollmächtigten aus allen Teilen der Halbinsel nach Rom zu befürworten. Es waren die Gedanken Giobertis, die dem Papst vorschwebten, auf die jedoch der König, der Norditalien für

---

[1] Helfert, Konfessionale Frage 518 f. Siehe auch „Vaterland" 1875 Nr 105 vom 16. April: „Österreich und der päpstliche Brief vom 3. Mai 1848".

[2] Minghetti, Miei Ricordi I 352 f.

sich allein haben wollte, sich nicht entschließen konnte, einzugehen. Von Corboli-Bussi war bekannt, daß er im ganz besondern Vertrauen Pius' IX. stand, was ihm einigermaßen in den Kopf gestiegen sein mochte; denn er scheint ein ziemlich unangenehmer Patron gewesen zu sein[1], was keinen geringen Anteil an dem Scheitern seiner Mission hatte. Er kehrte unverrichteter Dinge nach Rom zurück, und an seiner Statt wurde Dr Farini in das Lager des Königs gesandt.

Am 4. Mai war das neue römische Ministerium gebildet: die Kardinäle Ant. Franc. Orioli für den Vorsitz und das Äußere in kirchlichen Angelegenheiten und Carlo Vizzardelli für den Unterricht waren die einzigen Geistlichen; alle andern waren Laien: Graf G. Marchetti aus Bologna für das Äußere in weltlichen Angelegenheiten; Graf Terenzio Mamiani della Rovere Inneres, Pellegrino de Rossi Justiz und Gnaden, Advokat Lunati Finanzen, Duca di Rignano Handel und öffentliche Arbeiten, Fürst Pamfili Doria Waffen. Galletti blieb für die Polizei, obwohl er mit Sterbini und den demagogischen Klubs fortwährende Fühlung unterhielt. Die andern Minister waren von gemäßigt liberalen und nationalen Gesinnungen; administrative Erfahrung fehlte ihnen großenteils.

Pius IX. aber war fortan ein Gefangener in seinem Palaste, dessen Zugänge von der Nobelgarde, den Schweizern und einer Abteilung Carabineri besetzt waren. Selbst einzelne Kardinäle suchten Schutz und Unterkunft in den Räumen des Quirinals. Den Papst zur Zurücknahme der bei den Liberalen verrufenen Allokution zu bewegen, wie dies seine neuen Ratgeber hofften und wünschten, vermochten sie nicht.

Abbate Gioberti befand sich in dieser Zeit zu Turin, wo er mit Jubel, mit Stadtbeleuchtung, mit Festen und Triumphzügen gefeiert wurde. Vornehme Lombarden luden ihn ein, nach Mailand zu kommen und dort die Frage der Union mit Piemont in Fluß zu bringen, wobei ihm der aus seinem Exil zurückgekehrte Dichter Gio. Berchet und der Circolo patriotico, der sich eigens für diese Frage gebildet hatte, unter seinem Vorstand Borsieri mit Erfolg behilflich sein würden.

Gioberti wurde in Mailand nicht minder geräuschvoll empfangen als früher in Turin, so daß er das Ansehen Mazzinis in Schatten stellte; namentlich den Nobili stand der Föderalist näher als der Republikaner. Doch mehr als diese Angelegenheit beschäftigte für den Augenblick das königliche Hauptquartier die Haltung des Papstes. Karl Albert wollte Gioberti in den Senat seines Königreiches aufnehmen, was jedoch der Abbate dankend ablehnte; der König wünschte, daß Gioberti nach Rom

[1] Un prélat, wie sich Graf Lützow über ihn äußerte, dont la vanité n'est surpassée que par une hypocrisie sans pareille.

gehe, um auf den Heiligen Vater beschwichtigend einzuwirken. Auch der Minister Pinelli schrieb ihm aus Turin in der gleichen Absicht[1].

* * *

Am 1. Mai war Graf Hartig in Udine, und von da aus veröffentlichte er einen neuen Aufruf an die Lombardo-Veneter, denen er die soeben erlassene Verfassung vom 25. April und die Zukunft politischer Freiheit, die sie den Völkern der Monarchie sichere, vor Augen hielt: „Es wird nur von Euch abhängen, den so glücklichen Zeitpunkt zu beschleunigen, in welchem Ihr ohne Verzug zu der untrennbaren Einheit der Staaten Seiner Majestät zurückkehret!"[2]

Was Hartig befürchten mußte, trat nur zu bald ein. Zwar fielen seine Mahnungen bei besonnenen Leuten keineswegs auf unfruchtbaren Boden[3]. Allein diese mußten ihre Gedanken, wollten sie nicht dem Verdachte einer spia verfallen, sorgfältig in ihrem Innern verschließen. Die offizielle „Gazzetta" des 22. März brachte einen Artikel voll Schmähungen gegen die Hartigschen Proklamationen, die überhaupt von der Öffentlichkeit Hohn und Schimpf aller Art erfuhren[4].

Wenn die Klänge der Friedensschalmei im italienischen Lager den gewünschten Widerhall nicht fanden, so war dies im kaiserlichen um so weniger der Fall, als hier verlautete, daß man sich in Wien mit einem Plane trage, der über die Friedenssendung Hartigs hinaus nichts geringeres im Auge habe als die bedingungsweise Abtretung von Lombardo-Venetien. Wenn von der Militärpartei Hartigs Mission von allem Anfang mit scheelen Blicken angesehen wurde, weil sie den Feldmarschall und die Armee in Fesseln schlagen würde, so war sie geradezu empört über das, was angeblich im Auswärtigen Amte ausgekocht werden sollte. Radetzky wollte Menschlichkeit üben, aber keineswegs durch nachgiebige Zugeständnisse Italien zurückgewinnen. Dazu brannten er und sein Heer bis zum gemeinen Mann herab danach, den unverdienten Vorwurf, dem italienischen Verrate und Aufruhre den reichsten Teil des Kaiserstaates in eiligem Rückzuge preisgegeben zu haben, durch Besiegung des Feindes in offener Feldschlacht wettzumachen und dadurch ihrem gekränkten Ehrgefühl Genugtuung zu

---

[1] „Gioberti", so schildert ihn Pietraganzili (La spedizione dei Crociati Siciliani in Lombardia) „war Geistlicher und Nicht-Geistlicher; er trug bürgerliche Kleidung, aber in seinen Gesichtszügen, in seinem nach eigener Art gekämmten Haarwuchs und in seinem ganzen Wesen ließ sich der Priester nicht verkennen."

[2] Augsb. Allg. Ztg 1848 Nr 133 vom 12. Mai A. o. Beil. S. 4.

[3] Hübner, Ein Jahr meines Lebens 120.

[4] Siehe z. B. die Auslassungen der Schrift Del Governo austriaco in Lombardia (Documenti della guerra santa XIV), die Hartig einfach bugiardo nennt (Genesis 84 f).

verschaffen. „Viele Offiziere", versichert George Graf Pimodan, Franzose von Geburt, Legitimist, der jetzt unter kaiserlicher Fahne diente, Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls, „und ich rechne es mir zur Ehre an, mich unter sie zu zählen, sprachen ganz laut: wenn die Regierung Italien aufgäbe, würden sie den Dienst verlassen, oder vielmehr: ehe sie Verona räumten, seien sie bereit, die Kugeln des Feindes zu suchen, um ruhmvoll, die Waffen in der Hand, zu enden und nicht ihren Namen in der allgemeinen Schmach aufgehen zu lassen."[1] Der greise Feldmarschall verhehlte dem Grafen Hartig, dessen Person er übrigens durch Bande der Freundschaft nahestand, diese Gesinnungen keineswegs, und erklärte ihm unumwunden, in einem im Aufstand, folglich im Kriegsstand befindlichen Lande keine Autorität neben der seinigen dulden zu wollen. Unter solchen Umständen war für Hartig nichts mehr zu tun, und er brach seine Mission ab, welche jedenfalls, wie er sich sagen mußte, die großmütigen und versöhnlichen Gesinnungen seines Kaisers der Welt kundgetan hatte[2].

Der gleiche Geist herrschte in den Reihen des Reservekorps. Nugent ließ sich durch das, was in Görz und in Udine von Hartig ausging, nicht einen Augenblick in seinen die Verbindung mit der Hauptarmee bezweckenden Operationen aufhalten. Palmanuova blieb einstweilen bloß zerniert. Denn aus Verona war die Weisung gekommen, sich mit der Belagerung abgefallener Städte nicht aufzuhalten, und so ließ Nugent den General Schulzig auf der nach Udine führenden Straße vorgehen, der Hauptstadt von Friaul, wo der Major Licurgo Zannini, ein Modeneser, den Oberbefehl führte.

Am 21. April stand Nugent vor Udine, von dessen Mauern Baron Smola, der als Parlamentär erschien, wider alles Völkerrecht mit Kugeln empfangen wurde. Die Beschießung aus schwerem Geschütz begann und währte, aus der Stadt erwidert, durch zwei Stunden. Den tüchtigen Smola traf eine Kugel ins Bein, er wurde verwundet in die Stadt gebracht, wo er seiner Umgebung eifrig ins Gewissen redete, einen erfolglosen Kampf aufzugeben, der ihrer Stadt nur Unheil bereiten könne. Es war Karfreitag, und der Erzbischof Zaccaria Bricito ging, eine Ehrenwache der Civica zur Seite, von Barrikade zu Barrikade, die er mit den Worten Oremus, benedice Domine propugnaculum hoc dreimal mit dem Weihwedel besprengte. Allein inzwischen hatte doch schon die andauernde Beschießung die Belagerten etwas mürbe gemacht, dazu die warnenden Vorstellungen Smolas, und so wurde Unterwerfung beschlossen. Am frühen Morgen

[1] Pimodan, Souvenirs 45—47. Schönhals, Erinnerungen I 231.

[2] Hartig, Genesis 245—248, wo er mit dem edelmütigen Bekenntnisse schließt, daß das Mißlingen seiner Mission „nur glückliche Folgen für den Kaiserstaat und unsterblichen Ruhm für die tapferen und treuen Krieger Österreichs und ihren auch gegen die Launen des Geschickes stark gebliebenen Feldherrn herbeigeführt hat".

des folgenden Tages erschien Bricito im kaiserlichen Lager[1] und empfahl die Stadt, in welcher die aufständischen Truppen sich zum Ausmarsch rüsteten, der schonenden Behandlung des kaiserlichen Feldherrn, der am 23. April Udine besetzte. Major Zannini befand sich bereits auf dem Marsche nach Osoppo, wo er aus Cavedalis' Händen das Festungskommando übernahm. Smolas Wunde wurde später geheilt; mit seinem Dienst für den Feldzug war es zwar zu Ende, doch seine patriotischen Bemühungen blieben nicht ohne wohltätige Folgen für die kaiserliche Sache. Der Fall von Udine wirkte betäubend im venetianischen Lager, aus welchem an das Volk und die Geistlichkeit von Friaul glühende Aufrufe ergingen, sich zu ermannen und die verhaßten Tedeschi aus dem Lande zu jagen[2].

Das war schneller gesagt als getan. Denn noch lebhafter als in der Hauptstadt von Friaul ging es zur selben Zeit an der nördlichen Grenze des Gebiets her. Das welsche Pontebba ist von dem kärntnerischen Pontafel durch den rasch dahintosenden Wildbach Fella geschieden; durch den Engpaß führt die Straße nach Italien, und es lag in der Absicht der Insurgenten, die sich in Pontebba verschanzten, die Zugänge verrammelten, die nach Pontafel hinübersehenden Häuser stark besetzten, den kaiserlichen Truppenzügen den Weg zu verlegen. In Pontafel kommandierte Oberstleutnant Gorizzutti, der die Anhöhen am linken Ufer der Fella und die Pontebba gegenüberliegenden Häuser besetzte. Man konnte aus einem Orte in die Straßen des andern hinübersehen. Von kaiserlicher Seite schoß man nach Pontebba, ohne eine Wirkung zu erzielen; aus dem Gailtal kamen Schützen herbei, allein ihre Schüsse reichten nicht aus. Gorizzutti wurde von einer feindlichen Kugel unter die Rippen getroffen, so daß er das Kommando an den Major Joseph Tomaselli von Hrabowsky-Infanterie (Nr 14, Linz) abgeben mußte. Es fehlten Geschütze, bis am 23. April unerwartet drei Vierpfünderkanonen, von Klagenfurter Patrioten aus den Gewölben ihres Landhauses geholt und von Artilleristen aus der verlorenen Festung Osoppo bedient, in Pontafel anlangten, mit denen sogleich am 24. die Beschießung von Pontebba begonnen wurde. Der Erfolg übertraf alle Erwartung. Der erste wuchtige Schuß traf den Glockenturm, der zweite fiel mitten in die Ortschaft hinein, und die Besatzung, von panischem Schrecken ergriffen, stob auseinander. Ein päpstlicher Offizier feuerte mit theatralischem Mut

---

[1] Wortlaut der Kapitulation, unterzeichnet kaiserlicherseits von Nugent, städtischerseits von Bricito und Dragoni, siehe Raccolta Veneta I 695 f.

[2] Il Governo provv. della Rep. Veneta, unterzeichnet Manin, Tommaseo: Ai Sacerdoti del Friuli 23. aprile; Gio. Batt. Nicolini, Abitanti del Friuli e del Trevisano 25.; Il cittadino Luca Lazanéo, La vergognosa capitolazione di Udine esige pronto ed eroico riparo 29.; Friulani! I fratelli d'Italia 30.; Raccolta Veneta I 687 712 f 764 f; 3. maggio Friulani! II 29.

eine Pistole ab und machte sich dann schnell davon. Ein großer Teil der Einwohner floh in die nahen Felsenberge und kehrte, als Pontebba vom kaiserlichen Militär besetzt wurde, erst auf die Versicherung, daß ihnen fortan kein Leid widerfahren solle, nach und nach in ihre Häuser zurück[1]. Die Straße nach Italien war frei und damit die kürzeste Verbindung der innerösterreichischen Länder mit dem Terraglio von Venedig hergestellt. Am 27. April begann Tomaselli seine Vorrückung, bei Gemona blieb das Bataillon Hrabowsky mit einer halben Eskadron Ulanen zur Beobachtung von Osoppo, die übrige Truppe setzte sich in südlicher Richtung in Marsch, wo sie sich dem k. k. Reservekorps anschloß.

Von dem Zeitpunkte, da sich Nugent dem Innern der Terraferma zuwandte, hörte selbstverständlich die Parallelaktion der Ruderflottille auf, die instruktionsmäßig „die Landoperationen längs der Küste zu begleiten und zu unterstützen" hatte[2]. Das Kriegsministerium enthob den Feldzeugmeister vom Oberkommando der Marine und übertrug den „momentanen Oberbefehl" an den Grafen Gyulai in Triest, unter welchem der Korvettenkapitän Baron Anton Bourguignon v. Baumberg die maritimen Angelegenheiten leitete. Der nächste Zweck war: erstens die friaulische Küste zu decken und vor feindlichen Harzelierungen zu schützen, und zweitens die Lagunenstadt der Seeverbindung zu berauben, ihr die Zufuhr zur See abzuschneiden. An der Pflichttreue und dem Eifer des Linienschiffskapitäns Buratovich hatte Gyulai keinen Grund zu zweifeln, doch schien ihm

[1] H. S., Eine Episode aus dem Jahre 1848; Wiener Allg. Ztg 1882 Nr 748 vom 29. März, Feuilleton. Vgl. meine „Stadt des Palladio" S. 12 f.

[2] Eines Zwischenspiels, das ohne weitere Folgen blieb, mag anmerkungsweise gedacht sein. Am 5. April wandte sich der sardinische Gesandte in München, Marchese Giulio Pallavicini, durch Vermittlung des russischen Ministers Severin und nicht ohne Vorwissen von Sir Ralph Abercromby, an den österreichischen Geschäftsträger Baron Adolf v. Brenner-Felsach mit dem Vorschlag, den Krieg nicht auf die See auszudehnen: L'intention de S. M. n'est point de se prévaloir dans la guerre actuelle des droits que, par le passé, les Puissances belligérantes s'attribuaient sur mer; le Gouvernement du Roi est bien décidé à s'abstenir de tout acte qui, par sa nature, s'écarterait du noble caractère que doit avoir une guerre qui est entreprise dans un devoir d'humanité et de nationalité. Le G[nt] du Roi invite en conséquence l'Amirauté à ordonner aux Commandants des batiments de guerre de S. M. de se borner à se défendre, dans le cas où ils seraient attaqués par des batiments de guerre autrichiens, mais de ne jamais provoquer le combat. Quand aux navires marchands portant pavillons autrichiens l'intention du Gouvernement du Roi est qu'on les laisse bien libres dans leur voyage et qu'on ne doive les inquiéter en aucune manière etc. Am 14. erfolgte eine zustimmende Erklärung Brenners, derzufolge an die österreichischen Seeämter reziprok Weisungen ergehen sollten. Allein wenige Tage darauf desavouierte das Turiner Kabinett seinen Münchner Gesandten, was diesen in nicht geringe Verlegenheit versetzte, als er Brenner gegenüber sich auf ein Mißverständnis von seiner Seite berufen mußte (Staatsarchiv).

dessen Benehmen als Kommandant der Eskadre in diesen kritischen Zeitläufen der nötigen Energie zu entbehren. Er erbat sich vom Kriegsministerium den einsichtsvollen, klugen und herzhaften Fregattenkapitän Kudriaffsky als Kommandanten der mobilen Flotte; Buratovich, mit dem Leopoldorden ausgezeichnet, wurde Gyulais Adlatus in Marineangelegenheiten.

Der gleichzeitig zum Linienschiffskapitän beförderte Ludwig v. Kudriaffsky empfing den Auftrag, die Blockade von Venedig einzuleiten, die Lagunenstadt von der Seeseite abzuschließen, eine Aufgabe, die bei dem voraussichtlichen und bereits angekündigten Erscheinen der piemontesischen Flotte im Adriatischen Meere nur von sehr zweifelhaftem Erfolge sein konnte [1]. Dazu war der Stand der kaiserlichen Marine für den Augenblick ein sehr bedenklicher. Die Notbemannung an Stelle der italienischen Matrosen war zu einem großen Teile eine wahre Falstaffiade: brotlose Arbeiter jeder Art, Fleischhauer, Friseure, Parapluiemacher, Schuster und Schneider, nur keine Seeleute. Kudriaffsky wählte zwei Kompagnien Militärgrenzer, die, weil sie nicht gut taten, durch zwei Kompagnien Čajkisen ersetzt wurden, die aber, streitsüchtig wie alle Grenzer, sich an das Leben zur See nur schwer gewöhnten [2]. Dessenungeachtet schritt Kudriaffsky mutvoll an sein Werk. Am 3. Mai wurde in Triest die Blockade der Lagunenstadt verkündigt, was in Venedig mit wahrem Hohn aufgenommen wurde [3]. Gleichwohl blieb die Maßregel nicht ohne Wirkung. Der Golf von Venedig war „wie ausgekehrt". Die kaiserliche Korvette „Cesarea" erschien zur Auskundung im Angesichte von Chioggia. Der vom k. k. Schiffsleutnant zum venetianischen Vizeadmiral beförderte Spiridione Marsich traf Gegenanstalten, Kanonikus Pietro Arrigoni und Pietro Tornielli feuerten das Volk zum Widerstande an. Die k. k. Fregatte entfernte sich [4].

Zu Land hatte inzwischen Nugent seinen Weitermarsch in westlicher Richtung bereits begonnen; am 29. April war der Tagliamento überschritten [5]. Am 2. Mai standen seine Vorposten am linken Ufer der Piave,

---

[1] Benko-Boinik, Geschichte der k. k. Kriegsmarine 1848/49, 152—154 203—205; Gyulais am 25. April an Kudriaffsky adressierte Instruktion 207—209 und Nachtrag 236—238; Stand der Flotte zu jener Zeit 210 f.

[2] Porth, Kudriaffsky, Wien (o. J.), über dessen erste Bemühungen S. 120; Kudriaffskys Plan zur Blockade von Venedig S. 121 f.

[3] I Veneziani si ridono di tale minaccia; Contarini, Memoriale veneto (Documenti della guerra santa IX) 36.

[4] Der Stand der kaiserlichen Seemacht: drei Fregatten, zwei Korvetten, fünf Briggs, der Dampfer „Vulkano", drei vom Triester Lloyd gemietete Dampfer: „Triest", „Imperatore", „Maria Dorotea", dann kleinere Fahrzeuge; siehe Benko-Boinik a. a. O. 210 f 213.

[5] Sammlung aller Armeebulletins Nr VIII, S. 14.

und hier sollte er zum erstenmal im offenen Felde mit einem achtunggebietenden Gegner und mit ernsten Hindernissen zu tun haben.

Denn von Venedig aus waren in der letzten Zeit die äußersten Anstrengungen gemacht worden, um dem Fortschritte der Kaiserlichen ein Ziel zu setzen. In der Stadt war am 26. April ein neues Aufgebot von Freiwilligen per la difesa della città e dei forti di Venezia ergangen, einige Tage später wurde der bisherige Verteidigungs-Ausschuß in einen Kriegs-Ausschuß umgestaltet und General Pietro Armandi an dessen Spitze gestellt, während Alfonso La Marmora mit einer stärkeren Kolonne nach Treviso marschierte, das zunächst bedroht schien. Von außen mehrten sich die kriegerischen Zuzüge mit jedem Tage. Am 27. stand der päpstliche General Durando in Polesella am Po und marschierte zwei Tage später in Treviso ein[1]. In den ersten Tagen des Mai zeigten sich in der Lagunenstadt anderthalb hundert römische Crociati, darunter Graf Ercole Mastai-Ferretti, ein Neffe des regierenden Papstes. Pater Gavazzi hielt am Markusplatz feurige Reden und hob Kriegssteuer ein. In Bologna hatte sich endlich der längst erwartete General Ferrari d'Arco in Bewegung gesetzt. Er überschritt am 1. Mai den Po, stand am 2. mit einem Teile seiner Division in Rovigo und am 4. in Padua, wo ihn die Aufforderung Durandos und die dringende Bitte des Stadt-Ausschusses von Treviso trafen, seinen Anmarsch zu beschleunigen. Zur selben Zeit traf General Giacomo Antonini aus Paris mit seiner „italienischen Legion", bei 600 Mann teils Franzosen teils in Frankreich sich aufhaltender Italiener, in Padua ein. Manin würde ihn gern sogleich nach Venedig gezogen haben, beließ ihn aber auf den Rat Armandis einstweilen in der Nähe des bevorstehenden Kriegsschauplatzes[2].

Als nun die Kaiserlichen an der Piave erschienen, fanden sie am rechten Ufer dieses Flusses umfassende Verteidigungsanstalten: die schöne Brücke bei Priula niedergebrannt, alle Fahrzeuge und Schiffsutensilien beiseite geschafft; mehr als 6000 Mann mit 18 Geschützen standen in kampflustiger Bereitschaft. Angesichts dieser imposanten Stellung des Feindes war der direkte Übergang der Kaiserlichen nur mit den größten Opfern an Mannschaft und Kriegsbedarf zu erzwingen, und das Reservekorps sollte seine Kräfte schonen, um dem bedrängten Feldmarschall eine ausgiebige Verstärkung zuzuführen. In dieser Lage gab es für Nugent nur eine Auskunft: das andere Ufer der Piave durch einen Umgehungsmarsch zu gewinnen.

Zuvörderst hatte er die Deckung seines Rückens im Auge und beorderte ein Detachement von 70 Mann Hrabowsky-Infanterie gegen Tolmezzo,

[1] Tagesbefehl La Marmoras aus Spresiano (nördlich von Treviso) vom 28., Durandos aus Treviso vom 29. April: Raccolta Lombarda I 438—440.

[2] Montecchi, Fatti e documenti Nr 32 S. 87, Nr 40 S. 94. Vgl. Raccolta Lombarda II 43 f.

um die Verhältnisse bei Osoppo, die Stimmung der Bevölkerung und die Stärke der im Gebirge unter Fortunato Calvi angesammelten Insurgenten auszukunden. Die Kolonne langte glücklich vor Tolmezzo an, Oberleutnant Johann Eggs v. Rheinfelden und Leutnant Achilles v. Gröller schlichen sich mit nur sechs Mann in den von einer bei 300 Köpfen starken Civica besetzten Ort, überrumpelten eine Patrouille von fünf Mann, nahmen vier der reichsten und angesehensten Bewohner als Geiseln fest und lieferten sie in Gemona an Major Tomaselli ab. Die Folge dieses verwegenen Handstreiches war, daß die Bewohner von Tolmezzo ihre Waffen ablieferten, was für die Kaiserlichen in der Nähe der kleinen Festung von nicht zu unterschätzender Bedeutung war[1].

Schwieriger stand es weiter gegen Norden in den Cadorischen Alpen nächst der Tiroler Grenze. Im Pustertal befand sich Major Hablitschek noch immer ohne Geschütze; die alten Franzosenkanonen aus Klagenfurt, die bei Pontafel so treffliche Dienste geleistet hatten, waren ihm in Aussicht gestellt, aber noch nicht eingetroffen. Dafür waren die Gemeinden des Tales auf einen zündenden Aufruf des Erzherzogs Johann bereit, sich zu bewaffnen und zur Verteidigung des Landes an die Grenze zu ziehen. Drüben im Venetianischen hatte man es mit keiner regulären Truppe zu tun, hingegen mit Boden- und Weghindernissen, Steinbatterien und andern Bollwerken, welche die Ingenieure Calvis in Ausführung gebracht hatten. So versuchte denn Hablitschek, von mehreren Pustertaler Schützenkompagnien und von den kaisertreuen Ampezzanern wacker unterstützt, am 2. Mai einen Vormarsch im Boita-Tale gegen Pieve di Cadore. Es stellte sich ihm ein ungeordneter Haufen, ein Gemisch von allen möglichen Kostümen entgegen, selbst Weiber darunter, Geistliche voran mit emporgehaltenem Kruzifix. Sturmläuten und Feuerzeichen führten ihnen stets neue Scharen zu. Mit ohrenzerreißendem Geschrei stürzten sie den Kaiserlichen entgegen, von denen sie jedesmal zurückgeschlagen wurden. Allein nach zwei Stunden Geplänkel brach Hablitschek das Gefecht ab; ohne Kanonen und ohne technisch geschulte Truppen zur Beseitigung der Weghindernisse und Herstellung der zerstörten Brücken ließ sich nicht weiter vordringen[2]. Insoweit war das Unternehmen Hablitscheks gescheitert; allein es hatte doch den Erfolg, daß die Scharen Calvis festgehalten und dadurch verhindert wurden, dem Vordringen des kaiserlichen Reservekorps Schwierigkeiten zu bereiten.

Nugent beschloß nun seinen Umgehungsmarsch in Ausführung zu bringen. Er vertraute den Befehl über die in Friaul zurückgelassenen Truppen dem Feldmarschalleutnant Karl Freiherrn v. Stürmer an und disponierte den Feldmarschalleutnant Franz Grafen Schaaffgotsche an das linke

---

[1] Grois, Lin.-Inf.-Reg. Nr 14, Linz 1876, 327 f.
[2] Helfert, Tiroler Landesverteidigung 196 f.

Ufer der Piave, wo er mit den Brigaden Schulzig und Stillfried im Angesichte des Feindes eine auffallende Tätigkeit entwickeln, mit der Aufstellung von Batterien beginnen und verschiedene Scheinarbeiten ausführen sollte. Mittlerweile aber hatten die Brigaden Felix Schwarzenberg und Wyß den Oberlauf des Flusses zu gewinnen und eine Stelle ausfindig zu machen, wo sich der Übergang auf das rechte Ufer bewerkstelligen ließe.

Die Majore Handel und Baron Gustav Geramb mit je vier Kompagnien Banalisten wurden am 3. Mai vorausgeschickt, um vorerst die Berge von den dort angesammelten Insurgentenhaufen zu säubern. Der Marsch Gerambs durch Val Maseno ging ziemlich ungehindert von statten. Handel aber stieß hinter Seravalle zwischen den beiden kleinen Seen auf heftigen Widerstand. Die Insurgenten hatten dort Steinbatterien errichtet, die seiner kleinen Kolonne einige Verluste — einer tot, neun verwundet — beibrachten, so daß er es geraten fand, auf Seravalle zurückzugehen. Am andern Tage aber ging er von neuem zum Angriff vor und faßte gleichzeitig durch Seitenkolonnen den Feind im Rücken, der nun sein Heil in der Flucht suchte. Am Abend traf General Culoz mit zwei Bataillonen, einem Zug Ulanen und einer Abteilung Pioniere bei Geramb ein und übernahm im Auftrage Nugents das einstweilige Kommando der Expedition. Am 5. übersetzte Culoz bei Capo di Ponte den Fluß und rückte gegen Belluno vor, das die Crociati bereits verlassen hatten, worauf die Städtischen die weiße Fahne aufsteckten.

Damit war, wie vierzehn Tage früher mit Udine, so gut wie die ganze Provinz und damit zugleich der Punkt gewonnen, von dem aus man Stadt und Provinz Treviso in Angriff nehmen konnte. Die Schwierigkeiten waren zwar noch immer groß und mußten die Truppen das äußerste leisten, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Dem Fuhrwerk und den Geschützen bereiteten die heftig angeschwollenen Gebirgsbäche schwere Mühen. Der von Capo di Ponte nach Belluno führende enge und felsige Karrenweg mußte zu einem Kolonnenweg hergerichtet werden, was binnen vierundzwanzig Stunden in durchaus verläßlicher Weise zustande kam[1]. Der tapfere Culoz kannte keinen Aufenthalt. Gleich am 6. entsandte er eine Kolonne von einer Division Hohenlohe-Infanterie und zwei Kompagnien Banalgrenzer nach Longarone, von wo sie durch Val di Zoldo gegen Schio vorrücken und den von Tirol aus in der gleichen Richtung operierenden Truppen Weldens die Hand bieten sollten. Mit dem Großteil seiner Truppen aber rückte Culoz gegen Feltre vor, wo Wyß und Felix Schwarzenberg eintrafen, um durch den Engpaß von Paderobba die Ebene zu gewinnen und sich im offenen Felde mit den Streitkräften der Aufständischen zu messen.

[1] Brinner, Pionier-Regiment II 248 f.

7.

Der leidliche Ausgang der dreitägigen Gefechte von Pastrengo hatte im kaiserlichen Lager zweierlei zur Folge.

Feldmarschalleutnant Welden war zur einstweiligen Übernahme des inneröſterreichischen Generalkommandos abberufen; doch im Begriffe nach Grätz abzugehen, wollte er sein tirolisches Kommando mit einem wichtigen Unternehmen beschließen. Seine Kaiser-Jäger unter Zobel hatten am letzten Tage der Pastrenger Affäre erfolgreich eingegriffen, indem sie den Rückzug der Brigade Wocher auf das linke Etschufer deckten und beschützten. Das ließ Welden den Plan fassen, gegen den linken Flügel der Piemontesen von Rivoli aus angriffsweise vorzugehen, und er verfügte sich am 3. Mai eigens nach Verona, um die Weisungen des Feldmarschalls einzuholen. Die bisherige Notwendigkeit, sich passiv zu verhalten, stellte er Radetzky vor, übe auf den Geist der Truppen, „den ich wirklich herrlich nennen darf", insofern einen nachteiligen Einfluß, „daß sie sich in einer nicht behaglichen Lage nutzlos aufgeopfert" sehen; sie sehnen sich, versicherte Welden, nach einem Gefechte[1].

Anders Radetzky. Er dachte für den Augenblick an kein angriffsweises Vorgehen und beschied Welden in diesem Sinne. Der Oberfeldherr war auf die Verteidigung bedacht, da er sich nach den piemontesischen Erfolgen der letzten Tage auf einen Offensivstoß von ihrer Seite gefaßt machen mußte. Er hatte, da er den Feind nicht unmittelbar an die Mauern von Verona herankommen lassen durfte, schon einige Tage vor dem piemontesischen Angriffe auf Pastrengo dem Hauptmann Kloyber vom Pionierkorps den Befehl erteilt, den Rideau, den geschaffenen Vorwall von Verona, nach den Angaben des Feldmarschalleutnants d'Aspre in kürzester Frist in möglichsten Verteidigungsstand zu setzen.

Das Terrain vor dem Rideau war angeschwemmtes Land, mit Klaubsteinen bedeckt und nach allen Richtungen mit Maulbeerbäumen bestanden. Die Steine waren von den Colonen sorgfältig aus dem Boden entfernt und zu langen Steindämmen, sog. Steinriegeln, aufgeschichtet, die zugleich als Einfriedungen der verschiedenen Grundparzellen dienten. Außer den Ortschaften Chievo, Crocebianca, San Massimo rc. gab es einzelne Landhäuser, durchaus solid aus Stein erbaut, mit Mauern umgeben und mit den anliegenden Steindämmen in Berührung gesetzt. Auf der ganzen Linie vor dem Rideau wurden nun die Bäume niedergehauen und aus den gefällten Stämmen Verhaue hergestellt, die nur an einzelnen durch Stroh-

[1] Welden an Nugent, Verona 3. Mai; siehe meine Tiroler Landesverteidigung 198.

büsche kenntlich gemachten Stellen schmale Durchgänge offen ließen. Die gegen den Feind stehenden Umfassungsmauern der Ortschaften, der Kirchhöfe, einzelner Gärten und Caseinen wurden kreneliert, mit Schießscharten versehen und, wo es anging, mit Kanonen bespickt, auf der ganzen Linie 63 an der Zahl. Alle von Westen gegen den Rideau führenden Straßen wurden durch Abgrabungen und Barrikaden ungangbar gemacht; so namentlich die beiden schönen, von Villafranca und Sommacampagna gegen Verona laufenden Straßen, die sich hinter Santa Lucia zu einer einzigen vereinigen[1].

In den ersten Maitagen, als diese Arbeiten schon ihrer Vollendung entgegensahen, wünschten die Erzherzoge Franz Joseph und Albrecht die ganze Vorpostenaufstellung vor Verona in Augenschein zu nehmen; Prinz Emmerich Taxis, damals erster Rittmeister bei den Kaiser-Ulanen, machte den leitenden und erklärenden Mentor. „Ich führte die illustre Gesellschaft", schrieb Taxis in sein Tagebuch, „von unserem rechten Flügel bei Chievo, der ganzen Länge nach über San Massimo, Santa Lucia, Tombetta, wofür sich die höchsten Herrschaften höflichst bedankten."[2]

Unmittelbar nach den Tagen von Pastrengo war der Kirchturm von Santa Lucia, der einen weiten und freien Ausblick bot und von dem Observatorium im alten Kastell von Verona im Auge gehalten werden konnte, als ein Beobachtungspunkt ausersehen und waren Brandraketen und Rauchkugeln dahin geschafft worden, mit denen sich bei Tag und bei Nacht eine Annäherung des Feindes signalisieren ließ. Ein Offizier, der um den 5. Mai daselbst den Dienst hatte, beschreibt in ergreifenden Zügen die reizende Szenerie, aber auch die beklemmende Gefahr in Erwartung dessen, was die nächsten Tage, vielleicht die nächsten Stunden bringen könnten: „Freundliche Ausblicke entfalten vor mir das lebenatmende Gemälde einer schönen Natur, während in der nächsten Nähe feindliche Menschenmassen lauern und Tod und Vernichtung im Schilde führen. Hier die dunkeln, aus dem lieblichen Frühlingsgrün der Wallumgürtung Veronas in den blauen Himmel ragenden, seit vielen Wochen — es durfte nicht geläutet werden! — schweigenden Türme. Nach rückwärts weinumrankte Hügel und Villen, dann höher die Kastelle, die Forts, die Maximilianischen Türme, endlich im Hintergrunde die eisigen Gipfel der Alpen! . . . Ich steige auf den Turm, über mir der sternenhelle italienische Himmel, unter mir die umnachtete Erde mit einzelnen Lichtpunkten: es sind die Wachtfeuer zweier Armeen, die einander gegenüberstehen . . . Ich höre den Galopp eines Pferdes: es wird der Überbringer einer dringenden Nachricht sein. Herunter vom Turm! ‚Der Feind ist da!' ruft mir ein Husar zu. Man hört das

[1] Brinner, Pionier-Regiment II 262 f.

[2] Rodakowski, Emmerich Prinz zu Thurn und Taxis 12 f.

Gerassel der feindlichen Artillerie, das Gewieher der feindlichen Pferde, wirre Stimmentöne von Menschen. Feindliche Kolonnen sind im Anmarsche. Nächstens dürften wir angegriffen werden." [1]

Die Aufstellung der kaiserlichen Truppen war diese: nächst Chievo an der Etsch Fürst Wilhelm Taxis, bei Crocebianca Fürst Friedrich Liechtenstein, bei San Massimo Graf Gyulai, alle drei Brigaden vom II. Armeekorps d'Aspre. In Santa Lucia stand Graf Strassoldo und bei Tombetta, wieder an der Etsch, nächst der Porta Nuova Graf Clam, beide vom I. Armeekorps Graf Wratislaw, Armeedivision Fürst Karl Schwarzenberg. Die Generale waren angewiesen, ihre Stellungen aufs



Santa Lucia.

äußerste zu verteidigen, für den Fall, daß sie der Übermacht weichen müßten, sich auf Verona zurückzuziehen. San Massimo und Santa Lucia waren das Zentrum der Aufstellung, deren rechten Flügel die Brigaden Taxis und Liechtenstein und deren äußersten linken die Brigade Clam bildeten. Die Stellung hatte einen schwachen Punkt, da bei Chievo für keinen Flußübergang vorgesehen war, wodurch die Brigade Taxis, wenn es dem Feinde gelang, das kaiserliche Zentrum zu sprengen, in eine höchst gefährliche Lage kam [2]. Wohl in Hinblick auf diesen Umstand ließ der Feldmarschall die Kavalleriebrigade Simbschen vor Porta San Zeno in Staffeln gegen Chievo Stellung nehmen, so daß sie hier als Reserve der Fürsten Taxis

[1] Abendbeilage zur Wiener Ztg Nr 38 vom 9. Mai: „Vorposten bei Santa Lucia".
[2] Strack, Kopal-Denkmal, Wien 1864, 117.

und Liechtenstein diente. Zur Garnison von Verona gehörten die Brigaden Maurer und Heinrich Rath sowie die am linken Ufer kasernierte Kavalleriebrigade Schaaffgotsche.

Stromaufwärts waren bei Tantibalconi nächst Ospedaletto die Brigade Wohlgemuth und bei Parona die Brigade Erzherzog Sigismund, beide zusammen Feldmarschalleutnant v. Wocher, sechseinhalb Bataillone und zwei Eskadronen mit 18 Geschützen zur Beobachtung des linken Etschufers aufgestellt; die umliegenden Höhen waren befestigt und mit 12 Kanonen und Raketengeschützen versehen.

Die sardinische Armee Karl Alberts hatte sich seit den Tagen von Pastrengo auf den Höhen von Santa Giustina, Sona und Sommacampagna ziemlich ruhig verhalten, einen Angriff am 4. Mai gegen die Stellung Zobels ausgenommen, der vor der feindlichen Übermacht von Rivoli auf Peri zurückweichen mußte; als aber am andern Tage einige Kompagnien Schwarzenberg und Baden eintrafen, ging Zobel angriffsweise vor und drängte die Piemontesen über den Tassobach zurück.

Karl Albert, der seit den Tagen von Pastrengo sein Hauptquartier in Sommacampagna aufgeschlagen, hatte fortwährend seinen Anschlag auf Peschiera im Kopfe, als am 5. Mai in seinem Hauptquartier geheime Botschaft aus Verona eintraf, daß seine Anhänger für den 6. einen Aufstand gegen die kaiserlichen Truppen im Schilde führten, den ein Angriff von außen unterstützen möge. Was konnte dem Könige erwünschter kommen als diese Nachricht? Hatte er doch von allem Anfang auf die begeisterte Erhebung der Bevölkerung, sowohl der städtischen als des Landvolkes, gerechnet, und war bislang die letztere fast durchweg ruhig geblieben und hatte sich die erstere auf Versprechungen beschränkt, deren Erfüllung bis zur Stunde vergebens auf sich warten lassen! Zudem lechzte der König, durch die Erfolge bei Pastrengo kühner gemacht, nach einer neuen erfolgreichen Unternehmung, wozu ihn auch der Umstand trieb, daß das Reservekorps Nugents, das die Armee Radetzkys um ein gutes Dritteil verstärken mußte, noch Tage, wenn nicht Wochen brauchte, um sich den Weg nach Verona zu bahnen.

So wurden noch denselben Abend überstürzte Befehle an die einzelnen Korps für ein angriffsweises Vorgehen am folgenden Tage gegen die kaiserliche Stellung in Verona ausgegeben[1].

* * *

[1] La Rocca-Bodenhausen, Lebenserinnerungen 48—52. Siehe auch Bava, Relazione delle operazioni 35: Gli ordini furono spediti troppo tardi, niuno ebbe il tempo di studiarli; i corpi non raggiunsero il loro posto al momento stabilito e quindi il poco accordo negli attacchi che furono tutti successivi l'uno all'altro e a grande distanza.

Am 5. Mai waren die kaiserlichen Pioniere mit den ihnen vorgezeichneten Arbeiten am Rideau fertig. Es war zur rechten Zeit; denn am Abend desselben Tages liefen im kaiserlichen Hauptquartier Vedettenmeldungen von einer augenfälligen Rührigkeit im piemontesischen Lager ein, deren Wachtfeuer herwärts weiter vorgeschoben seien. Am frühen Morgen des 6., es war der Samstag vor Misericordia, bestieg der Oberst der Zehner-Jäger, Karl v. Kopal, den Turm von Santa Lucia und fand die erstattete Anzeige bestätigt. In der weiten Runde ihm gegenüber befanden sich alle feindlichen Truppenkörper in lebhafter Bewegung, was auf einen beabsichtigten Angriff auf die kaiserliche Stellung deutete. Kopal ließ Rauchkugeln anzünden, die sich mit einem dunkeln dichten Qualm weithin sichtbar machten. Von Westen her sah man alsbald den Feind auf den Straßen von Santa Giustina, von Sona und Sommacampagna in fast senkrechter Richtung gegen den Rideau heranrücken; eine vierte Kolonne, auf der von Villafranca herführenden Straße, setzte sich erst später in Marsch.

Der Truppenstand der Kaiserlichen vor Verona war keineswegs ausreichend für die Ausdehnung der Linie von Chievo bis Tombetta, und noch weniger im Verhältnis zu der Stärke des Feindes, mit dem sie es zu tun bekommen sollten. Es waren nicht weniger als elf Brigaden, die Karl Albert in Tätigkeit setzen konnte — 46 Bataillone, 33 Eskadronen, bei 45000 Mann mit 80 Geschützen[1] —, denen Radetzky auf dem voraussichtlichen Kampfplatze nur 5 Brigaden entgegenstellen konnte, die überdies nicht besonders stark waren. So bestand die Brigade Strassoldo, die Santa Lucia zu verteidigen hatte, nur aus je 6 Kompagnien Erzherzog Sigismund-Infanterie und Zehner-Jägern, 2 Eskadronen Sardinien-Husaren und einer Kavalleriebatterie. Im ganzen zählte man österreichischerseits vor dem Rideau $13^2/_3$ Bataillone, 10 Eskadronen, nicht ganz 16000 Mann, mit 63 Geschützen; die Besatzung von Verona 7 Bataillone, 14 Eskadronen mit 12 Geschützen, ließ sich auf 3000 Mann veranschlagen[2].

Einige Tage früher war an Radetzky ein ungemein gnädiges und huldvolles kaiserliches Handschreiben gelangt, das sich auf seinen Bericht über die Ereignisse vom 18. März bis 2. April, also vom Losbruch in Mailand bis zum Einmarsch in Verona bezog. Der Monarch hatte den Bericht wohlgefällig zur Kenntnis genommen und die „Umsicht, Kriegserfahrung, Unerschrockenheit und Ausdauer" seines greisen Feldherrn belobt, und sagte dann: „Hierin vorzüglich erkenne Ich einigen Trost für die Unglücksfälle, von denen Meine Staaten heimgesucht worden sind. Ich

---

[1] Hilleprandt, Feldzug in Oberitalien: Österr. militär. Zeitschr. 1865/66 VI 2, 12.

[2] Über die Ordre de Bataille und die Dislokation der Truppen am 6. Mai siehe die amtlichen „Kriegsbegebenheiten", Wien 1851, 104—110.

überlasse Mich der beruhigenden Zuversicht, daß Ihre Kräfte nicht ermüden werden, die Sache des Rechtes und der von Mir ausgesprochenen freien Institutionen mit dem wünschenswerten und siegreichen Erfolge zu verteidigen." [1] Der Feldmarschall säumte nicht, den Inhalt dieser kaiserlichen Kundgebung sämtlichen Truppenkörpern bekannt zu machen, die sich dadurch, in und mit ihrem Feldherrn, an dem sie mit so großer Begeisterung hingen, gehoben und geehrt fühlten und mit mutigem Trotz den neuen Kämpfen, die ihnen bevorstanden, entgegensahen.

Gegen sieben Uhr morgens begann die Vorrückung des linken Flügels und des Zentrums der Piemontesen gegen den Rideau von Verona: Generalleutnant Sonnaz mit den Brigaden Robilant, Broglia und Savoyen gegen den österreichischen rechten Flügel bei Chievo und Crocebianca, Generalleutnant Bava mit den Brigaden Sala, Regina, Cuneo gegen das österreichische Zentrum bei San Massimo und Santa Lucia. Bald nach acht Uhr kündete ein lebhaftes Geplänkel auf allen Punkten dieser Linie an, daß die gegenseitigen Vorpostentruppen aneinandergeraten waren; die Kaiserlichen wichen langsam auf ihre Haupttruppe zurück.

Radetzky ließ die in Verona befindlichen Truppen die ihnen angewiesenen Standplätze beziehen. Die Stadt war in voller Aufregung, Plätze und Straßen erfüllten lebhaft bewegte Gruppen, die der Feldmarschall ruhig durchritt: er gab Befehl, die Leute durch Patrouillen auseinandergehen zu machen und zur Rückkehr in ihre Häuser zu mahnen. Die Aufstandslustigen, ungeduldig und erwartungsvoll den König, wie er ihnen für diesen Tag verheißen hatte, seinen Einzug halten zu sehen, würden wohl gern losgeschlagen haben, um den Kaiserlichen in den Rücken zu fallen und dem König dadurch Luft zu machen; allein die gerüstete Haltung der Garnison und vor allem die von den Kastellen auf die Stadt herabstarrenden Kanonenläufe ließen sie zu keinem Entschlusse kommen. Als sie sich dem Befehle, auseinander zu gehen, nicht gleich fügen wollten, und aus der Mitte der nicht goldenen Jugend der Stadt, Gassenjungen, Lehrburschen, gellende Pfiffe ertönten, wurde einer von ihnen von einer Patrouille gepackt, auf die Hauptwache geführt und dort mit empfindlichen Rutenstreichen zur Vernunft gebracht, was sich als eine sehr heilsame Maßregel erwies [2].

Radetzky wählte die Bastei San Spirito, von wo er den ganzen Rideau übersehen konnte, zu seinem Standpunkt. Es war ungefähr halb neun Uhr vormittags, als die Piemontesen auf den von Sona und von Sommacampagna herführenden Straßen unter den Rufen Viva Carlo Alberto! Viva l'Italia! gegen San Massimo anrückten und den Grafen Gyulai mit

[1] Heller v. Hellwald, Radetzky 361 f.

[2] (Swinburne,) Sieben Monate 58 f.

Heftigkeit angriffen; ihr lebhaftes, doch wenig wirksames Feuer wurde von den Kaiserlichen so erfolgreich erwidert, daß das gegnerische bald verstummte. Die vom Feinde besetzte Casa Pellegrin, von wo er gegen die rechte Flanke Strassoldos gedeckt operieren konnte, wurde von den Kaiserlichen erstürmt und behauptet. Einen gegen zehn Uhr unternommenen Angriff der Brigade Robilant gegen Bertacchina schlug Fürst Liechtenstein erfolgreich ab. Auch gegen den äußersten linken Flügel der Kaiserlichen gingen zur selben Zeit sardinische Infanteriemassen mit Geschütz vor und drängten die Truppen Clams gegen Tomba und Tombetta zurück. Doch alle diese Angriffe, von den Piemontesen nicht ganz ernstlich gemeint, waren unverkennbar bloße Demonstrationen, um ihr Hauptziel, das auf den Besitz von Santa Lucia als den Schlüssel der österreichischen Stellung gerichtet war, zu verschleiern.

Mittlerweile hatte Generalleutnant Bava bereits die Aktion gegen diesen Punkt begonnen, wo die Brigade Aosta zunächst Casa Morechi angriff und von da weiter gegen die Stellung Strassoldos vorging, voran dichte Plänklerschwärme, gefolgt von starken Kolonnen. Die Ebene ist hier überall, wie schon erwähnt, von Steinriegeln durchzogen und durchschnitten, unter deren Schutz die Piemontesen bis nahe an die kaiserliche Stellung heranrücken konnten, vor der sie sodann unversehens auftauchten und zum Angriff schritten. Es war zunächst der von den Zehner-Jägern besetzte Ortsfriedhof, gegen den ihre Kolonnen vordrangen; allein sie wurden von den österreichischen Schützen so treffsicher empfangen, daß sie schnell kehrt machten und verschwanden. Ein zweiter, ein dritter Angriff hatten keinen für die Piemontesen günstigeren Ausgang. Doch gelang es ihren durch die Steinriegel gedeckten Tirailleurs, an die Bedienungsmannschaft der bei Fenilone, einem großen Gehöfte nordwestlich von Santa Lucia, sehr vorteilhaft aufgestellten kaiserlichen Geschütze heranzukommen, die sie so erfolgreich beschossen, daß diese zurückgezogen werden mußten. Von diesem Zeitpunkte an hatte die Brigade Strassoldo, zu deren Verstärkung der General vier Kompagnien vom Grenadierbataillon Baron Johann d'Anthon herbeigezogen hatte, ohne Mitwirkung von Artillerie weiter zu kämpfen. Die Grenadierdivision des Regiments Erzherzog Sigismund, die Strassoldo hinter den zwischen Casa Pellegrin und Casa de Recchi nordwärts von Santa Lucia gelegenen Verhau beorderte, und das Bataillon desselben Regiments waren Italiener, sie standen auf einem Boden, der zu ihrem Werbbezirke Verona gehörte, und sie sind in diesen heißen Stunden weder an Tapferkeit noch an Ausdauer hinter den andern Truppenkörpern zurückgeblieben. Italienische Parlamentäre, die sich an sie heranwagten, um sie zum Treubruch zu verleiten, büßten mit dem Leben.

Während auf der Linie von San Massimo bis Chievo das Gefecht einstweilen zu ruhen schien, nahm es bei Santa Lucia von einer Viertel-

stunde zur andern an Heftigkeit zu. Oberst Kopal auf seinem milchweißen Schimmel ritt unablässig die Verteidigungslinie seiner Jäger ab und zeigte sich überall, wo augenblickliche Gefahr drohte, Weisungen erteilend, Befehle gebend, aufmunternd und anspornend. Nur mit Mühe war er zu bewegen, dem feindlichen Feuer besonders ausgesetzte Stellen zu verlassen und sich nicht mutwillig den Tod zu holen.

Nach dem Rückzug der kaiserlichen Batterie von Fenilone hatte Bava diesen Punkt von einer Abteilung der Brigade Aosta besetzen und eine Batterie auffahren lassen, die ein heftiges Granatenfeuer besonders gegen die Kirche und den Turm von Santa Lucia unterhielt. Auch die Infanteristen schonten ihr Pulver nicht, während die kaiserlichen Jäger, weil ihnen die Schüsse aus solcher Ferne keinen Schaden zufügten, das ihrige sparten. Nachdem das feindliche Feuer ungefähr eine Viertelstunde gedauert hatte, wurde es eingestellt, und es tauchten über den Steinriegeln neue Sturmkolonnen auf, und das war der Moment, wo die Jäger Kopals ihre Stutzen einsetzten, und dies mit solchem Erfolg, daß die Piemontesen in Unordnung zurückwichen. Bava ließ ein Bataillon nach dem andern vorrücken, zweimal drangen seine Truppen auf den Friedhof, jedesmal wurden sie mit empfindlichen Verlusten hinausgeworfen. Es war eine wahre Kampfwut, von der sich die Zehner-Jäger ergriffen zeigten. Einem Kadetten v. Klimburg wurde der linke Arm durchschossen; er wollte sich nicht verbinden lassen und schoß noch zweimal auf den Feind, bis ihn die Kräfte verließen, so daß er mit großem Blutverlust auf den Verbandplatz gebracht werden mußte. Und ähnlicher Fälle gab es so manche[1]. Sind sie denn Teufel, diese Österreicher?! mochte sich Bava denken, und beorderte seine Gardebrigade gegen den Friedhof und gegen den nordöstlichen Teil des Ortes, den die Sigismunder zäh und tapfer verteidigten; nach wiederholten ungestümen Stürmen hatten die Garden kaum einige hundert Schritt Boden gewonnen und mußten zuletzt das Feld räumen.

Um die Verbindung mit der Brigade Regina herzustellen, ließ Bava die Cascina Pellegrin von der Garde stürmen. Allein die Grenadierdivision von Erzherzog Sigismund bewies einen ungewöhnlichen Grad von Mut und Ausdauer und vereitelte alle Bemühungen der Piemontesen, so daß die Garden zuletzt in volle Unordnung gerieten und von ferneren Angriffen abließen[2].

---

[1] Strack, Kopal-Denkmal 102—105.

[2] Kriegsbegebenheiten I 111. Bava, Relazione delle operazioni 29 f. In seinem am Abende der Schlacht an das Kriegsministerium erstatteten Bericht Radetzkys hieß es über dieses erste Stadium der Schlacht: „Der Feind wäre überwunden worden, wenn gerade auf dem wichtigsten Punkte nicht italienische Bataillone gewesen wären." Damit konnte nur das Regiment Erzherzog Sigismund gemeint gewesen sein, dem aber von anderer Seite glänzende Zeugnisse ausgestellt werden. Für letzteres sprechen auch

Nahezu drei Stunden schon währte der Kampf, den dritthalb österreichische Bataillone gegen zwei piemontesische Brigaden unterhielten, als sich von Villafranca her neue Truppenmassen in Bewegung setzten; es war der feindliche rechte Flügel, den Bava zur Verstärkung heranzog. Die Brigade Casale und nach ihr die Brigaden Acqui und Olivieri griffen in die Aktion ein; es waren also jetzt fünf piemontesische Brigaden, welche gegen die eine Brigade Strassoldo in Santa Lucia operierte. Karl Albert, der zur Anfeuerung seiner Truppen in ihrer Nähe weilte, nahm seinen Standpunkt in Fenilone. Sein Gegner Radetzky beobachtete von der Veroneser Bastion San Spirito den Gang des Gefechtes, das jetzt einer schweren Krisis entgegenging.

Die Brigade Aosta drang zwischen dem Kirchhof und einem großen Garten vor, es gelang einer hier aufgestellten Division Zehner-Jäger, sie mit dem Bajonett zurückzuweisen. Aber Generalmajor Passalacqua drang mit der Brigade Casale von Villafranca gegen die kaiserliche Aufstellung vor und erstürmte trotz des tatkräftigen Widerstandes, den die Sigismunder mit aller Anstrengung ihm entgegensetzten, die Gehöfte Casa Nuova, Colombara und Chioda südöstlich von Santa Lucia. Auch Casa Pellegrin geriet jetzt in die Macht der Piemontesen, so daß Strassoldo, wenn er nicht umgangen und abgeschnitten werden wollte, an den Rückzug denken mußte. Der Kirchhof wurde verlassen, die Zehner-Jäger und die Sigismunder zogen sich, jeden Fuß breit Bodens mit dem Blut ihrer Feinde tränkend — ein Dorfgefecht, das in den Annalen der Kriegsgeschichte seinesgleichen sucht — in den nördlichen Teil von Santa Lucia, mußten aber, da Bava immer neue Abteilungen anrücken ließ, zuletzt der Übermacht vollends weichen. Sie ordneten sich hinter den letzten Häusern des Dorfes und wichen, den hervorbrechenden Piemontesen zähen Widerstand entgegensetzend, bis an den die Ebene abschließenden Rideau zurück.

Es war in der zweiten Nachmittagsstunde, als Strassoldo dieses Manöver vollzog. An den Rideau gelehnt, stand er mit seinen Truppen kampfbereit, stark genug zur Verteidigung, aber nicht hinreichend stark, um angriffsweise vorzugehen. Radetzky sandte ihm von der Veroneser Besatzung eine Division Prohaska-Infanterie zu, die im Schnellschritt auf den Kampfplatz eilte und im Vereine mit den Sigismundern, den Zehner-Jägern und den d'Anthon-Grenadieren dem Gegner einen solchen Ernst zeigte, daß dieser jede ernste Verfolgung unterließ. Vier Haubitzen, am Rande des Rideau

---

die Ziffern. In der Schlacht bei Santa Lucia verlor das Regiment einen Offizier und sieben Mann durch den Tod; verwundet wurden 16, vermißt 17 Mann. Für die Haltung der Sigismunder von den Mailänder Kampfestagen bis zur Schlacht von Santa Lucia wurden ausgezeichnet: 3 Offiziere, von der Mannschaft 1 Feldwebel mit der goldenen, 13 Korporale und Gefreite, dann 5 Gemeine mit der silbernen Tapferkeitsmedaille (Kriegsbegebenheiten I 124 130).

vorteilhaft postiert, hinderten durch ein verheerendes Feuer jedes Hervorbrechen des Feindes und brachten dessen Positionsgeschütze zum Schweigen. Dazu trug wohl auch der Umstand bei, daß Santa Lucia jetzt von gegnerischen Truppen vollgepfropft war; drei Brigaden waren bei den verschiedenen Angriffen durcheinander geraten, alles drängte nach dem Ausgange des Ortes, so daß Bava Halt gebieten mußte, einige der in den Ort gedrungenen Kolonnen nach rechts, andere nach links, außerhalb Santa Lucia Stellung nehmen und nur die unumgänglich notwendigen am Platze ließ, eine Maßregel, deren Durchführung einige Zeit in Anspruch nahm.

Durch den Verlust von Santa Lucia war das II. österreichische Armeekorps in seiner linken und die Brigade des Grafen Clam in ihrer rechten Flanke bloßgestellt. Clam zog seine bis Tomba und Roveggia vorgeschobenen Truppenteile näher an Tombetta heran und nahm fürs erste eine beobachtende Stellung ein. d'Aspre entnahm der Brigade Gyulai fünf Kompagnien — Erzherzog Ernst-Infanterie (Nr 48, Ödenburg) und Elfer-Jäger (lomb.-venet.) —, welche mehrere südlich von San Massimo gelegene Gehöfte besetzten, wiederholte Angriffe des Feindes durch ein wohlgenährtes Feuer, bei welchem die treffsichern Feldjäger das ihrige leisteten, erfolgreich zurückwiesen und damit zugleich die Fühlung mit der zunächst dem Rideau aufgestellten Brigade Strassoldo herstellten. Als zur selben Zeit Generalleutnant Sonnaz unverkennbare Anstalten zu einem vehementen Angriffe auf Crocebianca traf, wo Generalmajor Fürst Friedrich Liechtenstein mit nur 2500 Mann den sardinischen, gegen 9000 Mann starken Brigaden gegenüberstand, sandte d'Aspre an den Feldmarschall die Anfrage, ob er nach dem Verluste von Santa Lucia und bei der Übermacht des Gegners den in der Disposition für die Schlacht vorgesehenen Rückzug nach Verona antreten solle. Radetzky dachte an keinen Rückzug und gab dem Korpskommandanten die Weisung, Crocebianca und San Massimo mit allen Mitteln zu halten.

Für den Feldmarschall gab es nichts wichtigeres als die Rückeroberung von Santa Lucia, zu der Clam von Tombetta und Porta Nuova aus mitwirken sollte. Die Garnison von Verona (sämtlich zum Armeekorps Wratislaw gehörig) reichte unter gewöhnlichen Umständen kaum zur Sicherung des Platzes im Innern und zur notdürftigen Besetzung der Wallumfassung aus. Radetzky, eingedenk des alten Spruches fortes fortuna adiuvat, hatte kein Bedenken getragen, dem Grafen Strassoldo im entscheidenden Augenblicke zwei Kompagnien zur Unterstützung zu senden; er entschloß sich jetzt, wo es sich um die Zurückgewinnung von Santa Lucia, dem Schlüsselpunkte seiner Stellung am Rideau, handelte, der Besatzung von Verona zwei weitere Kompagnien Prohaska und ein Bataillon Geppert (Nr 43

Como und Sondrio) zu entnehmen, um Strassoldo zu verstärken; in Verona selbst zog er die Kavalleriebrigade Schaaffgotsche vom linken Etschufer in den rechtsufrigen Stadtteil. Graf Clam, der die Aufgabe hatte, den Feind mit Umgehung von dessen rechtem Flügel in der Flanke und im Rücken anzugreifen, ließ nur eine schwache Abteilung bei Porta Nuova zurück und setzte sich mit seiner Großmacht unter klingendem Spiel in südwestlicher Richtung in Bewegung, wobei er das koupierte Terrain trefflich zu benützen verstand.

König Karl Albert befand sich fortwährend in Fenilone und richtete zeitweise sein Fernrohr nach Verona, ob sich denn von dem angesagten Aufstand der Bevölkerung noch immer nichts zeigen wolle[1]. Es zeigte sich davon nichts, wohl aber nahm er das Herausbrechen immer neuer Kolonnen aus den Festungstoren wahr. Allerdings waren es im Vergleiche zu seinen Heeresmassen nur kleine Abteilungen; denn Radetzky arbeitete an diesem Tage mit Bataillonen und Kompagnien, sein reicherer Gegner mit Brigaden und Divisionen.

Mittlerweile wurde der Blick des Königs zunächst von Santa Lucia, wo für den Augenblick noch alles in Erwartung und Vorbereitung war, nordwärts gegen Crocebianca abgelenkt, wo der Kampf neuerdings begonnen hatte. Die Brigade des Fürsten Liechtenstein bestand aus zwei Bataillonen Erzherzog Franz Karl (Nr 52, Fünfkirchen), vier Kompagnien des 9. Feldjägerbataillons (inneröstерr.), zwei Eskadronen Reuß-Husaren und einer Kavalleriebatterie. Eben als die Affäre beginnen wollte, fand sich der Korpskommandant d'Aspre auf dem Platze ein, ihm zur Seite der siebzehnjährige Erzherzog Franz Joseph; er ritt ein Dienstpferd der zweiten Eskadron von Reuß-Husaren und feuerte die Infanteristen in ihrer Muttersprache an, welche diesen Gruß mit stürmischen „Éljen" und „Vivats" erwiderten und nun mit doppeltem Eifer ins Feuer gingen.

Auch bei Santa Lucia tobte von neuem der Kampf. Es mochte halb drei Uhr nachmittags sein, als Graf Wratislaw das Zeichen zum Angriff gab. In seinem Stabe befand sich Erzherzog Albrecht, der gleich seinem jugendlichen Vetter den Feldzug als Freiwilliger mitmachte und gleich diesem die Soldaten freundlich ansprach. Den Beginn machte beiderseitiges Geschützfeuer. Eine piemontesische, von Maulbeerbäumen verdeckte Batterie bediente die

---

[1] Bei La Rocca-Bodenhausen (Lebenserinnerungen 51) kann man lesen, der König sei im Laufe des Tages und während des Kampfes mehrmals „dicht unter die Mauern von Verona" geritten, in der Erwartung irgend einer Botschaft aus dem Innern der Festung. Zwischen Fenilone, über das der König in Person nicht hinauskam, und Verona lagen erstens Santa Lucia, zweitens der Rideau und drittens die eine Viertelstunde breite Strecke bis zur Stadt, und das nennt La Rocca „dicht unter die Mauern von Verona"!

Kaiserlichen mit einem Kartätschenhagel, so daß der Mannschaft befohlen wurde, sich der Länge nach auf den Boden zu werfen. Eine zweite Entladung folgte auf die erste und überschüttete die Kaiserlichen buchstäblich mit Erdschollen und Baumzweigen; dem Korpskommandanten wurde das Pferd unterm Leibe erschossen[1]. Er befahl Sturm. Da schmetterte den Oberstleutnant der Geppert-Infanterie Johann Ritter v. Leuzendorff in dem Augenblicke, da er seine Leute zum Angriff vorführen wollte, eine Kanonenkugel nieder. Ähnlichen Tod fand General Ulysses Freiherr v. Salis-Soglio, Kammervorsteher des Erzherzog Sigismund, der sich aus freien Stücken der Sturmkolonne angeschlossen hatte. Trotz dieser empfindlichen Verluste und trotz eines mörderischen Hagels von Kartätschen- und Flintenkugeln, dem nacheinander der Bataillonsadjutant Franz Battistig v. Taufersbach und der Adjutant des Grenadierbataillons Theodor Nadherný, beide von Geppert-Infanterie, zum Opfer fielen, gelang es den Truppen Strassoldos, die äußersten Häuser von Santa Lucia zurückzuerobern und zu besetzen. Doch blieben diese nur kurze Zeit in ihrer Gewalt, da der Prinz Viktor Emanuel mit jugendlichem Mut neue Truppen ins Gefecht führte, die den Österreichern den kaum errungenen Besitz wieder entrissen. Der Kampf brachte beide Gegner in eine fieberhafte Hitze. Von italienischer Seite waren es die Savoyarden der Brigade Aosta, die den Kaiserlichen am meisten zu schaffen machten. Allons, en avant; en avant! Courage, la victoire est à nous! hörte man aus ihren Reihen rufen. Ihre Offiziere waren gleich den österreichischen überall in erster Reihe, daher ihrer hier wie dort eine so große Zahl fielen, von der Kugel in die Brust getroffen, den Leib mit Wunden bedeckt. Der Sieg schwankte fortwährend zwischen beiden Teilen und entschied sich zuletzt für keinen.

Schon kam ein Teil der Truppen des Grafen Clam, denen der Turm von Santa Lucia als Ziel und Zeichen diente, in Sicht. Eine Abteilung vom Regiment Reisinger (Nr 18, Königgrätz) wurde in ihrem Marsche aufgehalten; es war La Bassa, ein vom Feinde stark besetztes Gehöfte, das Hauptmann Eugen Petzold auf eigene Faust zu erstürmen unternahm. Er griff den Ort mit feurigem Ungestüm an, erst nach dem dritten Sturm konnte er hineindringen und Fuß fassen; doch feindliche Reserven drängten ihn wieder zurück, wobei er, an der Spitze der Seinen heldenmütig kämpfend, im Hofe einer Cascina durch das Bein geschossen und trotz der verzweifelten Anstrengung seiner ihm mit liebender Verehrung anhänglichen Soldaten, von denen mehrere um ihn herum fielen, zum Gefangenen gemacht wurde[2].

---

[1] „Österreichs tapfere Söhne", von Hauptmann Ignaz Mayer, Klagenfurt 1857, S. 71 f.

[2] Padewieth, Geschichte des Lin.-Inf.-Reg. Nr 18, Wien 1859, 233. Chronik des 7. Lin.-Inf.-Reg., Graz 1869, 84. (Swinburne,) Sieben Monate 56 58. Petzold

Glücklicher war der selten nüchterne Oberst Siegmund Baron Reischach von Prohaska-Infanterie, der mit seinen Kärntnern ohne nennenswerte Hindernisse südwestlich in die Nähe von Santa Lucia kam, wo er sogleich angreifen ließ und ein Bataillon der Brigade Casale warf. Allein bei Santa Lucia selbst, wo Strassoldo gegen eine dreifache Übermacht zu kämpfen hatte, mußte Graf Wratislaw zuletzt der Überzeugung Raum geben, daß es ohne neue Verstärkungen der Brigade unmöglich sei, den wichtigen Platz wieder zu gewinnen.

Bei Crocebianca waren d'Aspre und Friedrich Liechtenstein beschäftigt, wo Kampf und Gegenkampf seit nahezu einer Stunde in heißestem Gange waren. Eine feindliche Kanonenkugel schlug nahe beim Erzherzog Franz Joseph ein und bohrte sich in den Boden; der kaiserliche Prinz zuckte nicht mit einer Wimper und machte nicht die geringste Bewegung, um sein Pferd auch nur eine Handbreit aus dessen Richtung zu lenken. Allein d'Aspre fand es doch nicht geraten, den jungen Erzherzog, „die Blüte und die Hoffnung Österreichs", so augenscheinlicher Gefahr ausgesetzt zu lassen; er überredete ihn, den so überaus bedrohten Punkt zu verlassen, was ihm nur dadurch gelang, daß er den Prinzen bat, sich mit seiner Husarendivision etwas rückwärts aufzustellen, um ihm „bei dem bevorstehenden Rückzuge durch eine Attacke Luft zu machen". Letzteres war doch nur ein Vorwand, da ja d'Aspre vom Feldmarschall die Weisung hatte, seine Stellung mit allen Kräften zu behaupten.

Es wurde beiderseits mit ebenso großer Tapferkeit als Ausdauer gestritten. Eine Abteilung der kaiserlichen Infanterie hatte sich in Casa Sagramosa festgesetzt, die sie wie eine kleine Feste gegen eine fast zehnfache Übermacht verteidigte[1]. An den Piemontesen war die Kühnheit zu bewundern, mit der sie ihre Geschütze bis in die Linien der österreichischen Tirailleurs führten, und die Raschheit, mit der ihre Sappeurs trotz des gegnerischen Feuers die Bäume fällten und niederlegten, um ihre Geschütze gegen Angriffe der Kavallerie zu schützen[2].

Da traf das Regiment Franz Karl ein schwerer Schlag. Seinem Obersten Andreas Pottornyay wurde durch eine Geschützkugel der rechte Arm zerschmettert; er ritt zum Korpskommandanten hin: „Euer Exzellenz, ich melde gehorsamst, daß ich den rechten Arm verloren habe und mich aus dem Gefechte zurückziehen muß." Die Annalen Spartas, bemerkt der

---

wurde den Piemontesen, die ihm auf ihrer Ambulanze die sorgfältigste Pflege angedeihen ließen, später wieder entrissen und ins Militärspital in Verona gebracht, wo ihm das Bein abgenommen wurde, was aber seinen Tod nicht abwenden konnte.

[1] Geschichte des Lin.-Inf.-Reg. Nr 52, Wien 1871, 405.

[2] Pimodan, Souvenirs 52.

„Österreichische Veteran" mit Recht, haben keinen großartigeren Zug stoischer Selbstverleugnung aufzuweisen! Die Schlacht wütete weiter. General Graf Broglia befahl zuletzt allgemeinen Sturm, dem die Linien-Infanterie von Franz Karl und die Neuner-Jäger eisernen Widerstand entgegensetzten, bis eine feindliche Abteilung in den Kartätschenbereich einer versteckt aufgestellten kaiserlichen Batterie geriet, die eine verheerende Wirkung ausübte. Die feindliche Kolonne, in welcher die Brigade Savoyen und die Parmenser besonders hart mitgenommen wurden, geriet in Verwirrung, was die andern Teile der Brigade anzustecken drohte, so daß der Rückzug beschlossen wurde, der, als einige von Chievo ausgesandte Raketenwürfe die Piemontesen erreichten, in wilde Flucht bis Osteria del Bosco bei Sona ausartete.

Der linke piemontesische Flügel war geschlagen. Generalleutnant Sonnaz hatte in den abgelaufenen Stunden seine Kräfte gegen Bertacchina und Chievo, gegen San Massimo, zuletzt gegen Crocebianca aufgeboten und war nacheinander auf allen drei Punkten mit empfindlichen Verlusten abgewiesen worden.

* *
*

Die vierte Nachmittagsstunde war da, und im beiderseitigen Zentrum stand das Gefecht eine Zeitlang still, eine Pause, die man hüben und drüben zur letzten Prüfung der zu Gebot stehenden Kräfte benützte. Radetzky entschloß sich zu dem Wagnis, der schon stark in Anspruch genommenen Besatzung von Verona neuerdings einige Truppenkörper zu entnehmen, und zwar den noch disponiblen Rest des Regimentes Erzherzog Sigismund, vier Kompagnien des Grenadierbataillons Anton Weiler v. Weidlerche — res ad triarios venit! — und eine Zwölfpfünderbatterie. Sie waren angewiesen, unterhalb des Rideau, Santa Lucia gegenüber, Stellung zu nehmen und das Zeichen zum Angriff abzuwarten, bis die Brigade Clam nahe genug sein werde, um unmittelbar eingreifen zu können.

In einer wenig beneidenswerten Lage befand sich den Kaiserlichen gegenüber der König von Sardinien, trotz seiner drei-, sogar vierfachen Übermacht, ja zum Teile ebendeshalb. Denn wie schon früher bemerkt, waren in Santa Lucia so viele Truppenkörper zusammengepfercht, daß einer dem andern im Wege stand, ihn in seinen Bewegungen hinderte. Dies war zweifelsohne mit Ursache, warum Bava vom Orte aus keinen geregelten allgemeinen Angriff gegen die doch so ungleich schwächere Truppenmacht seines Gegners organisieren konnte. An eine Unterstützung seitens des linken Flügels war nicht zu denken; seit der empfindlichen Niederlage des Grafen Broglia war dem Korpskommandanten Sonnaz alle Lust vergangen, einen

neuen Angriff auf d'Aspres feste Stellung zu versuchen. Dagegen ließen sich vom Kirchturme von Santa Lucia die Verstärkungen beobachten, die der kaiserliche Feldmarschall der Brigade Strassoldo zusandte, während von Süden her die Gefahr, umgangen zu werden, sich mit jeder Viertelstunde steigerte, da schon die Musikweisen zu vernehmen waren, bei deren Klang die Kolonnen des Grafen Clam in weitem Bogen Santa Lucia zum Ziele nahmen.

Es war in der fünften Nachmittagsstunde, als Wratislaw dem Grafen Strassoldo den Befehl gab, zum Angriff vorzurücken, während d'Aspre aus den sechsunddreißig Geschützen seiner ganzen Linie ein mörderisches Feuer eröffnete[1]. Es sollte sich zu einem Viktoriaschießen der Kaiserlichen gestalten! Denn schon hatte Karl Albert den Rückzug anbefohlen, so daß Strassoldos Kolonnen, Sigismund- und Geppert-Infanterie, die Grenadierbataillone d'Anthon und Weiler und die Zehner-Jäger, als sie kampfbereit zum Sturme gegen Santa Lucia vorrückten, nichts vom Feinde mehr fanden als weggeworfenes Rüstzeug aller Art, Waffen, Tschakos, Tornister, Trommeln, aber auch Kochgeschirr, was auf die verwirrte Überstürzung schließen ließ, in welcher der Ausmarsch der Piemontesen aus Santa Lucia erfolgt war. An eine Verfolgung des Feindes, selbst wenn man dessen jetzige Verfassung gekannt und erwogen hätte, war seitens der Brigade Strassoldo nicht zu denken; davon hielt die ungeheure Ermüdung der Truppen ab, von denen ein großer Teil den ganzen Tag über ohne ordentliche Nahrung im heftigsten Feuer gestanden hatte. Die Reiterei, die von dem Kampfe des Tages fast unberührt geblieben und daher bei vollen Kräften war, konnte wegen des koupierten Terrains nicht zur Verwendung kommen. Nur von der Brigade Clam, die vergleichsweise weniger in Mitleidenschaft gezogen war, erfolgte ein lohnender Angriff auf den im Rückzug befindlichen rechten Flügel Bavas, wobei es ziemlich hitzig herging. Reischach, dessen Adjutant Leutnant Rudolf Birnbaum ein Pferd unter dem Leibe verlor, überraschte eine Division der Brigade Acqui, die erschreckt und verwirrt auseinanderstob, so daß sie die Bitten und Drohungen, ja selbst handgreifliche Mahnungen der Offiziere nicht aufzuhalten vermochten[2]. Wenn die Kaiserlichen dies gesehen hätten, woran sie das dicht bepflanzte Terrain hinderte, so wären die Verluste dieser Abteilung enorm gewesen.

---

[1] Relation d'Aspres über die Affäre bei Santa Lucia siehe Österr. Rundschau XIV (1908) 159—162.

[2] Bava, Relazione 25 29 f. Über verschiedene Einzelheiten der Schlacht und die schweren Verluste des sardinischen Heeres siehe La Marmora, Lettere 77—84, der übrigens die Affäre von Santa Lucia als einen der glänzendsten Erfolge der königlichen Waffen darstellte, von dem, wie seine Landsleute meinten, nur zu bedauern war, daß der König seinen „Sieg“ nicht weiter verfolgt habe.

Am Abende des stürmisch bewegten Tages befanden sich die österreichischen Vorposten in der gleichen Stellung vor dem Veroneser Rideau, die sie bei Beginn des Kampfes eingenommen hatten. Am Tage darauf unternahm Pimodan einen Ritt über das Schlachtfeld. Als er an einer Stelle vorbeikam, wo der Kampf am heißesten gewütet hatte, traten Soldaten auf ihn zu und boten ihm Ringe, Kreuze, Medaillons an, die sie gefallenen piemontesischen Offizieren abgenommen hatten. Er löste sie von ihnen um ein paar Gulden ein. Doch dann kam eine fromme Scheu über ihn: es waren, dachte er, wohl Gaben ihrer Mütter, Schwestern, Bräute; es schien ihm herzloser Frevel, Gaben der Sorge und Liebe für sich zu behalten, und er warf sie in die noch offene Grube, wo die toten Kameraden, Feinde und Freunde, beieinander lagen[1].

* * *

Die Schlacht von Santa Lucia ist eine der leuchtendsten Waffentaten, welche die österreichische Geschichte zu verzeichnen hat, in ihrer Lobpreisung stimmen alle Fachschriftsteller nicht nur Österreichs, sondern auch des Auslandes überein. „Die Schlacht bei Santa Lucia", sagt der Oberstleutnant im General-Quartiermeisterstabe Heller v. Hellwald[2], „wird für alle Zeiten ein Muster bleiben, wie eine Defensivschlacht geführt werden soll. Wir betrachten den Entschluß des Feldmarschalls, sich nicht hinter Festungswällen angreifen zu lassen, sondern mit nur 16000 Mann einem nahezu dreimal stärkeren Feind entgegenzugehen, besonders unter den damaligen Umständen, als einen der großartigsten, von welchem die Kriegsgeschichte kaum ein zweites Beispiel bietet." Albert Frhr v. Pillersdorff, damals Oberleutnant im Linien-Infanterieregiment Haynau, nennt Santa Lucia eine „Schlacht voll Heroismus und Standhaftigkeit jedes einzelnen Kriegers"[3].

In der Tat, nur ein Feldherr, dem der Offizier vom General bis zum „Kibitz", die Mannschaft vom Feldwebel bis zum Gemeinen so beispiellos anhänglich und ergeben waren, durfte wagen, was Radetzky an diesem Tage wagte: nahezu die letzten Reserven aus der Festung zu ziehen und dem Feinde im offenen Felde entgegenzustellen! Nimmt man dazu, daß ein großer Teil der Truppen, die er verwendete, einheimische Italiener waren — die Regimenter Geppert und Erzherzog Sigismund, die Grenadierbataillone d'Anthon und Weiler —, und daß diese an soldatischem Ehrgefühl, an Mut und Zähigkeit an diesem Tage mit ihren „deutschen" Kameraden wetteiferten, so ist dies ein sprechender Beweis, welchen Zauber die per-

[1] Pimodan, Souvenirs 54. [2] Radetzky 359 f.
[3] Geschichte des Lin.-Inf.-Reg. Nr 57, Wien 1857, 490.

sönliche Anwesenheit des Feldherrn auf Soldaten übte, die sonst gleich tausenden und tausenden ihrer landsmännischen Waffengenossen der kaiserlichen Fahne den Rücken gekehrt haben würden. Das Vertrauen, das der Feldmarschall an diesem Tage in seine Truppen und deren Führer setzte, steht einzig in allen Phasen dieses Krieges da. Der Feldherr, er allein war es, der den Sieg herbeiführte, indem er willensstark darauf bestand, den Rideau, den natürlichen Schutzwall um Verona, zu behaupten, und dies in einem Zeitpunkte, wo selbst ein so anerkannter Haudegen wie d'Aspre zu zweifeln anfing, ob nicht der feindlichen Übermacht gegenüber die schier unhaltbare Stellung aufgegeben werden sollte.

Der Sieg der Kaiserlichen am 6. Mai 1848 war aber weit mehr als bloß eine leuchtende Waffentat ersten Ranges, er war zugleich ein überaus wichtiges und folgenreiches Ereignis, dessen Bedeutung sich erst im Hingange der Begebenheiten nach seinem ganzen Gewicht ermessen ließ. Das Bulletin, das über die Schlacht ausgegeben wurde[1], kurz und schlicht, ließ diese Bedeutung nicht im entferntesten ahnen. In Wahrheit bildete die Schlacht bei Santa Lucia einen nachhaltigen Scheidepunkt in dem ganzen glorreichen Feldzug, einen Umschlag des Glückes, das bisher Karl Albert zu begünstigen schien. Der König und seine Militärautoritäten haben den mit ihrer vollen verfügbaren Macht ins Werk gesetzten Angriff gegen die Stellung des kaiserlichen Feldherrn nur als „eine angriffsweise Auskundung, une reconnaissance offensive", gelten lassen wollen. In Wahrheit war für sie der schließliche Erfolg nicht bloß eine Erkenntnis der moralischen Stärke und Kraft ihres Gegners, sondern eine empfindliche Niederlage von bleibender Nachwirkung. Sie haben den Hergang so dargestellt: der König habe die Österreicher erfolgreich in ihre Stellungen vor dem Rideau zurückgedrängt und, nachdem der Zweck der Rekognoszierung erreicht, den Befehl an seine Truppen gegeben, in ihre früheren Stellungen zurückzukehren[2].

Mit besserem Recht heißt es wohl in der österreichischen amtlichen Darstellung des Feldzuges: „Hier kamen die Piemontesen zur Einsicht, daß

---

[1] Sammlung aller Armee-Bulletins S. 46.

[2] Es verlohnt sich wohl der Mühe, die ganze Stelle des aus dem vom Generalstabs-Chef Conte Salasco aus Sommacampagna vom 6. Mai, also am Abend nach der Schlacht, datierten Armee-Bulletins (Raccolta Lombarda I 481--483) herzusetzen: Le nostre truppe coronarono il ciglio della ripa semicircolare che guarda la fortezza: e sua Maestà vedendo che il nemico non ardiva assolutamente di venire ad una battaglia, ma che si ostinava a ricoverarsi dietro le mura della fortezza, ed avendo raggiunto lo scopo che si era proposto, quello cioè di fare un saggio delle vere forze e dell' animo dei nemici, diede ordine alle sue truppe di far ritorno alle prime loro posizioni. . . . Il movimento di ritorno si operava con ordine pari a quello dell' andata.

unser Rückzug aus der Lombardei nur aus Rücksichten der Strategie erfolgte und daß sie es nun mit einem tapfern und kräftigen Gegner zu tun hatten, der fest entschlossen war, keinen Schritt weiter zu weichen. Es war der letzte Tag der Offensive der Piemontesen, und die spada d'Italia, die mit Aufgebot aller Kräfte diesen Stoß geführt hatte, brach schon damals ihre Spitze an der ehernen Brust der treuen österreichischen Bataillone."[1] Das Ergebnis des bitterheißen Kampfes erschütterte, wie sich ein Mitkämpfer jener Tage ausdrückt, „das Selbstvertrauen der piemontesischen Armee und setzte die moralische Überlegenheit unserer Truppen in ein so helles Licht, daß niemand mehr an unserem schließlichen Siege zweifelte"[2]. Während der sardinische Soldat nutzlos sein Blut geopfert sehen, die Unfähigkeit seiner Führer erkennen mußte und sich dadurch das Mißtrauen in dieser Armee steigerte, die Disziplin schwand, gestaltete im österreichischen Heere der Sieg das gegenseitige Vertrauen noch inniger und erzeugte eine Begeisterung und einen Tatendurst, die für den ganzen folgenden Feldzug entscheidend wurden.

* *
*

Ein eigentümliches Gepräge erhielt die Schlacht von Santa Lucia durch die teilnahmsvolle Anwesenheit des Erzherzogs Franz Joseph. „Das Gefühl der Ehrerbietung", heißt es in Pimodans „Erinnerungen", „das der künftige Inhaber einer so großen Macht einflößte, verwandelte sich in eines der Bewunderung, der Liebe und Dankbarkeit, daß er teilgenommen an unserem Kampf, daß er unsere Gefahr geteilt und die Größe seines Herrscherstammes gebeugt hatte vor der unerbittlichen Majestät des Todes." Und nicht minder bezeichnend ist der Ausspruch des bekannten „Österreichischen Veteranen": „In der Zeit, in der wir lebten, fühlten wir so lebhaft den hohen Wert eines kriegerischen Monarchen: was Wunder, wenn uns in der glänzenden Erscheinung des Thronerben auf dem Totenfelde von Santa Lucia ein Hoffnungsstern aufging?!" Aber auch der andere erlauchte Sprosse des Erzhauses, der gleich seinem jugendlichen Vetter die Schlacht als Freiwilliger mitmachte, bleibe nicht vergessen. Erzherzog Albrecht wollte nicht, daß seiner im amtlichen Berichte gedacht werde. „Wenn ich als bloß zusehender General mich mehr ins Feuer begab, als es in dieser Eigenschaft vielleicht angemessen ist, und wenn ich dadurch bemerkbar wurde, so lag dem nicht der eitle Wunsch, genannt zu werden, zu Grunde, sondern die Pflicht, den seit den letzten Wiener Ereignissen gegen meine militärische

---

[1] Kriegsbegebenheiten I 121.

[2] Wattmann, Memoiren 49. Vgl. Hilleprandt in der Streffleurschen Österr. militär. Zeitschr. VI 2 (1865), 25; daselbst auch ziffermäßige Angabe der beiderseitigen Verluste.

Reputation aufgetauchten böswilligen Gerüchten den einzig möglichen, nämlich den praktischen Beweis des Gegenteils entgegenzusetzen."[1] Gleichwohl konnte sich Graf Wratislaw als Korpskommandant nicht enthalten, in seinem Berichte der „kaltblütigen Unerschrockenheit" des Erzherzogs, „welcher sich die ganze Zeit bei mir aufhielt", die vollste Anerkennung zu zollen: „Er hat durch eine deutlich zu erkennende Gemütsruhe mitten im Kugelregen gezeigt, daß das Heldenblut seines für die Armee unvergeßlichen erlauchten Vaters in seinen Adern fließt."

---

[1] Duncker, Erzherzog Albrecht, Wien u. Prag 1897, 117.

XIII.

Idibus Maii.

„Es war unserem Jahrhundert das in der Welt vielleicht einzig dastehende Schauspiel vorbehalten, die Barbarei durch die Ideen herbei- und die Zivilisation durch die Waffen zurückgeführt zu sehen."

1.

In dem so ereignisvollen Jahre 1848 war der 15. Mai wohl die auffallendste Erscheinung, weil an diesem einen Tage Revolution und Reaktion an den verschiedensten Punkten des mittleren Europa zu folgenschwerem Ausbruche kamen.

Von der serbischen Intelligenz in Ungarn ertönte seit langem der Ruf nach einer National-Versammlung, nach einer Skupština, auf welcher die Volkswünsche beraten und entscheidende Beschlüsse gefaßt werden könnten. Der Hauptteil dabei sollte dem kirchlichen Oberhaupte der Nation, dem Metropoliten von Karlowitz, zufallen. Rajachich fehlte es weder an aufrichtiger Ergebenheit für seine Stammesgenossen noch an Mut, wenn es darauf ankam, ihre Rechte zu verteidigen; allein er besaß nicht die Entschlossenheit und Spannkraft, um die Initiative zu ergreifen, er mußte dazu geschoben, getrieben werden. Da machte sich in den letzten Tagen des April aus Neusatz, einem Hauptorte der Serben, die jedoch neben zahlreichen Ungarn und Deutschen nur einen Bruchteil der Einwohnerschaft bildeten, eine Anzahl der angesehensten Raizen auf, denen sich auf ihrem Marsche über Peterwardein fortwährend neue Mitglieder, Bürger, Abgeordnete der Grenzregimenter und der Čajkisten, auch Frauen, anschlossen, ein Zug mit Uniformen und Volkstrachten aller Art, mit Fahnen und Sackpfeifen. In Karlowitz angekommen, stellte man sich vor dem Metropolitangebäude und im Hofe desselben auf, während sich eine Abordnung, darunter der Protopresbyter Paul Stamatovich, in die Gemächer Rajachich' begab, um

ihn zur Einberufung eines National-Kongresses zu bestimmen. Stamatovich hielt an den Metropoliten eine feurige Ansprache, während die Menge unten den lauten Ruf „Skupština" ertönen ließ. „Wann soll sie stattfinden?" fragte Rajachich, der so stürmischem Begehren nicht länger widerstehen konnte. Stamatovich drückte ihm einen Kalender in die Hand und legte den Finger auf den 1. Mai, und Rajachich sagte zu. Der 1. Mai alten Stils war der 13. des gregorianischen Kalenders, und dieser Tag war es, an welchem der Zusammentritt der Skupština zu Neusatz stattfinden sollte, was das Pester Ministerium mit allen Mitteln zu vereiteln suchte. Um dem raizischen Unternehmen ein Paroli zu bieten, schrieb die Pester Regierung eine serbische National-Versammlung für den 27. nach Temesvár aus, und der Palatin forderte Rajachich strengstens auf, die angesagte Skupština abzubestellen und dahin zu wirken, daß der vom Ministerium nach Temesvár einberufene Kongreß von den Serben zahlreich beschickt werde. Diesen sollte der Temescher Graf und Obergespan Peter Černojevich (Csernovics) als königlicher Kommissär leiten. Černojevich war Serbe von Abstammung, aus der Familie des Patriarchen gleichen Namens, dessen Andenken allen Serben heilig war. Reich begütert, im ganzen Raizenland gekannt und angesehen, wurde er von der Regierung mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgerüstet, die Kanonen der Festung Peterwardein, die im Gebiete dislozierten Truppen waren ihm zur Verfügung gestellt. Er war von Haus aus gutmütig, und es fehlte ihm nicht an dem besten Willen, Unheil vom heimischen Boden fernzuhalten; allein er stand unter dem Gebot der Regierung, und so trat er sein Amt mit aller Strenge an, verkündete das Standrecht und drohte mit den äußersten Maßregeln[1].

Der 1. Mai alten Stils nahte heran, und Rajachich richtete an die königliche Kommission die Bitte, für die Dauer der Versammlung das Standrecht aufzulassen oder es doch auf Brandstifter, Räuber und Mörder zu beschränken. Da Černojevich auf diesen Vorschlag nicht einging, beschlossen die Serben, ihre Skupština für den zweitnächsten Tag nach Karlowitz zu verlegen, weil Karlowitz als einfache Militär-Kommunität im Gebiete der k. k. Militärgrenze lag, wo die ungarische Zivil-Autorität nichts zu hindern

---

[1] Vgl. F. Kapper, Die serbische Bewegung, Berlin 1851, 63—67 und dessen Südslavische Wanderungen, Leipzig 1853, S. 24 f 28—31 Beschreibung der Stadt und S. 36—38 der erzbischöflichen Residenz von Karlowitz, S. 38—41 Bilder von Rajachich und Stamatovich, vom Archimandriten Gruich, vom Abt Katjanski des Klosters Vročin. Der Verfasser ist bei all diesen Schilderungen verläßlich, weil er aus eigener Anschauung und Erfahrung schreibt. Dagegen steht er mit der Chronologie auf dem feindseligsten Fuße. So läßt er S. 33 den Tag des 15. Mai auf jenen des 12. Juni (Beschießung von Karlowitz durch Hrabowsky) folgen! Die Datierung ist vielfach ungenau und durcheinander geworfen, woran allerdings die unglückselige Verwechslung des alten mit dem neuen Stile mit Schuld trägt; so z. B. S. 179 f figuriert der 21. September alten Stils als 2. November neuen Stils statt Oktober.

und zu schaffen hatte. So kam denn am 15. (alten Stils 3.) Mai eine überaus große Menge zusammen. Es war das bunteste farbenreichste Gemisch, das sich ersinnen ließ: Čajkisten in ihren hellblauen Uniformen, die trotz des strengen Verbots ihrer Offiziere über die Donau herübergeschifft waren, Peterwardeiner, deutsch- und illyrisch-banater Militärgrenzer in ihren braunen Jacken und blauen eng anliegenden Hosen, der syrmische Landmann in blendend weißen Sonntagslinnen, Ärzte, Advokaten, Kaufleute in städtischer Tracht, hie und da national-gekleidete Gutsbesitzer, mitunter der goldbordierte Tschako eines k. k. Offiziers aus der Grenze, der es gewagt hatte, dem Verbot des kommandierenden Generals zu trotzen, selbst Leute aus dem Fürstentum in ihrer malerischen Tracht, die man Serbianer hieß, zum Unterschied von den einheimischen Serben. Nach einem in der Kathedrale abgehaltenen Gottesdienste — es war der Tag des heiligen Patriarchen Arsenius — stürmte die Menge in den Hof des erzbischöflichen Hauses, denn Palast konnte man das bescheidene Gebäude nicht nennen. Der Metropolit erschien, von donnerndem Živio empfangen, und sprach von einem Sandhügel, der sich seitwärts im Hofe erhob, zu der Kopf an Kopf gedrängten Masse. Es war ein feierlicher Moment, als Rajachich die Privilegien der serbischen Nation, von früheren Kaisern, namentlich von Leopold I., verliehen, aber längst außer Evidenz und Gebrauch gekommen, gleich heiligen Reliquien vorwies und sie dann durch den neben ihm stehenden Archimandriten Nikanor Gruich mit dessen kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme vorlesen ließ, während die Menge lautlos und andächtig lauschte: „Es sind die Traktate, die wir mit dem Hofe schlossen, als wir herübersiedelten. Sie haben längst aufgehört Verträge zu sein, weil der andere Teil, mit welchem wir sie eingegangen, sie nicht erfüllt hat. Die serbische Nation tritt also in dasselbe Verhältnis zum Hofe zurück, in welchem sie sich befand, da sie zur Niederlassung auf diesem Boden aufgefordert wurde, und es gilt jetzt, neue Verträge zu machen."

Die Versammlung beschloß, dem Pester Ministerium den Gehorsam aufzukündigen und den von diesem ausgeschriebenen National-Kongreß nicht zu beschicken. Eine feierliche Deputation sollte vom Kaiser und König erbitten: Erneuerung und tatsächliche Durchführung der den Serben bei ihrer Einwanderung gemachten Zugeständnisse, Ernennung eines Patriarchen als kirchlichen und eines Wojwoden als weltlichen Oberhauptes, Umschreibung eines eigenen Gebietes als serbischer Wojwodschaft, die das Banat, die Komitate Bács und Baranya, den Čajkistendistrikt, Syrmien und die anliegenden Militärgrenzgebiete umfassen sollte. . . . Ein Patriarch, wer sollte es sein? „Josip, Josip!" wurde allseits gerufen; Rajachich wurde auf die Schultern gehoben und stürmisch begrüßt. Wer soll Wojwode sein? Rajachich nannte die Generale oder Obriste von Grenzregimentern Jovich, Šivkovich, Thodorovich, Budisavljevich, die Menge hörte stillschweigend zu;

erst als er den Obristen vom Oguliner Grenz-Inf.-Regiment Stephan Šuplikac nannte, brach alles in freudige Zustimmung aus, denn er war allgemein bekannt und beliebt[1]. Noch wurde beschlossen, zu dem dreieinigen Königreiche in näher zu regelnde Beziehungen zu treten und einen Haupt-Ausschuß, glavni odbor, mit dem Sitze in Karlowitz einzusetzen, welchem die Geldmittel der Nationalkasse zur Verfügung zu stellen wären. Zum Vorsitzenden des Odbor wurde Stratimirovich berufen, der bald einen persönlichen Aufruf an die deutschen Mitbürger erließ[2].

Die serbische Deputation, mit „Seiner Heiligkeit" dem neu gewählten Patriarchen an der Spitze, sollte am 5. Juni in Wien eintreffen, und Gruich und Stamatovich, welche die serbische Nation am Prager Slaven-Kongresse zu vertreten hatten, sollten dahin wirken, daß am 5. Juni auch böhmische Abgeordnete in Wien einträfen, um die Petition der Serben zu unterstützen.

2.

Wie überall bei derlei nationalen Bewegungen stand auch bei den siebenbürgischen Walachen die Geistlichkeit in vorderster Reihe: Niclas Szancsaly, Erzpriester Nic. Erdély, Peter Bradu, Joh. Popovich, Ant. Vestimianu, Georg Raicu, Thomas Kochich. Neben den „Popen", und von ihnen geschützt, waren es einzelne Flüchtlinge aus der nahen Walachei, die in Verbindung mit der walachischen Studentenschaft das Feuer schürten. Von diesen Personen wurde eine große Versammlung bei Blasendorf für den 15. Mai, also zufällig den gleichen Tag mit der Serben-Versammlung in Karlowitz, angesagt und durch alle Walachengebiete verkündet. Der Ruf fand tausendfältigen Widerhall. In Trupps zu zwanzig bis dreißig Köpfen, auch Weiber und Kinder darunter, von ihren Geistlichen geführt, strömten die Walachen aus allen Gegenden des Landes herbei und hielten auf einer weiten Ebene vor der Stadt. Die Repräsentanten der walachischen Intelligenz fungierten als Ordner, machten in der Mitte einen kreisförmigen Platz frei und ließen von diesem strahlenförmig mehrere Gassen durch die dichte Masse, die man auf 40000 Köpfe anschlug, auslaufen; den äußeren Rand jenes Kreises und dieser Gassen bildeten auf der Erde kauernde Leute, mit einer Beharrlichkeit, die keine Störung duldete, so daß, wie sich ein „authentischer" Bericht von magyarischer

---

[1] Über Šuplikac' Vorleben siehe Kapper, Serbische Bewegung 78—81.

[2] Kapper a. a. O. 88 f. Der volle Titel des Haupt-Ausschusses lautete: Glavni Odbor za privremeno upravljenje (zur provisorischen Verwaltung) Vojvodstva Srbskoga Die Proklamation der serbischen Nation, datiert vom 1. Mai alten Stils siehe Janotych, Archiv I 167 f.

Seite ausdrückt[1], das Ganze einen wahrhaft imposanten Anblick darbot. In der Mitte des Kreises war ein Gerüst aufgeschlagen, mit österreichischen, walachischen und russischen Fahnen geschmückt: es trug die Honoratioren der Versammlung und diente zugleich als Rednerbühne. Unter jenen bemerkte man die beiden Nationalbischöfe des Landes, Lemény und Schaguna, aber auch einen weltlichen Würdenträger, Ladislaus v. Nopcsa; er war bisher als ein solcher bekannt, dem man nicht ungestraft seine „walachische" Abkunft vorhalten durfte; jetzt schien er als Obergespan des großenteils von Walachen bewohnten Hunyader Komitats gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Vom Turm der bischöflichen Kirche wehte eine kaiserliche Fahne, und ein dreimaliges „Se treaske Imperatu! — Es lebe der Kaiser!" erscholl aus den vielen Tausenden von Kehlen. Die Redner waren durchaus Leute aus dem Volke, meist aus den unbemittelten Klassen, junge Burschen mit struppigem Haar, ärmlich gekleidet, in abgeschabten Röcken, von nichts weniger als distinguiertem Aussehen, gleichsam als ob es sich für einen Volksstamm, dem der Stempel jahrhundertelanger Leiden aufgedrückt war, nicht anders schickte. Die Männer sprachen, die Menge horchte, bei gewissen Absätzen stellte der Redner eine Frage: „Wir wollen eine Nation sein wie die andern, nicht wahr?" Ašah! (so ist es) rief alles zurück aus der ungezählten Menge. In der Pause, die auf den Schluß einer Rede folgte, hörte man seufzen, schluchzen, fluchen; dann zeigte sich ein anderer, und lautlose Stille trat ein. „Brüder Romanen", fragte dieser zuletzt, „wollen wir den Druck länger dulden, nicht wahr nein?" „Nu, nu", tönte es tausendstimmig aus der Masse, und tausend Hände streckten sich dabei zum Schwure empor. Das Schlußergebnis war ein Eid unverbrüchlicher Treue dem Kaiser als Großfürsten von Siebenbürgen, eine Petition um nationale Selbständigkeit in politischer Hinsicht, Freiheit der romanischen Kirche ohne Unterschied der Konfession, Nationalschulen in Dörfern und Städten, Aufhebung der Robot, endlich die Niedersetzung eines National-Komitees, das alljährlich eine National-Versammlung einberufen sollte[2]. Nach geendetem Meeting entfernen sich die Honoratioren in die Stadt, der lebendige Zaun, der den Kreis und die Gassen gebildet, verschwindet, und die bisher ruhig abgeteilten Haufen fluten in eine dunkle, wimmelnde Masse durcheinander.

Die Blasendorfer Versammlung blieb keineswegs ohne Beteiligung der gesetzlichen Organe des Landes; auf der Bühne in der Mitte des weiten Raumes befanden sich zwei Kommissäre des Klausenburger Guberniums,

[1] Zur Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes, Leipzig 1851, 53.

[2] Die Romanen der österreichischen Monarchie, Wien 1849, 8—12. Als Verfasser dieser heute ziemlich selten gewordenen Schrift — in den Wiener Bibliotheken findet sie sich nicht — gilt A. Tribonian Laureanu.

und in einiger Entfernung hielt unter Generalmajor Joseph Schurtter eine Abteilung kaiserlichen Militärs vom dritten Bataillon des Regiments Karl Ferdinand „zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung bei einer großen Versammlung“[1]. Die Vorsicht war unnötig; die Leiter der Versammlung sorgten selbst dafür, daß nicht der geringste Exzeß vorfiel. Hindern hatte die Regierung die Zusammenkunft nicht können, aber im Auge halten mußte man sie. Die ungarischen und die kaiserlichen Behörden gingen dabei Hand in Hand. Widerstrebten den einen loyale Kundgebungen im Grundsatze, so suchten die andern sie hintanzuhalten, „um nicht aufzureizen“. Letztere leisteten in diesem Punkte mitunter wahrhaft großartiges an mattherziger Selbstverleugnung. Es kam vor, daß Abteilungen Militär magyarischen Garden Beistand leisteten, kaiserlich gesinnte Ortschaften zu züchtigen. Unter solchen Umständen waren die Walachen die längste Zeit nicht bloß auf ihre eigenen Kräfte angewiesen; sie mußten auch jeden Augenblick gewärtig sein, mit den Organen der kaiserlichen Regierung in Zusammenstoß zu geraten.

Die nächste Folge der Blasendorfer Versammlung war die Zusammensetzung eines National-Ausschusses, zu dessen Präsidenten Bischof Schaguna, zum Vizepräsidenten Georg Baritiu [spr. Baritz] gewählt wurden, und die Abfassung zweier gleichlautenden Petitionen, einer an den Kaiser, der andern an die siebenbürgischen Landstände. Das Begehren zielte auf Gewährung aller den bisher ausschließlich allein berechtigten drei ständischen Nationen, Ungarn, Szekler und Sachsen, zustehenden Rechte in gleicher Weise für die Walachen. Auch die Frage der Union Siebenbürgens mit Ungarn wurde berührt, selbstverständlich nicht in einer den Magyaren zusagenden Weise[2].

3.

In den andern Teilen des revolutionierten Weltteiles schienen sich die Radikalen das Losungswort des 15. Mai gegeben zu haben, um den Umsturz aller politischen und sozialen Verhältnisse, den sie anstrebten, ins Werk zu setzen.

Man hat im Jahre 1848 die Polen als die Allerweltsrevolutionäre verschrieen: tat man ihnen damit unrecht? Nachdem sie in Krakau, in Lemberg und im Posenschen unterlegen waren, versuchten sie von Frankfurt und von Paris aus von neuem ihr Glück. In der deutschen National-

---

[1] Heydte, Der Winter-Feldzug des Revolutionskrieges in Siebenbürgen[2], Leipzig 1863, 24.

[2] Friedenfels, Bedeus von Scharberg II 43 f.

Versammlung hatten ihre Freunde von allem Anfang wenig Aussicht, für ihre Anträge die Mehrheit zu gewinnen; um so günstigeren Erfolg schienen die Demonstrationen der revolutionären Propaganda in der französischen Hauptstadt zu verheißen. Es waren hier eigentlich zwei Parteien, die einander gegenseitig ausbeuteten: die sozialistische benützte das Schlagwort der Befreiung Polens, um die Massen in immer neue Aufregung zu versetzen, und die polnische mißbrauchte die Aufregung der Massen, um Verbündete für ihre nationale Sache zu werben.

Die Beziehungen Frankreichs zu Polen datierten auf Jahrhunderte zurück. In der napoleonischen Zeit, namentlich seit dem Kriegszuge gegen Rußland, waren sie von neuem aufgefrischt worden; das Losungswort Vive la Pologne! war dem Pariser Pöbel geläufig[1] und wurde jetzt von den Führern der aufständischen Partei als Schlachtruf benützt. Die polnische Emigration zielte auf nichts weniger als auf Krieg gegen Rußland, Österreich und Preußen; die französischen Umstürzler verlangten, die Regierung solle die Wiederherstellung von Polen zu einer Frage von Krieg oder Frieden machen.

Die Zeit war da, wo die republikanische Volksvertretung das Werk der Konstituierung beginnen sollte. Es waren 900 Abgeordnete zu wählen. Lamartine wurde in zehn Bezirken genannt, in Paris selbst zählte man für ihn 259800 Stimmen; von den Radikalen erhielten Albert 133000, Ledru-Rollin 132000, Louis Blanc 120000 Stimmen. In Lyon, der zweiten Stadt Frankreichs, gelang es dem revolutionären Zentralkomitee nur zwei seiner Leute durchzubringen. Die überwiegende Mehrzahl aller Gewählten waren Männer von gemäßigten Grundsätzen, nicht wenige von ihnen waren ausgesprochene Feinde des eingetretenen Umschwunges. Die Radikalen waren enttäuscht und empört über diesen Ausfall der Wahlen. Das allgemeine Stimmrecht, hieß es bei ihnen, gefälscht durch tausenderlei Wahlumtriebe, habe sie um die Früchte republikanischer Freiheit betrogen. „Wenn ihr fortfahren werdet", rief Barbès in der „Gesellschaft der Menschenrechte, droits de l'homme", „die alte gesellschaftliche Ordnung zu verteidigen, so werdet ihr am Tage des Kampfes die Sektionen geordnet und gerüstet finden, und es wird nicht Pardon sein, den sie euch werden zuteil werden lassen, sondern das Gericht!" Hauptheter und Organisator des geplanten Schlages war ein gewisser Huber, der seit den Februartagen bei allen Aufständen die Hand im Spiele hatte; er war Präsident des Comité centralisateur. Die „Gesellschaft der Menschenrechte" rühmte sich, in Paris über 20000, in der Umgebung über 14000 Anhänger zu

[1] Aucune cause ne fut jamais populaire en France à l'égal de la cause polonaise (Daniel Stern [Gräfin d'Agoult], Histoire de la Révolution de 1848 II 240). Le peuple depuis quinze ans était accoutumé à repondre à ce nom (Lamartine, Histoire de la Révolution de 1848 II, Bruxelles 1849, 312).

verfügen; sie hatte ihren Sitz im Palais-Royal und erklärte sich an jedem kritischen Tage permanent. Nicht minder gefährlich war der Klub Sobriers; das Bureau der von ihm herausgegebenen Commune de Paris befand sich in der Rue Rivoli. Huber und Sobrier beschlossen das Feldgeschrei Vive la Pologne zur Veranstaltung einer Massendemonstration zu benützen; sie zählten auf die Mitwirkung aller demokratischen Klubs sowie auf jene der Studenten und der Nationalwerkstätten, welch letztere allein bei 15000 Mann liefern konnten. Eine Petition zu Gunsten der Polen wurde abgefaßt und sollte am 15. Mai in die National-Versammlung gebracht werden.

* * *

Als mit dem Siege der Revolution in Frankreich eine neue Ära inauguriert war, hatten es ihre Propheten und Jünger an begeisterten Verheißungen aller Art nicht fehlen lassen. Vor dem Umsturz war es eines ihrer stärksten Argumente gewesen: Parteien könne es bloß unter einer dem Lande widernatürlich aufgedrungenen Regierung geben, nicht unter einer solchen, die den allgemeinen Volkswillen zur Grundlage habe; reibe sich dort die beste Kraft der Nation im Widerstreite gegeneinander gehetzter Oppositionen auf, so könne hier eine Verschiedenheit der politischen Meinung, weil diese im großen Ganzen in eines verschmelze, gar nicht aufkommen. Diese Theorie wurde, nachdem der große Sieg errungen, schwungvoller als je verkündet. „In der Republik sind Revolutionen unmöglich", rief der Redakteur eines der Blätter solcher Richtung; „kann ein Volk gegen sich selbst aufstehen?!" Doch siehe da, es waren seit dem Falle des alten Systems kaum zwei Monate ins Land gegangen, als das Blutbad von Rouen, 27. und 28. April, furchtbare Antwort auf jene Frage gab. Denn es war das nicht etwa ein Kampf zwischen Republikanern und Antirepublikanern — wer würde damals gewagt haben, für legitimistische oder orleanistische Interessen in die Schranken zu treten! Die Bewohner der Arbeiterquartiere Martinville und Saint-Hilaire waren sicher keine Monarchisten, und General Gérard, der sie mit seinen Bajonetten und Geschützen zu Paaren trieb — es war dies am Tage nach dem gleichen Erfolge des Feldmarschalleutnants Castiglioni in Krakau —, war an der Spitze der Regierungstruppen ebensowenig Royalist. Es war ganz eigentlich ein Kampf zwischen republikanischen Aufrührern und den gesetzlichen Autoritäten der Republik.

Im Freistaate, so lautete die Theorie weiter, regiert der allgemeine Volkswille. „Was ist allgemeiner Volkswille?" so ließe sich fragen, wie Pilatus den Herrn fragte: „Was ist Wahrheit?" Die Tatsache stand seit den ersten Tagen fest: es gab unter dem Walten der Republik ebenso Parteien, wie es deren unter der Monarchie gegeben hatte, und wie in

dieser schieden sie sich in zwei Gruppen, die der „Maßvollen“ und die der „Maßlosen“. Es ließ sich in den ersten Wochen der wiedererstandenen Republik wahrhaftig nicht sagen, Demokratie, Sozialismus, und was an diesen Schlagworten hängt, hätten nicht ausreichende Gelegenheit gehabt, ihre Grundsätze in wirksamer Weise zur Geltung zu bringen. Doch was war das Ergebnis? Jahrzehnte hindurch hatten die Männer der Schule, denen jene Grundsätze die allein heilbringenden waren, insgeheim und offen, in Wort und Schrift, ja von der parlamentarischen Rednerbühne herab, den Zeitpunkt der Erlösung herbeigesehnt, und als dieser endlich gekommen, als die Aufforderung gegeben war, die lang durchsprochenen Grundsätze ins Leben einzuführen, da erklärten Louis Blanc und Monsieur Albert im Palais-Luxembourg, sie würden die gesellschaftliche Frage „studieren“.

Doch die Parteien, die sie zu vertreten sich einbildeten, waren über das Stadium des Studierens, worüber die beste Gelegenheit verloren gehen konnte, bei weitem hinaus. Über ganz Frankreich breitete sich ein Netz sozialistischer und kommunistischer Klubs, deren man zu einer Zeit allein in Lyon nicht weniger als 130 zählte. Was in der späteren, ruhigeren Zeit Léon Faucher der National-Versammlung von den Reden enthüllte, die in jenen Versammlungen gehalten wurden, grenzt ans Unglaubliche. Im Klub „Die Weintraube“ galt das Losungswort: „Der Reiche hat kein Recht zum Besitz von Gütern, es muß alles frei und gemeinsam sein wie das Sonnenlicht.“ Im „Boulevard du Temple“ rief man: „Jeder Besitz ist ein am Nichtbesitzenden begangener Raub, es muß jeder Unterschied zwischen arm und reich aufgehoben werden.“ Im Klub „Fauburg Montmartre“ sagte ein Redner: „Die Stärksten müssen die Oberhand haben, man muß nicht anders handeln als mit dem Gewehr in der Hand.“ In einem der Klubs von Rouen hatte es unmittelbar vor dem Ausbruch des dortigen Aufstandes geheißen: „Lasset uns jeden Aristokraten, dem wir begegnen, in Stücke reißen, und einen Teil von dessen Fleische mitnehmen, es einsalzen und zum ewigen Andenken aufbewahren.“ Unter Aristokraten aber wurden alle verstanden, die sich einigen Besitzes erfreuten. So waren, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, die Verkünder der neuen Beglückungslehre einem Chirurgen zu vergleichen, der uns den Kopf abschneidet, um uns vom Zahnweh zu heilen[1]. Jenen Blutreden gegenüber mochten die Pariser Arbeiter noch als zahm gelten, wenn sie in dem Kampfe gegen die Gesellschaft, der ihre Führer den Untergang geschworen hatten, Fahnen entfalteten mit der Aufschrift: Le vol et le pillage!

* * *

[1] Grazer Ztg 1848 Nr 234; der Aufsatz, dem wir die obigen Worte entlehnen war aus Wien datiert und trug die Chiffre Dr J. G.

Am 4. Mai fand sich die konstituierende National-Versammlung im Palais-Bourbon ein. Die provisorische Regierung legte die von ihr übernommene Gewalt nieder, und die National-Versammlung wurde für eröffnet erklärt. Aus dem Säulengange des Palastes las Crémieux der zusammengeströmten Menge die „Erklärung des französischen Volkes" vor, daß die am 24. Februar ausgerufene Republik Frankreichs Regierungsform sei und bleiben werde. Maßloser Jubel des Volkes, vom Invalidenplatz donnerten die Geschütze, Trommelwirbel, Trompetengeschmetter. In den Saal zurückgekehrt, erhoben sich die Repräsentanten und riefen: Es lebe die Republik! Der liberale Duvergier de Hauranne sagte zu Louis Blanc: „Wir sind es gewiß nicht, welche die Republik gewollt haben; nun sie aber einmal da ist, schließen wir uns diesem Regime ohne Vorbehalt an." Am 5. Mai wurde Buchez zum Präsidenten gewählt, „dieser erzkatholische Bewunderer des Konvents"; in das Bureau kamen vom Arbeiterstand zwei besonnene und einsichtsvolle Leute: Corbon und Peupin. Am 8. Mai wurde eine aus fünf Mitgliedern bestehende Vollziehungskommission gewählt: die meisten Stimmen (725) erhielt Arago, der darum den Vorsitz übernahm; Lamartine hatte um 80 Stimmen weniger (645); die andern waren Garnier-Pagès, Marie, Ledru-Rollin. Die Ministerportefeuilles fanden folgende Verteilung: zwei Ärzte Recurt und Trélat für das Innere und für die öffentlichen Arbeiten, Carnot Unterricht, Crémieux Justiz, Flocon Ackerbau und Handel, Duclerc Finanzen, Bethmont Kultus, Admiral Casy Marine. Der Minister des Äußern, Bastide, war ein Mann von Mut, ein durchaus achtenswerter Charakter, aber völlig unerfahren in den Usancen seines neuen Berufes, weich und zaghaft unter rauhen Formen.

„Niemals vielleicht", sagt der geistvolle Pseudonymus Daniel Stern[1], „seit der Errichtung freier Regierungen hat irgend eine politische Versammlung eine Macht der Lage und der öffentlichen Meinung besessen, wie jene war, mit der sich die konstituierende National-Versammlung bekleidet sah. Durch das allgemeine Stimmrecht hatte sie die ganze Nation, aus der sie hervorgegangen, hinter sich und freies Feld vor sich. Es gab keine Gewalt, die sie in ihren Entschließungen hindern, ihr das Recht der Initiative streitig machen konnte, keinen König, keine Prinzen, keinen Hof; sie befand sich im Besitze unangefochtener Allmacht."

Der erste Mißklang kam in die Versammlung von seiten Louis Blancs, der sich von jedem Anteile an der neuen Regierung ausgeschlossen sah und in der Sitzung vom 10. Mai mit Ungestüm ein Ministerium der Arbeit und des Fortschrittes, du travail et du progrès, verlangte, aber nur Unruhe und Murren von allen Seiten der Kammer erntete. Am 13. Mai bestieg Wolowski, ein in Frankreich eingebürgerter Pole, die Rednerbühne

[1] Histoire de la Révolution de 1848 II 229 233.

und verlangte im Namen der Delegierten aus Galizien, Krakau und Posen die Unterstützung Frankreichs zur Befreiung seiner Nation. Lamartine verlangte Bedenkzeit. Die Debatte wurde für den 15. anberaumt. Außerhalb der Versammlung reizten und schürten die Radikalen: eine große Volkserhebung an demselben 15. Mai sollte Sturz der Vollziehungskommission, Sprengung der National-Versammlung, Einsetzung eines Wohlfahrts-Ausschusses erzwingen. Am 14. fand unter dem Vorsitze Marrasts eine zahlreich besuchte Versammlung im Bibliotheksaale des Staatsrates statt; mit Ausnahme einer einzigen Stimme, der Babaud-Laribières, wurde sofortiger Krieg in Polen und in Italien beschlossen; es wurde dabei offen ausgesprochen, man müsse einen Abfluß der überschüssigen Bevölkerung Frankreichs und Nahrung für die Phantasie der Massen suchen. Caussidière als Chef der Polizei verhielt sich vollkommen ruhig; als ihn der Minister Recurt am Abend des 14. Mai zitierte, meldete er sich krank und erklärte keinerlei Befürchtungen für den kommenden Tag zu haben[1].

Am Morgen des 15. Mai füllte sich der Bastilleplatz mit einer von Minute zu Minute stärker anschwellenden Menge, fortwährend trafen neue Gruppen mit ihren Bannern ein; das Feldgeschrei war Vive la Pologne! Vive la République! Unter diesen Rufen setzten sich bei 150000 Mann in Bewegung gegen den Sitz der National-Versammlung. „Wir müssen unsern Commis einen Besuch abstatten!“ lachten die einen. „Noch heute abend reisen wir nach Polen ab“, hieß es bei den andern. Eine kleinere Abteilung zog vor das Palais-Luxembourg, wo die neue Regierung ihren Sitz hatte; Arago, Garnier-Pagès, Marie befanden sich daselbst und erklärten sich in Permanenz, Lamartine und Ledru-Rollin begaben sich in die National-Versammlung. Von der Masse der Aufständischen wurde auf dem Madeleineplatz ein kurzer Halt gemacht. Auf der Place de la Concorde war General Courtais mit einem Bataillon von den Mobilen und einem halben Bataillon Nationalgarde zum Schutze der National-Versammlung aufgestellt; aus der Menge rief es: „Das ist unser General Courtais! Es lebe der General des Volkes!“ Dadurch geschmeichelt, ließ Courtais Gewehr bei Fuß nehmen und den Massenzug passieren.

Man kam vor das Palais-Bourbon, die Umgitterung wurde überklettert, die Eingänge wurden erstürmt, die Menge drang in die Vorsäle. Lamartine und Ledru-Rollin stellten sich ihnen entgegen. Ledru-Rollin konnte sich ihnen nicht verständlich machen. Als die Menge Lamartine erblickte, ertönten vereinzelte Rufe: Mort à Lamartine! Die Mehrzahl aber ließ ihn hoch-

[1] Allgemein hielt man in Paris das Unwohlsein Caussidières für einen bloßen Vorwand, was aber Lamartine (Hist. de la Révolution de 1848 II 313 f 357 f) nicht gelten lassen will und den Chef der Polizei warm in Schutz nimmt.

leben. Lamartine hatte als Präsident der provisorischen Regierung und Leiter der auswärtigen Politik den Grundsatz verfochten, daß Frankreich nicht angriffsweise gegen die alten Monarchien vorgehen, daß es sich den Anlaß, die Mittel und die Stunde vorbehalten solle, in die Angelegenheiten des Weltteils einzugreifen. In diesem Sinne sprach er auch jetzt zur Menge; man hörte ihn an, einige aber schrieen: „Genug der Phrasen, hören Sie auf mit Ihrer alten Leier!" Lamartine erzielte diesmal keinen Erfolg; immer wieder ertönten Rufe: Vive la Pologne! So war es auch in der Kammer. Laviron rief ihm zu: „Bürger Lamartine, wir verlangen von der Versammlung einen Beschluß zu Gunsten von Polen, einen unmittelbaren Beschluß, wenn nicht . . ." Als sich Lamartine mit würdevoller Ruhe erhob und Verwahrung einlegte gegen ein so ungestümes Begehren, erwiderte Laviron etwas kleinlaut: „Bürger Lamartine, wir alle bewundern Sie als Dichter, aber setzen kein Vertrauen in Sie als Staatsmann."

Wolowski schickte sich an, für das Land seiner Vorfahren zu sprechen. Da läßt sich von außen ein unheimliches Getöse vernehmen. Degousée, einer der Quästoren, gibt mit erregter Stimme bekannt, daß General Courtais der Nationalgarde befohlen habe, ihre Bajonette zu versorgen und man sich daher auf eine Überflutung der Kammer gefaßt machen müsse. Der Redner erbleicht, man ruft ihm zu: „Fahren Sie fort! fahren Sie fort!" Doch immer näher dringt das Getöse, immer vernehmlicher werden die wilden Rufe. Türen krachen, und bald erscheinen die ersten Blusenmänner mit roten Halsbinden, schweißtriefend und staubbedeckt auf der Galerie, von deren Sitzen sie die erschreckt kreischenden Damen vertrieben haben. Unten im Saale zeigen sich Sobrier, Raspail, Huber an der Spitze ihrer Klubs; unter den Abgeordneten gibt es einen unentwirrbaren Knäuel, die einander die Tribüne streitig machen; Barbès, Thomas, Blanc, Ledru-Rollin beschreien das Volk, an sich zu halten, sich zu mäßigen. Der Präsident Buchez will sich dieser Mahnung anschließen, doch ein Mann aus dem Volke ruft ihm gebieterisch zu: „Halt dein Maul, du hast kein Recht, hier zu sprechen!" Louis Blanc läßt die große Petition verlesen und verlangt unverweilte Abstimmung, was jedoch die Abgeordneten verweigern. Er spricht aus einem Fenster der Rue de Bourgogne das Volk an, erinnert an die glorreichen Tage des Februar, die den Thron über den Haufen geworfen. „Es lebe die Universalrepublik!" wird gerufen, Louis Blanc von den Umstehenden in die Höhe gehoben und im Triumphe umhergetragen.

Blanqui will die „Schlächtereien" von Rouen zur Sprache bringen, Gerechtigkeit gegen sie und Organisation der Arbeit verlangen. Sobrier fällt ihm ins Wort: „Darum handelt es sich jetzt nicht, reden Sie von Polen!" Blanqui geht auf das Thema ein: „Wir verlangen von der Versammlung unverweilte Kriegserklärung gegen die Mächte zur Befreiung

von Polen!" Barbès, der sich von seinem Rivalen nicht überbieten lassen will, stürzt auf die Rednerbühne und beantragt unmittelbaren Ausmarsch und Besteuerung der Reichen mit einer Milliarde. Eine Stimme aus dem Haufen: „Du irrst, Bürger Barbès, zwei Stunden allgemeine Plünderung, mehr brauchen wir nicht!" In diesem kritischen Augenblicke werden aus der Ferne der dumpfe Schall von Trommeln und das Geheul der Sturmglocken vernehmbar. Barbès stutzt, die Menge horcht, dann bricht sie in ein Wutgeschrei aus: „Verrat! Verrat! Tod jedem, der es wagt, Alarm schlagen zu lassen!" Buchez wird am Kragen gepackt: er soll sogleich den Befehl geben, daß die Nationalgarde sich zurückziehe. Auf der Spitze einer Pike wird ein großes Blatt Papier auf die Tribüne gereicht, Huber liest es, während Totenstille im Saale herrscht: „Im Namen des Volkes, die National-Versammlung ist aufgelöst." Buchez, der noch eine derbe Behandlung erfahren, verläßt seinen Sitz und den Saal, viele Repräsentanten gleichfalls.

Laviron nimmt den leeren Präsidentenstuhl ein. Ein Mann aus dem Volke verliest von der Tribüne die Namen der neuen Regierung: Blanqui, Barbès, Cabet, Louis Blanc, Albert, Pierre Lacroix u. a., als sich von außen Trommelschlag vernehmen läßt. „Die Mobilgarde", läuft es von Mund zu Mund; „wir sind verraten." Allgemeiner Schrecken, die Eindringlinge suchen ihr Heil in der Flucht; als Kommandant Clary mit dem zweiten Bataillon der Mobilgarde am Eingange des Saales erscheint, gewahrt er nichts als ein Gewirre sich durch die entgegengesetzte Tür drängender Ausreißer. Die Abgeordneten, deren Mehrzahl sich aus dem Saale davongeschlichen hatte, kehrten auf ihre Sitze zurück. Der Finanzminister Duclerc besteigt die Rednerbühne und verkündet unter stürmischem Zuruf der Abgeordneten: „Die National-Versammlung ist nicht aufgelöst!" Buchez nimmt wieder seinen Präsidentensitz ein, nicht ohne Widerspruch einzelner Deputierten, die ihm Schwäche in der Leitung der letzten Stunde vorwarfen. Auch Louis Blanc wollte auf seinen Sitz zurückkehren; als er sich aber im Vestibül zeigte, fielen Nationalgarden über ihn her, behandelten ihn mit Püffen, rissen ihm Haarbüschel aus, zerfetzten seine Kleider und würden ihn ums Leben gebracht haben, wenn ihm nicht mehrere Abgeordnete zu Hilfe gekommen wären[1]. Ähnlich erging es dem General Courtais, der sich jetzt sichtbar machte, über dessen feige, nahezu verräterische Haltung die Nationalgarden empört waren; sie rissen ihm die Epauletten und das Ehrenkreuz von seiner Uniform und jagten ihn davon.

Während dieser Vorgänge im Palais-Bourbon hatten sich Barbès und Albert in das Stadthaus begeben, wo sie jetzt, nachdem das Volk die Eingänge erzwungen hatte, die Herren spielen wollten: die

---

[1] Louis Blanc, Histoire de la Révolution de 1848 II. Paris 1870, 93.

Nationalgarde sollte aufgelöst werden, jeder in Uniform sich zeigende Nationalgardist geächtet sein. Lamartine erklärt in der National-Versammlung seinen Entschluß, sich in das Stadthaus zu begeben, um auch dort reinen Boden zu schaffen. Er und Ledru-Rollin besteigen Kavalleriepferde unter geringer Bedeckung, die sich unterwegs fortwährend verstärkt. Barbès war im Stadthaus eben im Begriffe, seine Dekrete zu entwerfen, als Lamartine und Ledru-Rollin an der Spitze bewaffneter Nationalgarden erscheinen. Die verblüffte Menge läßt ihre Verführer im Stich: Vive l'assemblée nationale, guerre aux factieux! Barbès und Albert werden ohne jeden Versuch einer Gegenwehr festgenommen; ihre Anhänger stürzen mit dem Rufe Sauve qui peut aus dem Saale. Siegestrunkene Nationalgarden dringen in die Wohnungen Blanquis, Barbès' und anderer Sozialistenführer, wo sie arge Verwüstungen anrichten. Die Bureaus von Sobriers Commune de Paris, von Thorés' Vraie République werden erstürmt und geplündert; bei Sobrier fanden sich die Entwürfe von sieben Proklamationen: Auflösung der National-Versammlung sowie der Nationalgarde, die durch eine force ouvrière ersetzt werden sollte, Progressivsteuer u. a.[1] Barbès und Albert, Sobrier, Raspail und Huber wurden noch in derselben Nacht nach Fort Vincennes gebracht; Louis Blanc wußte seinen Verfolgern zu entkommen. Die volle Entrüstung der erhaltenden Klassen richtete sich gegen den Polizeipräfekten Caussidière, der, wie allgemein verbreitet wurde, eine Erkrankung des Fußes vorgeschützt habe, um an diesem verhängnisvollen Tage zu Hause zu bleiben. Als er gegen Abend mit Lamartine nach seinem Amte fuhr, hatte er es nur Lamartines Schutze zu verdanken, daß er unter den fortwährenden Rufen „Nieder mit Caussidière" mit heiler Haut davonkam. In der Polizeipräfektur angelangt, legte er auf das Andringen Lamartines seine Stelle nieder.

Der Sieg der Regierung war vollständig. Denn auch Arago, Marie und Garnier-Pagès, im Palais-Luxembourg von einem wilden Haufen umlagert und bedroht, hatten sich tapfer gehalten und behauptet. Am 17. Mai übernahm General Cavaignac, eben aus Afrika heimgekehrt, wo er sich Ehre und Ruhm erworben hatte, das Kriegsportefeuille, das ihm schon früher angetragen worden war. Er war der Sohn eines alten Freiheitsmannes und hatte für seine Person aus seinen republikanischen Gesinnungen nie ein Hehl gemacht, war aber gleichwohl von Rang zu Rang avanciert; denn die Prinzen Orleans und Marschall Bugeaud hielten seine Befähigung wie seinen Charakter hoch. Die bewaffnete Macht wurde jetzt auf einen festeren Fuß gestellt, die irregulären Korps, die Montagnards, die Leibwache Caussidières und die Lyonnais der republikanischen Garde wurden teils

---

[1] Gradis, Histoire de la Révolution II, Paris 1872, 39—41.

aufgelöst teils reorganisiert; Paris erhielt eine regelmäßige Besatzung von 30000 bis 45000 Mann[1]. Von den revolutionären Klubs wurde einer nach dem andern geschlossen, nach ihren Führern wurde gefahndet. Blanqui wurde, nachdem er viele Verstecke gesucht und gefunden, am 28. Mai ergriffen. „Man nehme an", äußert Proudhon in seinen „Bekenntnissen eines Revolutionärs", „die Auflösung der National-Versammlung wäre gelungen, wer kann sagen, wie weit die Revolution gegangen wäre und wie es dann mit Europa heute bestellt sein würde?"

4.

In Neapel stand der Zusammentritt der Kammern gemäß der vom König Ferdinand II. gegebenen Verfassung bevor: es waren 99 Abgeordnete, die sich am 14. Mai im Saale des Monte Oliveto einfanden[2].

Die politische Luft war schwül und gewitterschwanger. Das Ministerium Troya[3] stand ganz unter dem Einflusse, um nicht zu sagen unter dem Diktate der radikalen Partei; die Presse war zügellos, die Klubs stellten maßlose Anträge. An die Minister traten einzelne aus dem Volke mit den sonderbarsten Zumutungen heran, sie wollten für erlittenen Schaden entschädigt, für ihre bei der Revolution erworbenen Verdienste, für den beim Schreien verschwendeten Atem belohnt sein. Die Art, wie sie forderten, war unverschämt, unflätig, verrückt. Eine Frau von schlechtestem Rufe verlangte vom Justizminister Giovanni Vignali Geld, und versetzte ihm, als er sie abwies, eine Ohrfeige. Flugschriften von Giuseppe Dandano, von Giuseppe Vera u. a. predigten offen den Kommunismus. In manchen Gegenden schritt man tatsächlich an die Aufteilung des Gemeindeguts, in San Giorgio la Malara an die Beschlagnahme der liegenden Gründe des Fürsten Ruffo. Von Mordtaten an ganz schuldlosen Personen hörte man allenthalben. Die Radikalen steuerten auf die Republik los. Das Ver-

---

[1] Caussidière, Mémoires II, Bruxelles 1849, 121—149.

[2] Über die Ereignisse vom 14. und 15. Mai und deren Folgen siehe Nisco, Ferdinando II., Napoli 1884, 171—198; Settembrini-Kirchner, Erinnerungen I, Berlin 1892, 287—309; Zappoli, Il Borbone di Napoli, Società tip. Bolognese; Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, Regensburg 1853, N. F. I 375—386. Zappoli schreibt als Radikaler, der ungenannte Verfasser der „Allgemeinen Geschichte" als Antirevolutionär; der eine wie der andere einseitig, nicht ohne Übertreibung, selbst Entstellung der Tatsachen. Nisco und Settembrini gehören entschieden der Opposition an; doch sind sie maßvoll und gerecht, und namentlich Settembrini läßt sich über mancherlei von der Partei, der er angehörte, begangene „Dummheiten" in ganz ungeschminkter Weise aus.

[3] Siehe Bd I S. 370.

fassungsstatut des Königs verhöhnten sie als eine „unmoralische und schandhafte Nachbildung der Verfassung von Frankreich". Es fehlte nicht an Gegendemonstrationen in vielen Gemeinden, Entfaltung des roten Tuches unter Hochrufen auf den König, Aufpflanzung der bourbonischen Fahne auf dem Marktplatze[1]. Es waren Zustände, die sich nicht länger ertragen ließen. Der alte Fürst von Strongoli legte seine Stelle als Kommandant der Nationalgarde nieder, indem er sich auf ein Wort des Pietro Giannone berief: „Es gibt kein Volk, das unfähiger für Freiheit und mehr habgierig wäre, als das neapolitanische — Non è popolo meno capace di libertà e più avido che il popolo napoletano." Es gab keinen vernünftigen Menschen, welcher politischen Richtung er angehören mochte, der sich nicht nach einer starken Regierung sehnte, an Stelle dieser „Minister-Advokaten", die den Mund von Freiheit und Gesetzlichkeit vollnahmen, aber, wenn sie alles auf den Kopf gestellt hatten, aus Furcht vor dem Ausgang ihre Entlassung gaben, wie Ferretti tat, der durch Manna ersetzt wurde, und wie später Imbriani, allerdings aus ehrenwerten Gründen, und Ruggiero, der sich für bessere Zeiten schonen wollte. In den Straßen trieben sich Zuzüge aus Sizilien und die calabrischen Freischärler Cartuccis herum. Das Militär war konsigniert. Von Schimpf und Schmähungen verfolgt, ohne genügenden Schlaf und Ruhe, immer unter den Waffen, gleich wilden Tieren in ihren Kasernen eingesperrt, wo es verboten war zu lesen, zu schreiben, Bürger zu empfangen, kurz wie Hunde an die Kette gelegt — war es zu wundern, daß Offiziere wie Mannschaft Rache brüteten?[2]

Ferdinand verlangte von den Mitgliedern beider Kammern einen Eid auf die von ihm am 10. Februar verliehene Verfassung: giuramento di esser fedeli al re ed alla costituzione. Aber die Abgeordneten hielten sich an die vom Ministerium Troya am 3. April in Aussicht gestellten Gewährungen und entwarfen einen Königseid, der den Monarchen für alle Zukunft binden sollte[3]. Vor dem Monte Oliveto wogte eine ausgelassene Menge, die den Abgeordneten huldigend zujauchzten. Es verbreitete sich das Gerücht, der König werde die an ihn gestellten Forderungen nicht bewilligen. Die Vertreter erklärten ihre Versammlung auf den Vorschlag Stefano Romeos in Permanenz und verlangten einen konstituierenden Reichstag. Die Minister boten ihre Entlassung an, doch der König erklärte, sie müßten während des Sturmes, den sie heraufbeschworen, auf ihren Posten bleiben. Den Kammern gegenüber wollte er es nicht sogleich auf das äußerste ankommen lassen: er sandte den Deputierten durch den Ministerpräsidenten

---

[1] Nisco, Ferdinando II. 156—158 160.

[2] Settembrini-Kirchner, Erinnerungen I 271 285 f.

[3] Nisco 165.

eine Eidesformel, in der auch des Programms vom 3. April, namentlich in Hinsicht der Pairskammer, welche die Radikalen abgeschafft wissen wollten, gedacht war. Allein bei den Abgeordneten war bereits alle Besonnenheit geschwunden. Die Stimme des alten Generals Gabriele Pepe, der zur Nachgiebigkeit mahnte, wurde nicht gehört. Der Civica-Hauptmann La Cecilia rief: „Kein Heil als Barrikaden!“ Die Nationalgarde wurde alarmiert.

Um Mitternacht vom 14. auf den 15. Mai entstanden in der Toledostraße die ersten revolutionären Bollwerke, die bald auch in andern Stadtteilen aus der Erde wuchsen. Die Kammer war wie toll, Giuseppe Ricciardi verlangte Übergabe aller festen Plätze an die Civica, Entfernung der Truppen auf den Umkreis von 40 Miglien, Auflösung der königlichen Leibgarde. Eine Anzahl gemäßigter Mitglieder entfernte sich aus der Versammlung und bemühte sich, dem Bau der Barrikaden Einhalt zu tun, sie erfuhren Hohn und Schimpf und lebensgefährliche Bedrohung. Auf Gabriele Pepe legte ein junger Mensch seine Flinte an, Pepe stieß den Lauf in die Höhe, so daß der Schuß in die Luft ging: „Machen Sie keine Dummheiten!“[1]

* * *

Mittlerweile war im königlichen Palaste ein Komitee zusammengetreten, das einen entscheidenden Schlag gegen die Aufstandspartei in Beratung nahm. Der Generaladjutant des Königs, Fürst von Ischitella, versammelte die Offiziere mit der Mahnung, sich für einen Angriff bereit zu halten, der Marschall Marchese di Salcito und der Kapitän der königlichen Garde Paolo Caracciolo verbreiteten in allen Teilen der Stadt einen Kriegsbefehl. Ferdinand ließ sie gewähren, ohne an ihren Schritten teilzunehmen; im Hafen stand, für den Fall, als der Streich mißlänge, ein Dampfer bereit, auf den sich der König und seine Familie durch einen geheimen Gang aus dem Schlosse in Sicherheit bringen konnten[2].

Am 15. Mai sieben Uhr morgens bezogen die Truppen ihre Aufstellung. General Nunziante übernahm den Oberbefehl. Eine Deputation erschien vor dem König mit der Bitte, die Truppen zurückzuziehen; Ferdinand versprach es, wenn zuvor die Barrikaden weggeräumt würden: „a fine di non avvilire la milizia con mostrare di cedere innanzi al popolo.“ Viele Deputierte verteilten sich in die Straßen, um zur Abtragung der Barrikaden zu mahnen; allein sobald sie den Rücken wandten, entstanden die Bollwerke aufs neue, stärker als früher. Die Heftigsten sprachen vom

---

[1] Settembrini-Kirchner 290 f. [2] Nisco 161 f.

Tode des Königs, von Ausrufung der Republik, von Einsetzung einer provisorischen Regierung. Da ertönten, es war elf Uhr vormittags, vom Fort Sant' Elmo drei Alarmschüsse, die rote Fahne wurde entfaltet und der Kampf begann. Troya mit den Ministern trat vor den König und baten ihn, den Greueln ein Ende zu machen. „Sie würden besser getan haben", entgegnete Ferdinand streng, „die Barrikaden nicht entstehen zu lassen; befehlen Sie, daß man sie entfernt!" — „Das steht nicht in unserer Macht, niemand hört auf uns!" — „Dann kann ich auch das Schießen nicht verbieten. Gehen Sie, ich bedarf Ihrer nicht mehr, aber bereiten Sie sich auf das redde rationem vor!" Der Minister Scialoia wollte sich auf den König stürzen, Conforti hielt ihn am Arme fest: „Was willst du?! Du richtest dich und uns zu Grunde!"

General Nunziante führte die Schweizer-Regimenter gegen die Toledostraße. Sie wurden mit heftigen Schüssen von den Barrikaden empfangen, ein Soldat fiel, ein Offizier wurde verwundet. Die Soldaten, Neulinge, die zum erstenmal im Feuer waren, wichen in Unordnung zurück. General Raffaele Carascosa sammelte sie, führte sie aufs neue ins Feuer, und nun drangen die Schweizer unaufhaltsam vor, während Geschütze die Toledostraße ihrer ganzen Länge nach bestrichen. Auch aus Sant' Elmo wurden die Aufständischen beschossen. In der Toledostraße wurde eine Barrikade nach der andern erstürmt, in die Häuser, aus denen Schüsse fielen, gedrungen. Von mehr als einer Barrikade ertönte der Ruf „Hoch die Schweizer! Denkt an Wilhelm Tell, den Mann der Freiheit! Kommt an unsere Seite!" Doch die Lockung wollte nicht verfangen, sie versetzte nur die Soldaten in neuen Zorn, den sie in unbarmherzigem Wüten gegen die Schreier kühlten. Noch ärger trieben es die Lazzaroni, die sich jetzt, wo es ans Plündern und Totschlagen ging, unter fortwährendem Evviva il re! unter die Soldaten mischten; es war der gleiche Ruf, dem im Jahre 1799 so viel Schrecken und Unheil gefolgt war. Der Palast Lieto wurde in Brand gesteckt und ausgeraubt; das gleiche Schicksal erfuhren die Paläste Gravina, wo der Nationalklub seinen Sitz hatte, und Buono mit dem gleichnamigen Kaffeehaus, einem Lieblingsaufenthalt der Exaltados; im Palast Cirelli kamen alle Personen, die sich nicht durch schleunige Flucht zu retten wußten, in grausamer Weise ums Leben.

Gegen Abend erschien im königlichen Palaste der Major Alessandro Nunziante mit der Meldung, daß an allen Punkten der Widerstand gebrochen sei. Der König umarmte seine Gemahlin und küßte sie: „Wir wollen jetzt der heiligsten Jungfrau von Carmine unsern Dank darbringen!" Er beschied darauf den Fürsten Cariati, der den Ruf eines Ehrenmannes genoß, zu sich und betraute ihn mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Bozzelli behielt das Innere, der Fürst von Ischitella wurde für Krieg und Marine, Franc. Paolo Ruggiero

für die Finanzen ausersehen; Ruggiero hatte noch vor kurzem in den Reihen der heftigsten Opposition gestanden, vertauschte jetzt die Arbeiterbluse mit dem schwarzen Frack und machte, wie der Geschichtschreiber Nisco sagt, einen Sprung von der Barrikade in die Königsburg. Der Herzog von Serracapriola gehörte als Präsident des Staatsrates gleichfalls dem Ministerium an.

Um acht Uhr abends war die Militärmacht vollständige Herrin der Lage, und auch das Wüten hatte nun ein Ende, aus Fenstern und von Balkonen wurden weiße Tücher ausgehängt. Als die Schweizer in ihre Kasernen abmarschierten, wurden sie vom Jubel des Volkes begleitet, und viele der Besitzenden bekannten laut, daß sie Gott und den Schweizern ihr Leben und ihr Eigentum verdankten. Im Saale des Monte Oliveto unterzeichnete eine große Anzahl von Abgeordneten einen von Pasquale Stanislao Mancini aufgesetzten Protest: „contro quest' atto di cieco e incorreggibile dispotismo.“ Nunziante forderte sie auf, auseinander zu gehen und sicherte ihnen seinen Schutz zu. Doch die wenigsten trauten den Worten des Generals, sie stoben in Verwirrung auseinander, um sodann die Welt mit dem Geschrei über das entsetzliche Unrecht, das ihnen widerfahren, und über die dabei verübten Greuel zu erfüllen. Ricciardi und La Cecilia gewannen ein französisches Schiff, das sie glücklich nach Malta brachte.

Die Königlichen zählten 30 Tote und bei 200 Verwundete[1]. Von den Aufständischen fielen die wenigsten kämpfend auf den Barrikaden, die meisten bei Erstürmung der Häuser, 9 wurden im Schloßgraben erschossen. Von den Gefangenen, bei 600 an der Zahl, darunter Florestan und Gabriele Pepe, wurde ein Teil nach Castelnuovo geschleppt, die andern auf ein Schiff in sichere Gewahrsam gebracht.

* * *

Nicola Nisco bezeichnet den 15. Mai in Neapel als „giorno iniziatore della reazione europea“. Das ist wohl zu viel gesagt, denn in den andern mitteleuropäischen Staaten hauste die Revolution nach wie vor, in einigen über Jahresfrist hinaus. Nur in Neapel hat der blutige Tag mit aller Unordnung und Gesetzwidrigkeit gründlich aufgeräumt. Auf die Ausgelassenheit von früher folgten jetzt Furcht und stumpfer Knechtsinn. Als am Morgen des 16. ein Bataillon Schweizer ausmarschierte, schloß sich in dem Stadtteil Santa Lucia ein Trupp Lazzaroni, zerlumptes Volk, schlechte Dirnen darunter, mit einer weißen Fahne an und schrie durch die

[1] Erklärung des Obristen der vier Schweizer-Regimenter in der „Allgemeinen Geschichte“ I 384 f.

von Blut und Trümmern starrende Toledostraße: „Es lebe der König! Nieder mit der Nation!“ Der General Labrano als Stadtkommandant verhängte über Neapel und Umkreis den Belagerungsstand: keine Versammlungen, keine Zeitung außer den konzessionierten, kein Ankleben und Ausrufen von Plakaten. Am 17. erfolgte die Auflösung der Deputiertenkammer, welcher am 1. Juli eine andere folgen sollte. Ferdinand versprach in einem vom 24. datierten Aufrufe seinen „geliebtesten Völkern“: di mantener la costituzione del 10 febbraio, preservandola da ogni eccesso.

Auswärts von Neapel war wohl anderes zu vernehmen. Von den Aufständischen waren 132 am Kampfestage gefallen oder in den Tagen darauf, 16. bis 29. Mai, ihren Wunden erlegen. Es mögen wohl manche Schuldlose darunter gewesen sein. Ein hochbegabter und hochstrebender Jüngling, Luigi La Vista, war Barrikadenkämpfer; als die stürmenden Schweizer herankamen, rief er, um sein junges Leben zu retten, ihnen zu: Prisonnier de guerre, aber im selben Augenblicke traf ihn das tötende Geschoß. Sein frühes Ende wurde von den ersten Männern Italiens tief beklagt; seine Verherrlicher wollten seinen im letzten Augenblicke ausgestoßenen Angstruf nicht zugeben[1].

Der Jammer und die Verwünschungen der besiegten Partei erschollen nicht vergeblich, sie fanden lebhaften Widerhall in den radikalen Blättern von ganz Europa. Ein wahres Wutgeschrei erhob sich gegen den „Bombenkönig“ (il re bomba), der die Lazzaroni gegen die ruhigen Bürger gehetzt habe. In der Turiner Kammer stellte ein gewisser Revina den Antrag: Ferdinand von Bourbon für einen „allgemeinen Feind“ und „mörderischen Tyrannen“ zu erklären. In Genua ertönten in den Straßen Rufe: „Nieder mit dem infamen Bourbonen! Nieder mit den verruchten Schweizern!“ Eine den König Ferdinand vorstellende Strohpuppe wurde unter einem Galgen verbrannt. König Karl Albert horchte auf den Lärm der Gasse und legte gegen die neapolitanischen Vorgänge Verwahrung ein; ebenso Leopold von Toskana, der nun schon alles tat, was die Wortführer der äußersten Partei von ihm verlangten.

Die Haltung der Feinde Österreichs beschleunigte die gegenteiligen Beschlüsse Ferdinands, der sich von dem Bündnisse mit ihnen lossagte und den Generalleutnant Statella beauftragte, die an den Po vorgerückten neapolitanischen Truppen zurückzuführen; auch an die im Golf von Venedig

---

[1] d'Addosio, Luigi La Vista, Napoli 1888, 131—144. Die Zahl der Gefallenen ebd. S. 55—59. Er spricht von den Greueltaten der aufs äußerste gereizten und verbitterten Schweizer und erwähnt auch die Lazzaroni.

operierende Flotte erging der Befehl unverweilter Abfahrt. Für Karl Albert war dies einer der empfindlichsten Schläge; denn er hatte im Gegenteil darauf gerechnet, daß Ferdinand auch seine Garde- und Schweizer-Regimenter nachschicken werde. Von den an den Po vorgeschobenen neapolitanischen Kolonnen hatten bereits zwei Bataillone Freiwillige mit einer Batterie den Strom überschritten und sich den vor Mantua lagernden Toskanern angeschlossen, als Obrist della Lunga über Livorno in Bologna, wo der Circolo Felsineo einige Tage früher den anmarschierenden Neapolitanern einen feierlichen Empfang bereitet hatte, mit dem Rückmarschbefehl eintraf. In der Stadt entstand ein Aufruhr; Guglielmo Pepe, der sich dem Gebote seines Königs widersetzte, ließ della Lunga festnehmen und nach Livorno zurückschaffen. Statella mußte in der Zitadelle Schutz suchen. Pepe ordnete den Marsch an den Po an; der königstreue General Klein erließ einen Gegenbefehl und berief alle Regimenter in ein Lager bei Cento, wohin ihm die meisten folgten, so daß sich Pepe nur ein kleiner Teil, meist Freiwillige, anschloß, die er ins Venetianische führte[1]. Die andern waren froh, den Strapazen und Gefahren des Krieges Lebewohl sagen zu können, und selbst von jenen, die in die Lagunenstadt zogen, waren nicht wenige, die im Sinne hatten, die erste Gelegenheit zu benutzen, um sich nach Neapel einschiffen zu lassen.

Am 31. Mai stieg Giuseppe Ricciardi, der auf der Insel Malta eine Anzahl unternehmungslustiger Genossen geworben hatte, in Calabrien ans Land und fachte einen Aufstand an, den das Parlament von Palermo mit einem Hilfskorps zu unterstützen beschloß. Am 2. Juni erfolgte in Cosenza die Niedersetzung eines Sicherheits-Ausschusses, am 15. ein Aufruf, die Waffen zu ergreifen. Allein schon rückte aus Neapel unter General Nunziante eine ansehnliche Truppenmacht heran, der die schwachen und ungeschulten Streitkräfte der Aufständischen nicht standhalten konnten; mit der blutigen Erstürmung von Pizzo am 29. Juni war aller Widerstand gebrochen[2].

5.

Am 13. Mai, einem Sonnabend, wurde in Berlin gerüchtweise davon gesprochen, daß es in zwei Tagen in Wien losgehen werde. Die Revolutionären der preußischen Hauptstadt durften hinter den österreichischen nicht zurückbleiben, und so wurde für den folgenden Sonntag fünf Uhr nach-

[1] Verzeichnis der Ober- und Unteroffiziere, die unter dem Befehle Pepes verblieben, bei Zappoli, Il Borbone di Napoli 114 f.

[2] Nisco, Ferdinando II. 184—189.

mittags eine große Volksversammlung Unter den Zelten ausgeschrieben, welche gegen die vom Ministerium beschlossene Rückberufung des Prinzen von Preußen Verwahrung einlegen sollte. Ohne Zweifel war es dabei zugleich auf den Sturz des Kabinetts und ein „Volksministerium" abgesehen: „Alle jene, denen das Recht Waffen zu tragen zusteht, werden ersucht, in geschlossenen Zügen zur Sicherung der Ordnung bewaffnet zu erscheinen." Sowohl der Stadtkommandant von Berlin, Generalmajor v. Aschoff, als der Polizeipräsident v. Minutoli machten bekannt, daß auf Grund der bestehenden Vorschriften „jede politische Beratung unter Waffen ungesetzlich" sei, daher, wie Aschoff als Bürgerwehrkommandant in einem Tagesbefehle erklärte, „kein Mitglied der Bürgerwehr sich an dieser Versammlung bewaffnet beteiligen" dürfe. Am 14. Mai fand sich um die angesagte Stunde Unter den Zelten eine Volksmenge ein, deren Zahl von den verschiedenen Berichterstattern auf fünfzehn- bis dreißigtausend veranschlagt wurden; es waren aber nur sehr wenige bewaffnet. Der endlose Zug wälzte sich in die Stadt und hielt vor dem Ministerhotel, das gestürmt werden sollte. Indes kam es infolge einer Reihe von Mißverständnissen, welche die Menge und ihre Führer stutzig machte, nicht dazu, und das Ganze lief in eine großartige Demonstration aus, die keine weiteren Folgen hatte [1].

* * *

Anders verliefen die Dinge in Wien. Am 9. Mai hatte Kaiser Ferdinand die Wahlordnung zur Verfassungsurkunde vom 25. April unterzeichnet [2]. Sie sollte eine provisorische sein und nur für den ersten Reichstag gelten; die künftige definitive Wahlordnung hatte dieser Reichstag, für dessen Zusammentritt der 26. Juni ausersehen war, selbst zu beraten. Am 11. erfolgte die Kundmachung im amtlichen Teile der „Wiener Zeitung".

„Die publizierte Wahlordnung befriedigt gar nicht", heißt es bei Kudlich [3], und Tausenau erklärte im Klub der Volksfreunde „im prophetischen Tone", daß die oktroyierte Charte gestürzt werden müsse, da sie dem Geiste der Freiheit und Gleichheit, dem Geiste der Revolution nicht entspreche. Es fehlte auch nicht an fremden Hetzern. Kászony, in dieser Zeit Agent Kossuths in Wien, rühmt sich, die Studenten aufgestachelt zu haben, „mit voller Kraft und rasch" aufzutreten, um nicht der Reaktion Zeit zum Handeln zu lassen [4].

---

[1] Wolff, Berliner Revolution: Chronik II, Berlin 1852, 515—526.

[2] Peyer, Wiener Chronik für das Jahr 1848, Wien 1850, 159—165. Vortrag Pillersdorffs an den Kaiser; Ministerium des Innern, Archiv Nr 1564.

[3] Rückblicke II, Wien 1873, 175.

[4] Ungarns vier Zeitalter II, Leipzig 1868, 31.

Das Zentralkomitee der Nationalgarde trat zu einer Beratung zusammen. Der jüngere Sommaruga, eben von Frankfurt zurückgekehrt, erklärte im Geiste seiner Kameraden vom Kärntner-Viertel, er halte das Zentralkomitee nicht für berufen, über politische Fragen abzustimmen; er erklärte unter dem Zischen der Galerie seinen Austritt und veranlaßte die Nationalgarden seines Viertels, beim Minister des Innern gegen das Gebaren des Zentralkomitees Verwahrung einzulegen[1]. Es gab gewiß nicht wenige im Schoße dieses Komitees, die im stillen der Meinung Sommarugas beipflichteten; allein die Mehrheit ließ sich nicht einschüchtern und beschloß, eine gegen die Bestimmungen der provisorischen Wahlordnung auszuarbeitende Petition bei allen Kompagnien zur Unterfertigung in Umlauf zu setzen. Als am 12. der Inhalt der Petition beraten wurde, tauchte von einer Seite der Antrag auf: der kommende Reichstag solle nur aus einer Kammer bestehen. Denn die Radikalen und ihr Organ, die „Aula", fürchteten den reaktionären Einfluß der Pairskammer mit ihren 150 Großgrundbesitzern und ihren 50 vom Kaiser ernannten Mitgliedern. Dieser aus nur einer Kammer bestehende Reichstag, so lautete die Forderung weiter, sollte ein konstituierender sein und eine neue Verfassung an Stelle der vom Kaiser gegebenen schaffen. Der israelitische Prediger Mannheimer verlangte, daß man die Arbeiter vom Wahlrechte nicht ausschließe: man möge sie nicht zwingen, ihr Recht auf ungesetzlichem Wege zu suchen. Die Mehrheit der Komiteemitglieder ging auf beide Anregungen nicht ein; allein sie beschloß die Ernennung einer Kommission, welche die Verbesserung der Arbeiterzustände beraten sollte, um dem künftigen Reichstage geeignete Vorschläge machen zu können.

Im Ministerium kam man schließlich zur Überzeugung, daß es einer Versammlung gegenüber, die ihre Beschlüsse eintretenden Falles durch 40000 Bajonette zu unterstützen in der Lage sei, sich nicht halten und die Geschäfte führen könne. Ein Nationalgardekomitee, schloß das Ministerium mit Recht, habe nicht die Eignung und den Beruf, sich mit Politik zu beschäftigen, was mit der Bestimmung und Stellung eines bewaffneten Körpers unvereinbar sei; die Bevollmächtigten der einzelnen Kompagnien seien daher aus dem Komitee abzuberufen. Graf Hoyos empfing die Weisung, in diesem Sinne das Zentralkomitee der Nationalgarde aufzulösen und fernere Versammlungen desselben zu untersagen.

Als dieser Beschluß im Schoße des Zentralkomitees bekannt wurde, siegte für einen Augenblick der Rat der besonnenen Mitglieder, die eine Deputation an Pillersdorff mit der Bitte sandten, die Kundmachung des Befehles zu sistieren und ihnen einige Tage Frist zu gönnen, da man die Absicht habe, das Komitee dahin zu bringen, daß es sich freiwillig auflöse.

[1] Kudlich, Rückblicke 183.

Der Minister und der mitanwesende Nationalgarde-Oberkommandant gingen auf diesen Vorschlag ein[1]. Allein es zeigte sich nur zu bald, daß die Veranlasser der Deputation die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatten. In der darauffolgenden Sitzung gewannen Aufregung und Erhitzung die Oberhand. Baron Johann Dercsényi, Hofrat bei der Allgemeinen Hofkammer, beantragte die unverweilte Absendung einer Deputation an Pillersdorff und Hoyos, welche die Zurückziehung des von ihnen ausgegangenen Auflösungsbefehles verlangen sollte. Der Antrag wurde von der großen Mehrheit zum Beschlusse erhoben.

Das war am 13. Mai, und am 14. erschienen Fischhof, Goldmark und Schiel, denen sich Dercsényi freiwillig anschloß, im Namen des Zentralkomitees vor dem Minister, der sie mit dem Bescheide entließ, die Auflösung des Komitees sei beschlossene Sache. Montecuccoli, Hoyos und Kleyle bestärkten ihn in seinem Widerstand. Gleich darauf machte Hoyos einen vom 13. datierten Tagesbefehl an die Wiener Nationalgarden kund. Der Erlaß war in wohlmeinendem Tone gehalten und schloß mit der Mahnung, daß er (Hoyos) „in voller Zuversicht auf ihre Einsicht und ihr richtiges Gefühl" sich berechtigt halte, „zu erwarten, daß die Nationalgarden sich an diesen unkonstitutionellen Versammlungen nicht ferner beteiligen werden"[2]. Die Erwartung des edlen Grafen sollte sich nicht erfüllen. Bei den radikalen Kompagnien der Nationalgarde, und das waren wohl die meisten, namentlich in den Vorstädten, verfingen seine zur Beherzigung gesprochenen Worte nicht, denen sie ihren unüberlegten Starrsinn entgegenbrachten, indem sie neue Forderungen schroffsten Charakters stellten: der Auflösungsbeschluß des Ministeriums sollte zurückgenommen, die Stadttore und die Burg sollten von Nationalgarde, Legion und Militär gemeinschaftlich besetzt werden, letzteres nur über Aufforderung der Nationalgarde einschreiten dürfen. Angesichts dieser Beweise mangelnden Vertrauens seitens der ihm unterstellten Körperschaft legte Hoyos, wie er es zwei Wochen früher getan hatte, neuerdings seine Stelle in die Hände Seiner Majestät zurück.

Am Abend gab es eine stürmische Versammlung in der Aula. Um zehn Uhr wurde Vergatterung geblasen, kein Mensch wußte warum. Die Nationalgarde rückte aus und fand sich auf ihren Alarmplätzen ein, die Garnison sammelte sich auf dem Glacis und besetzte die Stadttore, auf

---

[1] Pillersdorff, Nachlaß, Wien 1863, 119. Vgl. Violand, Soziale Geschichte der Revolution in Österreich, Leipzig 1850, 97—99.

[2] Peyer, Chronik 169. In Pillersdorffs „Rückblicke", Wien 1849, S. 42 heißt es: „Es herrscht noch Dunkel, wie dieser Tagesbefehl erlassen werden konnte." Wir unserseits finden kein anderes Dunkel als das in Pillersdorffs Behauptung selbst, die ja mit seiner eigenen oben angeführten Erzählung des Hergangs in Widerspruch steht.

den Basteien fuhren Kanonen auf. Gegen Morgen des 15. wurde die Nationalgarde nach Hause entlassen. Das Militär bezog seine Kasernen.

* * *

Die „Wiener Zeitung" brachte am 15. Mai eine Mitteilung der k. k. niederösterreichischen Provinzial-Baudirektion über die Arbeiterverhältnisse der Hauptstadt, die in das rosigste Licht gestellt wurden: 6335 Arbeiter befänden sich in regelmäßiger Verwendung, eingeteilt in Partien zu 50 Personen unter von ihnen selbstgewählten Parteiführern; sie betragen sich, hieß es, ruhig und ordentlich „und geben den unter ihnen zeitweise erscheinenden Aufwieglern kein Gehör"[1]. Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß dieses Wohlverhaltenszeugnis gerade an einem Tage veröffentlicht wurde, von dessen frühem Morgen an in der Stadt die größte Aufregung herrschte, die sich bald genug unter die Massen auf den verschiedenen Arbeitsplätzen verbreitete, und wo es sich nicht mehr um einzelne Aufwiegler handelte, sondern wo die Aufwiegelung sozusagen den ganzen Dunstkreis erfüllte.

Am lebhaftesten ging es in der Aula zu, besonders als sich das Gerücht verbreitete, das seit dem vorigen Tage in Bereitschaft stehende Militär habe Befehl erhalten, auszurücken. Zu den Studenten kamen Nationalgarden und Bürger, welche die anbefohlene Auflösung des politischen Zentralkomitees nicht ruhen ließ. Wie könne man, sagten sie, das Wiener Zentralkomitee ungesetzlich nennen, wo in Prag ein Nationalkomitee bestehe und von der Regierung nicht bloß geduldet, sondern gehätschelt werde, obwohl es sich über diese in der derbsten Weise ausgesprochen und die Verlegung der Residenz nach Prag verlangt habe?! „Das Zentralkomitee muß fortbestehen", wurde mit Leidenschaft gerufen, „aber die Minister müssen gehen!" Eine Deputation an das Nationalgarde-Oberkommando wurde beschlossen, das jedoch bei dem ausgegebenen Befehle verharrte. Vor dem Trattnerhofe am Graben, wo Pillersdorff wohnte, sammelte sich eine lärmende Menge, bei der schon allerhand Losungsworte, wie „Aufhebung der Verfassung vom 25. April", „Nur eine Kammer" zum Ausdruck kamen. In der Nähe der Universität wurde der Andrang immer größer, einzelne Kompagnien der Nationalgarde marschierten auf und stellten sich den Studenten zur Verfügung; die Kaufläden in den benachbarten Straßen wurden in Eile geschlossen.

In der Aula wurde für den Nachmittag eine große Versammlung angesagt, wo man sich bewaffnet einzufinden hätte. Füster rühmte sich, in seiner Wohnung einen Patronenmacher aufgenommen zu haben, der Studenten in Unterricht nehmen sollte[2]. Eine Riesendeputation an den

[1] Vgl. Maxim. Bach, Wiener Revolution, Wien 1898, 636 f.
[2] Memoiren I 111—113.

Minister des Innern wurde beschlossen und Rücknahme des Tagesbefehls vom 13., Abänderung des Wahlgesetzes im Sinne der Studentenpetition vom 5. Mai, Räumung der Stadt vom Militär, alleinige Verwendung der Volkswehr einschließlich der Burgwache. Nicht so weit in seinen Forderungen ging das Zentralkomitee selbst; es verlangte die Rücknahme des Tagesbefehls vom 13. und die Erfüllung der von ihm am 14. formulierten Punkte. Aber schon war die Kunde von den Vorgängen auf der Universität in die entlegensten Vorstädte gedrungen und hatte Unruhe und Angst bei den einen, heftige Erbitterung bei den andern über alle Teile der Stadt verbreitet. Die Arbeiter auf den öffentlichen Bauplätzen steckten die Köpfe zusammen; sie hatten keine Ahnung, um was es sich handle, sie hatten nur das prickelnde Gefühl, daß etwas losgehen und daß man sie brauchen werde.

In der dritten Nachmittagsstunde wurde neuerdings Alarm geschlagen, die Trommeln wirbelten ohne Unterlaß durch alle Teile der Stadt und der Vorstädte, eine unbeschreibliche Verwirrung, Furcht und Schrecken verbreitete dieses damals noch wenig gewohnte Alarmzeichen. Die Verkaufsläden wurden in angstvoller Eile geschlossen. Niemand wußte, wer den Befehl gegeben habe, vom Nationalgarde-Oberkommando war er nicht ausgegangen. Freunde Pillersdorffs erschienen in seinem Bureau, um ihn zu beschwören, sich zu flüchten, da man auf der Aula damit umgehe, ihn zu arretieren. In den Reihen der Volkswehr selbst herrschte Zwiespalt. Eine große Anzahl der den höheren Ständen und bemittelten Klassen angehörigen Offiziere, die dem ganzen wüsten Treiben abhold waren, weigerten sich, ihre Kompagnien auf deren Sammelplätze zu führen; die stutzige Mannschaft rief den Feldwebel, einen Korporal auf, sich an ihre Spitze zu stellen. Eine Kompagnie des ersten Bürger-Regiments, die auf dem Minoritenplatz stand, jagte ihren Hauptmann, der sie gegen die Studenten haranguierte, in die Flucht. Die Nationalgarden der Landstraße standen bei den Radikalen im Verruf der Reaktion, man wies ihnen einen Platz in der Nähe der Dominikaner-Bastei an und hielt sie von allem fern, was in der inneren Stadt vorging. Um drei Uhr rückte das Militär aus den Kasernen, die Basteien wurden stark besetzt, auf dem Glacis standen lange Kolonnen. Es zeigte sich bei manchen Truppenkörpern ein bedenklicher Geist, sie fraternisierten mit dem Volk; sollen doch Fälle vorgekommen sein, wo Patronen von Soldaten an Leute aus dem Volk verscheukt wurden! Hoyos sagte einem Bekannten, den er auf der Straße traf: „Das ist der Anfang vom Ende!" Endlicher erklärte, es sei die höchste Gefahr.

Im Universitätsgebäude und auf dem Universitätsplatz ging es immer lebhafter her. Garden, Bürger fanden sich ein: den Studenten, versicherten sie, dürfe kein Haar gekrümmt werden. Füster erschien als Feldpater der

akademischen Legion; er zeigte sich „zum großen Ärgernis meiner geistlichen Amtsbrüder“ zum erstenmal in schwarzem Rock mit federgeschmücktem Stürmer, was die Legionsuniform mit der geistlichen Tracht vereinen sollte. Er wurde von den jungen Leuten mit Jubel begrüßt, auf die Schultern gehoben und im Triumph in die Aula getragen. „Die Revolution läßt sich nicht zurückdrängen“, rief er. „Man hat sie gleich in ihrer Jugend zu ersticken gesucht. Wir müssen uns die Freiheit wieder erobern wie im März. Wir müssen uns eine freisinnige Konstitution erobern. Heute sind die Augen von ganz Österreich auf uns gerichtet.“ In diesem Augenblicke rollte schwerer Donner, das erste Gewitter in diesem von der Natur so schön geschmückten Jahre. „Mit uns ist der Gott des Donners! Vorwärts!“ Endloser Jubel begleitete seine Worte.

Auf dem Platze unten wurden die letzten Vorgänge einer leidenschaftlichen Kritik unterzogen. Dr Goldmark schwang sich auf den Brunnen und sprach in gereiztem Tone; er gab die Losungsworte: „Einkammersystem“, „Fortbestand des Zentralkomitees“, „Abzug des Militärs!“ Man sprach auch von der Berufung des Erzherzogs Johann an die Spitze der Regierung. Eine Deputation der Universität und der Nationalgarde wurde gewählt. Sie begab sich zu Pillersdorff und verlangte Erfüllung der Volkswünsche. Der Minister versprach morgen Antwort zu geben. Als die Deputation auf dem Universitätsplatze diesen Bescheid verkündete, erscholl es von allen Seiten: „Nein, heute noch!“ Eine zweite, aus fünf Mitgliedern des Universitäts-Ausschusses bestehende Deputation, darunter Fritsch, Joseph Unger, Julius Seidlitz, sollte Überbringerin jener kategorischen Forderung sein. Die Deputation ging ab, es war in der fünften Nachmittagsstunde. Goldmark mahnte die Versammlung, die von ihren Vertrauensmännern zu überbringende Antwort abzuwarten. Einstweilen wurden die Gewehre in Ordnung gebracht und größtenteils mit scharfen Patronen geladen. Eine Abteilung Techniker, mit Barrikadenwerkzeugen versehen, fand sich, von donnerndem Hoch begrüßt, auf dem Platze ein.

Die zweite Deputation nahm gleich der ersten ihren Weg zur „Böhmischen Hofkanzlei“, wie das Gebäude des nunmehrigen Ministeriums des Innern im Volksmunde noch immer hieß. Allein die Minister waren nicht mehr dort, sie hatten sich in die Hofburg begeben, um in der Nähe des Monarchen Rat zu halten. Die Deputierten der Aula folgten ihnen dahin und traten in den Versammlungssaal, nachdem jene von ihnen, die in der Legionsuniform waren, im Vorzimmer ihre Säbel abgelegt hatten. Es begannen die Verhandlungen. Die Minister verlangten eine schriftliche Formulierung der Wünsche des Studentenkomitees, mit deren

[1] Unterreiter, Revolution in Wien vom März bis Mai 1848 III 63 f.

Abfassung Unger betraut wurde. All das erforderte seine Zeit, und den ungeduldig Harrenden auf der Universität dauerte es zu lang. Eine dritte Deputation, Goldmark, Warhanek, Mannheimer, denen sich Dr Lerch freiwillig anschloß, wurde gewählt und der ersten nachgeschickt; auch Fischhof, Max Engel, Professor Endlicher, Dr Hruby fanden sich um diese Zeit in der Burg ein. Die Verhandlung fand in einem hart an den Vorraum der kaiserlichen Gemächer stoßenden Saale statt, den Pillersdorff gewählt hatte, „um die Kommunikation mit der Person des Monarchen zu erleichtern". Die Minister blieben auf ihrem Standpunkte: sie müßten zuerst die Allerhöchste Willensmeinung einholen und könnten den gewünschten Bescheid erst morgen erteilen. Zugleich legten sie den Deputierten ans Herz, beschwichtigend auf die Massen einzuwirken; denn schon war in der Stadt eine immer weiter um sich greifende Bewegung bemerkbar.

Gleich auf den ersten Alarm hatten sich die Arbeiter der Notstandsbauten, Männer und junge Burschen, selbst Weiber und Kinder, mit allem was sie ergreifen konnten, Spaten und Schaufeln, Hauen und Hacken, bewaffnet, und zogen nun in hellen Haufen gegen die innere Stadt. Vor dem Franzens-, dem Schotten-, dem Kärntnertor sammelten sie sich drohend, Militär und Nationalgarde hatten Mühe, ihren Andrang abzuwehren. Nur Deputationen wurden weiter gelassen, die sich auf die Aula begaben, wo man ihnen erklärte, der Augenblick des Kampfes sei noch nicht da, sie müßten ihre Genossen beruhigen und sich einstweilen gedulden. Doch kaum war eine Deputation einigermaßen beschwichtigt, war schon eine zweite, eine dritte da, eine dringender als die andere, so daß gewaltsames Losschlagen der rohen Massen zu besorgen war. Unter den Studenten selbst wuchs die Unruhe und die Ungeduld. Das Arndtsche Deutschlandslied wurde angestimmt und mit Begeisterung im Chor gesungen. Von General Sardagna gebeten, erschienen Goldmark und noch ein Mitglied ihrer Deputierten aus der Burg, sie über das Ausbleiben ihrer Kollegen zu beruhigen, diese würden gewiß einen günstigen Bescheid bringen, den man ruhig abwarten möge. „Nichts davon!" wurde gerufen. „Es sind vier Stunden, daß wir warten, Zeit genug, um einen Entschluß zu fassen!" Auf dem Universitätsplatz, in der März- und in der Studentenstraße war alles in zunehmender Gärung. Adjutanten und Ordonnanzen gingen nach allen Richtungen ab, Abgeordnete der Vorstadtbezirke und Deputationen der Arbeiter, die von einem Aufschub nichts wissen wollten, lösten eine die andere ab.

Man rüstete zum Aufbruch, die Studenten mit geladenen Gewehren, man schmückte sich, behauptet Füster, „wie zu einem Festzuge". Auf der Aula blieben einige zurück, um Kugeln zu gießen und Patronen anzufertigen.

„Vorwärts, vorwärts! Marsch!" ertönte jetzt der Ruf. Der Zug setzte sich gegen acht Uhr abends in Bewegung. Zuerst das Studentenkomitee, in der Mitte eine rote Fahne aus der Türkenzeit und Plakate: „Eine Kammer!" „Innigster Anschluß an Deutschland!" Dr Goldmark war an der Spitze. Es folgten eine Kompagnie Techniker als Pionierkorps, eine Abteilung Arbeiter als Barrikadenbauer, zwischen den einzelnen Kompagnien der Legion in buntem Wechsel Bürger-Grenadiere, Nationalgarde-Kompagnien, Abteilungen des ersten Bürger-Regiments und der Telegraphen-Legion [1]. Die Arbeiter mit Flinten, Krampen und Schaufeln fluteten durch die Tore, die ihnen geöffnet wurden oder deren Einlaß sie erzwangen, massenweise in die innere Stadt und nahmen auf verschiedenen Plätzen Aufstellung.

Bei den überall gedrängten Volksmassen ging der Zug, wo er eine schwarzgelbe Fahne gewahrte, hinaufbrüllend, bis sie eingezogen wurde, sehr langsam von statten. Am Stock-im-Eisen-Platz traten den Studenten Fischhof, Engel und Endlicher entgegen, eben aus der Burg kommend, wo man ihnen die Beruhigung der Massen ans Herz gelegt hatte. Auch Hye war zur Stelle, der den Studenten zurief: „Was macht Ihr denn für Dummheiten?!" Einige kehrten um, darunter stud. Unger, der sie alle an Intelligenz überragte und einsah, daß eine solche Demonstration der Sache der Freiheit nur schaden könne [2]. Doch die andern ließen sich nicht halten, es war ihnen nur eine Säumnis mehr. „Alles muß bewilligt werden!" schrie man den Abmahnern entgegen, und der Zug setzte sich von neuem in Marsch. Auf dem Graben wurde Halt gemacht, eine Abteilung sollte über den Kohlmarkt gegen die Burg, die Hauptmasse durch die Bognergasse über den Hof und die Freiung in die Herrengasse und auf den Ballplatz ziehen. Auf dem ganzen Wege tönte dem Zuge beifälliger Zuruf entgegen; aus manchen Fenstern wehten ihnen Tücher zu, fielen aus Frauenhänden Blumen auf sie herab. Was es eigentlich gebe und was dieser großartige und martialische Aufzug für ein Ziel habe, wußten die wenigsten, selbst unter den Studenten und Nationalgarden, geschweige denn unter den Arbeitern [3]. Es war

---

[1] Vgl. Kászony, Ungarns vier Zeitalter II 33.

[2] J. v. Doblhoff, Mitteilungen aus dem Jahre 1848: Neue Freie Presse 1898, Nr 12073, Feuilleton.

[3] Merkwürdigerweise bekennt sich selbst Ernst v. Violand, der radikalsten einer und in unausgesetzter Berührung mit Leuten aus dem Volke, zu diesen Unwissenden. Von dem Zuge der Arbeiter in die Stadt sagt er: „Aus welchem Grunde sie es an diesem Tage getan hatten, und ob es wahr sei, daß sie feindselige Absichten gehabt, habe ich nie mit Gewißheit erfahren." Und von dem ganzen Unternehmen überhaupt: „Nie konnte ich später erfahren, von wem dieser kühne Coup veranlaßt worden war. Gewiß ist, daß nur wenige auf die Idee dieses Schrittes verfielen; denn die Studenten wußten während des Vorrückens selbst nicht, um was es sich handle" (Soziale Geschichte der Revolution in Österreich 100 f).

gegen acht Uhr abends, als die ersten Abteilungen des bewaffneten Zuges auf dem Josephsplatze erschienen.

* * *

Was sich während dieser bedrohlichen Stunden im Schoße der kaiserlichen Familie abspielte, entzieht sich unserer Kenntnis. Bekannt ist nur, daß Erzherzog Franz Karl den Entschluß faßte, sich unter die Menge zu begeben. Kein Vivat erscholl, die Nächststehenden machten dem volkstümlichen Prinzen ehrerbietig Platz; doch von andern Seiten erhoben sich wilde Rufe: „Weg mit der Oktroyierten! Eine Kammer! Konstituierende Versammlung!" so daß der Erzherzog, nachdem er wohlwollend und begütigend die Reihen durchschritten hatte, für gut fand, sich in das Innere der Burg zurückzuziehen.

Pillersdorff saß mit seinen Kollegen im Rate beisammen, immer wieder unterbrochen von Deputationen, die neue Forderungen stellten, welche die Minister als unberechtigt zurückwiesen. Doch ihre Festigkeit begann schon zu schwanken. Der Militär-Kommandierende wurde berufen und aufgefordert, sich zu erklären, ob er im Falle zunehmender Aufregung über die Mittel verfüge, die Räumung der Burg und die Sicherheit der Allerhöchsten Personen zu verbürgen. Auersperg bekannte unumwunden die Unzulänglichkeit seiner Kräfte: niemand könne für den Ausgang eines so bedenklichen Kampfes einstehen. In der Tat, es waren höchstens 8000 Mann, über die er als Kombattanten verfügen konnte; ihnen standen bei 6000 Legionäre und vielleicht 40000 Nationalgarden und bewaffnete Bürger gegenüber. Die Garden der meist radikalen Vorstädte standen auf dem Glacis und hatten zum Teil die Tore besetzt. Die konservativen „Landstraßer" vor der Dominikaner-Bastei wurden wiederholt von Studenten begrüßt, die sie vertrösteten und sie ermahnten, auf ihrem Posten zu bleiben; es wurde ihnen gesagt, es sei wegen der Arbeiter, wegen eines Krawalls am Tabor u. dgl.[1]

Die Lage verschlimmerte sich indessen immer mehr. Hoyos erschien im Ministerrate mit der Erklärung, es sei auf die Nationalgarde kein Verlaß mehr, es bleibe nichts übrig als nachzugeben. Das Riesentor, der Haupteingang der Burg vom Michaeler Platze, war von Waffen aller Art geschützt, und das war wohl auch bei den andern Eingängen, aus der Schauflergasse, vom Ball- und vom äußeren Burgplatz der Fall; nur den Nebeneingang am Josephsplatz scheint man vergessen oder ihn in einer nicht ausreichenden Weise besetzt zu haben. Denn um die zehnte Stunde marschierten mehrere Kompagnien Akademiker, ohne daß von irgend einem Widerstande

[1] J. v. Doblhoff: Neue Freie Presse 1898, Nr 12058/59 vom 19./20. März.

oder Kampfe etwas zu vernehmen war, in den Schweizerhof und von diesem auf den inneren Burgplatz. Ihnen nach drängte sich eine ungeordnete Menge bewaffneter und unbewaffneter Leute, die bald Treppen und Gänge der Burg füllten und bis in die Nähe der kaiserlichen Gemächer drangen. Jetzt stürzte Dr Giskra in den Beratungssaal der Minister, die er in erregter Weise anrief: „Es ist nicht ein Augenblick zu verlieren, die Masse läßt sich nicht länger halten, schon geht sie daran, Barrikaden zu bauen; die Bewilligung der vom Volke ausgesprochenen Wünsche ist das einzige Mittel, die Gemüter zu beschwichtigen, den Thron und das Kaiserhaus zu retten!" Auf die Frage, welches jene Volkswünsche seien, erwiderte Giskra: das Volk begnüge sich nicht mehr mit dem Fortbestande des Zentralkomitees, es verlange einen konstituierenden Reichstag mit nur einer Kammer. Den Vorstellungen, daß er als rechts- und gesetzkundiger Mann einsehen müsse, daß durch Zugeständnisse so maßloser Art das Rechtsgefühl ebenso tief verletzt als die Möglichkeit zu einem Zustande gesicherter Ordnung zu gelangen vereitelt werde, setzte Giskra den starren Ausspruch entgegen, daß nichts übrig bleibe, als dem ausgesprochenen Volkswillen sich zu unterwerfen [1]. Die Minister erklärten, unter solchen Umständen abdanken zu müssen. Doch jetzt erschien eine Deputation um die andere, die sie zu bleiben nötigten: sie allein besäßen das allgemeine Vertrauen, der Thron sei in Gefahr, wenn das Volk ihren Entschluß erführe. So blieben sie denn vorderhand, „um den Kaiser zu retten", und erklärten, die gestellten Forderungen bewilligen zu wollen, für die nur noch die Sanktion des Kaisers einzuholen sei, die gleich morgen erfolgen werde; sie sandten Boten auf den Josephsplatz hinab, das Volk mit diesem Bescheide zu beruhigen. „Nicht morgen, heute noch!" schrie und brüllte es aus tausend Kehlen, und dabei schlugen sie mit ihren Gewehrkolben so heftig auf das Pflaster, daß, wie uns Füster glauben machen will, das Josephsmonument erzitterte.

Giskra selbst erschien auf dem Platze und gab der Menge die Versicherung, das Ministerium habe eine Kammer bewilligt. Doch es wurde gerufen: „Schwarz auf weiß müssen wir es haben, sonst ziehen wir nicht ab!" Eine neue Deputation verfügte sich in die Burg und stieß auf den Minister Doblhoff, der ihr in später Nachtstunde eine Audienz beim Erzherzog Franz Karl erwirkte, welchem Giskra die Zustimmung zu den Nachgiebigkeitsentschlüssen des Ministeriums abschwatzte [2].

---

[1] Pillersdorff, Nachlaß 133.

[2] Sowohl in seinen „Rückblicken" S. 44—47 als in seinem „Nachlaß" S. 118—139 sucht Pillersdorff die Haltung des Ministeriums an jenem unglücklichen 15. Mai nicht sowohl zu rechtfertigen als zu erklären und menschlich näher zu bringen. Von allen seinen Argumenten scheint nur eines ernster Beachtung wert zu sein. Die Anwendung von Gewalt war, meint er, „in jedem Fall ein kühnes Wagnis, dessen Mißlingen nicht bloß mit Blut, sondern selbst mit noch ernsteren Folgen bezeichnet werden

Die Minister gingen auseinander; mit welchen Gefühlen sie ihr Lager aufsuchten, läßt sich denken. Pillersdorff erschien um halb elf Uhr in der Mitte seiner in banger Unruhe ihn erwartenden Familie; er war körperlich erschöpft, geistig verstört. Von den Fragen seiner Töchter bestürmt, brach er in Tränen aus: „Es ist eine Schmach, ein Wiener zu sein; es bleibt keine Hoffnung mehr für unser Vaterland!" Es erschien eine Deputation von Nationalgarden und Studenten, die eine Formulierung der zu erwartenden Zugeständnisse verlangte; das Volk, drohten sie, werde die Stadt anzünden, da es nicht an die Gewährung der verlangten Zugeständnisse glaube. Der Minister zeigte ihnen eine flüchtige Skizze, die, auf einen Papierstreifen geschrieben und von ihm unterfertigt, auf den Platz hinabgeworfen und von stud. Burian der Menge laut vorgelesen wurde, während einer der Deputierten sich am Fenster zeigte, um zu verkünden, der Minister sei mit der Abfassung einer alle Gewährungen enthaltenden Kundmachung beschäftigt. Ein Beifallssturm tönte hinauf; einige verlangten den Wortlaut der Kundmachung zu vernehmen, ließen sich aber bereden, und alles ging auseinander oder zog singend und jubelnd durch die Straßen der Stadt, deren Fenster erleuchtet werden mußten.

Noch war nicht alles zu Ende. Wie es scheint von Dr Tausenau aufgehetzt, erschien gegen Mitternacht ein Volkshaufen vor dem Trattnerhof, einige drangen in die Wohnung des Ministers und verlangten von ihm den Text der Kundmachung. „Wir sind betrogen", rief es von unten hinauf; „wir müssen die Unterschrift des Kaisers haben!" Es wurden Lichter in die Fenster gestellt, an deren eines Pillersdorff trat und dem lärmenden Haufen erläuterte, die Unterschrift des Kaisers könne jetzt unmöglich erlangt werden, da sich derselbe bereits zur Ruhe begeben habe; er (Pillersdorff) verpfände aber sein Ehrenwort, daß am nächsten Morgen die gewünschte Proklamation erscheinen werde[1]. Auch vor der Staatsdruckerei in der Singerstraße gab es einen Auflauf. Die Räume der kaiserlichen Anstalt wurden gestürmt und wild durchstöbert, das gewünschte Schriftstück fand sich nicht vor. Hetzer stachelten das Volk auf: „Morgen werden die Minister abdanken, ihre Nachfolger werden sich an die von jenen gemachten Zu-

konnte. Die Leichen, welche als Opfer fallen mußten — und ihre Zahl würde nicht gering gewesen sein — wären unter den Augen des Monarchen in dem von ihm bewohnten Palaste gefallen".... Anders urteilten wohl außenstehende Beobachter. Vgl. Hamppe, Nationalgarde. Einige Fragen aus Anlaß der Ereignisse vom 15. Mai, von einem Augenzeugen (Abendbeilage zur Wiener Ztg Nr 52 vom 23. Mai): „Wenn man die Bedeutung und Tragweite der erzielten Resultate mit den angewendeten Mitteln vergleicht, so weiß man in der Tat nicht, ob man mehr über die Energie und Kühnheit der Führer und Lenker der Mai-Ereignisse staunen oder über die Schwäche und Furchtsamkeit des Ministeriums in Verzweiflung geraten will."

[1] Über einen Unfall, der bei dieser Gelegenheit dem Tausenau zugestoßen sein soll, siehe Violand a. a. O. 102 f.

geständnisse nicht gebunden halten, und alles ist verloren!" Es gelang aber doch, die Schreier zum Schweigen und die Zuhörer zum Nachhausegehen zu bringen. Der Direktor der Staatsdruckerei, Regierungsrat Auer, zeigte sich verstört bei Pillersdorff und erbat sich Weisungen.

Auf dem Josephsplatze und im Schweizerhof lagerten noch immer Abteilungen von Studenten, namentlich Techniker; sie waren müde zum Umfallen und hungrig wie die Wölfe; man brachte ihnen aus der Hofküche Speise und Trank, man schaffte aus den kaiserlichen Stallungen Strohbündel herbei, auf denen sich nicht wenige ausstreckten. Da kam, es war schon Mitternacht vorbei, die Nachricht von den verheißenen und vom Minister verbürgten Errungenschaften. Der Jubel, womit dies begrüßt wurde, kam aus ermüdeten heisern Kehlen. Es war nicht mehr jener stürmische frohmütige Jubel der Märztage, er machte einen unheimlichen Eindruck; denn gerade jene, die an diesem Tage am lautesten geschrieen und gewirkt hatten, sahen gar ernst darein, als ihnen die unausbleiblichen Folgen dieses Tages vor Augen traten[1].

Pillersdorffs Wohnung war durch diese ganzen nächtlichen Stunden umlagert, und wie belagert, vom Graben, von der Goldschmiedgasse und vom Hofe aus. Immer neue Deputationen erzwangen sich Zutritt in den Familienkreis, die mitunter recht roh mit dem Minister umgingen, während von unten gerufen wurde: „Wir können auch hinaufschießen durch die Fenster, damit es geschwinder geht!" Erst gegen drei Uhr nach Mitternacht wurde es ruhiger, als sich Maximilian Engel und Fischhof einfanden und den gedruckten Aufsatz brachten, was unten von den wenigen, die noch beisammen waren, mit Beifall aufgenommen wurde, worauf sich diese nun auch verliefen.

Am Morgen des 16. Mai war an allen Plätzen und Straßenecken eine vom 15. datierte und nur von Pillersdorff unterzeichnete Kundmachung zu lesen:

Das Ministerium hat in Erwägung der Pflichten, die ihm gegen den Thron obliegen, und um zur Beruhigung der Gemüter nach Kräften beizutragen, die Zurücknahme des Tagesbefehls der Nationalgarde vom

---

[1] Härdtl, Fünfundzwanzig Jahre, Wien 1882, 50. Daß der Proletarier keinen Begriff hatte, um was es sich eigentlich handelte, braucht nicht gesagt zu werden; der Volkswitz legte ihnen das Diktum in den Mund: „Eine Kammer hab'n ma ihnen rausgekitzelt; wann m'r wollen, müßen's uns a zweite a geben!" — In der Verurteilung Pillersdorffs für die Gewährungen vom 15. Mai sind alle gleichzeitigen und späteren Schriftsteller einig, ohne das Martyrium zu würdigen, das er und seine Genossen in jenen heißen Stunden durchzumachen hatten. Vgl. Vitzthum, Berlin und Wien 99: „Die erbärmliche Schwäche der Regierung hat sich aufs glänzendste dokumentiert"; sie hatte die Auflösung des Zentralkomitees beschlossen: „ob man die Macht habe, diesen Beschluß durchzuführen, darum kümmerte sich ein Mann wie Pillersdorff nicht".

13. Mai und die Gewährung der zwei übrigen Punkte der überreichten Petition beschlossen. Ebenso wurde der Nationalgarde gewährt, daß die Verfassung vom 25. April vorläufig der Beratung der Reichsstände unterzogen und die Bestimmungen des Wahlgesetzes, welche zu Bedenken Anlaß gegeben haben, in einer neuerlichen Prüfung erwogen werden sollen. Da infolge dieser Zugeständnisse die Verfassung erst durch die Reichsstände festgestellt werden wird, so wird für den ersten Reichstag nur eine Kammer gewählt werden, somit für die Wahlen gar kein Zensus bestehen, wodurch alle Zweifel einer unvollkommenen Volksvertretung entfallen.

Eine vom 16. datierte und von sämtlichen Ministern gegengezeichnete Proklamation Seiner Majestät des Kaisers ließ sich nur als eine Paraphrase der von Pillersdorff ausgesprochenen Gewährungen bezeichnen[1].

* * *

So war an demselben 15. Mai des Jahres 1848 in Berlin der geplanten Volksbewegung die Spitze abgebrochen, in Paris ein Anschlag der Umsturzpartei durch die Kraft der Regierung und der konservativen Elemente zurückgewiesen, war in Neapel durch den König mit Hilfe der treuen Elemente seiner Hauptstadt die gesetzliche Ordnung hergestellt worden. Nur in Wien konnte sich eine rohe und wilde Straßendemonstration durchschlagenden Erfolges rühmen, hatte die Revolution auf der ganzen Linie gesiegt. Auch erhob die radikale Journalistik ein lautes Triumphgeschrei. „Der 15. Mai", jubelte M. E. Gritzner[2], „hat an politischer Bedeutung den 15. März überflügelt. Der 15. März wagte halb unbewußt, der Freiheit das Geständnis der Liebe zu bringen, der 15. Mai drückte sie als hingebende Braut an die Brust, und der 26. Juni" — bevorstehender Zusammentritt des konstituierenden Reichstags — „wird sie zum Traualtar führen." Die aufstandlustige Partei in Baden sagte sich zum Troste: „Von Berlin her kriegen wir die Republik nicht; wenn wir sie kriegen, so kommt sie von Österreich!"[3]

---

[1] Beyer, Chronik 175.

[2] „Constitution" Nr 48 vom 17. Mai.

[3] Schuselka, Revolutionsjahr I 160. Vgl. Deahna, Der 15. Mai 1848, Bayreuth 1848, 3 7. Vgl. Die zweite Revolution Wiens, von Augen- und Ohrenzeugen geschildert (L. A. Frankl) in „Wiener Sonntagsblätter" 1848 Nr 184, 341—346.

XIV.

Nach Tirol.

Der Kaiser ist kommen,
Sucht Schutz hier zu Land,
Die Kaiserin, die Ahnl,
Sie gibt uns die Ehr.
Sie sollen sich freuen,
Vergessen den Groll
Bei ihren Getreuen
Im Lande Tirol.

Obrist Hans, Bauer zu Stans.

1.

Auf den wilden, wirren und wüsten Rausch des 15. Mai in Wien folgte am andern Tage, wie es nicht anders sein konnte, ein allgemeiner Katzenjammer. Selbst den Führern der glorreichen „Sturm-Petition" war nicht recht wohl zu Mute; die zu einem großen Teile unwillkürlichen und unbewußten Teilnehmer kamen jetzt erst zur Einsicht, zu was sie mitgeholfen hatten. Die überwiegende Mehrzahl der friedlichen Bürger erfaßte Erbitterung und Ekel, als sie den Hergang erfuhren, wie man dem gütigen Monarchen all das vergolten hatte, was er seit den Märztagen seinen Völkern geschenkt und gewährleistet, wie man ihn in seiner Burg belagert, wie man in rohester Weise sein Hausrecht verletzt hatte. Der besser gesinnte Teil der „Aula" sprach es offen aus, daß man, wenn auch nicht in der Forderung, doch in der Form zu weit gegangen sei, und erkannte mit Beschämung, daß man als Werkzeug einer Partei mißbraucht worden[1]. Die Landstraßer Nationalgarde erkannte mit Ingrimm, daß sie als Dekoration zu jenem Bubenstücke gedient hatte.

---

[1] „Wir wissen, daß damals viele Jünglinge rasch entschlossen sich von Wien entfernten und der tapferen Armee in Italien sich einreihen ließen (Aus dem „Nachlasse" Pratobeveras; Neue Freie Presse 1898 Nr 12016, 12017, 12024 vom 5., 6. und 13. Februar).

Am schwersten war es wohl mit den Ministern bestellt, Pillersdorff an der Spitze, die, voll Scham über die Art, wie sie sich von Giskra und Genossen hatten übertölpeln lassen, Reue und Leid erweckten. Sie gegenzeichneten zwar das kaiserliche Manifest, das der Bevölkerung die neuesten Errungenschaften kund und zu wissen gab:

> Besetzung der Stadttore und der Bürgerwache gemeinschaftlich von Militär und Nationalgarde „nach allen ihren Abteilungen" —
> Militärisches Einschreiten nur auf Ansuchen der Nationalgarde —
> Beratung der Verfassung durch eine nur aus einer Kammer bestehende Reichsversammlung [1]. —

Allein sie erklärten zugleich, daß ihr „Pflichtgefühl" ihnen „die unwiderrufliche Notwendigkeit" auferlege, „die ihnen anvertrauten Portefeuilles in die Hände Seiner Majestät niederzulegen, um den Monarchen in den Stand zu setzen, sich mit Räten zu umgeben, die sich einer allgemeinen und kräftigen Unterstützung erfreuen" [2].

Als dieser Entschluß des Ministeriums in der Stadt bekannt wurde, stieg die Ratlosigkeit auf den Gipfel. Noch am selben Abend trat das Zentralkomitee der Nationalgarde zu einer Sitzung zusammen, in der die radikalen Mitglieder die bittersten Vorwürfe hinnehmen mußten, denen allein, wie die gemäßigte Partei ihnen vorhielt, die Verantwortung für den Gewaltakt am gestrigen Tage und für dessen Folgen anhafte. Zugleich ward mit eminenter Mehrheit beschlossen, den Kaiser zu bitten, daß er die Abdankung des Ministeriums nicht annehme [3]. Der Kaiser aber hatte inzwischen, was man im Zentralkomitee nicht wußte, die Demission des Ministeriums bereits genehmigt und diesem nur aufgetragen, die Geschäfte bis auf weiteres fortzuführen.

Der Schrecken ging durch alle Kreise. Die Kleinmütigen gaben sich den übertriebensten Befürchtungen hin. Sie sprachen von einem Programm der Umsturzpartei: acht Paläste der inneren Stadt sollten in Brand gesteckt und der Plünderung preisgegeben werden; eine neue Sturm-Petition stehe bevor, die gesamte Staatsschuld solle annulliert, Galizien und Italien abgetrennt werden. Schon sahen sie den Kaiser in seiner Burg gefangen, an jeder Laterne einen Aristokraten hängen, die Guillotine in voller Tätigkeit. Von unsagbarer Angst erfüllt, verließen viele der angesehensten Familien

---

[1] Peyer, Chronik 175.

[2] Die weitläufige und schwülstigste Erklärung des Ministeriums in der Abendbeilage der Wiener Ztg 1848 Nr 45 vom 16., reproduziert im Morgenblatt Nr 137 vom 17. Mai, und Hartigs beißende Bemerkungen über dieses Schriftstück in dessen „Genesis" [3] 238—240.

[3] „Der 15. Mai hatte also mehr überrascht und verblüfft, als in Freude und Begeisterung versetzt, man fürchtete den errungenen Sieg" (Maxim. Bach, Wiener Revolution 399.)

in fluchtähnlicher Eile eine Stadt, die sie allen Greueln der französischen Schreckensherrschaft preisgegeben meinten. Aber auch kühlere Naturen gaben sich ernsten Besorgnissen hin, und vor allem waren es die zu erwartenden Entschließungen des Hofes, die sie in lebhafte Unruhe versetzten: der Kaiser wolle Wien verlassen, der Kaiser werde abreisen, der Kaiser sei vielleicht schon fort. In dieser Weise lief das Gerede hin und her und fand kein Ende.

Solches Gerede ließ sich die Redaktion der amtlichen „Wiener Zeitung“ nicht entgehen, sie meinte einen Kassandraruf erschallen lassen zu müssen: „Wir beschwören den Kaiser, wir beschwören alle, denen der Thron, die Dynastie, die Monarchie lieb ist, nicht zu horchen auf den Sirenengesang, welcher den Kaiser aus der Burg seiner Väter hinweglocken möchte. Laßt es uns offen sagen, denn die Zeit der halben Worte, der Andeutungen und Ausbeugungen ist vorüber: des Kaisers Abreise wäre die Flucht Ludwigs XVI.; der letzte Tag seines Hierseins wäre der erste Tag der Republik, der Kaiser kann nicht nur in Wien bleiben, er muß hier bleiben.“ [1]

* * *

Daß sich die Lage in Wien bedrohlicher gestalten könnte, stand schon seit Anfang April zu besorgen, und der Plan, sich in solchem Falle aus der Reichshauptstadt zu entfernen, war darum bei Hofe schon vor Wochen in Aussicht genommen; als Zufluchtsort war Innsbruck gewählt, wo in der ersten Hälfte Mai die Burg in allen Teilen wohnlich hergerichtet wurde. „Nur außerhalb des Herdes des Aufstandes“, hörten Vertraute die Erzherzogin Sophie sagen, „kann man dessen Herr werden.“ Als sie aber bei irgend einem Anlasse dem Kriegsminister Grafen Latour von dieser Möglichkeit gesprochen, hatte sich dieser so erschrocken gezeigt und an Varennes erinnert, daß seither der Gedanke fernlag, ihn oder irgend einen der Minister ins Vertrauen zu ziehen. Auch in dem Kreise der Vertrautesten, mit denen das Für und das Wider erwogen wurde, mochte es an abmahnenden Vorstellungen nicht gefehlt haben, und so dürfen wir voraussetzen, daß es die beiden hohen Damen des Hauses, die Kaiserin Maria Anna und die Erzherzogin Sophie, waren, die den entscheidenden Einfluß übten. Was den Kaiser selbst betraf, so würde es ihn keine Überwindung gekostet haben, die Regierung niederzulegen; hatte er doch schon in den Märztagen dieses Verlangen geäußert! Schwieriger mochte es sein, ihn aus seinen altgewohnten Verhältnissen scheiden zu machen, die ihm sein

[1] Der Artikel erschien im Morgenblatt des 18. Mai Nr 138, war aber unverkennbar am 17. geschrieben.

Wien, sein Schönbrunn, seine Blumen und Palmen, seine hergebrachte Tageseinteilung zur zweiten Natur gemacht hatten und die zu verlassen ihm ohne Frage hart genug fallen mußte.

Dazu kam ein anderer Umstand. Auf Ferdinands empfindlichen Organismus hatte die Aufregung in den Märztagen eine so bedenkliche Wirkung geäußert, daß man von da an aufs ängstlichste darauf bedacht war, jede neue Alarmpost von ihm fernzuhalten, und so hatte man es auch am 15. Mai veranstaltet, daß er in seinen Gemächern gar nicht erfuhr, was auf der Straße gegen die Burg im Gange war, und er dafür halten mußte, in Wien sei nach wie vor alles ruhig und aufs beste bestellt. Ihn vorzeitig aus diesem guten Glauben zu reißen, wollte unter den Umständen, wie sie waren, ernstlich erwogen sein.

Am 16. Mai war die kaiserliche Burg von Militär umstellt, alle Tore, die nach außen führten, waren geschlossen und von innen verrammelt. Unter den Errungenschaften des vorigen Tages war auch die, daß die Bewachung und Beschützung der Burg nicht ausschließlich dem Militär überlassen bleiben, sondern gemeinschaftlich mit Nationalgarde und Studenten besorgt werden sollte. Für diesen Zweck mußten die nötigen Räumlichkeiten ausgemittelt und hergerichtet werden. Fürs erste wurde nur der „Heldenspieler" Ludwig Löwe als Hauptmann der dritten Kompagnie des Wimmer-Viertels, auf deren Treue er bauen konnte, eingelassen und bezog mit dieser den linksseitigen Flügel der zu beiden inneren Seiten des Burgtores befindlichen Hauptwachräume. Eine wilde Meute wollte vom Glacis aus den Durchgang durch die Burg erzwingen, und Löwe ließ seine Mannschaft im Innern des Burgtores aufmarschieren, um einen gewaltsamen Einbruch abzuwehren. Es wurde von außen erst angeklopft, dann immer stärker und stärker gepocht, dabei gepfiffen, geschrieen und gejohlt; man schien entschlossen, die Torflügel mit Gewalt zu durchbrechen. Da kam von der Augustiner-Bastei ein Bataillon Grenadiere angerückt und stellte sich auf dem äußeren Burgplatz auf, zwei Abteilungen zu je drei Kompagnien seitwärts vom breiten Mittelraum, da wo sich jetzt die zwei Reiterstatuen befinden; mitten auf der Straße zwei Kanonen, die Schlünde gegen das bedrohte Tor gerichtet, die Kanoniere mit brennenden Lunten. Glücklicherweise kam es nicht zum Äußersten; die Menge, einsehend, daß sie das feste Tor nicht bezwingen könne, ließ allmählich von ihrem drohenden Lärmen ab und verlor sich vom Platze[1].

Die kaiserliche Familie, in ihrem eigenen Heim wie gefangen und belagert, war in stündlicher Gefahr. Pillersdorff wurde berufen und

---

[1] Joseph Nicola, Erinnerungen: Neues Wiener Tagblatt 1880 Nr 181 vom 2. Juli.

von Franz Karl empfangen, welchen der Minister äußerst bestürzt und niedergeschlagen fand. In seiner Beklemmung entschlüpfte dem Erzherzog eine Andeutung, daß dem Hofe nichts übrigbleibe, als die Stadt zu verlassen, was ihm Pillersdorff eifrigst widerriet. Man war nun in den höchsten Kreisen auf seine eigenen Erwägungen angewiesen, die Flucht wurde fest beschlossen und in allen Einzelheiten durchsprochen.

In das Geheimnis wurden außer jenen, welche die Reise mitmachen sollten, gewiß nur äußerst wenig Personen gezogen, von den Ministern, wie gesagt, nicht einer! Diese hatten, allerdings nach langem Zögern und nur durch die äußersten Drohungen eingeschüchtert, in die Zerstörung ihres eigensten Werkes, der Verfassung vom 25. April, gewilligt und erkannten, daß ihnen nach dieser Katastrophe nichts übrigbleibe, als ihre Stellen in die Hände des Monarchen zurückzulegen; allein sie hatten zuvor noch die Allerhöchste Sanktion für die Bewilligungen vom 15. Mai erwirkt und glaubten sich nunmehr der Hoffnung hingeben zu können, daß bis auf weiteres alles wieder in Ordnung und Frieden sei. In diesem Sinne telegraphierte am Abend des 17. Mai Pillersdorff an den Grafen Leo Thun in Prag, und ohne Zweifel auch an die andern politischen Länderchefs:

„Wien bietet wieder den gewöhnlichen Anblick dar. Die Feststellung der Verfassung wurde dem ersten Reichstage vorbehalten. Das provisorische Wahlgesetz wird einer neuen Prüfung unterzogen. Die Regierung beschäftigt sich mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Alle Minister führen bis zur Ernennung ihrer Nachfolger interimistisch ihre Ministerien."

Vom Kaiser war nichts erwähnt, es war nicht gesagt, daß auch der Hof „wieder den gewöhnlichen Anblick" darbiete, was gewiß zur noch größeren Beruhigung der Landesgouverneure beigetragen haben würde; Pillersdorff und seine Kollegen hatten keine Ahnung, was zur selben Zeit in der kaiserlichen Burg in Ausführung war und der ganzen Lage mit einemmal ein anderes Gepräge geben mußte.

* * *

Am 18. Mai sollte an der Seite des Militärs die Nationalgarde die Wachen in der Burg beziehen, und dann sahen sich der Kaiser und die kaiserliche Familie vollends als Gefangene. Dieser Umstand machte die letzten Bedenken schwinden, die man gegen einen immerhin gewagten Schritt haben mochte, die Abreise, die heimliche Flucht des Hofes wurde endgültig beschlossen und der Privatsekretär der Erzherzogin Sophie, Heinrich Purgold, abgeschickt, um auf den Poststationen der einzuschlagenden Route die nötigen Anordnungen zu treffen.

Noch war eines zu besorgen. Fürst Vinzenz Auersperg war am 15., seiner Bürgerpflicht getreu, als einfacher Nationalgardist in seiner Josephstädter Kompagnie mit auf das Glacis gerückt; als aber eine der Hiobsposten nach der andern eintraf, wie es im Innern der Stadt zugehe und was sich dort vorbereite, hatte er sich ein Pferd bringen lassen und den Offizier einer Abteilung des in der Nähe aufgestellten Regiments Nikolaus-Husaren ersucht, falls es „zum raufen" käme, mittun zu dürfen; er war von Pardubitz aus mit allen Offizieren des Regiments bekannt. Zum „raufen" war es am 15. bekanntlich nicht gekommen, und so hatte der Fürst vom Flecke weg den Entschluß gefaßt, mit seiner jungen Gemahlin und seiner Mama, der verwitweten Fürstin Gabriele, geborenen Prinzessin Lobkowitz, Wien zu verlassen und sich auf seine Besitzungen in Böhmen zu begeben. Durch einen Abschiedsbesuch, den die Fürstin-Witwe ihrer Tante, der Landgräfin Therese Fürstenberg, Obersthofmeisterin der regierenden Kaiserin, am 16. in der Burg abgestattet hatte, war man bei Hof von dem Vorhaben des Fürsten Vinzenz unterrichtet worden, und empfing nun die Gräfin Ernestine Schönborn, Obersthofmeisterin der Erzherzogin Sophie, Aufträge, die sie dem Fürsten überbringen sollte, doch nicht früher als unmittelbar vor dessen Abfahrt. Die Aufträge waren an den Grafen Leo Thun gerichtet, auf dessen Loyalität man bauen konnte und der auf seinem untergeordneten Posten in Galizien eine gleich wertvolle Einsicht als Tatkraft entwickelt hatte, die ihn des vollsten Vertrauens würdig erscheinen ließ. Böhmen aber war, in der Lage, in der man sich befand, ein zu wichtiges Land, um nicht seitens des Hofes den größten Wert darauf zu legen, sich dessen ausdauernder Treue und Anhänglichkeit zu versichern.

Am 17. Mai um dreiviertel sechs Uhr abends bestiegen der Kaiser und die Kaiserin von der Bellaria aus eine leichte offene Equipage wie alltäglich zur Spazierfahrt um diese Tageszeit, fuhren zum Burgtor hinaus und bogen, wie nach Schönbrunn, in die Mariahilferstraße ein. Selbst der Kaiser nahm es nicht anders; denn es war ihm gesagt worden, die Kaiserin-Mutter, an der er mit wahrer Sohnestreue hing, gedenke in Salzburg ihren Sommeraufenthalt zu nehmen, man wolle ihr eine Poststation vorausfahren und dort von ihr Abschied nehmen.

Eine oder anderthalb Stunden nach den Majestäten folgte ihnen in derselben Richtung, aber durch ein anderes Tor, das erzherzogliche Paar mit den drei jüngeren Prinzen — der älteste Franz Joseph befand sich zur Zeit auf dem italienischen Kriegsschauplatze —, dann mehr gegen Abend ein dritter und ein vierter Hofwagen mit dem Grafen Bombelles, Ayo der jungen Erzherzoge, den Hofdamen Gräfin Josephine Wallis und Prinzessin Friederike Auersperg, dann dem Dienstkämmerer k. k. Obrist

Grafen Anton Pergen. Gepäck nahm man, weil es eben den Schein einer gewöhnlichen Ausfahrt haben sollte, keines mit, Dienerschaft nur die für einen solchen Zweck übliche, an Kleidungsstücken nichts, als was man am Leibe trug. Bei der Strenge des Geheimnisses, das bewahrt werden mußte, hatte Graf Bombelles nicht einmal seine in Schönbrunn wohnende Gemahlin in Mitwissenschaft ziehen dürfen, und konnte nur, als man auf der Penzingerstraße das Schloß zu Gesicht bekam, einen stummen Abschiedsgruß nach der Richtung ihres Weilens hinüberwinken. Als es dunkler wurde, sahen die Wiener die Fenster der kaiserlichen und erzherzoglichen Appartements wie allabendlich erleuchtet, als ob die Herrschaften da wären, sei es, daß dies vorsichtsweise angeordnet war oder daß die in das Geheimnis nicht eingeweihte Dienerschaft die gewohnte Heimkehr des Hofes von seiner Ausfahrt in gutem Glauben erwartete.

Noch bei hellem Tageslicht fuhr man durch Purkersdorf, wo der Kaiser erkannt wurde, aber alles ruhig blieb, und kam nach Sieghartskirchen, wo sich die vom Hofsekretär Purgold „für irgend einen" der kaiserlichen Familie vorausbestellten Pferde fanden. Hier erst stellte die Kaiserin ihrem Gemahl in eindringlicher Weise den Anlaß und das Ziel der Reise vor und fühlte sich wahrhaft erleichtert, als er ohne Widerrede seine Zustimmung gab und nur bemerkte, daß er für die Reise nicht warm genug gekleidet sei. Ein Kutschermantel mußte für diesen ersten Dienst herhalten. Gegen Mitternacht kam hinter St Pölten den Majestäten eine Kutsche nach, die der kaiserlichen Equipage zuvorkommen zu wollen schien. Die Angst war groß, denn man glaubte, es sei jemand von Wien aus nachgeschickt worden; der Postillon mußte die Pferde antreiben, und so erreichte man vor der bedrohlichen Kutsche Melk. Hier zeigte es sich aber, daß es kein Verfolger war, sondern Regierungsrat Johann Baptist Groß, Privatsekretär der Kaiserin-Mutter, für die er die gleichen Dienste zu besorgen hatte wie Purgold für das Kaiserpaar. Noch während der nächtlichen Fahrt auf der Linzer Straße wurden die Majestäten von der erzherzoglichen Equipage eingeholt. Die andern, die um viele Stunden später ausgefahren waren, konnten erst am nächsten Tage hoffen, sich anzuschließen.

Am Morgen des 18. machte man in Strengberg die erste kleine Pause, um ein Frühstück einzunehmen; die Wirtsleute zeigten aufrichtige Teilnahme und Rührung. Zweifelhafter war die Stimmung in Enns, von wo geschäftige Leute nichts eiliger zu tun hatten, als die Nachricht von der fluchtähnlichen Reise des Hofes schnellstens nach Linz gelangen zu lassen. Jenseits der Traun, bei Klein-München, schlug der Hof, um die Landeshauptstadt nicht zu berühren, die Richtung nach Wels ein. Auch hier war die Stimmung eine geteilte, durch die unerwartete Ankunft des Hofes verblüfft, doch ohne den Mut, den Kaiser anzuhalten. Erst in Lambach war es besser, wo bei guten Menschen ein Mittagsmahl eingenommen

wurde [1]. Von Lambach wurde auf der Straße nach Salzburg weitergereist ohne andern Aufenthalt, als den der Pferdewechsel mit sich brachte. Die Leute allenthalben sahen groß darein, wenn sie die vergoldeten Speichen der Räder gewahrten, die meisten wohl ohne Ahnung, wer die Reisenden waren; wo man aber diese erkannte und den Anlaß erfuhr, der sie von Wien weggescheucht hatte, da zeigten sich rührende Züge von Ergebenheit und tief ergriffener Teilnahme, ein wahrer Balsam für das Herz der so schwer geprüften kaiserlichen Familie.

2.

Wie man im Jahre 1848 wiederholt die Erfahrung machen konnte, daß bedeutsamen Ereignissen gewisse Gerüchte, mehr minder bestimmte Ankündigungen vorausgingen, so soll es auch in Wien am 16. und 17. Leute gegeben haben, die von einer bevorstehenden Abreise des kaiserlichen Hofes sprachen [2]. Sicher ist, daß die Minister davon keine Ahnung hatten. Der Hof hatte einem Dienstkämmerer aufgetragen, nachdem die letzte Kutsche die Burg verlassen haben würde, dem Kriegsminister hievon Mitteilung zu machen. Es war in später Abendstunde, als Latour diese Meldung empfing und sich beeilte, die andern Minister in Kenntnis zu setzen; er hielt den Überbringer der Nachricht im Kriegsgebäude fest, bis der Ministerrat versammelt war. Vor diesem gab der k. k. Kammerherr an, es sei ihm nichts anderes gesagt worden, als daß Seine Majestät aus Rücksicht

[1] Professor Eduard Wertheimer hat in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" 1903 Nr 13991 vom 20. Juli (Abendblatt) Aufzeichnungen eines einflußreichen Staatsmannes über die Flucht des kaiserlichen Hofes nach Innsbruck veröffentlicht. Obwohl Wertheimer die ihm auferlegte Verschweigung des Namens aufs gewissenhafteste eingehalten hat, kann der ungenannte Memoirist, nach allen Anzeichen zu schließen, kaum ein anderer als der damalige Ayo der erzherzoglichen Prinzen, Graf Heinrich Bombelles, der die Reise mitgemacht hat, gewesen sein. Dieser erzählt nun, in Lambach sei man mit dem aus Italien nach Pest zur Übernahme seines Postens als Kriegsminister reisenden General Meszáros zusammengetroffen, der die Versicherung gegeben habe, „die Stimmung, soweit er das Land durchfahren habe, sei gut", und dies habe den Hofsekretär Purgold bestimmt, die Fahrt nicht nach Ischl, sondern direkt über Salzburg nach Innsbruck zu dirigieren. Allein daß die Stimmung in Tirol gut, brauchte man doch nicht erst aus dem Munde Meszáros' zu erfahren; davon war man von vornherein überzeugt, und ebenso war es von vornherein abgemacht, direkt nach Innsbruck zu fahren, wo man seit Wochen die landesfürstliche Burg wohnlich herzurichten angeordnet hatte. Der angeblich projektierten Fahrt über Ischl, die einen riesigen Umweg bedeutete, konnte daher nur ein Mißverständnis von der einen oder andern Seite zu Grunde gelegen haben.

[2] So versichert Unterreiter, Revolution in Wien III 77.

für seine Gesundheit die Fahrt in die Berge von Tirol beschlossen, und daß die kaiserliche Familie, um ihn nicht allein zu lassen, für gut befunden habe, ihn zu begleiten. Vom Ministerrat wurde fürs erste eine „Kundmachung“ an die Wiener Bevölkerung folgenden Wortlautes beschlossen:

Heute in der neunten Abendstunde ist dem Ministerium die mündliche unerwartete Mitteilung zugekommen, daß Seine Majestät der Kaiser aus Gesundheitsrücksichten in Begleitung der Kaiserin und des durchlauchtigsten Erzherzogs Franz Karl samt seiner erlauchten Gemahlin und drei Prinzen die Residenz verlassen und die Route nach Innsbruck eingeschlagen hat.

Das unterzeichnete Ministerium, welches die Gründe und näheren Umstände der Reise nicht kennt, sieht sich verpflichtet, dieselbe zur Kenntnis der Bevölkerung der Residenz zu bringen.

Dasselbe hat es als seine erste Pflicht erkannt, in der Person des Oberkommandanten der Nationalgarde Grafen Hoyos eine vertrauenswürdige Person an Seine Majestät sogleich in der Nacht abzusenden und die dringende Bitte zu stellen, daß die Bevölkerung durch die Rückkehr des Kaisers oder durch eine offene Darlegung der Gründe, welche dieselbe unmöglich machen, beruhigt werde. Derselbe dringende Wunsch wird dem Herrn Erzherzoge durch die Absendung des Präsidenten Grafen Wilczek vorgetragen werden.

Der Ministerrat erkennt ebenso in diesem wichtigen Augenblicke die heilige Pflicht, den Interessen des Vaterlandes seine ungeteilte Sorge und Aufmerksamkeit zu widmen, und unter seiner Verantwortung so zu handeln, wie es die Umstände erheischen. Die Unterstützung der Mitbürger und aller Gutgesinnten wird ihn in den Stand setzen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und zur Beruhigung der Gemüter beizutragen. Was über dieses Ereignis zur Kenntnis der Minister gelangt, wird jedesmal getreu und vollständig zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden, so wie dieselben, sobald sie direkte Aufträge oder Mitteilungen von dem Monarchen erhalten, dieselben veröffentlichen werden.

Wien, am 17. Mai 1848.

Die interimistischen Minister:

Pillersdorff, Sommaruga, Kraus, Latour,
Doblhoff, Baumgartner.

In der Tat ein Schriftstück, aus dessen jeder Zeile die überstürzende Verwirrung, in der es abgefaßt worden, spricht! Man mag von den mitunter selbst sprachunrichtigen Wiederholungen „Person“ und „Person“ im dritten, „Kenntnis“ und „Kenntnis“ im letzten Alinea und vor allem dem reizenden „dieselben“ und „dieselben“ zum Schlusse absehen. Doch was sollte es heißen: der Kaiser habe „aus Gesundheitsrücksichten“ seine

Residenz verlassen, wenn die Minister erklärten, den Gründen nachforschen zu wollen, welche den Kaiser bewogen haben, nach Tirol zu gehen?[1] Oder: die Minister wenden sich an die „Mitbürger und alle Gutgesinnten“, suchen also diese nicht in den Kreisen jener?! Und dem Erzherzog Franz Karl sollte „durch die Absendung“ Wilczeks ein Wunsch vorgetragen werden?!

In der Tat hatte sich Pillersdorff an seinen Schwager Grafen Fritz Wilczek, Präsidenten des General-Rechnungs-Direktoriums, mit dem Vorschlage gewendet, dem Hofe nachzureisen, um ihn zur Rückkehr in die Residenz zu bewegen. Wilczek hatte sich ohne Bedenken dazu bereit erklärt, der Nationalgarde-Kommandant Hoyos sich freiwillig angeschlossen, und so waren die beiden noch in der Nacht vom 17. zum 18. von Wien abgefahren.

In der Hauptstadt von Oberösterreich hatte man um die Mittagsstunde erfahren, daß der kaiserliche Hof an Linz vorüber die Richtung nach Salzburg eingeschlagen habe. Im weiteren Verlaufe des Tages kamen zwei amtliche Mitteilungen nach: ein Bericht des Welser Kreishauptmanns an den Landespräsidenten von ein Uhr nachmittags und einer des Ennser Bürgermeisters Falck an den Kreishauptmann von drei Uhr nachmittags. Der Landespräsident Baron Philipp Skrbensky und der Ablatus des Nationalgarde-Kommandanten Obristleutnant Baron Grammont eilten auf die Hauptwache im Rathause, wo ihre in warmen Worten gehaltene Botschaft einen Ausbruch patriotischer Begeisterung hervorrief: „Gut und Blut für unsern Kaiser!“ Aber in Linz gab es radikale Elemente wie in Wien, und bald waren in der Stadt Äußerungen bedenklichen Charakters zu vernehmen: man müsse dem Hof unverweilt nachsetzen, ihn nach Linz schaffen und von da nach Wien zurückbringen. Sie verlangten vom Regierungspräsidenten, er solle Kommissäre in alle Teile des Landes aussenden zur unverweilten Organisierung der allgemeinen Bewaffnung und Aufgebot des Landsturms. Teils diesem Drängen nachgebend, teils um den Aufreizungen der Wühler die Spitze abzubrechen, einigte sich die Stadtbehörde in dem Beschlusse, den Handelsmann Karl v. Planck, die Magistratsräte Wenzel Brunner und Vinzenz Fink und den Dr iur. Ignaz Figuly v. Szep als Deputation nach Salzburg zu senden, die den Hof dafür gewinnen sollte, nach Linz zu kommen oder mindestens in Salzburg zu bleiben; denn nicht bloß die Radikalen, sondern auch die Liberalen fürchteten

---

[1] In der 1849 bei Jasper, Hügel & Manz zu Wien erschienenen Schrift „Rückblicke“ ꝛc. heißt es S. 48 sogar: „Die Minister kannten weder die Absicht der Entfernung noch das Ziel der Reise“, wo doch in ihrer Kundmachung ausdrücklich Innsbruck genannt war.

die Tiroler Luft! Als Feldmarschalleutnant Graf Lato Wrbna, der in Oberösterreich kommandierte, von diesem Schritte erfuhr, brach er unverzüglich auf, um vor der Deputation in Salzburg einzutreffen und den Hof rechtzeitig zu warnen.

* * *

Es war am 18. Mai, nachts elf Uhr, als der kaiserliche Reisezug, der nun schon vollständig beisammen war, in Salzburg ankam und vor dem Gasthofe „zum goldenen Schiff“ am Residenzplatze hielt, wo man ein kurzes Nachtlager aufschlagen wollte. Denn Kaiser Ferdinand war in höchstem Grade körperlich ermüdet und seelisch abgespannt, so daß man die Verantwortung nicht auf sich nehmen konnte, die Fahrt ohne Unterbrechung fortzusetzen. Auch die Erzherzogin Sophie, von einer Migräne befallen, bedurfte einiger Ruhe. Nur die Augen der Kaiserin floh der Schlaf, sie war gefaßt, aber voll Aufregung und blieb wachend im mittleren Saale mit der Prinzessin Auersperg zur Seite.

Erzherzog Franz Karl beauftragte den Grafen Bombelles, eine Kundmachung aufzusetzen, um bei der Bevölkerung über den Anlaß und die Beweggründe der Entfernung des Kaisers aus seiner Haupt- und Residenzstadt keine Mißdeutungen aufkommen zu lassen; irgend ein Versprechen sollte darin nicht gegeben, sondern nur an das patriotische Gefühl, an die Treue und Anhänglichkeit für den Monarchen appelliert werden. Zugleich sandte man um den Hofrat und Salzburger Kreishauptmann Grafen Gustav Chorinsky, der erst aus seinem Sommersitze Montfort bei Hellbrunn herbeigeholt werden mußte und sodann den Auftrag erhielt, einen Reisepaß für „Graf Kufstein samt Familie und Gefolge“ auszustellen, denn man hatte auf der Weiterreise bayerisches Gebiet zu übersetzen. Gleichzeitig wurden Leute in der Stadt herumgeschickt, um einige für die Weiterreise unentbehrliche Artikel nachzukaufen, so daß in der tiefen Nacht ein und der andere Kaufmannsladen aufgesperrt werden mußte.

Mittlerweile war Bombelles mit seinem Aufsatze fertig, in welchem Chorinsky viele Ausdrücke abschwächte, und der in dieser Gestalt die Billigung der Kaiserin und des erzherzoglichen Paares erhielt. Der Aufsatz, der erst nach der Abfahrt des Hofes veröffentlicht werden sollte, lautete wie folgt:

Infolge Allerhöchsten Auftrages
Seiner Majestät des Kaisers
bringt der Gefertigte nachstehendes zur allgemeinen Kenntnis.

Die fanatischen Bestrebungen einer nach zügelloser Freiheit trachtenden Partei führten die verhängnisvollen Ereignisse des 15. d. M. herbei, welche das am 25. April l. J. mit allgemeinem Jubel begrüßte kaiserliche

Geschenk einer freisinnigen Konstitution mit dem grellsten Undank und der rohesten Gewalt vergalten.

Unter den Gewaltschritten einer solchen ungesetzlichen Bewegung, welche jeder schrankenlosen Willkür die Tore zu öffnen drohte, beschloß Seine Majestät, unser Allergnädigster Kaiser, nicht länger mehr in Seiner Residenz zu verweilen, sondern sich nach Innsbruck zu begeben.

Auf dieser Reise gereichte es Seiner Majestät zum größten Troste Seines tief gekränkten Vaterherzens, überall die lautesten und rührendsten Beweise der treuesten Liebe und Anhänglichkeit der ganzen Bevölkerung zu empfangen und von derselben sowie von den heißesten Wünschen begleitet, setzte Allerhöchstderselbe heute Morgen nach einem kurzen Aufenthalte die Reise von hier nach Tirol fort.

Gottes Segen walte fortan über dem Haupte des allerbesten Monarchen, der nur in dem Glücke Seiner Völker Sein eigenes sieht und findet.

Salzburg, den 19. Mai 1848.

Gustav Graf Chorinsky, k. k. Hofrat.

Nachdem der Entwurf die zuständige Billigung gefunden[1], wurde er in die Druckerei geschickt, um ohne Aufschub in Arbeit genommen zu werden. Es war ungefähr ein Uhr nachts am 19. Mai. Etwa eine halbe Stunde später kam Graf Lato Wrbna aus Linz und bestand darauf, daß die Allerhöchsten Herrschaften allsogleich geweckt würden, um schnellstens ihre Weiterreise anzutreten. Einerseits sollte die Linzer Deputation den Hof nicht mehr in Salzburg treffen und denselben etwa in seinem Entschlusse wankend machen; anderseits mochte der Graf besorgen, daß in Salzburg eine ähnliche Stimmung wie unter den Linzer Radikalen um sich greife, was, wenn sie den Hof bei hellem Tage in ihrer Mitte wußten, von unberechenbaren Folgen werden konnte. So geschah denn, was Wrbna verlangte, so gern man dem Kaiser noch ein paar Stunden Ruhe gegönnt haben würde.

Um halb vier Uhr morgens standen die vier kaiserlichen Kutschen zur Abfahrt bereit, und Wrbna, Chorinsky, Bombelles und Pergen

[1] In der aus dem Salzburger Präsidialarchiv geschöpften Zusammenstellung, die ich der Güte des Herrn Archivars Friedrich Pirckmayer verdanke, heißt es zwar: der Chorinskysche Entwurf sei „von sämtlichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie geprüft und gebilligt" worden. Das ist nun gewiß nicht buchstäblich zu nehmen, da hierbei von den jungen Prinzen nicht die Rede sein konnte und man gewiß auch den Kaiser um die Ruhe, deren er bei seinem leidenden Zustande gar sehr bedurfte, nicht gebracht haben wird. Es scheint vielmehr nach dem ganzen Zusammenhange, daß, nachdem die höchsten Herrschaften im allgemeinen ihren Willen, was die Kundmachung enthalten solle, kundgegeben hatten, alles weitere dem Grafen Bombelles anheimgestellt blieb.

warteten in der Hausflur auf den Hof, der jeden Augenblick erscheinen mußte, als die Linzer Deputation eintraf, der nun Bombelles die Untunlichkeit vorstellen konnte, sich unter diesen Umständen vom Kaiser empfangen zu lassen. Es fand dabei zwischen den Deputierten, welche drängten, und dem Grafen, der abwehrte, ein heftiger und etwas unangenehmer Wortwechsel statt, wobei dem letzteren in seiner Aufregung einige Ausdrücke entschlüpft sein mögen, welche die Linzer ihrerseits vielleicht anders, als sie gemeint waren, auslegten und auf welche von ihnen nachträglich mehr Gewicht gelegt wurde, als sie es verdienten [1]. Doch gelang es, die Majestäten und die erzherzogliche Familie unbehelligt in die Reisewagen zu bringen; die Verteilung war jetzt nur in dem einen Punkte geändert, daß die beiden älteren Prinzen nicht in dem hinreichend besetzten erzherzoglichen Wagen, sondern in dem der Prinzessin Auersperg und des Grafen Bombelles Platz nahmen. Feldmarschalleutnant Graf Wrbna und mehrere Offiziere des Equitationsinstitutes zu Pferde und Graf Chorinsky im Wagen gaben dem Kaiserzug das Geleite; die Reiter beurlaubten sich an der bayerischen Grenze, der Hofrat wollte bis zum Betreten des Tiroler Bodens bleiben. Reichenhall war ruhig, keine dreifarbige Fahnen. Beim Pferdewechsel bemerkte Chorinsky, daß die hohen Herrschaften die frostige Nacht ohne Überwurf und Mantel zugebracht hatten; er suchte das Nötige im Orte aufzutreiben, was aber bei der frühen Morgenstunde und bei der kurzen Frist, die man sich gönnen durfte, ohne Erfolg blieb; Chorinsky bot hierauf dem Kaiser seinen eigenen Mantel, was dankend angenommen wurde. Zu Unken, wo man wieder auf kaiserlichem Gebiete war, wurde das Frühstück eingenommen, und hier gelang es, von der Postmeisterin einen anständigen Damenmantel für die Kaiserin zu bekommen. Wenige Stunden später war die Grenze von Tirol überschritten, die Reisenden atmeten frei auf, denn jetzt erst waren sie geborgen. In Waidring, der ersten Poststation auf Tiroler Boden, konnte Chorinsky Zeuge der innigen Herzlichkeit sein, welche das Kaiserpaar, kaum daß es erkannt worden, von allen Seiten begrüßte.

Chorinsky nahm hier Abschied von den Majestäten, um in seinen Amtssitz zurückzukehren. „Während der Dauer seiner Begleitung", heißt es in den Salzburger Akten, „hatte er Gelegenheit, die bewundernswürdige Ruhe und Fassung der kaiserlichen Familie zu sehen und von Allerhöchstderselben die wiederholte Versicherung zu hören, auf der ganzen Reise von Wien bis nach Tirol die lautesten Beweise der treuen Anhänglichkeit und Untertänigkeit erhalten zu haben. Ungeachtet der außerordentlichen Anstrengung der langen Reise klagten doch weder Ihre Majestäten noch

[1] Über den Zeitungskrieg, der sich hieraus entspann, siehe „Österr. Jahrbuch" 1886, 404 f.

die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie über Ermüdung oder Unwohlsein."

Auf dieser Fahrt war es auch, daß der Kaiser zu Chorinsky sagte: „Nicht wahr, mein lieber Graf, das ist nicht schön, daß mich die Wiener so behandelt haben?" — „Eure Majestät, die Wiener müssen das einsehen und können nichts anderes tun, als Eure Majestät bitten, in ihre Mitte zurückzukehren." — „Wenn das ist, mein lieber Chorinsky, dann bin ich gern bereit, zu tun, was sie verlangen!"

* * *

Als in Salzburg der Morgen des 19. angebrochen war und die Kunde von der fluchtartigen Durchreise der kaiserlichen Familie sich verbreitete, zeigte sich das Publikum im höchsten Grade bestürzt, vielen Männern standen Tränen in den Augen. Um fünf Uhr morgens kam die Kaiserin-Mutter Karolina Augusta an und stieg im Gasthofe „zum Erzherzog Karl" ab; sie entschloß sich, in Salzburg zu bleiben und bezog im Laufe des Tages die landesfürstliche Residenz.

Gegen sieben Uhr morgens zogen die beiden Wiener Grafen Wilczek und Hoyos in Salzburg ein. Wilczek, ohne Zweifel von den Linzer Herren angetrieben, welchen die Vorkehrungen des erzherzoglichen Ayo, des „unverantwortlichen Ratgebers" des Monarchen, als „inkonstitutionell" galten, sistierte die bereits — in der Eile mit manchen Druckfehlern! — fertiggestellte Kundmachung des Kreishauptmanns, „in der Besorgnis, daß dieselbe mit der vom Ministerrate aus dem gleichen Anlasse zu gewärtigenden Kundmachung nicht in vollem Einklang stehen könnte". Nach einstündigem Aufenthalte setzten Wilczek und Hoyos ihre Reise fort und trafen in Unken mit dem nach Salzburg zurückfahrenden Chorinsky zusammen, welchem Wilczek die von ihm getroffenen Anordnungen mit dem Beifügen mitteilte, diesen Schritt bei Seiner Majestät vertreten zu wollen.

In Salzburg angelangt, fand Chorinsky, daß die Sistierung insofern keine vollständige war, als der Aufsatz — so wurde ihm gemeldet — mehreren in der Stadt auszugebenden und nach auswärts zu versendenden Zeitungsblättern beigelegt worden war, was den Hofrat, um einem Vorwurfe zu entgehen, veranlaßte, hierüber sogleich an das Landespräsidium nach Linz zu berichten und mittels Estafette den Grafen Wilczek davon in Kenntnis zu setzen. Er bat ihn zugleich um beschleunigte Erwirkung von weiteren Weisungen, ob und eventuell unter welchen Modifikationen die Kundmachung hinauszugeben wäre, indem er beifügte, daß ihm dieselbe keineswegs mit jener des Wiener Ministeriums vom 18. in Widerspruch zu stehen scheine, „viel-

mehr nur die dem Ministerium unbekannt gebliebenen Gründe der Abreise Seiner Majestät enthalte."[1]

In der Zwischenzeit hatte in Salzburg, wie dies am Tage zuvor in Linz eingetreten war, die öffentliche Stimmung in gewissen Kreisen bedenklich umgeschlagen, und da zeigte sich's, wie richtig es von Feldmarschalleutnant Wrbna gehandelt war, auf die unverweilte Abreise des Hofes zu dringen. Es waren in Salzburg nicht bloß einheimische radikale Elemente, deren es dort wie in allen größeren Städten gab; es waren auch viele gefangene Piemontesen und andere Italiener, die man erst in Kufstein in Haft gehalten und dann in übel angebrachter Großmut auf freien Fuß gesetzt und nach Salzburg interniert hatte, wo sie in übelstem Sinne wirkten. Bald waren in der Stadt Reden zu vernehmen: man müsse den Kaiser noch unterwegs einholen, müsse ihm die Pferde ausspannen und ihn an der Weiterfahrt hindern — allerdings ein ohnmächtiges Gebelfer, da der Hof einen zu großen Vorsprung hatte und überdies zur Stunde in den Tiroler Bergen war, deren kerniges Volk einen Wall um die Person des verehrten Monarchen gebildet haben würde, an welchem die anstürmenden Salzburger Radikalen samt ihren welschen Verhetzern sich nur blutige Köpfe holen konnten!

Die Linzer Deputierten hatten nach Salzburg noch einen andern Auftrag übernommen; er galt der Veranstaltung eines Vor-Reichstages in Linz, der von den Deutschen aller kaiserlichen Erblande beschickt werden sollte, und für die Beratung dieser Angelegenheit wurde eine Bürgerversammlung um zehn Uhr vormittags im Karabinersaale der k. k. Winterresidenz einberufen. Auf der Emporbühne erschienen der Kardinal Fürsterzbischof Schwarzenberg, der Stadt- und Landrechts-Präsident Landgraf Joseph Fürstenberg, der Bürgermeister Dr Gschnitzler, Advokat Dr Aloys Fischer und Kaufmann Reichel. Bezüglich der Wiener Vorgänge waren als Verhandlungsgegenstände die Rückkehr des Kaisers und die Entfernung aller „unverantwortlichen" Personen aus dessen Umgebung bezeichnet; wie kaum bemerkt zu werden braucht, hatte man es bei dem zweiten Punkt zunächst auf den Grafen Bombelles abgesehen. Aus dem Zuhörerraume, den eine große Menge Studenten der philosophischen und medizinisch-chirurgischen Lehranstalt füllte, meldete sich Professor Alexander Reyer zum Wort, ein tüchtiger Mediziner, auch sonst vielseitig begabt, von gewinnendem Äußern, Radikaler von reinstem Wasser. In beredter Weise verherrlichte er die Wiener März- und Mai-Ereignisse und die wichtigsten Errungenschaften derselben. Die Person des Kaisers, sagte er, sei nicht

[1] Die bisher im Texte erwähnten Salzburger Vorgänge und amtlichen Vorkehrungen verdanke ich der oben angeführten Pirckmayerschen Zusammenstellung; das Folgende ist andern Quellen, zum Teil handschriftlichen und mündlichen Privatmitteilungen entnommen.

bedroht gewesen, er habe nicht nötig gehabt, sich aus Wien zu entfernen, und was solle aus Wien werden, wenn es aufhören sollte, Residenz zu sein?! Jetzt erhob sich des Kardinals schöne und achtunggebietende Gestalt und, auf der Estrade vortretend, sagte er in unverkennbarer Erregung, indem er mit der Hand auf seine Brust klopfte: „Ich bin selbst ein geborener Wiener, aber was in den jüngsten Tagen in meiner Vaterstadt vorgefallen ist, kann ich nicht gutheißen. Jetzt denke ich nicht an Wien, sondern nur an meinen geliebten Kaiser!" Allgemeiner Beifall, donnerndes „Vivat der Kaiser" folgte diesem Appell an das patriotische Gefühl. Reyer wollte ein zweitesmal sprechen, allein Rufe „Stille! Hinaus!" ließen ihn nicht zum Worte kommen. Es nahmen nun die Linzer Vorschläge einige Zeit in Anspruch, und danach ertönte eine Stimme: „Professor Reyer soll reden!" So betrat er zum zweitenmal die Bühne; doch sprach er diesmal mit Mäßigung und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser Ferdinand mit dem Wunsche, er möchte nach Wien zurückkehren. Die Studenten klatschten Beifall; im ganzen blieb es aber bei dem, was der Kardinal im Sinne der Mehrheit gesprochen hatte. Es wurde beschlossen, dem Kaiser eine Huldigungs- und Ergebenheitsdeputation nachzusenden, die Kardinal Schwarzenberg anführen sollte; sie hatte zugleich die Bitte zu stellen, der kaiserliche Hof möchte „auch Salzburg mit einem längeren Aufenthalte beglücken".

Am selben Tage, 19. Mai, vier Uhr nachmittags fand auch in Linz eine größere Versammlung statt, in welcher Baron Hohenbruck, Kreishauptmann von Steyr, das Wort führte. Er war soeben aus Wien angekommen und hatte sich vom Landeschef die Erlaubnis erwirkt, sich über die Ereignisse, deren Augenzeuge er gewesen, vor einem größeren Kreise auszusprechen. Seine Darstellung war das Widerspiel dessen, was Reyer in Salzburg geäußert hatte; er sprach ein unbedingtes Verdikt über die Männer des 15. Mai, schilderte das freche Gebaren einer irregeführten Menge, die mit Hauen und Krampen in die Burg des Kaisers gedrungen war, und versetzte durch seinen anderthalbstündigen Vortrag die Anwesenden in eine so gereizte Stimmung, daß es niemand wagen durfte, Einwendungen zu machen oder gar Widerspruch zu erheben.

Doch der Rückschlag blieb nicht aus, und schnell hatten die Radikalen wieder das Oberwasser. Noch denselben Abend wurde Hohenbruck, der im Gasthofe „zur Krone" abgestiegen war, eine Katzenmusik gebracht; er war aber bereits abgereist. Ankömmlinge aus Wien von radikaler Gesinnung benützten diesen Wechsel der Stimmung; um viertel elf Uhr nachts wurde eine Volksversammlung einberufen, wo die Redner die Erzählung Hohenbrucks für ein „Lügengewebe" erklärten und ihn aufforderten, sich zu rechtfertigen, „widrigenfalls er als ein erbärmlicher

Verleumder der braven, dem Kaiser treu ergebenen Wiener Bevölkerung erklärt wird". In diesem Sinne veröffentlichten am Tage darauf „sehr viele Nationalgarden und Bürger von Linz" einen Aufruf. Hohenbrucks Name war fortan verfemt und verlästert, alle Wiener radikalen Journale fielen über ihn her und ließen, im Vereine mit ihren Linzer Gesinnungsgenossen, keine Ruhe, bis ihn Skrbensky, von diesem wütigen Gekläffe gedrängt, selbst desavouierte. In einem ganz merkwürdigen, biedermännisch freisinnig gehaltenen Aufrufe gab der ob-der-ennsische Regierungspräsident seinen Kreishauptmann preis, mißbilligte „entschieden" dessen Darstellung, deren Ergebnis und Folgen ihn, Skrbensky, „aufs tiefste betrübt" hätten, und forderte ihn auf, „sich vorläufig jeder weiteren Ausübung der ihm übertragenen Amtspflichten zu enthalten".

3.

Wenden wir uns jetzt nach der Landeshauptstadt von Tirol! Dort war am 19. Mai, abends neun Uhr, mit einemmal durch die ganze Stadt der Ruf verbreitet: „Der Kaiser kommt! Unser Kaiser kommt! Lichter heraus! Lichter in die Fenster!" Die Trommeln der Nationalgarde wirbelten durch die Straßen, Hunderte von Fackelträgern sammelten sich um die Burg, den geliebten Monarchen feierlich zu empfangen. Da erscholl eine Stimme: „Dem Kaiser entgegen! Wir wollen ihn in die Stadt einziehen!" Jetzt eilte groß und klein, Personen aus allen Ständen, der Kettenbrücke zu, weiter hinaus über die Mühlauer Höhe, voran ein feuriger Tischlermeister mit seinen zwölf Gesellen. Als der Wagen des Kaiserpaares herankam, wurden die Pferde ausgespannt und der Wagen unter endlosem Jubel fast in Sturmschritt gegen die Kettenbrücke gezogen; hier wurde auch die erzherzogliche Equipage der Pferde entledigt und von Menschen weitergezogen, und fort ging es jetzt, von immer sich erneuernden Hoch- und Vivatrufen begleitet, während von allen benachbarten Höhen Freudenfeuer auf die in seligem Taumel schwimmende Stadt herableuchteten. In der Burg angelangt, trat das Kaiserpaar auf den Söller heraus und winkte, die Kaiserin in Tränen gebadet, der immer von neuem jubelnden Menge dankend, Grüße zu. Es war lang zehn Uhr vorbei, als sich die Leute gegenseitig sagten: „Jetzt wollen wir aber den guten Kaiser ruhen lassen", und in einigen Minuten war der Platz leer. Die kaiserliche Familie aber genoß nach den fürchterlichen Aufregungen der letzten Tage in Wien und nach einer mehr als zweitägigen, bloß durch die wenigen Stunden in Salzburg unterbrochenen Fahrt der lang entbehrten Erquickung ungestörten Schlafes. Sie richtete sich in der landesfürstlichen Burg, wo ihr der Gouverneur

Graf Brandis mehr und mehr Platz machte, häuslich ein und lebte, was ihr seit der ersten Hälfte März nicht mehr zu teil geworden war, im Bewußtsein voller Sicherheit inmitten einer ihr treu ergebenen Bevölkerung.

„. . . Die Ankunft Seiner Majestät", berichtete Feldmarschalleutnant Eliatschek an das Kriegsministerium, „war gar nicht avisiert. Ein Kurier hatte bloß einige Augenblicke früher das Aviso wegen des Anlangens des kaiserlichen Hofes überbracht. In einem Moment war die ganze Stadt erleuchtet und der Monarch mit größtem Jubel empfangen." Und Graf Brandis berichtete nach Wien an den Minister des Innern (Nr 1944 Min. des Innern 1848): „Solang unser guter Kaiser in unserer Mitte ist, brauchen Euer Exzellenz über die Erhaltung der Ruhe und Ordnung nicht die mindeste Sorge zu hegen. Es gibt keinen Tiroler, der nicht den letzten Tropfen Blutes für seinen Monarchen zu vergießen bereit wäre. Hochdieselben fordern mich in Ihrem Schreiben vom 18. d. M. Z. 1898 auf, über den Eindruck der letzten Ereignisse Bericht zu erstatten. Ich kann darauf nur erwidern, daß Tirol diesen neuen Akt empörender Treulosigkeit mit tiefster Indignation aufgenommen hat und die Stände des Landes eine öffentliche Manifestation darüber vorbereiten. Glücklicherweise wurde dieses Gefühl durch die Freude über die Allerhöchste Ankunft bald verwischt."

Am 20. Mai, einem Sonntag, ging ein Kurier an die Erzherzoge Rainer in Bozen und Johann in Trient ab, um sie an das kaiserliche Hoflager zu bescheiden. Zugleich erschien eine Kundmachung:

Tiroler und Vorarlberger!

Seine Majestät der Kaiser haben mich beauftragt, zu Eurer allgemeinen Kenntnis zu bringen, daß Allerhöchstderselbe sich durch die verhängnisvollen Ereignisse vom 15. d. M. bewogen gefunden habe, Seine Residenzstadt zu verlassen und in unsere Mitte zu kommen, in die Mitte Seiner treuen Tiroler, deren herzlicher Empfang von der Grenze des Landes bis hierher Seine Majestät sehr erfreut und gerührt hat.

Seine Majestät haben darin einen neuen, Ihrem Vaterherzen wohltuenden Beweis der alten Treue und Anhänglichkeit dieses biedern Volkes gefunden, auf welche unser Allergnädigster Monarch unter allen Ereignissen stets gebaut hat.

Innsbruck, am 20. Mai 1848.

Klemens Graf Brandis, Gouverneur.

Am selben Tage fanden sich Hoyos und Wilczek in Innsbruck ein. Hoyos war in seinem Innern durchaus einverstanden mit der Entfernung des Kaisers von dem vulkanischen Boden der Reichshauptstadt; denn als dem Hofe treu ergebener Mann konnte er sich kaum verhehlen, daß der

Ausweg, den die kaiserliche Familie ergriffen hatte, nur zu gerechtfertigt war. Nach außen mußte er seinem ministeriellen Auftrage im Verein mit Wilczek nachkommen, der als ein ergebenes Organ seines Schwagers Pillersdorff alle Hebel in Bewegung setzte, die Rückkehr des Monarchen nach Wien durchzusetzen. Er entwarf einen Bescheid des Kaisers, den jedoch Erzherzog Franz Karl, als er davon erfuhr, verwarf, durch einen andern ersetzte und ein Schreiben an Pillersdorff richtete, dem er kurz und offen erklärte, „daß ich für jetzt nicht im stande bin, Seine Majestät zu einer schleunigen Rückkehr nach Wien zu bestimmen".

Im Laufe des 20. traf der Obersthofmeister des Erzherzogs Franz Karl, Graf Eugen Falkenhayn, in Innsbruck ein, den der Hof mit dem Entwurfe eines kaiserlichen Manifestes „An Meine Völker" betraute. Es war bezüglich der Wiener Vorgänge schärfer gefaßt als die Kundmachungen Chorinskys und Brandis, weil es die Möglichkeit militärischen Einschreitens durchblicken ließ, stach aber in seinem zweiten Teile von der Salzburger Kundmachung wohltuend durch eine Fassung ab, wie sie nach dem, was in Wien vorgefallen war, milder und gütiger, aber auch konstitutioneller kaum sein konnte.

Der Wortlaut war dieser:

> Die Vorgänge in Wien am 15. Mai drängten Mir die traurige Überzeugung auf, daß eine anarchische Fraktion, sich stützend auf die meist durch Fremde irregeführte akademische Legion und einzelne Abteilungen von der gewohnten Treue gewichener Bürger und Nationalgarden, Mich der Freiheit, zu handeln, berauben wollte, um so die über jene vereinzelten Anmaßungen gewiß allgemein empörten Provinzen und die gutgesinnten Bewohner Meiner Residenz zu knechten. Es blieb nur die Wahl, mit der getreuen Garnison nötigenfalls mit Gewalt den Ausweg zu erzwingen oder für den Augenblick in der Stille in irgend einer der gottlob insgesamt Mir treugebliebenen Provinzen sich zurückzuziehen.
>
> Die Wahl konnte nicht zweifelhaft sein, Ich entschied Mich für die friedliche unblutige Alternative und wandte Mich in das zu jeder Zeit gleich bewährt gefundene Gebirgsland, wo Ich Mich auch zugleich den Nachrichten von der Armee näherte, welche so tapfer für das Vaterland ficht.
>
> Mir ist der Gedanke fern, die Geschenke, welche Ich Meinem Volke in den Märztagen gemacht habe, und deren natürliche Folgerungen zurücknehmen oder schmälern zu wollen; Ich werde im Gegenteile fortan geneigt sein, den billigen Wünschen Meiner Völker in gesetzlichem Wege Gehör zu geben und den nationalen und provinzialen Interessen Rechnung zu tragen; nur müssen solche sich als wirklich allgemein bewähren, in legaler Weise vorgetragen, durch den Reichstag beraten und Mir zur Sanktion vorgelegt werden; nicht aber mit bewaffneter Hand von einzelnen ohne Mandat erstürmt werden wollen.

Dies wollte Ich Meinen durch Meine Abreise von Wien in ängstliche Spannung versetzten Völkern zu ihrer allseitigen Beruhigung sagen und sie zugleich erinnern, wie Ich in väterlicher Liebe immer bereit war, unter Meinen Söhnen auch die verloren geglaubten, zurückgekehrten, wieder aufzunehmen.

Ferdinand. Franz Karl.

Wilczek und Hoyos trafen auf ihrer Rückfahrt nach Wien in Schwaz mit der dahin eilenden Deputation der Wiener Nationalgarde und mit Kardinal Schwarzenberg und den Salzburgern zusammen und ließen sich von diesen bestimmen, kehrt zu machen und vereint mit ihnen noch einmal ihr Glück zu versuchen. Sie trafen am 21. morgens in der tirolischen Hauptstadt ein und wurden am selben Vormittag vom Kaiser empfangen. Bei der Wiener Deputation war es Dr Heinrich Schiel, „kleiner Beamter im Ministerium des Äußern“[1], der sich durch unhöfliches Vordrängen bemerkbar machte. Doch einen willfahrenden Bescheid erhielten weder die Wiener noch der Kardinal Schwarzenberg mit seinen Salzburgern. Die beiden Wiener Grafen erfuhren von der Vorbereitung eines Manifestes, und Wilczek war eifrig dahinter her, daß es unterdrückt werde; allein an höchster Stelle hielt man fest an dem gefaßten Beschlusse. So reiste denn alles am 22. aus der tirolischen Hauptstadt ab, und Hoyos und Wilczek brachten nach Wien nichts mit als schriftliche Aufträge zur Herbeischaffung von allerhand Gegenständen, die der Hof bei seinem verschleierten Aufbruche aus der Burg nicht hatte besorgen und mitnehmen können[2].

Als man in Innsbruck den Linzer Vorschlag wegen Einberufung eines Vorparlaments erfuhr, wurde in einer Versammlung beschlossen, sich in keiner Weise daran zu beteiligen.

* * *

Zum Schlusse wäre ein Wörtchen über das Schicksal jener Salzburger Kundmachung anzufügen, deren Hinausgabe von den beiden Wiener Grafen sistiert worden war, und die unter den Publikationen des Jahres 1848 ein Kuriosum bildet.

Auf die früher erwähnte Meldung des Grafen Chorinsky per Estafette nach Innsbruck war am 22. die Antwort des Grafen Wilczek erfolgt, daß er und Graf Hoyos gegen die Hinausgabe der Salzburger Proklamation, falls selbe in einigen Punkten mäßiger gehalten würde, weiter nichts ein-

---

[1] k. k. Offizial.

[2] Wilczek an seinen Schwager Pillersdorff am 21. Mai: „Hoyos übergibt mir eben die beiliegenden Briefe, die großenteils mancherlei Bestellungen für den Hof zum Zwecke haben dürften, da man von allem entblößt ist.“

zuwenden hätten. Nun war es aber Chorinsky selbst, der sich zu einer so verspäteten Hinausgabe seiner Proklamation nicht entschließen konnte, weil, wie er am 23. an das Linzer Regierungspräsidium berichtete, „wenn die Kundmachung vom 19. Mai erst jetzt erscheinen würde, dies auffallen und zu einem um so schärferen Vergleiche mit der tirolischen Kundmachung führen müßte“; übrigens habe sich die anfängliche Meinung, als ob Exemplare der Kundmachung vom 19. an einige Salzburger und auswärtige Blätter bereits hinausgegeben worden seien, als irrig erwiesen, da nur die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ vom 21. Mai jener Kundmachung, doch nicht in ihrem Wortlaute, sondern nur nach ihrem wesentlichen Inhalte, Erwähnung getan habe. Dem Baron Skrbensky in Linz schien die Sache so überaus diffizil, daß er hierin nicht eigenmächtig vorgehen zu dürfen, sondern darüber in Wien anfragen zu müssen glaubte, und so erging am 31. Mai, Z. 477, vom Ministerium des Innern der Bescheid, welcher durch ob-der-ennsischen Präsidial-Erlaß vom 9. Juni, Z. 2173, dem Grafen Chorinsky bekannt gegeben wurde, daß die nachträgliche Hinausgabe der für den 19. — also vor nahezu drei Wochen! — beabsichtigten Kundmachung nicht stattzufinden habe.

So wurden denn die noch vorhandenen Exemplare in die Stampfe geschickt oder sonst vernichtet, und existiert in der ganzen Welt nur das eine Stück, dessen man zur geschäftlichen Behandlung bei den Präsidialakten des Salzburger Kreisamtes bedurft hatte. Auch dieses ist kein reiner Abdruck, sondern trägt alle Korrekturen, die Graf Wilczek und, wie es scheint, die Hand eines dritten, vielleicht des Grafen Hoyos, daran angebracht haben. So steht zu „fanatischen“ gleich zu Anfang: „Dürfte wegzulassen sein“, das Epitheton „dem grellsten“ zu „Undank“ ist gestrichen, die Worte „der rohesten Gewalt“ werden gemildert: „ungestümen Gewaltschritte.“[1]

[1] Spuren der Existenz dieses immerhin merkwürdigen Schriftstückes verfolgte ich seit langem; verschiedenseitige Anfragen blieben erfolglos, bis ich so glücklich war, in dem vielverdienten Archivar Friedrich Pirckmayer den rechten Mann für die von mir gewünschte Auskunft zu finden, dem ich hiermit meinen verbindlichsten Dank ausspreche.

XV.

Wien. Prag. Innsbruck.

Ich fürchte mich ganz und gar nicht vor dem demokratischen Element, welches zuletzt siegen wird und muß; nur braucht es Übergänge und Läuterungsprozesse aller Art — hier fällt man aber mit der Tür ins Haus.

Bauernfeld an Gutzkow, 2. Juni 1848.

1.

In der Nacht vom 17. zum 18. Mai war die Hiobspost von der Abfahrt der kaiserlichen Familie auf die Universität gekommen. Am frühen Morgen des 18. erschien im Ministerium des Innern eine Deputation von Forst-Eleven, Garden und Bürgern aus Maria-Brunn mit der Meldung, die kaiserliche Familie habe am gestrigen Tage ihren Ort passiert in der unverkennbaren Absicht einer Flucht. Unmittelbar darauf zogen von der Aula aus Studenten und Nationalgarden, wie in den Märztagen mit weißen Bändern als Abzeichen ihrer friedlichen Sendung, nach allen Quartieren der Stadt, vor die „Linien" hinaus, bis in die entlegensten Vororte.

Die während der Nacht in aller Hast gedruckte ministerielle Kundmachung war am Morgen des 18. an den Straßenecken zu lesen. Die Nachricht wirkte überall wie ein Donnerschlag, „gerade so", wie sich ein Zeitgenosse etwas kräftig ausdrückt, „wie wenn man einem Betrunkenen ein Faß kalten Wassers über den Kopf schüttet — plötzlich ist er nüchtern geworden!" Eine Bestürzung ohnegleichen gab sich kund, zugleich mit Ausbrüchen der Entrüstung über das „Gesindel" und über die „Lausbuben", die den Kaiser und die reichen Leute aus Wien vertrieben haben. Stürmer und Kalabreser wurden Gegenstand der Schmähung, an vielen Orten durfte sich ein Legionär nicht blicken lassen, ohne die ärgsten Beschimpfungen zu erfahren; viele verloren den Mut und legten aus Furcht ihre Uniform ab. Leute aus dem Volk kamen in die Burg gelaufen, um weinend und wehklagend zu fragen,

ob der gute Kaiser wirklich die Stadt verlassen habe. „Wie künstlich gemacht die vorausgegangene Bewegung war", bemerkt ein damals in Wien weilender Ausländer, „wurde jetzt allen klar. Die Freunde der Ordnung zählten sich und erstaunten über ihre eigene Majorität. Viele der größten Marktschreier sahen schon das Gras wachsen auf dem Minoriten-, dem Michaeler-, dem Stephansplatz und fingen an zu begreifen, daß Wien jetzt statt der Hauptstadt eines großen Reiches von vierzig Millionen Menschen jene der Provinz Niederösterreichs werden könnte."[1] Die deutschen Fahnen verschwanden von der Burg, vom Stephansturm, von vielen Privathäusern. Die akademische Legion dachte an ihre freiwillige Auflösung. Manche der jungen Leute, rasch entschlossen, sagten Wien Lebewohl, um sich der tapferen Armee in Italien einreihen zu lassen. Blätter, die offen für die Revolution gewühlt hatten, stimmten auf einmal einen andern Ton an. Alles rief nach dem Kaiser Ferdinand und nach seinem gütigen Regiment. „Jetzt ist der Triumphzug Metternichs viel eher möglich als irgend ein Triumph der Freiheit", rief Kudlich[2] verzweifelt aus.

Aber nicht alle, die mit Kudlich eines Sinnes, gaben sich dem Kleinmut hin. Sie spöttelten über die „Spazierfahrt" des Kaisers nach Tirol. Sie beredeten die Leute, nicht der „gute Kaiser" trage die Schuld, er sei entführt worden von der Erzherzogin Sophie, von der Camarilla, von der Aristokratie, er sei das Opfer einer reaktionären Verschwörung[3]. Es waren viele, die sich anschickten, die massenhaft aus der Stadt fliehenden „Kavaliere" bei den „Linien" anzuhalten und als Verräter zu verhaften. „Die verfluchten Aristokraten haben uns den ganzen Adel vertrieben", hörte man einen Arbeiter sagen. Einige der Rötesten unter den Roten, der überspannte Musiker Dr Julius Becher, der gefährliche Redner Tausenau, der Journalist Em. Löbenstein und ein nicht näher bekannter L. Ribarz, setzten einen Hilferuf an den „mit der unverwelklichen Krone der Bürgertugend und der Völkerliebe geschmückten Erzherzog Johann" auf, um ihn zu bitten, er möge „im Angesichte so fürchterlicher Gefahren das Staatsruder provisorisch ergreifen, um die Monarchie dem Abgrund, der sie zu verschlingen droht, zu entreißen"[4].

Zwei andere Journalisten, Leopold Häfner von der „Constitution" und Joseph Tuvora vom „Freimütigen", bestiegen einen Fiaker und fuhren in die Fabrikenviertel, um die Arbeiter aufzureizen und mit ihrer Hilfe eine provisorische Regierung mit diktatorischen Vollmachten ein-

---

[1] Vitzthum, Berlin und Wien 103 f. [2] Rückblicke 181 f.

[3] „Ein ganzes Volk hatte, wie jener Wüterich es wünschte, einen einzigen Kopf, und dieser war ihm von der Aristokratie mit einem Streiche abgeschlagen" (Rosenfeld, Studentenkomitee 31 f).

[4] Peyer, Chronik 180.

zusetzen. Sie waren in der Vorstadt Mariahilf eben an der Arbeit, den Leuten die Vorteile einer republikanischen Regierung auseinander zu setzen, als von den empörten Zuhörern herbeigerufene Nationalgarde sie festnahm. Jetzt erst schienen die Leute inne zu werden, um was es sich handelte, und ihre Wut war grenzenlos; sie warfen sich über die beiden Frechlinge her und würden sie gelyncht haben, wenn nicht Anton Mayer, Leutnant der Mariahilfer Nationalgarde, an der Spitze seiner Kompagnie und einer zum Succurs gesandten Schottenfelder Abteilung sich ins Mittel gelegt und die beiden Aufwiegler arretierend in Empfang genommen hätte. Die Aula hielt sich tapfer. Dr Goldmark wurde nach Mariahilf geschickt, um Häfner und Tuvora in Gewahrsam bringen zu lassen. Als Moritz Mahler, Eigentümer des „Freimütigen“, auf der Universität erschien, um die Legionäre zu bereden, seine beiden Berufsgenossen zu befreien, packte ihn Professor Hye an der Brust und stieß ihn die Stiege hinab. Mittlerweile hatte sich der Ruf, zwei Journalisten hätten die Republik ausgerufen, immer weiter verbreitet. Als Goldmark in Mariahilf eintraf, fand er die Menge von maßloser Aufregung ergriffen. „Hängt sie! Hängt sie!“ wurde geschrieen. Die Hochverräter wurden, Häfner in einem, Tuvora in einem zweiten Wagen, in die innere Stadt zur Nationalgarde-Hauptwache am Hof gebracht, dessen weiten Raum Tausende von schreienden und heftig gestikulierenden Menschen füllten. Die Nationalgarde war wo möglich noch wütender als das Volk. Als Häfner und Tuvora den Fuß aus dem Wagen setzten, fuchtelten ihnen gezückte Säbel um das Haupt, deren Streiche jedoch nur Häfners Hut trafen. Die Strecke vom bürgerlichen Zeughaus ins Polizeigebäude, die von den beiden Hochverrätern zu Fuß zurückgelegt werden mußte, und von da im Wagen ins Kriminal, alles unter fortwährenden Flüchen und lebensgefährlichen Drohungen der sie umdrängenden Menge, glich nach Häfners eigenem Ausdruck „in der Tat einer Ausführung zur Richtstätte“. Endlich war das Gerichtshaus erreicht, das Tor fiel hinter ihnen ins Schloß — und sie waren gerettet[1].

Das war jetzt das Bild der ganzen Stadt. Der Amerikaner William Stiles sah einen Mann durch die Straßen schleppen unter den Rufen: „An den Laternenpfahl mit ihm!“ und erfuhr auf seine Nachfrage, der Mensch sei mit einem andern ergriffen worden, als sie von Republik sprachen. Der sächsische Legationssekretär Graf Karl Vitzthum erzählt: „Vor meinen Augen wurde ein Jude, der ein Flugblatt an die Straßenecken kleben wollte, in welchem die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser

---

[1] Vgl. meine „Wiener Journalistik“ 61—67. Die Details der Verhaftung nach Mitteilungen meines verstorbenen Studiengenossen Dr Gustav Hattingberg, damals Rechts-Auskultanten beim Wiener städtischen Zivilgerichte, eines der Beschützer von Häfner und Tuvora gegen die Ausbrüche ungezähmter Volkswut.

proklamiert werden sollte, fast in Stücke zerrissen. Die Nationalgarde rettete ihn, indem sie ihn arretierte[1].

Der allgemeine Schrecken ergriff auch die Behörden. Graf Montecuccoli erschien mit mehreren ihn begleitenden Beamten im politischen Zentralkomitee der Nationalgarde und forderte es auf, sich aufzulösen. Fast einstimmig rief man ihm zu: „Ja, ja, auflösen!" Ernst Viktor v. Violand, Auskultant beim niederösterreichischen Landrecht, erhob sich, um dagegen zu sprechen; doch seine heftige Rede wurde durch allseitiges Geschrei übertäubt. Einige radikale Vorstadt-Deputierte zeigten sich im Saale, und Violand nahm neuen Anlauf, für den Fortbestand des Zentralkomitees zu sprechen; allein da entstand ein noch ärgerer Tumult als zuvor, er mußte schweigen, viele der ihm zustimmenden Abgeordneten entfernten sich, und es blieb bei dem Beschlusse der Selbstauflösung[2].

Nach Verbreitung des Gerüchtes von der Abreise des Hofes fiel bei so manchen der Verdacht, den Kaiser entfernt zu haben, auf das Ministerium; man beschuldigte dasselbe des „Verrates an dem Volke". Es fanden sich Deputationen der „Aula", der Nationalgarde, aus Bürgerkreisen bei Pillersdorff ein, die ihn äußerst ergriffen fanden und es ihm ansehen mußten, daß seine Bestürzung keine erkünstelte war. Auch der Direktor der Staatsdruckerei, Auer, fand sich zum Tode erschrocken beim Ministerpräsidenten ein, der die Minister einberief, um die nun zu ergreifenden Maßregeln zu beraten.

In der Tat, wenn ein Zeitpunkt geeignet war, durch kraftvolles Auftreten der Regierung den bisherigen Ausschreitungen der akademischen Legion und der revolutionären Behörden ein Ziel zu setzen und sie unter wirksame Überwachung zu stellen, so war es der jetzige. Das bis nun so saft- und kraftlose Ministerium zeigte sich zu einem solchen Schritte entschlossen, und es konnte die weitaus überwiegende Mehrheit der Bevölkerung auf seiner Seite sehen. Das politische Zentralkomitee sollte sich unter der Autorität Montecuccolis in ein Komitee „zur Aufrechterhaltung der Ruhe und gesetzlichen Ordnung" umwandeln. Der magistratische Sicherheits-Ausschuß wurde für den gleichen Zweck vom Ministerium genehmigt; er bestellte unter dem Vorsitz des Grafen August Breuner ein Komitee von zwanzig Mitgliedern, welchem Dr Fischhof, Joseph Kaiser, Julius Zerboni di Sposetti, Dr Wilhelm Taussig, Professor Jakob Reutter und andere Männer, denen man Einsicht und redliches Wollen zutraute, angehörten[3]. Die Verfassung vom 25. April wurde erörtert, und man fand

---

[1] Vitzthum, Berlin und Wien 103. Stiles, Austria in 1848/49 I 132 f.

[2] Violand, Soziale Geschichte der Revolution in Österreich 107 f.

[3] Wiener Ztg Nr 139 vom 19. Mai 1848. Peyer, Chronik 179.

sie jetzt „annehmbar". Die Nationalgarde und die akademische Legion wurden unter die Befehle des Militärkommandierenden Feldmarschalleutnant Grafen Karl Auersperg gestellt. Man dachte an Schließung der Aula; Colloredo hatte ihre „freiwillige Auflösung" im Sinne, die auch in Studentenkreisen vielfach besprochen wurde. Provisorische Verordnungen ergingen gegen den Mißbrauch der Presse und über das Verfahren in Preßsachen, datiert vom 18., kundgemacht am 20. Scharfe Maßregeln wider Aufläufe, Zusammenrottungen, Widersetzlichkeiten gegen Wachen wurden beschlossen, eine strenge Fremdenpolizei eingeleitet und die niederösterreichische Regierung ermächtigt, erforderlichen Falles gegen Raub, Mord, Brandlegung und andere Gewalttaten das Standrecht auszusprechen[1]. So tauchte nach zweimonatiger Anarchie wieder etwas auf, was einer öffentlichen Autorität ähnlich sah und die Rückkehr zu einem erträglichen Zustande zu verbürgen schien[2].

* * *

Bereits war die Hiobspost von der Abreise des Hofes aus Wien in alle Länder des Reiches gedrungen, aus denen im Laufe des 18. und 19. an Pillersdorff Kundgebungen des Schreckens, aber zugleich der loyalsten opferwilligsten Anhänglichkeit und Kaisertreue zukamen.

So berichtete der Vizepräsident des mährischen Landes-Guberniums, Graf Leopold Lažanský: „Die plötzliche Abreise des Kaisers hat hier große Bestürzung verursacht, die allgemeine Stimme ist für die Dynastie und gegen jede weitere anarchische Zwangspetition. Ich befürchte übrigens keine Störung der Ruhe, die größte Beruhigung wäre eine schleunige Kundgebung des Aufenthaltes Ihrer Majestäten." Graf Wickenburg aus Grätz meldete: „Die Abreise Seiner Majestät hat Entrüstung und Bestürzung über diejenigen hervorgebracht, die dazu Veranlassung gaben. Übrigens herrscht volle Ruhe." Aus Prag schrieb Graf Leo Thun: „Die Nachricht von den Wiener Ereignissen ist hier mit allgemeiner Entrüstung und somit die Nachricht, daß durch die Abreise des Kaisers von Wien für die Sicherheit des Thrones gesorgt sei, mit Freuden aufgenommen worden. Heute werden Deputationen abgehen und Seine Majestät nach Prag einladen. Ich werde, gestützt auf die Treue des Volkes, die Verfassung gegen jeden rechtswidrigen Angriff verteidigen." Der illyrische Gouverneur Leopold Graf Welsersheimb sprach dem Minister gegenüber seine Überzeugung aus, „daß bei einer hohen Gefahr für die Sicherheit Seiner Majestät und für die Existenz der Monarchie Massen von Nationalgarden und Landleuten zu Hilfe geeilt wären, um mit Gut und

[1] Peyer, Chronik 179—193.
[2] Hurter und seine Zeit II, Graz 1876/77, 226.

Blut zum Schutze ihres Monarchen und zur Aufrechthaltung des Thrones tätigst mitzuwirken"[1].

Dem interimistischen Ministerpräsidenten waren Kundgebungen solcher Art willkommen. „Das Ministerium", schrieb er am 23. an den Grafen Stadion, „hat den 15. Mai durch seine Demission desavouiert, und die Provinzen können ein gewichtiges Wort sprechen."

* * *

Eine gewaltige, aber durchaus loyale Aufregung rief die überraschende Kunde in Prag hervor, wohin eine von Pillersdorff an Thun am 18. um ein Uhr nachmittags abgeschickte Depesche gelangte, deren Inhalt sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt verbreitete. Da darin nur gesagt war, Seine Majestät der Kaiser habe „samt Familie gestern Wien verlassen", aber nicht wohin die Reise gerichtet sei, so redeten sich's viele im Publikum ein und fand es weitverbreiteten Glauben, der Kaiser werde mit dem Nachtzuge in Prag eintreffen; ja es gab solche, die versicherten, er sei schon in Prag. Als am Abend die 10. Kompagnie der Kleinseitner Nationalgarde von einem Übungsmarsche heimkehrte, nahm sie, von einer Menge Volkes begleitet, ihren Weg mit klingendem Spiele durch das Schloß und brachte im Hofe vor den Kaiserfenstern begeisterte Hoch- und Slávarufe aus; doch die Fenster waren dunkel und verschlossen. In der untern Neustadt umlagerten Leute stundenlang den Staatsbahnhof und gingen nach Ankunft des Wiener Zuges mit getäuschter Erwartung auseinander. Es war schon gegen Mitternacht, als sich eine Anzahl Studenten und Nationalgarden im Karolinum zusammenfand; zwei große Pechfackeln vor dem Haupttor warfen ihren flackernden Schein an die düstern Mauern hinauf, über den Platz und weit in die Straßen hinein; in Eile herbeigeschaffte Kerzen, Lampen, Fackeln beleuchteten die Gänge und den großen Promotionssaal, von dessen Hauptsitze der Juristen-Dekan Dr Karl Heinrich Fischer die Versammlung leitete. Es wurde beschlossen, eine Deputation, an welcher die Universität, die Nationalgarde und der National-Ausschuß sich beteiligen sollten, dem Kaiser nachzusenden und ihn der Treue und Ergebenheit der Böhmen zu versichern und ihn möglicherweise zu bitten, sein Hoflager in Prag aufzuschlagen.

Noch am Morgen des 19. wollten sich's viele Leute nicht nehmen lassen, daß der Kaiser kommen werde. Zahlreiche Equipagen hoher Personen, massenhafte Gepäcksendungen, die mit dem Morgenzug aus Wien eintrafen, schienen die Tatsache zu bestätigen. So war denn der Bahnhof neuerdings umlagert, andere standen in Gruppen vor dem Altstädter Rathause, dessen

[1] Ministerium des Innern 1848 Nr 1922.

Hauptwache an diesem Tage Svornoster bezogen hatten, immer die Ankunft des Hofes erwartend. Nun, der Kaiser war am gestrigen Abend nicht gekommen und kam auch am heutigen Morgen nicht; aber mindestens traf eine wichtige Botschaft von ihm ein.

Es ist früher erzählt worden, daß man bei Hofe die Absicht hatte, die Bevölkerung der zweiten Stadt des Reiches, bei der es zwar bisher an Ausschreitungen verschiedener Art ebensowenig als in Wien gefehlt hatte, von denen aber keine gegen die Autorität des Monarchen gerichtet war, nicht in Unkenntnis der Umstände zu lassen, welche die Abreise aus der kaiserlichen Residenz und die Wahl des Aufenthaltes in Tirol herbeigeführt hatten. So war denn Fürst Vinzenz Auersperg, als er am 18. Mai morgens mit seinen beiden Damen im Wiener Nordbahnhofe erschien, sehr erstaunt, die Gräfin Schönborn dort zu finden, die ihn in eine Fensternische zog, ihm im Namen ihrer Erzherzogin mitteilte, daß der Hof am Nachmittage zuvor Wien verlassen habe, und ihm ein Schreiben übergab, das er persönlich so bald als möglich in die Hände des Grafen Leo Thun gelangen lassen sollte. Von wem war dieses Schreiben? Über diesen Punkt lassen uns die Quellen im Stich. Von einer der kaiserlichen Personen kaum, da Thun sonst nicht von Aufträgen, die ihm „mündlich" zugekommen, sprechen konnte. Anderseits erscheinen die Mitteilungen seiner Kundmachung so genau formuliert, daß sie das Gepräge einer ihm präzise vorgezeichneten Enunziation an sich tragen. Es scheint daher, daß Landgräfin Fürstenberg oder Gräfin Schönborn die ihr mündlich bekannt gegebenen Weisungen sogleich zu Papier gebracht und für den alleinigen Gebrauch des Grafen Thun kouvertiert habe. Das Ziel der Auerspergschen Familie war ihre Besitzung Slatinan bei Chrudim gewesen; selbstverständlich hatte der Fürst seinen Reiseplan geändert, war in später Abendstunde in Prag eingetroffen und hatte keinen Augenblick gesäumt, sich im Gubernialgebäude des ihm gewordenen Allerhöchsten Auftrages zu entledigen.

So war denn am 19. in Prag in beiden Landessprachen folgende Kundmachung des Gubernialpräsidenten zu lesen:

> Durch die Vermittlung vertrauenswürdiger Personen haben Seine k. k. Majestät mir den mündlichen Auftrag zukommen lassen, seinen getreuen Böhmen zu verkünden: Tief betrübt über die letzten Ereignisse in Wien haben es Seine Majestät am besten gefunden, sich für einige Zeit von dort zu entfernen. Die Wahl, unter welche seiner treuen Völker sich zu begeben, habe Seiner Majestät wehe getan, die Rücksicht auf die der Gesundheit heilsame Luft Tirols aber Seine Majestät entschieden, dorthin in Begleitung Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Karl die Reise anzutreten. Seine Majestät zähle übrigens auf Seine treuen Böhmen, wenn es gelten sollte, den Thron, die verliehene Verfassung und die Macht der österreichischen Monarchie aufrecht zu halten.

Fest überzeugt, daß alle Böhmen ihren Stolz darein setzen werden, die Erwartungen Seiner Majestät unter allen Umständen zu rechtfertigen, bin auch ich entschlossen, auf diese Gesinnung des böhmischen Volkes gestützt, die mir von Seiner Majestät anvertraute Regierungsgewalt zur Aufrechthaltung des Thrones und der Verfassung so anzuwenden, wie immer es die außerordentlichen Verhältnisse verlangen mögen.

Graf Leo Thun hatte gleich nach Empfang der ersten Wiener Nachricht das Nationalkomitee zu einer außerordentlichen Sitzung für den 19. vormittags einberufen und sandte seinen Bruder Friedrich, der sich von seinem Stockholmer Gesandtschaftsposten auf Urlaub in Prag befand, unverweilt nach Innsbruck ab, um den Hof von seinen Schritten in Kenntnis zu setzen.

* * *

In einem vom 20. Mai datierten Manifest „An Meine Völker" und einem Handschreiben vom 21. an Pillersdorff sprach sich der Kaiser über die „Gründe" aus, „die Mich bestimmt haben, Meine Residenz zu verlassen", da „die Stadt Wien in der letzten Zeit ihre früher gegen Mich und Meine Vorfahren stets bewiesene Treue so sehr verletzt" habe; gleichwohl liege ihm „der Gedanke fern, die Geschenke, die Ich Meinen Völkern in den Märztagen gemacht habe, widerrufen oder schmälern zu wollen", nicht aber solche, die „mit bewaffneter Hand von einzelnen ohne Mandat erstürmt" werden wollen. Die Worte waren der überwiegenden Mehrzahl der Wiener aus dem Herzen geschrieben. Viele, die sich noch am 17. abends ihrer Mitwirkung bei der Sturm-Petition gerühmt hatten, waren seit Tagen still, oder sie beteuerten, sie seien auf den Josephsplatz gekommen, ohne zu wissen, was da im Zuge sei, was man ihnen aufs Wort glauben konnte. Von den Studenten, namentlich den Juristen, wünschten nicht wenige den Schluß der „Vorlesungen herbei", deren Besuch ohnedies ein kläglicher war; sie hatten das revolutionäre Treiben satt, und der Gedanke der Selbstauflösung der Legion wurde ihnen von verschiedenen Seiten nahegelegt[1]. Bei dem rohen Pöbel war es das angedrohte Standrecht, mit dem er keine nähere Bekanntschaft machen wollte. Die Reaktion in den Gemütern war vollständig[2]. Die Regierung kam diesen Stimmungen entgegen. Minister Sommaruga erklärte auf Grund Allerhöchster Ermächtigung das Schul-

[1] Füster, Memoiren I 123—129. Vgl. Rosenfeld, Studentenkomitee 31 f: „Das versteinernde Haupt der Medusa ist keine Mythe. Wer das blutlose Leichengesicht Wiens am 18. Mai sah, dem stockte das Herz zu Stein vor Schrecken und Schauder. Die Universität sah den schwarzbeschwingten Todesengel über ihrem Haupte schweben und beschloß, der Schande der entehrten Freiheit durch ihre Selbstvernichtung zuvor zu kommen."

[2] Vitzthum, Berlin und Wien 105 f.

jahr für geschlossen; die Frequentationszeugnisse sollten die gleiche Wirkung haben wie die bisher vorgeschriebenen Prüfungen, und den Studierenden alle jene Benefizien eingeräumt sein, also auch das der Militärbefreiung, welche ein mit gutem Erfolge absolviertes Studium gewähre[1].

Bei einem großen Teile der Studenten waren die ernsten Erwägungen, die man ihnen ans Herz gelegt, nicht ohne Eindruck geblieben. In einer am 22. in der Aula abgehaltenen Versammlung sprachen die beiden Doktoren Fischhof und Goldmark eifrig für die Selbstauflösung der Legion, Fischhof vielleicht zu eifrig, da er den Studenten harte Worte über ihr bisheriges Treiben sagte und dadurch Widerspruch hervorrief. Der Mediziner Purtscher und Professor Füster äußerten sich gegen die Auflösung der Legion; sie wollten nur die Einschränkung gelten lassen, daß die Legion sich nicht als politischer Körper betrachten und nicht als solcher tätig sein solle[2]. Graf Colloredo als Kommandant der Legion richtete an die Studentenschaft ernste Worte der Mahnung: „Höret die Stimme Eures wohlmeinenden Vaters!" Die Legion, schlug er ihnen vor, möge großmütig sich selbst auflösen, und zwar ohne Zeitverlust, sie mögen die Waffen abliefern, den deutschen Hut ablegen. Er verlangte binnen vierundzwanzig Stunden ein bestimmtes Ja oder Nein[3]. Er hatte im Sinne, sobald die Auflösung erfolgt wäre, die Universitätswache abzuschaffen und das Gebäude nachts wegen allerhand Unfugs, der da getrieben wurde, geschlossen zu halten.

Beim Ministerium stand es fest: werde die Auflösung der Legion nicht freiwillig erfolgen, so sollte sie mit Waffengewalt erzwungen werden. Unter dem Datum des 25. fertigten Montecuccoli „über Auftrag des Ministerrates" eine Kundmachung und der Kommandierende Auersperg einen Tagesbefehl aus, die beide in schärfstem Tone gehalten das gleiche Ziel verfolgten. Die Kundmachung Montecuccolis „an alle Teilnehmer der akademischen Legion" begann mit dem Satze:

> Die akademische Legion von Wien ist in ihrer gegenwärtigen Organisation als selbständiger Bestandteil der Nationalgarde mit dem heutigen Tage aufgelöst und wird mit dieser in einen Körper vereinigt[4].

Im Schoße des interimistischen Ministeriums dachte man jetzt wieder an Stadion: das Ministerium wisse selbst nicht, ob es noch bestehe; „Wien ist wie nach einem Sturme ruhig, aber nicht heiter, vielmehr gedrückt und vor der Zukunft bang"[5]. In Lemberg, schrieb Pillersdorff am

---

[1] G. Wolf, Universitätsbau, Wien 1882, 14 f, und desselben „Zur Geschichte der Wiener Universität", Wien 1883, 92—97.

[2] Füster, Memoiren I 130—134.

[3] Wiener Ztg Nr 146 vom 26. Mai 1848, S. 690.

[4] Peyer, Chronik 200—202.

[5] Aus J. v. Doblhoffs Mitteilungen: Neue Freie Presse 1898 vom 3. April.

27. an den Gouverneur von Galizien, möge einstweilen General Hammerstein das Kommando führen; er (Pillersdorff) werde mit seinen Berufsgenossen dafür sorgen, daß das neue Ministerium „aus homogenen Elementen gebildet werde"; den Kaiser werde man zu bewegen suchen, daß er sich nach Persenbeug zurückziehe. Allein Stadion glaubte noch immer nicht, sich von Lemberg entfernen zu dürfen; eine Deputation, berichtete er an den Ministerrat, wolle in Innsbruck Verwahrung gegen seine Maßregel einlegen; er empfehle, ihrer Bitte keine Gewährung zuteil werden zu lassen.

* * *

Die Partei des Umsturzes hatte sich kaum von dem gewaltigen Schrecken des 18. Mai erholt, als sie ihre verhängnisvolle Minierarbeit wieder aufnahm. Sie wühlte ohne Unterlaß, reizte die Studenten, beschwichtigte die Besorgnisse der einen, schürte die Unentschlossenheit der andern, verdächtigte alle Schritte des Ministeriums, verschimpfte die Innsbrucker Camarilla: „die Camarilla und der Adel drängen sich zwischen den gütigsten Monarchen und sein geliebtes Volk und verhindern allein die ersehnte Rückkehr". Die beiden Grafen, sagten die Hetzer, seien nach Innsbruck geschickt worden, um den Kaiser zu bereden, daß er nicht zurückkomme. Rührigkeit und Unverschämtheit, List und Trug, eine wohlberechnete Taktik waren auf Seite der Umstürzler. Bald hatten sie einen Teil der Nationalgarde in ihren Netzen, aus deren Mitte ein Aufruf erging, die Auflösung der akademischen Legion zu verhindern. Die radikalen Elemente der Studentenschaft waren bald gewonnen. Noch am Abend des 25. erhielten die Machthaber eine trotzige Antwort auf ihre Zumutungen: „Die akademische Legion löst sich nicht auf, sie steht und fällt mit den Errungenschaften des 15. März und des 15. Mai. Die laute Stimme der Bevölkerung Wiens, die Sympathien unserer hochherzigen Mitbürger sind uns die sichere Gewähr, daß unser Streben geachtet, daß unser Fortbestand erwünscht sei." In einem an die Bevölkerung Wiens gerichteten Aufrufe gab das Studentenkomitee „im Namen der ganzen Studentenschaft" die Erklärung ab, „daß die akademische Legion sich unter keiner Bedingung auflöst". Von der Ansprache ihres Kommandanten sagten höhnisch die Hetzer: „So spricht ein Vater zu seinen Kindern nicht!" Unter sein Plakat wurde auf der Universität mit Bleistift geschrieben „Adieu, Colloredo!" und eine Sammlung von schlechten Kreuzern veranstaltet, um dem Grafen den Wert des deutschen Hutes zu ersetzen [1].

Es verlautete in der Stadt, daß in der Staatsdruckerei im Beisein der Professoren Hye und Endlicher zwei Plakate gedruckt würden — es

[1] Nordstein, Geschichte der Wiener Revolution, Leipzig 1850, 149 f. Rosenfeld, Studentenkomitee 34 48 f.

waren die Dekrete Montecuccolis und Auerspergs —, die in aller Frühe des nächsten Tages veröffentlicht werden sollten. Jetzt war die wühlende, zersetzende, aufreizende Arbeit der bösen Elemente wieder in vollem Gange. Am 25. wurde in Wien das Innsbrucker Manifest vom 20. bekannt, welchem die Hetzer zur Steigerung ihres Unmutes den, wenn auch nicht ausdrücklichen Widerruf ihrer Errungenschaften vom 15. Mai entnahmen. Nun wurde von ihnen mit Hohn und Ingrimm die Entfernung des Kaisers besprochen, die niemand verschuldet habe als die verwünschte „Hofpartei des Adels". Dem gütigen Kaiser, ließ sich die Augsburger „Allgemeine Zeitung" aus Wien schreiben, dem biedersinnigen Erzherzog Franz Karl, der erleuchteten Erzherzogin Sophie, ihnen allen habe die Sache ferngelegen, „aber ein hochadeliger Kammervorsteher, eine erlauchte Obersthofmeisterin, ein nicht deutscher ehemaliger Hofkanzler und sein Schwager, ein Offizier, der seit mehreren Tagen auf jede Weise das Militär zu bearbeiten suchte, diese und die lange Kette ihrer vornehmen Sippschaft wußten die Gefahr als so drohend hinzustellen, daß es ihnen endlich gelang, den Kaiser und seine Familie in den Reisewagen zu bringen". Das war die Zeit, wo das endlose und blöde Geschwätz über die „Camarilla" in Gang gebracht und nicht bloß von ganz ungebildeten Personen auf Treue und Glauben hingenommen wurde. Der gemeine Mann verstand darunter eine leibhaftige Frauensperson, und das war die Cibbini, Kammerfrau der regierenden Kaiserin und Aushelferin beim vierhändigen Klavierspiel des Kaisers, den sie dabei, wie sich's die Leutchen vorstellten, am Fädchen führte. Den Löwenanteil des Ingrimms aber heimste Graf Bombelles ein, gegen den ein riesiges Plakat „Judas, der Erzschelm" an den Straßenecken prangte, das reißenden Abgang fand und mehrere Auflagen erlebte. Durch diese und andere Mittel gelang es, die Masse des Volkes allmählich in eine gereizte Stimmung zu verhetzen, als ob es einen 15. Mai und eine Lektion vom 18. gar nicht gegeben hätte, und man konnte jeden Tag gewärtig sein, eine Wiederauflage des ersteren zu erleben.

2.

Der 26. Mai war angebrochen. Es war der Tag, an welchem das Ministerium Pillersdorff aller Welt beweisen wollte, daß es besitze, was ihm nach den bisherigen Proben alle Welt nicht zutraute: Mut und Kraft! In aller Frühe sah man an einzelnen Orten Friedensmänner erscheinen, Männer mit weißen Stäbchen; denn Colloredo hatte noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, die Selbstauflösung der Legion durchzusetzen. Doch das war nicht die Meinung des mutigen und kraftvollen Ministeriums.

An allen Straßenecken klebte ein vom Grafen Montecuccoli unterzeichnetes Plakat, welches gebieterisch die Auflösung der akademischen Legion in der Frist von vierundzwanzig Stunden verlangte: den Studenten, die noch ferner der Sache der Sicherheit und Ordnung dienen wollten, war die Aufnahme in die Reihen der Nationalgarde eröffnet.

Das wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel[1]. Von allen Seiten strömten die Studenten auf die Aula; im Polytechnikum gaben sich die Professoren vergebliche Mühe, die jungen Leute zurückzuhalten. Selbst Männer wie Fischhof, die früher für die Auflösung der Legion gestimmt hatten, waren empört über die Art, wie man diese erzwingen wollte. Der Feldpater der Studenten erschien auf der Aula und forderte sie auf, sich mit den Waffen in Bereitschaft zu halten. Denn schon war Militär in Bewegung, Kolonnen von Infanterie marschierten gegen die innere Stadt, deren Tore geschlossen und von ihnen besetzt wurden. Kavallerie kampierte auf dem Glacis. Vor dem Schotten- und vor dem Franzenstor standen Kanonen mit brennenden Lunten.

Es war gegen sieben Uhr morgens, als Graf Colloredo an der Spitze einer Abteilung Nationalgarde auf dem Universitätsplatze erschien; auch Montecuccoli und General Sardagna fanden sich ein. Sie gaben sich redliche Mühe, die Studenten zu bewegen, die Waffen niederzulegen und den Platz zu räumen. Hye unterstützte ihre Bemühungen. Sie fanden taube Ohren. „Lieber sterben“, hörten sie die jungen Leute sagen, „als solche Schmach auf uns zu nehmen!“ Als Colloredo sie aufforderte, ihm ins Zeughaus zu folgen und dort ihre Waffen abzuliefern, wurde ihm zugerufen: „Sie sind seit Ihrem gestrigen Manifeste nicht mehr unser Kommandant!“ Unten auf dem Platze marschierte ein Bataillon vom Regiment Nugent auf, das nicht im stande war, ordentliche Stellung zu nehmen; denn in der ganzen Umgebung der Universität staute sich eine dichtgedrängte Menge, so daß sich die Soldaten kaum bewegen konnten. Dr Franz Frank schwang sich auf einen Eckstein: „Jetzt bleibt uns nur die Wahl, auf den Hof vor das Zeughaus zu marschieren, dem undankbaren Vaterlande unsere Waffen hinzuwerfen und dann ins Ausland zu wandern, oder zu kämpfen für unsern Fortbestand und für die Freiheit. Wer von euch denkt so niedrig“, rief er die Akademiker an, „daß er nicht einen ehrenvollen Tod einem schmachvollen Ende vorzöge?!“ Entschlossener Zuruf ertönte von allen Seiten. Etwa fünfzig Legionäre, welche Waffen bei sich führten, scharten sich zusammen und luden angesichts des Militärs ihre Gewehre. Oben im Saale trat Füster den General Sardagna an:

[1] „Die Handlungsweise des Ministeriums, welche man kaum ausschließlich auf Rechnung der Dummheit setzen kann, rief einen noch nie dagewesenen Sturm hervor“ (Vitzthum, Berlin und Wien 109).

„Mögen Sie das Unheil verantworten, das über uns hereinbricht! Die Studenten werden nicht vom Platze weichen!“ Auf dieses erteilte Sardagna dem Bataillon den Befehl, abzumarschieren. Montecuccoli, Colloredo, Hye hatten ihre Rolle ausgespielt.

Schon hatte sich die Aufregung über die ganze Stadt verbreitet. Alarm wurde durch die Straßen geschlagen. Von allen Seiten zogen Scharen von Arbeitern, mit allerhand primitiven Waffen versehen, aus den Vorstädten gegen die innere Stadt. Einen Zug führten mehrere Techniker aus der Wieden über das Glacis an dem dort aufgestellten Militär vorüber, das sie aufhalten wollte. Der Hauptmann der Techniker ließ halten und kommandierte: „Ladet! Fertig!“ während die Arbeiter ihre Äxte und Krampen erhoben und andere den kommandierenden General umringten und von seinen Truppen abschnitten. Der Führer der Techniker kommandierte „Marsch!“ und seine Leute setzten mit lautem Jubel ihren Zug fort[1]. Vom Bründlfeld durch die Alser Straße, von den Notstandsbauten in der Taborau und im Prater durch die Leopoldstadt zogen Scharen von Arbeitern gegen die innere Stadt. Vor dem Rotenturmtor tobte eine tausendköpfige Menge, die den Eingang in die Stadt erzwingen wollte. Es war um die zehnte Vormittagsstunde. Die Infanterie setzte der andrängenden Masse ihre Bajonette entgegen; da ging, so heißt es, das Gewehr eines Rekruten los, und nun folgten mehrere Schüsse, ein Mann aus dem Volke stürzte tot zusammen, mehrere wurden verwundet.

Der Schreckensruf lief mit Blitzesschnelle durch die benachbarten Quartiere der Stadt, die Sturmglocke von St Stephan ertönte, Barrikaden wuchsen aus der Erde. Auf den Basteien erhob sich alle zwanzig Schritte ein solches Bollwerk; die schönen, zum Teil noch blühenden Bäume wurden niedergerissen, Postwagen umgestürzt, um für den Zweck der Verrammlung zu dienen. Beim Bau der ersten Barrikade in der Wollzeile waren Studenten und Nationalgarden, aber auch Herren im Frack, Frauen und Fräuleins in Shawl und Damenhüten, Stubenmädchen und Hausmeisterleute tätig. Das Militär rückt die Rotenturmstraße hinauf, bis ein starkes Bollwerk ihre Schritte hemmt und die Grenadiere ohne Befehl halt machen. Am Lugeck war ein Haus im Bau, Balken und Bretter, aus den Fenstern der Universität zertrümmerte Katheder und Bänke fliegen zum Barrikadenbau herab. Das Militär wird zum Rotenturmtor zurückgezogen.

An vielen Orten der inneren Stadt gab es wilde Auftritte. Denn schon hatten sich Arbeiter, mit ihnen Scharen zerlumpten Gesindels, furienähnliche Weiber, halbwüchsige Buben bei allen Toren den Eingang in die innere Stadt erzwungen. Gegen die Gerichtschranne auf dem Hohen Markt

[1] Füster, Memoiren I 144 f.

erfolgte ein Angriff, die Statue der Justiz ging in Trümmer, die Fenster wurden eingeworfen, die Gitter niedergerissen, die Gefangenen mit Gewalt herausgeholt. Ein aus Italien kommender Offizier, Oberleutnant Hubert Loos vom 3. Jäger-Bataillon, der sich dienstgemäß beim Generalkommando gemeldet hatte, wurde außerhalb des Kärtnertores von einem wütenden Haufen angefallen, der ihn als „Spion" gelyncht haben würde, wenn ihn nicht einige handfeste Männer mit Gefahr ihres eigenen Lebens gerettet hätten [1].

An der Universität war man nicht müßig, das Eisen zu schmieden, solang es glühte. Einige Studenten eilten zu einem ihnen befreundeten Redakteur, der sogleich dreitausend Papierstreifen drucken ließ: „Wir wollen den Fortbestand der akademischen Legion", mit denen er und zwei seiner Mitarbeiter in die Fabriken fuhren und die Zettel an die Arbeiter und wen sie auf der Straße fanden, mit dem Zuruf austeilten, sie auf den Hut zu stecken und in die Stadt zum Schutze der Studenten zu eilen [2].

Mittlerweile hatten Fischhof und Füster ihren Weg in die Hofkanzlei genommen, um von Pillersdorff die Rücknahme des Auflösungsdekretes zu erwirken. Sie fanden dort Endlicher, der ihnen den Rücken kehrte, und Hye, der sich, als ihm Füster die Hand reichen wollte, mit einem Blicke der Verachtung zurückzog und ihm ins Gesicht sagte: „Ich schäme mich, Ihr Kollega heißen zu müssen!" Auch Graf Montecuccoli und Dr Maximilian Engel, der früher für die Auflösung der Legion gewirkt hatte und jetzt dagegen sprach, waren zugegen. Pillersdorff machte einen letzten Versuch, indem er, nachdem die andern sich entfernt hatten, in Füster drang, die Studenten dahin zu bringen, daß sie sich fügten. Mit diesem Bescheide kehrte Füster in die Aula zurück. Goldmark forderte Füster auf, noch einmal sein Glück zu versuchen, und nun fand dieser die Lage in der Hofkanzlei verändert. Die Vorsäle waren angefüllt von Deputationen der Nationalgarde, die den Fortbestand der akademischen Legion, die Entfernung des Militärs, öffentliches Gericht über die „Verräter", Befreiung von Häfner und Tuvora und hundert andere Dinge verlangten. Pillersdorff war ein Bild des Jammers, seine Gesichtsfarbe war aschgrau, „wie ein Leichnam, den man gerade aus der Erde gegraben". Er ließ alle abtreten und berief die Minister, und bald darauf wurde verkündigt, die ausgegebenen Ordres seien zurückgenommen. Mit diesem Bescheide kehrte Füster zu seinen Studenten zurück, von denen einige mit der frohen Botschaft von Barrikade zu Barrikade eilten, oder über das Glacis zum Kriminalgebäude flogen, um die beiden Hochverräter vom 18. im Triumph

[1] Schulz, Jellačić-Stiftung, Wien 1851, 21 f.
[2] Violand, Soziale Geschichte der Revolution in Österreich 112.

herauszuholen; denn die Dinge hatten eine neue Gestalt gewonnen, Hochverräter waren jetzt andere! In der Aula herrschten Freude und Jubel, Füster wurde auf die Schultern gehoben, ein deutsches Schwert ihm in die Hand gedrückt und er zum Legionskommandanten ausgerufen[1].

Aus den Räumen der Hofkanzlei aber erschienen in der Zeit von eins bis drei Uhr nachmittags eine nach der andern folgende Kundmachungen[2]:

Der Ministerrat hat, um dem dringenden Wunsche der Bevölkerung für die Abwendung größerer Gefahren und dem Begehren der akademischen Legion zu entsprechen, beschlossen, nicht auf der Vollziehung der Auflösung und Vereinigung der Legion mit der Nationalgarde zu beharren und erwartet, daß die akademische Legion aus eigenem Antriebe selbst die Bürgschaften anbieten werde, um die Sicherheit und Rückkehr des Kaisers möglich zu machen.

Pillersdorff. Sommaruga. Kraus.
Latour. Baumgartner.

Die Zusicherungen des Kaisers vom 15. und 16. Mai d. J. stehen in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht.

Die akademische Legion besteht unverändert.

Das Militär wird sogleich in die Kasernen abgezogen und die Torwachen werden gemeinschaftlich von Nationalgarde, von der akademischen Legion und Militär in gleicher Stärke bezogen.

Pillersdorff. Sommaruga. Kraus.
Latour. Baumgartner.

Das Militär erhält hiermit den Befehl, sogleich abzuziehen.

Den Arbeitern wird zugleich fortan Arbeit verschafft werden, wogegen sie zur Herstellung der Ruhe zu ihrer Arbeit zurückzukehren haben.

Pillersdorff. Baumgartner. Kraus.

Da eine Deputation die Besorgnis ausspricht, es könne sich das böswillige Gerücht verwirklichen, daß vier Regimenter aus Böhmen hier erwartet werden, so wird erklärt, daß das Ministerium nicht diese Absicht hegt. Latour, Feldzeugmeister.

Nach dem Wunsche der Herren Scherzer, Kalazdy, Ranftl, Lechleitner und Habza nehme ich keinen Anstand, zu erklären, daß die Urheber und diejenigen, welche bei den heutigen unglücklichen Vorfällen eine Schuld trifft, einer strengen Untersuchung und Ahndung unterzogen und daß die Ergebnisse derselben bekannt gemacht werden.

Pillersdorff.

---

[1] Füster, Memoiren I 138—149: „Gewiß merkwürdig, daß ich, ein Geistlicher, das Kommando führte, nicht allein über die Legion, sondern gewissermaßen über ganz Wien.“

[2] Peyer, Chronik 203 f.

Die Unterzeichneten bestätigen, daß die Truppen der Garnison sich bereits nach dem Auftrage des Kommandierenden in die Kasernen zurückgezogen haben und nur über Aufforderung der Nationalgarde zur Unterstützung derselben aufgeboten werden können.

Pillersdorff. Latour.

Documenta loquuntur. Eines Kommentares bedarf es nicht. Und was der Inhalt nicht spricht, dafür zeugt der holprige Text[1].

Nicht einmal die vorausgesetzte Wirkung kopflosester Nachgiebigkeit trat ein. Das Militär rückte, erleichtert durch die Befreiung von einem nutzlosen Aufmarsch, in seine Kasernen ein[2]. Die Plakate befriedigten das aufständische Volk nicht: „zu oft schon sind wir getäuscht worden", hörte man Leute sagen. Die Barrikaden wurden nicht abgetragen, sondern vermehrt und verstärkt. Als der sonst so beliebte Goldmark auf dem Hohen Markt von ihrer Abtragung zu sprechen anfing, wurde er von den Erbitterten festgenommen, bis ihn eine Abteilung der akademischen Legion befreite.

Die Erfüllung des „Wunsches" der Herren Scherzer, Kalazdy &c. wurde seitens der Regierung sogleich in Angriff genommen. Es galt der „strengen Untersuchung und Ahndung" jener, die sich als Urheber und Förderer des Attentats auf die Majestät des Volkes und der akademischen Legion schuldig gemacht hatten: es waren jene Männer, die an der Seite des Ministeriums gestanden und dessen Unternehmen unterstützt hatten, und die jetzt Pillersdorff mit eiliger Bereitwilligkeit der Rache seiner und ihrer Gegner preisgab. In § 3 seines Erlasses vom 27. hieß es ausdrücklich: „Graf Hoyos bleibt unter Vorbehalt eines gesetzlichen Vorgangs als Bürgschaft für das Zugesicherte und für die Errungenschaften des 15. und 16. Mai unter Aufsicht

[1] Fremden Beobachtern, die dazumal in Wien weilten, erschien die ganze Geschichte schier unglaublich: „For it was not supposed that the ministry, however week and wavering their previous conduct had proved them, could have been guilty of so gross an absurdity as to have issued an ordre without knowing whether they possessed either the moral or physical courage necessary to carry it into effect" (Stiles, Austria in 1848/49 I 137). — In der Literatur, soweit ich sie kenne, fand Pillersdorff für seine Haltung am 15. und 26. Mai nur einen Lobredner: „Das Verdienst hat dieser Mann, daß jedesmal, sobald er den mit Macht auftretenden Volkswillen erkannte, er sich demselben pflichtgemäß benahm, und es gereicht ihm zur Ehre, daß unter ihm während der drohendsten Momente niemals Blut geflossen ist." Hat es dem gefallenen Minister Freude gemacht, als er 1849 in Violands „Enthüllungen aus Österreichs jüngster Vergangenheit" (Hamburg 1849) S. 21 dieses Wohlverhaltungszeugnis zu Gesicht bekam?

[2] Kudlich (Rückblicke I 185) berichtet als Augenzeuge, wie zu einer Abteilung vom Regimente Nugent, die bei der Rotenturmstraße stand, der Befehl kam, sich aufs Glacis zurückzuziehen, „worüber das Militär ebenso sich freute wie das Zivil".

des Bürgerausschusses." Auf der Aula prangten Montecuccolis und Hyes Namen am Galgen, und nun begann das Gericht über sie und ihre Genossen. In die Wohnung Hyes wurden zwei Mann Nationalgarde geschickt, die ihn bewachten; sein Genosse Endlicher wurde nicht gefunden, er war und blieb verschollen. Hoyos, der bis dahin so beliebte Nationalgarde-Oberkommandant, war Gegenstand der ärgsten Erbitterung, vorzüglich der Arbeiter. „Das ist schon die dritte Revolution", hörte man die Hetzer sagen; „die lumpigen Aristokraten fangen immer von neuem an; es wird nicht eher ein Ende sein, als bis sie alle aufgeknüpft sind!" Die Studenten benützten die Zwischenzeit, um die ärgsten Schreier auf Kommando auszuschicken. Es wurde in Hoyos' Wohnung geschickt. Von Garden und Legionären in die Mitte genommen, wurde er in dem Konviktsgebäude gegenüber der Aula in Sicherheit gebracht. Die Menge vor dem Tore tobte, sie wollte das Haus stürmen. „Hängen! Aufknüpfen den Verräter!" Ein Akademiker trat ans Fenster: „Brüder, gewiß wird er gehenkt werden, wenn er schuldig ist; aber erst muß er vor Gericht." Auch Füster legte sich ins Mittel, indem er sein Ehrenwort gab, den Gefangenen nicht entwischen zu lassen. Pillersdorff verwendete sich eifrigst für Hoyos' Befreiung, die aber dieser, um allen Verdacht zu beseitigen, nicht anzunehmen sich erklärte. An seiner Statt wurde der Oberstleutnant Anton Pannasch mit dem Oberbefehl über die Nationalgarde betraut; „ein gußeiserner ehrenhafter Charakter, ein vielfach erfahrener, tapferer, strenger Soldat, als rühmlicher Schriftsteller zugleich von vielen berufen, Kommandant der akademischen Legion zu sein"[1].

Auch der als kaiserlicher Obersthofmeister fungierende Graf Moritz Dietrichstein wurde von Akademikern in seiner Wohnung in der oberen Bräunerstraße aufgehoben und auf die Universität gebracht, obwohl er sich an den Ereignissen des Tages gar nicht beteiligt hatte; aber er sollte, wie Füster sagt, als Geisel dienen, „um im Falle einer abermaligen Perfidie jemand in Händen zu haben und Repressalien üben zu können". Dietrichstein zeigte keine Furcht, er erfuhr gute Behandlung, die Studenten gewährten ihm alles, was er wünschte, er konnte einen Offizier in seine Wohnung senden, um seine Gemahlin über sein Schicksal zu beruhigen. Er wurde in der Abenddämmerung nach Hause entlassen[2].

Schwieriger war die Sache mit Colloredo, in dessen Wohnung, Seitenstetterhof Nr 464, nächst der jüdischen Synagoge, gleichfalls eine Abteilung Studenten geschickt wurde. Er war von Freunden beizeiten gewarnt worden und hatte mit seiner Frau ein Versteck gefunden, in

[1] Frankl, Wiener Sonntagsblätter 375.

[2] Arneth, Aus meinem Leben I, Wien 1891, 306. Ein komisches Intermezzo aus Anlaß von Dietrichsteins Befreiung siehe Luise Neumann, Erinnerungen: Österr. Rundschau V 176 f.

welchem die beiden sehr eng und unbequem angstvolle Stunden zubrachten, während es sich die ausgesandten Häscher in ihren Zimmern wohl sein ließen, da sie sich überzeugt hielten, daß der Graf im Hause sei, und darauf rechneten, der Hunger werde ihn heraustreiben. Allein es gelang Colloredo, am andern Tage samt seiner Frau in einer Verkleidung das Freie zu gewinnen und in der Töpperschen Fabrik bei Scheibbs Unterkunft zu finden.

Montecuccoli entkam nach Linz und, als man dort auf ihn aufmerksam wurde, nicht ohne Mühe und Gefahr ins Gebirge[1]. Doblhoff, der wohl kaum etwas zu fürchten hatte, nahm mit seiner Familie Wohnung in Brunn am Gebirge, wo es vergleichsweise ruhig war, während in Perchtoldsdorf, Maria-Enzersdorf, in der Brühl Wühlereien mancherlei Art stattfanden. Auch die Vertreter der konservativen Journalistik fühlten sich nicht länger sicher in Wien: Hock, Redakteur der konstitutionellen „Donau-Zeitung“, verlor sich aus der Stadt; Bäuerle, in dessen Wohnung Bewaffnete drangen, machte mit den Seinen in aller Eile einen „kleinen Landausflug“. . . .

Auf den aufgeregten Tag folgte eine noch aufgeregtere Nacht, als sich auf einmal der Schreckensruf verbreitete: „Der Windischgrätz kommt!“ Beim Schottentor, hieß es, sei Militär eingedrungen; nein, sagten andere, beim Kärntnertor. Man glaubte Schüsse gehört zu haben. Trommeln wirbelten, die Universitätsglocke wurde geläutet, vom Stephansturm tönten die unheimlichen Schläge. Hannibal ante portas! „Verrat! Verrat!“ Alles lief durcheinander, Pechfackeln verbreiteten einen gespenstischen Schein, in den Fenstern der Häuser wurden Lichter angezündet, betäubendes Geschrei erfüllte die Straßen. An den Barrikaden wurde von neuem gebaut, wer nicht freiwillig Steine herbeitragen wollte, wurde gezwungen, die halbe

[1] Aus Salzburg, 8. Juni, schrieb Montecuccoli einen ausführlichen Brief an Pillersdorff, worin er sich gegen die Beschuldigung wehrte, er habe zur Auflösung der akademischen Legion den Befehl erlassen und zur Durchführung dieses Befehls Militär herbeigerufen: „Ersteres lag nicht in meiner Befugnis“, letzteres sei ihm nicht möglich gewesen, weil er den ganzen Tag von andern Dingen in Anspruch genommen gewesen: zwischen sieben und neun Uhr auf der Aula unter den Studenten; dann mit einer Deputation bei ihm (Pillersdorff); sodann in Begleitung des „Friedensmannes“ Dr Köck und des Praktikanten Zulauf — Nikolaus im Ministerium des Äußern? — zur Besichtigung der Stadttore; den übrigen Teil des Tages im Kriegsministerium und in der Umgebung Pillersdorffs, wo er weder Barrikaden noch Militär zu Gesicht bekommen habe. Original im amtlichen Nachlasse Pillersdorffs, wo auch ein vom 28. Mai datiertes Schreiben des Grafen Hoyos zu lesen ist, der sich bitter über den oben angeführten § 3 beklagt — „also gefangen!“ — und den Minister auf das dringlichste bittet, seinen „Einfluß dahin zu verwenden, damit ich aus dieser peinlichen Lage komme und endlich den Meinen zurückgegeben werde“.

Bevölkerung schien sich in Lastträger, Handlanger, Maurer verwandelt zu haben. Die Rotenturmstraße sollte jetzt „Barrikadenstraße" heißen. In den Wohnungen hoben Bewaffnete die Fenster aus, Pflastersteine wurden als Wurfgeschosse auf die Fensterbretter gelegt und mit geladenem Gewehr Wache gehalten, um auf das anrückende Militär schießen zu können. Die Wohnparteien durften keine Einwendung machen und viele flüchteten. Man wußte, daß Bauern einen großen Teil der Landstraßen, die Taborbrücke und die Brücke der Nordbahn unpraktikabel gemacht hatten: konnten drei böhmische Regimenter, von so vielen sprach man, plötzlich aus der Erde gewachsen oder, gleich dem heiligen Haus von Loreto, von Engeln über Nacht von den Ufern der Moldau an jene der Donau getragen worden sein?! Man hatte im ersten Augenblick des Schreckens Patrouillen nach allen Seiten ausgesandt, sie kamen alle mit der Meldung zurück, nichts gefunden zu haben. Zuletzt erfuhr man, in der Nacht sei mit dem Preßburger Dampfer eine Anzahl von Juraten bei Fackelschein ans Land gestiegen. Sollte dies den sinnlosen Schrecken veranlaßt haben?!

Die Flucht von höher gestellten Persönlichkeiten war jetzt allgemein; denn jede sah sich in ihrer Freiheit, wo nicht an ihrem Leben gefährdet. Wilczek entkam mit einem Teile seiner Familie aus der Stadt, die Gräfin mit den andern sollte nachkommen; Studenten fanden sich in seiner Wohnung ein, wo sie schimpfend und mit seinem Tode drohend alle Winkel durchstöberten. Auch Graf Breuner wußte sich in Sicherheit zu bringen. Der gewesene Vorstand des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives Baron Clemens Hügel hatte sich nach Perchtoldsdorf (Petersdorf) zurückgezogen, wo er als gewesener Vertrauensmann Metternichs mißgünstig im Auge gehalten wurde. An einem Abend brachten ihn gegen dreißig der dortigen Einwohner zu Pillersdorff, der ihn verhaften sollte. Der Minister belehrte sie, daß Hügels frühere Beziehungen zum Staatskanzler kein Grund zu dessen Gefangennahme seien, und lud Hügel ein, diese unruhigen Tage bei ihm zuzubringen, was jedoch Hügel dankend ablehnte. Als er sich aber auf der Straße zeigte, wurde er von den lauernden Perchtoldsdorfern neuerdings in Empfang genommen, die ihn zuletzt in seine Stadtwohnung in der Schenkenstraße führten, wo er ihnen sein Ehrenwort geben mußte, Wien nicht zu verlassen.

Nur ein Mann war es, der nichts zu besorgen hatte. Im Gegenteile, Pillersdorff war jetzt das gehätschelte Schoßkind der Revolution; denn in seiner Person erblickten die Aufständischen die Gewähr für die Aufrechterhaltung der Errungenschaften des 15. Mai. Aber auch den Ruheliebenden war er der Mann des Tages, weil sie in ihm die einzige Stütze gegen die neuerlich drohenden Unruhen zu finden glaubten. Als man ihn in dieser Zeit mit einem Diener, der ihm eine Tasche nachtrug, zur Eisen-

bahn gehen sah, erregte das den Verdacht, daß auch er sich aus der Stadt entfernen wolle, was um jeden Preis verhindert werden müßte.

* * *

Zu den Errungenschaften des 26. Mai gehörte eine, die für die Partei des politischen Umschwunges von größerer Wichtigkeit und Bedeutung als alle andern war. Denn das Ministerium fand keine Einwendung zu machen, „daß die Angelegenheiten Wiens und Umgebung von einem aus Studenten und Bürgern sich bildenden Ausschusse selbständig geleitet, und daß von diesem Ausschusse die Volksrechte der gesamten österreichischen Länder gewahrt" würden. Dieser „Ausschuß der Bürger, Nationalgarden und Studenten", für welchen alsbald der kürzere Titel „Sicherheits-Ausschuß" in Übung kam, trat an die Stelle des früheren sog. magistratischen Sicherheits-Ausschusses[1] und des erst in den letzten Tagen vom Ministerium geschaffenen „Komitee für Ordnung und Sicherheit", das sich sofort auflöste[2]. Die Studenten standen im offiziellen Titel an dritter, in der ministeriellen Bewilligung an erster Stelle, und letzteres entsprach der Tatsache. Von den fünf Korps der akademischen Legion, Juristen, Mediziner, Philosophen, Techniker, Künstler, entsandte jedes drei Mitglieder in den Ausschuß. Der Ausschuß, „der sich die Aufgabe gestellt hat, die konstitutionellen Rechte des Volkes zu wahren und für Ruhe und Ordnung zu wachen", trat am Nachmittage des 27. zusammen und kündigte sich der Bevölkerung in einem Aufrufe an, der mit der Mitteilung schloß, der Ausschuß werde „permanent auf dem Rathause in Tätigkeit" sein[3].

Denn die „Tätigkeit", die der Ausschuß unter Fischhofs maßvoller Leitung auf sich nahm, und die Vollmachten dazu waren ja von weitestem Umfange. „Das Ministerium", erklärte Pillersdorff im Namen des Ministerrates, „stellt das gesamte Staatseigentum wie jenes des Allerhöchsten Hofes, alle öffentlichen Anstalten und Sammlungen, Institute und Körperschaften der Residenz unter den Schutz der Bevölkerung von Wien und des neugebildeten Ausschusses und erklärt denselben unabhängig von jeder andern Behörde."[4] Ja Pillersdorff für seine Person tat noch mehr! Sollte der

[1] Über seine Sitzungen am 26. und 27. Mai, denen der Vizebürgermeister Ferdinand Bergmüller präsidierte, siehe Wiener Sonntagsblätter 411—417.

[2] „Der Sicherheits-Ausschuß war der Niederschlag des Sieges der radikalen Partei, und die Armee dieser Partei, welche die Schlachten des Mai geschlagen, waren die Arbeiter. Auf das Zusammenhalten dieser Armee mußten die Radikalen eifersüchtig wachen" (Zenker, Wiener Revolution, Wien, Pest u. Leipzig 1897, 159).

[3] Reyer, Chronik 205 f. Rosenfeld, Studentenkomitee 66. Schulz, Marginalien, Wien 1854, 36—39. Der Aufruf war unterzeichnet von Goldmark, Füster, und iur. Dd. Aloys Franclich.

[4] . . . „the most extraordinary document that ever was signed" (Stiles, Austria in 1848/49 I 140 f).

Ausschuß eine Verfügung oder Verordnung des Ministeriums für notwendig erachten, so werde dieses „nicht unterlassen, dem diesfalls gestellten Ansuchen zu entsprechen und den Ausschuß von seinem Erlasse jederzeit sogleich verständigen"[1].

Der Sicherheits-Ausschuß und die in seinem Schoße so zahlreich vertretene Studentenschaft säumten nicht, den gewonnenen Sieg zu benützen und Forderungen von großer Tragweite zu stellen. Auf der Aula beantragte Dr Cheizes zu verlangen, daß der Nationalgarde und akademischen Legion Kanonen zur Verfügung gestellt, daß die Stadttore von ihnen gemeinschaftlich mit dem Militär besetzt und, mit Ausnahme der Wachen im Kriegsgebäude, alle andern Wachen allein von ihnen besetzt werden, und in der ersten Sitzung des Ausschusses erschien Alexander Bach, der überhaupt dem Treiben in diesen Tagen nicht fern stand, an der Spitze einer Deputation der akademischen Legion mit dem Begehren: innerhalb sechs Meilen rings um die Stadt Wien dürfe kein Militär aufgestellt werden[2].

Denn trotz des kolossalen Aufsitzers in der vergangenen Nacht ließ das böse Gewissen den Aufständischen keine Ruhe, immer und überall Soldaten zu wittern. Der Wauwau Windischgrätz kam ihnen nicht aus dem Sinn; bei Lundenburg, bei Marchegg sammle er Truppen; im Prater werden Raketen aufsteigen als Zeichen für die in den Wiener Kasernen konsignierte Garnison. Im Universitätsgebäude glaubte man ein unterirdisches Geräusch zu vernehmen; von den Dominikanern hieß es, führen verdeckte Gänge zur alten Universität, Soldaten werden diese benützen und von da plötzlich auftauchen. Das alberne Gerücht wurzelte so fest, daß Füster, der jetzige Kommandant, einige Studenten mit einem Schemnitzer Bergakademiker an der Spitze mit genauester Untersuchung betraute. Selbstverständlich fand sich nichts.

Die Barrikaden blieben stehen, es war nirgends ein Feind zu sehen, aber er könnte kommen! Wien wurde jetzt zur wahrhaften Barrikadenstadt. Denn es waren die Tage gekommen, an welchen „das Volk in Barrikadenschrift seinen Willen schrieb; mit steinerner Schrift", sagt Siegmund Engländer, „protestierte das Volk von Wien gegen jede Antastung der Studentenschaft". Viele Zeitungen konnten am 26. und 27. Mai kein Abendblatt

---

[1] Peyer, Chronik 206 f. Die erste Kundmachung datiert vom 27., die zweite von Pillersdorff allein herausgegebene vom 28. Mai.

[2] Dieses Faktum führt J. v. Doblhoff in seinen „Mitteilungen" an und beruft sich dabei auf das „Eingesandt" eines Franz Burckholdt vom 23. Oktober 1885, das ich aber nirgends gefunden habe. Siehe auch (Kászony) Ungarns vier Zeitalter II 47: „Ich stand mit ihm (Bach) auf einer und derselben Barrikade in den Maitagen, er haranguierte das Volk mit der ausgesprochensten Erbitterung gegen den Hof und die Dynastie; mir gefielen seine Angriffe, gar zu sanguinäre Reden, nicht" ꝛc. Die ganze Stelle ist ungemein scharf gehalten.

bringen. „Die Setzer", so entschuldigt sich L. A. Frankl seinen Lesern gegenüber, „sind bei der typographischen Legion im Dienste des Vaterlandes. Es wurde eine andere Zeitschrift ausgegeben: die Straßen waren Setzkasten und die prächtigen Granitsteine die Lettern, welche das Volk zu Barrikaden zusammensetzte."[1] Alle Hauptstraßen und einmündenden Nebengassen waren durch Bollwerke, von denen einzelne bis an den ersten Stock hinanreichten, abgesperrt, so daß jeder Wagenverkehr unmöglich und selbst das Passieren von Fußgängern erschwert war. Und wehe den Eigentümern sowie Wohnparteien der anstoßenden Häuser! Alle auf die Gasse führenden Räumlichkeiten wurden von mit Flinten bewaffneten Studenten und Arbeitern besetzt, die sich darin wohnlich einrichteten und bewirten ließen, im ersten Stock auf Teppichen und Samtmöbeln, höher hinauf, was eben die Quartierleute leisten konnten. Sie hoben die Fenster bis ins vierte Stockwerk hinauf aus und legten auf die Fensterbretter Pflastersteine, sie nannten sie scherzweise „Blumentöpfe". Auch siedendes Wasser mußte in Bereitschaft sein. In der Nacht blieben die Häuser beleuchtet, „um bei einem etwaigen Anschlage gegen die Gaskandelaber größeres Unheil zu verhüten".

An den größeren Barrikaden, in der Nähe der Universität, an der „Kaiserbarrikade" am Eingang der Naglergasse, auf dem Stephansplatz, auf der Freiung waren Öffnungen angebracht, durch die sich eine Person durchwinden konnte. Auch wo keine Barrikaden standen, aber solche in der Nähe waren, mußte man bei dem aufgerissenen Pflaster und den zerstreut umherliegenden Steinen behutsam einherschreiten.

Auf den Barrikaden selbst herrschte ausgelassene Heiterkeit. Das Gaudeamus igitur, das Fuchslied, das Arndtsche „Vaterland" wurden gesungen, richtiger: gebrüllt, die „brüderliche" Vereinigung der akademischen Legion, eines großen Teiles der Nationalgarde und der Arbeiter mit immer neuen Toasten gefeiert. Es fehlte nicht an „Schwestern", die sich in dieser Atmosphäre sehr wohl fühlten; sie waren, junge und alte, wie toll. Die Universität war von unsaubern Weibsbildern überschwemmt, wo sie sangen und schrieen, zechten und fluchten und Unfug jeder Art trieben. Füster selbst gesteht, Frauenzimmer auf den Barrikaden geküßt zu haben; zu mehrerem war er, wie Dr med. L. A. Frankl versichert, physisch nicht fähig. Doch andere waren dazu da, und zu zahlreich sind die Berichte von den „Orgien auf offener Straße", von den „Bacchanalien", deren Schauplatz diese und jene Barrikade, darunter die Riesenbarrikade unter den Fenstern des erzbischöflichen Palastes, waren, als daß man an der Tatsache zweifeln könnte[2].

[1] Wiener Sonntagsblätter 373.

[2] Rosenfeld (Studentenkomitee 63) führt die „Worte eines geistreichen Schriftstellers" an, der dem Erscheinen des andern Geschlechtes auf den Barrikaden folgende beschwichtigende Auslegung gibt: „Jene Frauen, die sich den Studentenbewegungen an-

Überhaupt war in mehr als einer Richtung alles außer Rand und Band. Selbst anständige Frauen, nach Kudlichs Versicherung[1], gingen mit Flinten umher: „Ich habe“, sagte ihm eine, „so gut wie Sie ein Recht, die Freiheit zu verteidigen!“ — „In Wien“, sagt Violand, „war nun die Republik, obgleich es leider niemand erkannte; denn hätte dies nur irgend jemand erfaßt und im Sicherheits-Ausschusse darauf hingewiesen, so würde die Zukunft sicher eine andere Gestalt angenommen haben.“[2] Die Universität war nicht mehr Herrin der Bewegung. Im Gebäude selbst sah es greulich aus. Überall lagen Pflastersteine in Bereitschaft, die Hörsäle waren mit Strohsäcken angefüllt, Lehrstühle, Bänke, Tische waren bloß Trümmer; verschont blieb nur der riesige Prachtsaal in seiner ursprünglichen Schönheit, seit den Märztagen geschmückt mit den Widmungen der Deputationen aus den verschiedensten Gebieten der Monarchie. Hier hielt Füster den auf die Universität beschiedenen Arbeitern am 27. nachmittags eine salbungsvolle Rede an seine „Brüder und Schwestern in Christus, in der Freiheit und Liebe“[3]. In der Stadt herrschte der Pöbel. Männer und Weiber, bewaffnet mit Schaufeln, Hauen, Beilen, Brecheisen, mit zugespitzten Eisenstangen, mit Schienen, die sie den Geleisen der Nordbahn entnommen hatten, durchzogen lärmend die Straßen: „Der Kaiser muß zurück, das Militär muß fort! Nieder mit den Aristokraten, eher verlassen wir die Barrikaden nicht!“

Man hat nachträglich die Gutmütigkeit des Wiener Pöbels gerühmt, weil an Gewölbtüren „Heilig ist das Eigentum!“ angeschrieben stand. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß einzelne Fälle Züge von edleren Regungen unter den Arbeitern aufwiesen[4]; daß Plünderungen und grausame Akte der Volkswut nicht vorkamen, wurde durch rechtzeitiges Eingreifen der Nationalgarde und der akademischen Legion verhütet. Aber so ganz ohne Lohn und Entgelt war jene Gutmütigkeit denn doch nicht. An den Barrikaden standen

---

schließen, haben gewiß ihren Liebsten oder ihren Mann dabei und sind da, weniger vielleicht ihn zu schirmen als ihn zu überwachen, daß er über die Dame Freiheit nicht ihnen ungetreu werde.“ Siehe auch Frankl: Wiener Sonntagsblätter 392 f über die „Barrikadenbraut“.

[1] Rückblicke 184.

[2] Soziale Geschichte der Revolution in Österreich 115. Zenker, der die Schrift Violands fleißig benützte, hat S. 140 dem gleichen Gedanken Ausdruck gegeben, indem er die Mai-Revolution den „Höhepunkt der Wiener Bewegung des Jahres 1848“ nennt und sich zugleich von einem Größeren etwas ausleiht: „Eine große Epoche ward auf den Wiener Barrikaden im Mai geboren, aber der große Moment fand ein kleines Geschlecht. In Wien war tatsächlich die Republik, aber leider ahnte das niemand.“

[3] Füster, Memoiren I 163—167.

[4] Als in ein Bureau der kaiserlichen Post, so wird erzählt, bewaffnete Arbeiter drangen, erblickte einer von ihnen eine offene Schublade, in der Silbergeld und Banknoten lagen; er rief seine Kameraden herbei, stieß die Lade zu und übergab den Schlüssel einem herbeigerufenen Amtsdiener.

Arbeiter mit Becken und Sammelbüchsen, die von solchen, die das Hindernis übersteigen oder durch das offen gelassene Pförtchen schlüpfen wollten, ihren Obolus verlangten, während am „Graben" Studenten die Vorübergehenden um Almosen „für den verarmten Adel Österreichs", wie sie das Proletariat nannten, anbettelten [1]. Aus den Häusern wurde reichlich durch Speise und Trank dafür gesorgt, die Herren Studenten, die Brüder und Schwestern Arbeiter bei guter Laune zu erhalten; Frauen und Fräuleins, von Dienstmädchen gefolgt, brachten Eßwaren aller Art, Krüge voll Bier, Kaffeekannen mit Schalen und Gläsern. Im „Hauptquartier" der Studentenschaft fanden, wie der „Kommandant" Füster selbst angibt, Geldverteilungen an die Arbeiter ununterbrochen statt.

Abends brachte man Pillersdorff ein Ständchen, der ganze „Graben" war überfüllt, vor dem Trattnerhof bildeten Arbeiter einen Kreis, zugleich eine Art Chor, indem sie mit ihren eisernen und hölzernen Werkzeugen den Takt zur Melodie der gesungenen Lieder schlugen: dreimal die Volkshymne, zweimal „Das deutsche Vaterland", einmal den „Rákóczy-Marsch", zu welchem ungarisch getanzt wurde. Das zahlreiche Publikum klatschte, rief Beifall und ließ stürmisch Pillersdorff hochleben. Er war jedoch während dieser unheimlichen Serenade nicht zu Hause, und das schien das Gerücht zu bestärken, daß er sich aus Wien entfernen wolle. Er wurde nun auf das eifrigste bewacht. An den Stadttoren waren gedruckte Zettel zu lesen, daß man ihn nicht hinauslassen solle. Die vier Eingänge des Trattnerhofes und die Stiege zu seiner Wohnung wurden von Studenten Tag und Nacht im Auge gehalten, die ihn nicht ohne Begleitung ausgehen ließen und selbst vor seinem Bureau Posto faßten. Während seiner Mahlzeit am 28. kam eine Deputation nach der andern, ihn zu beschwören, er möge nicht fortgehen, woran er ohnehin nicht dachte; sie verlangten von ihm, weil nur dadurch die Aufregung des Volkes beschwichtigt werden könne, sein Ehrenwort, das er verweigerte, aber versprach, so lange zu bleiben, bis ihn der Kaiser abrufe, womit sich zuletzt die Dränger zufrieden gaben.

Der 28. Mai war ein Sonntag. Allgemeine Wallfahrt der Wiener zu den Barrikaden, deren Größe sie neugierig musterten. In der Aula,

[1] Luise Neumann und ihre Mutter Amalie Haizinger, die beiden beliebten Hofschauspielerinnen, befanden sich auf einem Gange durch die Stadt: „Bei jeder Barrikade stand eine Arbeiterin, eine von den sog. ‚lieben Schwestern', mit einem Teller in der Hand, wo man seinen Obolus entrichten mußte. Wehe dem, der ohne Geld an diesen Megären vorüberkam! Wir hatten bereits eine ziemlich bedeutende Barschaft ausgegeben und wiesen die Teller zurück mit dem Bemerken, daß wir schon alles hergegeben hätten. Was wir da anhören mußten, war nicht mehr heimlich, und wir flüchteten zu Fräulein Adamberger auf dem alten Fleischmarkt und baten um ein Darlehen, damit wir unberührt von der Liebe dieser ‚Schwestern' in unsere Behausung gelangen konnten" (Luise Neumann, Erinnerungen: Österr. Rundschau V 176).

wo Reden verschiedenen Inhalts angehört wurden, hielten Arbeiter und Arbeiterinnen Wache, „es herrschte der edelste Anstand“[1]. Aber schon sollte es mit der Herrlichkeit dieser Bollwerke ein Ende haben. Der neugebildete Sicherheits-Ausschuß zeigte sich gescheiter und mutiger als das Ministerium, das ihn eingesetzt hatte: die Reinigung der Stadt von jenen verstandlosen Ungetümen war eine seiner ersten Taten. Die Universität wollte sich nicht gleich fügen, man zog dort Leute zur Verantwortung, die man festgenommen hatte, weil sie angeblich Arbeitern Geld geboten hatten, Barrikaden abzuräumen. Doch der Sicherheits-Ausschuß blieb fest. Füsters Adjutanten, den stud. phil. Waldeck, der sich dem Gebote widersetzen wollte, ließ Fischhof festnehmen. Die meisten Arbeiter verließen die Stadt und nahmen die ihnen angewiesenen Leistungen wieder auf. Die zurückbleibenden beschäftigten sich mit der Abtragung der Barrikaden, und diese wurde mit solcher Emsigkeit fortgesetzt, daß am 29. schon Wagen fahren konnten, allerdings mit Mühe und Vorsicht; denn die Herstellung des aufgerissenen Pflasters nahm einige Tage in Anspruch.

* * *

Der Wonnemonat sollte nicht zu Ende gehen, ohne den Wienern eine ganz merkwürdige Überraschung zu bereiten.

Schadenfreude bei den einen, Verwunderung, Bestürzung, Erbitterung bei den andern erregte es, als am 29. Mai das amtliche Blatt (Nr 149), an dessen Spitze man seit dessen Bestande das „Österreich-Kaiserlich“, die Bezeichnung der Privilegiertheit und den doppelköpfigen Adler zu sehen gewohnt war, plötzlich ohne alle diese charakteristischen Merkmale ganz einfach als „Wiener Zeitung“ erschien; auch von der Ghelenschen Druckerei in den Graf Traunschen Häusern auf der Landstraße war der Adler herabgenommen. In allen Kreisen machten diese Wahrnehmungen das ungeheuerste Aufsehen. „Die Wiener Zeitung hat den Kopf verloren“, riefen die Spaßmacher, während dies richtiger von jenen zu sagen war, welche den überraschenden Wechsel veranlaßt hatten, ohne alle und jede vorausgegangene Erklärung, und das unmittelbar nach den Barrikadentagen, wo alle Welt, besonders wenn man sich an den berüchtigten Leitartikel vom 18. Mai erinnerte, der Vermutung Raum geben mußte, die Redaktion der nicht bloß adlerlosen, sondern wohl gar kaiserlosen „Wiener Zeitung“ sei vollends unter die Demokraten gegangen. Wenn, wie vielseitig behauptet wurde, die Anordnung zu dieser „Enthauptung“ des Regierungsblattes unmittelbar von Pillersdorff ausgegangen war, um dem fortwährenden Gezeter gegen Monopols- und Privilegienwesen ein Ende zu machen[2], so wäre das eine Nummer

[1] Füster, Memoiren I 177.

[2] Smets Geschichte der Wiener Revolution, Wien 1872, 314.

mehr auf dem ohnedies reichen Schuldregister dieses Staatsmannes. Auch sprach sich die Stimme aller Gutmeinenden über diese unüberlegte und dabei höchst zweideutige Maßregel in so entschiedener Weise aus, daß noch in der „Abendbeilage" desselben Tages sowohl die Ghelenschen Erben „als Unternehmer der Wiener Zeitung" wie die beiden Redakteure, die k. k. Professoren Dr Moritz Heyßler und Dr Moritz v. Stubenrauch, entschuldigende Erklärungen brachten: man habe durch jene Änderung nur den tatsächlichen Stand, da nämlich „mit dem Umschwung der Dinge in den Märztagen das Privilegium der Wiener Zeitung gefallen" sei, anschaulich machen wollen; „daß gerade heute dies geschah", habe „durchaus keine tiefere Bedeutung", sondern habe „lediglich von Manipulationsrücksichten" abgehangen; übrigens habe die Redaktion „mit dem Titel und andern Äußerlichkeiten der nach ihrer Auffassung durchaus nicht mehr privilegierten Zeitung nichts zu tun", sondern sei „lediglich zur Leitung des nichtamtlichen politischen Teiles derselben berufen". Ihre korrekte Gesinnung zu bewähren, brachte überdies die Redaktion als solche an der Spitze desselben Blattes die — nebenbei gesagt durchaus unwahre — Mitteilung: „Unser gütiger Kaiser" ist „von den Tirolern selbst gebeten worden, nach Wien zurückzukehren"; man könne daher hoffen, „den geliebten Monarchen demnächst wieder in unsern Mauern zu sehen". Das nächste Hauptblatt, Nr 150 vom 30. Mai, trug dann wieder den althergebrachten Titel: „Österreichisch-Kaiserlich privilegierte Wiener Zeitung" und dazwischen den Adler.

Am 30. Mai war es auch, wo zwölf Kanonen, das hochherzige Geschenk der Regierung an die Volkswehr, in feierlichem Zuge, mit Kränzen geschmückt, durch die Straßen der Stadt geführt wurden[1].

3.

Die Post von den neuerlichen revolutionären Vorgängen in Wien traf das Publikum außerhalb der Reichshauptstadt völlig unvorbereitet, und um so überraschender, da man sich den Anlaß dazu nicht recht zu erklären wußte und einige Tage später nichts anderes davon erfuhr, als daß die Barrikaden wieder abgetragen seien und die Ruhe wiederhergestellt sei. Im übrigen wurde die Botschaft im allgemeinen mit Ruhe hingenommen. Nur in einem Teile der Monarchie knüpften sich ernstere Folgen daran.

Fürst Windischgrätz befand sich um diese Zeit bereits in Prag und hatte die Leitung des Generalkommandos für Böhmen wieder in seine

[1] Andlaw, Erinnerungsblätter, Frankfurt a. M. 1857, 154.

Hände genommen. Er war den politischen Strebern keine willkommene Erscheinung. Volkstümlichkeit hat der Fürst nie genossen, hat auch nie danach gestrebt. Aristokrat vom Wirbel bis zur Sohle, von soldatisch strammer Haltung, ernst und gemessen in seiner öffentlichen Erscheinung, entsprach es seiner vornehmen und zurückhaltenden Natur, die weicheren Saiten seines Gemütes seinem Familienleben und seinem Freundeskreise vorzubehalten. An Hetzern aus Wien fehlte es in der böhmischen Landeshauptstadt nicht. Am 18. Mai hörte ein Mann der Regierung im Gasthause „zum blauen Stern", wie ein Deutscher aus dem Reich zur Tischgesellschaft diese Worte sprach: „Einen hatten wir in Wien auf dem Korn, dem eine Kugel durch den Kopf bestimmt war; allein er hat sich nie gezeigt."[1] Selbst ruhigere Männer sahen in Windischgrätz nichts als ein „blindes Werkzeug der aristokratischen und militärischen Heißsporne", als eine „willenlose Puppe" in den Händen der Hof-Camarilla[2].

Im National-Ausschuß wurde am 20. Mai beschlossen, für die Fälle, wo der Landeschef verhindert sein sollte den Vorsitz zu führen, einen Vizepräsidenten zu wählen; die Mehrheit der Stimmen vereinigte sich auf den Grafen Albert Deym, was mit großem Beifall aufgenommen wurde[3]. Der gewählte Vizepräsident war nichts weniger als vom Schlage Thuns, und hatte wohl eben diesem Umstande seiner politischen Unselbständigkeit und schwachmütigen Nachgiebigkeit gegen das, was sich als öffentliche Meinung geltend zu machen wußte, die Beliebtheit zu verdanken, deren er sich bei den Drängern erfreute.

Kurz zuvor war Graf Prokop Lažanský der Jüngere aus Wien angekommen. Er hatte bis dahin im Staatsdienste gestanden, war Hofrat bei der Allgemeinen Hofkammer und neuestens zum Statthaltereirat für Böhmen ernannt worden. Er kam unter dem frischen Eindrucke der letzten empörenden Vorgänge mit dem ehrlichen Entschlusse nach Prag, das patriotische Gefühl seiner Landsleute gegen die revolutionäre Wirtschaft der Wiener zu erwecken. Um seinem Erscheinen von vornherein einen sympathischen Empfang zu bereiten, wählte er ein Nationalkostüm à la „Svornost" und trat so, zum nicht geringen Befremden des Vorsitzenden, die pelzverbrämte Svornostmütze in der Hand, in den Saal, wo er von der Versammlung mit gewaltigem „Sláva" empfangen wurde. Er berichtete als Augenzeuge von den Gefahren, die am 15. Mai das Leben und die Sicherheit des Monarchen bedroht hätten; von dem Kleinmut der Minister, namentlich Latours und Doblhoffs, die den Hof gedrängt hätten, die gestellten Forderungen zu bewilligen;

---

[1] Mir von einem Ohrenzeugen, einer höchst ehrenwerten Persönlichkeit, „verbatim" mitgeteilt.

[2] Malý, Vzpominky v. Praze 1872, 131.

[3] Das Ergebnis der Wahl wurde erst in der Sitzung am 23. bekannt gemacht.

von seiner Unterredung mit dem Erzherzog Franz Karl, welchem er vorgestellt habe, es bleibe dem Kaiser nichts übrig, als das treulose und undankbare Wien zu verlassen, wobei er (Lažanský) auf die Böhmen hingewiesen habe, die eine solche Behandlung ihres Königs nicht dulden würden. Im National-Ausschusse beantragte er eine ständige Deputation in Wien, welche die dortigen Vorgänge zu verfolgen und darüber zu berichten hätte. „Der Kaiser“, so schloß Lažanský seine Ansprache, „möge seinen Sitz in Prag aufschlagen. Die Böhmen, die für Otakar, für Johann, für Ludwig ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen haben, sind dazu auch jetzt bereit und werden es nicht dulden, daß ihre Königskrone in den Staub gezogen und daß ihr König wie in Gefangenschaft gehalten werde.“ [1]

Eine hitzige Debatte folgte auf diese Rede. Trojan meinte, eine ständige Kommission in Wien, wie sie Graf Lažanský vorgeschlagen, sei nicht die richtige Auskunft, es bedürfe kräftigerer Mittel; hier in Prag müsse eine Anzahl von Männern, die das öffentliche Vertrauen genössen, zugleich mit dem Landeschef über die Landesangelegenheiten beraten und, was sie für notwendig erachten, beschließen. Graf Wilhelm Wurmbrand sprach das Wort „provisorische Regierung“ aus: eine solche zu beschließen stehe aber nur beim Landtag. Graf Joseph Matthias Thun war nicht für diese äußerste Maßregel: man möge den Weisungen des Ministeriums, so lange dieses nicht im Zustande voller Freiheit sei, nur soweit sich fügen, als diese mit der Wohlfahrt des Landes vereinbar seien; eine derartige Maßregel reiche vorläufig aus; sollte der Kaiser, wie man vernehme, in Innsbruck ein neues Ministerium bilden, dann werde man keinen Augenblick im Zweifel sein, an welches man sich zu halten habe.

Es erhob sich der Landeschef. Er war sichtlich erregt von dem, was er vernommen hatte, von dem Vorschlage Trojans, von dem Plane einer provisorischen Regierung, wenn auch, der das Wort ausgesprochen, ihre Bildung hinausgeschoben wünschte. Seine Pflicht und Aufgabe, sagte Thun mit nachdrücklichem Ernst, „sei es, die Rechte und die Würde der Regierung zu wahren; er werde auch ohne Beirat wissen, welche Maßregeln er zu ergreifen habe; er werde sich durch niemand terrorisieren lassen, weder von oben noch von unten“. Als über diese Äußerung ein Sturm im Saale

[1] Schopf, Volksbewegung in Prag IV 11. Const. Bl. aus Böhmen, Beil. zu Nr 44 vom 21. Mai, und aus diesem letzteren Allg. Österr. Ztg Nr 143 (Neue Folge Nr 53), Donau-Ztg Nr 53 vom 24. S. 426 und andere Wiener Blätter; siehe auch Národni Nowiny č. 42 vom 25. Da der Graf wegen dieser heftigen Auslassungen gegen Wien von den dortigen Journalen nicht minder heftig angegriffen wurde, so veröffentlichte er eine ausführliche Erklärung, laut welcher er nicht die Wiener im allgemeinen, sondern nur jene, die sich an der Sturm-Petition beteiligt, gemeint haben wolle und könne (Schopf a. a. O. IV, Nr CCVI S. 69—72), wobei jedoch das Datum „Wien, 22. Mai“ nicht richtig sein kann, da die ersten Wiener Auslassungen nicht vor dem 23. und 24. erschienen.

losbrach, von den Galerien hinabgeschrieen wurde: „Hinaus mit ihm! Nieder mit ihm!" und als Frič der Ältere leidenschaftlich dazwischen rief: „Das ist eine Mißachtung, eine Herabsetzung des National-Ausschusses!" erklärte Thun, in seinen Worten sei nichts gelegen, was den National-Ausschuß beleidigen könne; er habe damit nur sagen wollen, daß er seinen Amtspflichten nachkommen werde, auch ohne von anderer Seite dazu aufgefordert zu werden [1].

Die Versammlung beruhigte sich für den Augenblick, allein was in der Sitzung verhandelt worden, wirkte tief, und der Eindruck haftete.

* * *

Über die Wiener Vorgänge am 15. Mai, namentlich was die Bedrohung des Kaisers in seiner Burg betraf, gab es unter allen besser Denkenden in Wien und außer Wien nur eine Stimme der Verurteilung; über die politischen Ergebnisse, die sog. Errungenschaften, waren die Meinungen geteilt. Als am 20. Mai Fürst Joseph Lobkowitz, der zu jener Zeit in Wien weilte, mit Baron Sommaruga dem Älteren zusammentraf, versicherte ihn dieser, daß das Ministerium mit Dankbarkeit die Schritte aufnehmen würde, die für den Zweck kraftvollen Auftretens von böhmischer Seite gemacht werden könnten. „Ein feierlicher Protest", schrieb der Fürst an den Grafen Franz Thun, „gegen die letzten Zugeständnisse des Kaisers, die ihm auf die schändlichste Weise mit den Waffen in der Hand abgezwungen worden, eine offizielle auf konstitutioneller Basis stehende Erklärung, einen Reichstag nicht beschicken zu wollen, der unter den Bajonetten einer durch den Auswurf ausländischer Terroristen und republikanischer sowie kommunistischer Propagandisten influenzierten Jugend die ernstesten und heiligsten Interessen des Vaterlandes zu beraten berufen sei, würden dem Ministerium Anhaltspunkte geben, eine eingreifende Maßregel zu beschließen und hoffentlich durchzuführen." Schon sei, habe ihm Sommaruga mitgeteilt, vom Wiener Bürger-Ausschuß eine Petition um Zurücknahme jener traurigen Konzessionen im Werke.

Im Gegensatz zu dieser Richtung, die in Prag vielseitigen Anklang fand, gab es doch wieder eine Partei, die mit dem, was der 15. Mai gebracht hatte, zufrieden war. In einer Versammlung im Karolinum wurde am 20. vormittags von der Prager Studentenschaft eine Adresse an die Wiener beschlossen, die ihnen zu dem Erfolg, dem Einkammersystem, dieser „höchsten Errungenschaft unserer politischen Institutionen", höchlichst Glück wünschte. Derselben Ansicht war man im St Wenzelsbad, wo der Prager Radikalismus

[1] Const. Bl. aus Böhmen, Beil. zu Nr 44 vom 28. Mai vgl. mit Frič. Pamětí III.

sein Stelldichein zu haben pflegte, und wo Emanuel Arnold und neben ihm ein jüngerer Mann, der hier als homo novus zuerst die politische Bühne betrat, das große Wort führten. Karl Sladkowský, ein Schneidersohn, war, 1823 in Prag geboren, während seiner Studien an der Karl Ferdinand-Universität durch sein stütziges und rasches Wesen mit seinen Professoren in manchen Konflikt geraten. Nebenbei beschäftigte er sich viel mit deutscher, französischer, englischer und italienischer Literatur, mit der böhmischen nur wenig. „Wlastenec" wurde er, wie es damals manchem seiner Landsleute ähnlich erging, erst in der Fremde, als er 1845 in Wien die Rigorosen machte und 1846 zu Wiener-Neustadt in die gerichtliche Praxis eintrat, beides mit ausgezeichnetem Erfolg. Immerhin aber blieb ihm das liberale, oder sagen wir richtiger, das radikale Element gegen das nationale in erster Linie, wie er auch als Sendling der Wiener „Aula" nach Prag kam, wohin ihn der Ruf begleitete, sich vornehmlich mit volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen zu beschäftigen. Sladkowský war zum Redner geboren, da ihm ein sympathisches Organ und ein lebhaftes Temperament zu Hilfe kamen, Eigenschaften, mit denen er hinreißend auf die Massen zu wirken verstand.

Indessen waren es nicht die Errungenschaften des 15. Mai, die in erster Linie die Tagesstimmung beherrschten. Graf Wurmbrand hatte zuerst, wenn auch mit einer vorläufigen Einschränkung, das Wort „provisorische Regierung" ausgesprochen, und dieses Wort sollte von da an von der Tagesordnung nicht verschwinden. Doch selbst von dieser Angelegenheit wurde das öffentliche Interesse für einen Augenblick abgelenkt. Schon waren die deutschen Wahlen in der Hauptstadt fast vergessen, als am 22. Mai um die vierte Nachmittagsstunde eine Kundmachung erschien, laut welcher am morgigen Tage zwei Abgeordnete und zwei Ersatzmänner für Frankfurt a. M. zu wählen seien; als Wahlorte waren zumeist geräumige Höfe von Klöstern, adeligen Häusern und Kasernen bezeichnet; „der Bürgermeister und die Stadtverordneten", hieß es, „sowie alle zur Leitung der Wahlen berufenen Organe werden sich jeder Einflußnahme enthalten und nur darüber wachen, daß niemand zur Teilnahme gezwungen, aber auch niemand von ihr gewaltsam abgehalten werde". Die Aufregung, welche dieser Erlaß in den nationalen Kreisen hervorrief, war unbeschreiblich. Die Plakate wurden, kaum daß sie an den Straßenecken angeklebt waren, von Leuten aus dem Volke herabgerissen und in den Straßenstaub getreten.

So brach der 23. Mai unter trüben Wahrzeichen an. Um unangenehme Auftritte zu verhüten, hatte Thun die Maßregel getroffen, daß die Abstimmung schriftlich erfolge; die Stimmzettel sollten versiegelt an das Gubernium abgeliefert werden. Die Kundmachung konnte aber, da am selben Tage die Buchdruckereigehilfen, welche höheren Lohn und kürzere

Arbeitszeit verlangten, ihre Dienste versagten, nicht gedruckt werden und wurde daher nur wenig bekannt. Die Zugänge zu den Wahlorten waren von der Nationalgarde besetzt; es erschien aber fast kein Wähler, an das Landespräsidium gelangten drei, sage drei Stimmzettel.

Für Nachmittag war eine Sitzung des National-Ausschusses angesagt. Das Nationalgarde-Oberkommando hatte vor der Hauptwache am Kleinseitner Ring eine Abteilung uniformierter Bürger ausrücken lassen, „weil augenscheinliche Vorbereitungen zu einem Aufstande getroffen waren". Die eilige Pünktlichkeit, mit welcher sich die Mitglieder des Nationalkomitees einfanden, die lebhaften Gruppen im Saale, die Kopf an Kopf gefüllten Galerien waren sprechende Zeugen der Aufregung, mit welcher man dem Beginn der Sitzung entgegensah. Šafařík und Trojan suchten durch beschwichtigende Ansprachen die Gemüter zu beruhigen. Als der Landeschef sich aus dem Gubernialgebäude in das Nationalkomitee begab, fiel ihm die außergewöhnliche Ausrückung der Nationalgarde auf; er erkundigte sich um den Grund, beorderte sie als unnötig ab und machte dies der Versammlung, die mit gespannter Erwartung seinem Eintritt entgegensah, sogleich bekannt. Die Ausschreibung der Wahlen zum Frankfurter Parlament, sagte er hierauf, rühre nicht von ihm her, er habe sie von seinem Vorgänger übernommen; was er getan, habe er tun müssen, damit es nicht heiße, man habe in Prag die Vornahme der Wahlen gewaltsam verhindert; auch sei ihm daran gelegen gewesen, daß die Bevölkerung selbst ihren Willen zu erkennen gebe, ob sie dem Unternehmen geneigt sei oder nicht; das sei nun geschehen, es seien alles in allem drei Wähler erschienen — die Versammlung nahm dies mit beifälligem Lachen auf — und damit sei, so meine er, die Sache abgetan[1].

Das wichtigste brachte der Schluß der Sitzung, wo Thun abermals das Wort ergriff. Mit Hinweis auf die schwierige und zweifelhafte Lage, in der sich, angesichts der Zustände in Wien und der Entfernung des Monarchen von seiner Hauptstadt, das Königreich Böhmen befinde, sehe er sich zu dem Vorschlage veranlaßt, es möchten ihm drei Personen, die das allgemeine Vertrauen genössen, an die Seite gegeben werden, mit denen er sich über unaufschiebbare Angelegenheiten in Sachen des bevorstehenden Landtages beraten könne. Rieger billigte den Vorschlag im Prinzip, erweiterte ihn aber durch den Antrag: nicht drei, sondern sechs Mitglieder des National-Ausschusses sollten bestimmt werden. Da sich der Vorsitzende mit dieser Abänderung einverstanden erklärte, so nahm die Sitzung, an deren Beginn sich so ernste Besorgnisse geknüpft hatten, einen durchaus friedlichen Verlauf.

---

[1] Augsb. Allg. Ztg. Beil. Nr 50 vom 29. Mai S. 2395. Const. Bl. aus Böhmen Nr 46 vom 25.

Für den Augenblick trat alles gegen das große Versöhnungsfest zurück, das am 25. Mai im „Baumgarten" inmitten der allseits grünenden und blühenden Natur unter einem freundlich schimmernden Himmel begangen wurde. Nächst dem Restaurationsgebäude unter schattigen Kastanien war ein Zweckessen von vielleicht 500 Gedecken arrangiert. Es gab Festreden und Toaste in deutscher und böhmischer Sprache vom Landeschef, der das Wohl des Kaisers und Königs Ferdinand ausbrachte, von Trojan, der sein Glas auf den Ruhm und das Gedeihen des gemeinsamen böhmischen Vaterlandes erhob: „brüderliche Liebe möge unter beiden Volksstämmen walten", von Gubernialrat Janko auf die Konstitution, von Palacký in böhmischer Sprache auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Vaterlandes. Auch Fürst Joseph Lobkowitz und noch ein kaiserlicher Offizier sprachen, denen der Major der bürgerlichen Grenadiere, Matthias Bernt, antwortete. Alles in entgegenkommender Weise, nicht ein verletzendes Wort; dazwischen Tusche mit Pauken und Trompeten, Lieder und Musikstücke von einem zahlreichen Männerchor auf dem freien Raum vor der Gasterei ausgeführt. Auf dem Hauptplatze und weiter in den Anlagen waren drei Musikkapellen verteilt, Zelte, lange Tische und Bänke im Freien in Masse aufgeschlagen, darüber wehten zahllose Fahnen. Studenten, Svornoster, Mitglieder der „Konkordia" und „Slavia" defilierten in schönster Ordnung an dem „Eintrachtsmahle" vorbei, von freudigem Zuruf der Tischgäste begrüßt. Personen von allen Ständen, Bürger und Beamte, Nationalgarden aller Abteilungen, Militär von allen Branchen, die verschiedenfarbigen Mützen der Studenten, die „Konfederatky der Slavia", die pelzverbrämten Mützen der Svornoster, die hellfarbigen Kleider der Frauen und Mädchen wogten in buntem Gewühle durcheinander, im großen Restaurationssaale, aber auch im Freien Musik und Tanz, überall Jubel, Gesang und heiteres Lachen, Hoch- und Slávarufe. Beim Einbruch der Dunkelheit setzte sich alles, mit den Musikkapellen voran, mit Fahnen ohne Zahl, unter fortwährenden Freudenrufen nach der Stadt in Bewegung, in langen Reihen Arm in Arm schritten uniformierte Bürger, Nationalgarden, Militär, Studenten, Leute aus dem Volke einher. In der Stadt wurde der Zug von den Wachen begrüßt, von der „Konkordia" geehrt, die heute die Hauptwache bezogen hatte und der ein herzliches Sláva zugerufen wurde. Bis in die Nacht hinein währte der frohe Taumel.

„Möge die Versöhnung eine dauernde, eine unerschütterliche sein!" In der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung meinte man es ernst und aufrichtig mit der Sache, sämtliche Blätter, sowohl die deutschen als die böhmischen, sprachen warm, sogar mit Begeisterung von dem frohen Ereignisse; in einigen Landstädten wurde das Beispiel der Hauptstadt in kleinerem Maßstabe nachgeahmt. Zwar gab es vereinzelte Giftlinge, die nur Hohn und Spott für das Schauspiel hatten; doch sie wagten sich mit

ihren schrillen Mißtönen nicht in Prag heraus, sie sandten sie über die Grenze in jene Blätter, die sich so sehr über die Hetze von böhmischer Seite entrüstet zeigten, während sie selbst die von deutscher Seite in ausgiebigster Weise trieben[1].

Allein in der Stadt und im Lande selbst ließen die fortdrängenden Ereignisse eine ungetrübte Freude nicht andauern, und so war und blieb das schöne Baumgarten-Fest eine vorübergehende Episode. Das St-Wenzelsbad machte wieder vielfach von sich reden; Tag für Tag wurden dort Versammlungen gehalten und Beschlüsse in extremer Richtung gefaßt. Emanuel Arnold und Sladkowský donnerten gegen den Adel und verlangten die Entfernung des Fürsten Windischgrätz; mit dem Grafen Leo Thun hatte man etwas anderes vor, was aber nicht laut gesagt wurde.

Am Abend des 27. hatten sich im Gasthause „zu den drei Linden“ am „Graben“ bei zweihundert Personen, größtenteils dem Deutschen Konstitutionellen Verein angehörig, versammelt, um die Ereignisse des Tages zu besprechen, namentlich gegen die im Wenzelsbade gefaßten Beschlüsse Stellung zu nehmen; Graf Leo Thun, ohne Zweifel auf eine an ihn ergangene Einladung, hatte sich gleichfalls eingefunden und eine Weile in der Mitte der Anwesenden bewegt. Er hatte sich eben entfernt oder war im Fortgehen begriffen, als unerwartete Gäste erschienen. Es waren Emanuel Arnold und der jüngere Frič, welche auf die Kunde von einer Versammlung der Deutschen und von den darin zu beratenden Schritten dieselbe zu sprengen beschlossen. Mit den Worten: „Haben wir euch einmal beisammen, ihr deutschen Hunde!“ stürzten sie in den Saal, wo im ersten Augenblicke Überraschung herrschte,

---

[1] Das Fest, hieß es hämisch von dieser Seite, sei von den Böhmen nur gegeben worden „zum Ausdruck der Freude, daß nicht nach Frankfurt gewählt wurde“. Ein T. T. sandte dem „Grenzboten“ II 359—361 einen Artikel voll Gift und Galle, und ein Korrespondent der Augsb. Allg. Ztg Nr 154, S. 2455 schrieb am selben Tage des Eintrachtsfestes: „Heute wird der polnischen Emigration den Deutschen zum Hohne ein Konzert gegeben, und in wenig Tagen wird der slavische Kongreß seinen Anfang nehmen, der dem deutschen Element mit Unterdrückung droht.“ Drei Männer, hieß es weiter, hätten das Unglück Böhmens verschuldet: Stadion, Palacký, „der seinen Deutschenhaß offen eingesteht“, und Joseph Matthias Thun, der von Ehrgeiz brenne, eine Rolle zu spielen; er habe sich auf die böhmische Seite geschlagen, weil „von den rohen Čechen mehr zu fürchten ist als von den gemütlichen Deutschen“. . . . Der bornierte Skribler wußte also nicht oder übersah es boshaft, daß Matthias Thun zu einer Zeit, wo die „rohen Čechen“ noch lange nicht das Oberwasser hatten und der edle Graf sich daher gar nicht vor ihnen zu fürchten hatte, sich mit patriotischer Wärme um ihre Interessen, namentlich um ihre Literatur angenommen hatte. Über die Entstellungen der Prager Zustände in Wiener und auswärtigen Blättern siehe „Die Berichterstatter über Böhmen“ (Bohemia Nr 86 vom 30. Mai) und „Prag ist ein barbarisches Nest, wer es nicht glauben will, der lese nur weiter“ von Ambros (ebd. Extrabl. Nr 9). . . . Das Eintrachtsfest wurde übrigens auch von den Fanatikern der böhmischen Partei verhöhnt; Frič in seinen „Memoiren“ nennt es eine Komödie.

bis sich einzelne Männer ermannten und den Eindringlingen zur Wehr setzten; schon waren Säbel aus der Scheide, als die Ruhestörer für besser fanden, sich zu entfernen. Es war dies eine seltsame Illustration zu der gegenseitigen Versöhnung, die man zwei Tage früher so festlich begangen hatte.

* * *

Der Nachmittagszug des 27. Mai hatte Wiener Flüchtlinge nach Prag gebracht, aber keine Journale, keine Briefe, die in Wien zurückgeblieben waren, da vielfach Postwagen für den Bau der revolutionären Bollwerke hatten herhalten müssen. Am 28. war es ebenso. Von den Wiener Ankömmlingen zogen die einen gegen die neue „Studentenherrschaft" los, während andere die Studenten und Arbeiter als jene priesen, deren Entschlossenheit die Monarchie vor einer immer näher rückenden Reaktion bewahrt hätte, so daß sich unter den Prager Studenten eine Partei bildete, die ihren Wiener Brüdern in Masse zu Hilfe eilen wollte. Das kaiserliche Manifest aus Innsbruck vom 20. wurde kundgemacht; allein es trug keine Unterschrift eines Ministers; die Radikalen schrieen, es sei unkonstitutionell, es habe keinen Wert[1]. Ernstere Leute blickten mit neuer Angst in die Zukunft. „Die polnische Propaganda", schrieb ein Korrespondent nach Augsburg, „spielt hier ihr verzweifeltes Spiel. Der Slavenkongreß naht, die Arbeiter sind beschäftigungslos, ihre Führer sind bestochen und bezahlt, Unheil zu stiften. Die nächste Woche scheint eine verhängnisvolle für uns werden zu wollen!"

Viel schwärzeres war gegen den Landeschef geplant. Wenn Thun, hieß es bei den Hitzköpfen, nicht in der morgigen Sitzung des National-Ausschusses die Einsetzung einer provisorischen Regierung bewillige, werde man ihn nach altböhmischem Brauche zum Fenster hinauswerfen. Es befanden sich wütende Kerle darunter, die vorhatten, einen geschliffenen Dolch in die Sitzung mitzunehmen, da sie entschlossen waren, Thun nicht mit dem Leben davonkommen zu lassen.

Ob dem Grafen Thun von der einen oder andern Seite diese Mitteilung tatsächlich gemacht wurde, ist nicht zu entscheiden. Wenn es geschah, so achtete er nicht darauf, er war nicht der Mann, auf derlei Gerede Wert zu legen. Seine Seele war von Gottesfurcht erfüllt, darum fand Menschenfurcht keinen Platz in ihr. Für jeden, der seinen Charakter auch nur oberflächlich kannte, steht es fest, daß ein Zwischenfall solcher Art nicht im stande war, auf seine Entschließungen Einfluß zu üben. Im Gegenteil, gerade in Fällen, wo ihm ungerechtfertigter Widerstand in den Weg trat, bäumte sich sein sittlicher Mut, seine Entschlossenheit, sagen wir sein Trotz, mit einer Schroffheit auf, die ihm sonst gewiß nicht eigen waren.

[1] Prag 28. Mai, Augsb. Allg. Ztg Nr 153 vom 1. Juni S. 2437 f.

Selbständige Erwägungen ernstester Art waren es, die in ihm einen Entschluß reifen ließen, der durchaus sein eigener war und nur zufällig mit dem zusammentraf, auf was man von anderer Seite lossteuerte. Denn hundertfältig waren in den letzten Tagen die Wahrzeichen, die ihn erkennen ließen, was in den Köpfen der Partei steckte, deren Ziele in demselben Maße an scheinbarer Berechtigung gewinnen mußten, in welchem, wie die neuesten Straßenunfüge in Wien zeigten, im Zentrum der Monarchie alles in eine grundsatzlose Gewalt- und Willkürherrschaft auszuarten drohte. So reifte in ihm der Plan, durch einen augenfälligen Schritt zu betätigen, daß man in Böhmen nicht gewillt sei, sich von den im Mittelpunkte des Reiches nach Laune und Wetter wechselnden Tagesgewalten regieren zu lassen. Dadurch, daß er in seinem Verwaltungsgebiete ein von ihm als Landeschef geschaffenes und ihm als Beirat dienendes und ihm verantwortliches Organ ins Leben rief, wahrte er am sichersten die Autorität des Monarchen und die des neuen Ministeriums, das, wie vielseitig verlautete, in Innsbruck in der Bildung begriffen war. Mitwirkend für den Entschluß Thuns war ohne Zweifel ein Moment, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf, das nämlich, daß man seit den häßlichen Vorgängen am 15. Mai in Wien selbst eine tatkräftige Verwahrung von Prag aus, ein entscheidendes Vorgehen Böhmens erwartete, wodurch der Regierung in der Reichshauptstadt ein kräftiger Rückhalt geschaffen würde. Waren doch dem Gubernialpräsidenten aus bedeutungsvollen Kreisen, ja aus dem Schoße des Ministeriums selbst nicht zu mißdeutende Winke in dieser Richtung zugekommen.

Von solchen Erwägungen geleitet berief Thun eine Anzahl von etwa zwanzig Mitgliedern des National-Ausschusses, darunter die Grafen Wurmbrand, Albert Nostitz und Franz Thun Sohn, Strobach, Palacký, Rieger, Šafařík, Borrosch, Klaudi in sein Präsidialbureau zu einer Beratung, in welcher Wurmbrand den Antrag stellte, die bereits von Seiner Majestät bewilligte königliche Statthalterei für Böhmen provisorisch ins Leben zu rufen und den Erzherzog Karl Ferdinand als das einzige in Prag anwesende Mitglied des Kaiserhauses um den Vorsitz anzugehen, wodurch jeder Verdächtigung eines illoyalen Übergriffes oder gar von Separationsgelüsten vorweg die Spitze abgebrochen würde. Franz Thun und Dr Klaudi waren fast die einzigen, welche Einwendungen gegen diesen Vorschlag erhoben; der letztere mit der Motivierung, daß er nicht zugeben könne, daß das Wiener Ministerium in seiner Wirksamkeit gelähmt sei. Beschluß wurde keiner gefaßt; auch lag dies gewiß nicht in der Absicht des Landeschefs, der bloß Stimmen hören wollte[1].

[1] Näheres über diesen wichtigen Vorgang ist vor der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden; die Tatsache läßt sich nur im allgemeinen aus dem journalistischen Zweikampf zwischen Wurmbrand und Klaudi in der „Bohemia" Nr 111 f vom 8. und 9. Juli 1848 sicherstellen.

Jedenfalls stand es für ihn fest, daß die überwiegende Mehrzahl der ins Vertrauen gezogenen Persönlichkeiten seine Überzeugung von der Unausweichlichkeit einer außerordentlichen Maßregel für Böhmen teilte, und er hielt sich verpflichtet, bevor er in der Angelegenheit weiter schritt, sich des Einverständnisses mit dem Herrn Erzherzog zu versichern.

Am 28. Mai traten auf Einladung des Gubernialpräsidenten der Landes-kommandierende, die Präsidenten des Appellationsgerichtes und des Land-rechtes Graf Mittrowský und Baron Hennet sowie der Gubernial-vizepräsident Mecséry zu einer Beratung zusammen, in welcher Thun die Verhältnisse schilderte, die es unausweislich erscheinen ließen, für Böhmen zeitweilig außerordentliche Maßregeln zu treffen: „Was sich in Wien am 15. Mai und seither begeben, liefert den Beweis, daß das interimistische Ministerium nicht jene Selbständigkeit besitzt, ohne die es der ihm von Seiner Majestät übertragenen Aufgabe zu genügen nicht vermag. Auch kann es niemand entgehen, daß die besondern Interessen Böhmens und die Aus-führung der von Seiner Majestät dem Königreiche gemachten Zusagen nicht länger von den Dispositionen einer solchen Regierung abhängig bleiben dürfen. Wenn dieser Umstand die Notwendigkeit nahelegt, unabhängig von der gegenwärtigen Wiener Zentralleitung zu handeln, so tragen anderseits die Zeitverhältnisse einen so ernsten und außergewöhnlichen Charakter, daß jeder Tag Ereignisse herbeiführen kann, die es unerläßlich machen, Maß-regeln zu ergreifen, welche die regelmäßige Wirksamkeit der bestehenden Behörden weit überschreiten. Ich habe darum nach reiflicher Überlegung beschlossen, mir einen verantwortlichen Regierungsrat beizugesellen, in diesen Männer allgemeinen Vertrauens, die durch ihren persönlichen Einfluß bei den einander gegenüberstehenden Parteien den zu unternehmenden Schritten Eingang und Unterstützung zu verschaffen im stande wären, zu berufen und mit ihnen in Fällen zu Rate zu gehen, deren Behandlung den Wirkungs-kreis der Landesbehörden überschreitet und in denen ich ohne einen Beirat nach meinem alleinigen Ermessen und unter meiner alleinigen Verantwortung entscheiden müßte.“

Wir sind über den Gang der Beratung nicht näher unterrichtet; wir kennen nur das Ergebnis derselben, das in zwei Beschlüsse zusammengefaßt wurde: Erstens der Gubernialpräsident habe sich in der von ihm be-antragten Weise einen „provisorischen verantwortlichen Regierungsrat“ bei-zugesellen und zweitens von diesem Schritte unverweilt Anzeige an Seine Majestät mit der Bitte zu erstatten, die getroffene Maßregel zu ge-nehmigen und zugleich anzuordnen, „daß die in dem Allerhöchsten Kabinetts-schreiben vom 8. April l. J. zugesicherten verantwortlichen Zentralstellen für Böhmen durch Konstituierung eines Statthaltereirates ohne Verzug ins Leben gerufen werden“. Das über diese Verhandlung aufgenommene

Protokoll trug die Unterschriften des Grafen Leo Thun und des Fürsten Windischgrätz, des Grafen Mittrowský und des Freiherrn v. Hennet[1].

Das Nationalkomitee trat um die gewohnte Stunde zu einer Sitzung zusammen, die manche interessante Zwischenfälle bot, als sich Thun zu einer wichtigen Mitteilung, die er zu machen habe, erhob. Nach den neuesten Wiener Vorfällen, begann er unter atemloser Aufmerksamkeit der Versammlung, müsse er das Band zwischen den Wiener und Prager Behörden als zerrissen ansehen; es sei daher bis auf weiteres nötig, für Böhmen eine Vorsorge zu treffen. Die unsichere Lage der Dinge könne manche schleunige Vorkehrungen, die den Wirkungskreis der bestehenden Behörden der verschiedenen Verwaltungszweige überschreiten, geboten erscheinen lassen; er habe deshalb beschlossen, sich mit einem aus Männern des allgemeinen Vertrauens bestehenden Regierungsrate zu umgeben, die ihm, falls außerordentliche Maßregeln zu ergreifen wären, mit ihren Erfahrungen und ihrer Einsicht zur Seite stehen sollten; zu einer solchen Maßnahme sei vor allem die Gutheißung Seiner Majestät notwendig, die mit aller Beschleunigung aus Innsbruck einzuholen wäre[2]. Als solche Männer allgemeinen Vertrauens bezeichnete er Palacký, Rieger, den Grafen Albert Nostitz, Strobach, Brauner, Borrosch; zwei weitere behielt er sich vor, nachträglich zu benennen. Den Grafen Nostitz und den Dr Rieger betraute er mit der Sendung an das kaiserliche Hoflager; sie sollten dort zugleich um baldmöglichste Einberufung des verstärkten Landtages bitten.

Thun hatte gesprochen, und keine Widerrede erhob sich. Er hatte die Parteiführer, von denen ein hervorragender den ehrenvollen Auftrag nach Innsbruck übernehmen sollte, für seinen Plan gewonnen. Die Ergänzung

---

[1] Die Motivierung des Thunschen Entschlusses ist teils dem ausführlichen Vortrage entnommen, den er unmittelbar danach an Seine Majestät erstattete (Černy, Boj za právo, Praze 1900, 264—266, leider nicht im deutschen Urtext), teils dem nicht minder ausführlichen Rechtfertigungsschreiben vom 1. Juni, Z. 4788 an Pillersdorff (Prager Präsidialarchiv). Was das über die Beratung am 28. abgefaßte Protokoll betrifft, so konnte ich leider nicht das wohl nicht mehr vorhandene Original dieses Schriftstücks, das übrigens kurz gefaßt war, einsehen. Als Protokollführer fungierte der Gubernialpräsidialist Philipp Weber, von dessen Hand auch die dem Präsidialarchive der böhmischen Statthalterei einverleibte Abschrift ist. Der Name Mecsérys erscheint nicht unter den Unterschriften, wahrscheinlich weil er nur zu seiten seines Chefs beigezogen war. Ob der Vorstand der Kameral-Gefällen-Verwaltung, Hofrat May, der Versammlung persönlich angewohnt hat oder vom Gubernialpräsidenten auf anderem Wege von den gefaßten Beschlüssen in Kenntnis gesetzt wurde, läßt sich nicht mehr entscheiden.

[2] „Bohemia" Nr 86 vom 30. Mai („Lokalzeitung").

durch zwei Mitglieder, die er sich vorbehalten hatte, traf den Grafen Wilhelm Wurmbrand und, um auch Handel und Industrie, namentlich aus den wichtigen nordböhmischen Bezirken, vertreten zu haben, den Fabrikanten Herzig aus Reichenberg. Unter den Erkorenen befanden sich allerdings nur einige, in deren Einsicht und Mäßigung er sein volles Vertrauen setzen konnte; es waren ausgesprochene politische Gegenfüßler wie Rieger und Borrosch darunter; allein er durfte sich zutrauen, daß es seiner überragenden Stellung und seinem Einflusse gelingen werde, in jedem einzelnen Falle über persönliche Schwierigkeiten die Oberhand zu gewinnen. Die Männer der übereilten Beschlüsse waren entwaffnet; inmitten der allgemeinen Billigung von Thuns Vorschlägen war nicht daran zu denken, ihm das Schicksal von weiland Slawata und Martinitz zu bereiten; ihre Dolche blieben in der Scheide. Aber sie ließen sich's nicht nehmen, gleichsam zu ihrer Selbstrechtfertigung, warum sie im entscheidenden Augenblicke nicht gehandelt, von einer „provisorischen Regierung" zu sprechen, und dieses Losungswort ist dann rasch den einen zu selbstgefälliger Befriedigung, den andern zu willkommener Verdächtigung, nach allen Richtungen der Windrose ins Land und über die Grenzen des Landes hinaus gegangen. Thun selbst hat diesen Ausdruck, der ihm einen revolutionären Beigeschmack hatte, nie gebraucht, und jeder Überlegende mußte zugeben, daß der provisorische Regierungsrat, den er in Augen hatte, wesentlich etwas anderes war als eine provisorische Regierung im Stile z. B. der Pariser in den Februar- und Märztagen.

In einem vom 30. Mai datierten Zirkularschreiben machte Thun seinen Schritt allgemein bekannt[1].

* * *

Sobald die Kunde von der Einsetzung eines provisorischen Regierungsrates oder, wie man sich nun einmal gefiel es zu heißen, einer provisorischen Regierung für Böhmen nach Wien gelangt war, erfolgte vom Ministerium eine geharnischte Erklärung, welche diesen Akt für ungültig erklärte; mindestens dürfe der Regierungsrat nicht ins Leben treten, bevor die Genehmigung Seiner Majestät erfolgt wäre; Graf Thun und alle Mitglieder dieser ungesetzlichen Vorkehrung hätten sich durch ihren Schritt für alle Folgen und Schäden, die daraus entstehen könnten, verantwortlich gemacht. An Thun insbesondere erging die Aufforderung, falls er sich durch jenen Beschluß gebunden erachten sollte, das Präsidium der Landesstelle und die Leitung der Geschäfte an den Gubernialvizepräsidenten Baron Mecséry abzugeben.

[1] Schopf, Volksbewegung in Prag IV 26 f.

Gleichzeitig machte Pillersdorff dieses Vorkommnis allen andern Landeschefs mit dem Beisatze bekannt, „sich jeder ungesetzlichen Konstituierung zu enthalten und unter schwerer Verantwortung jeden Schritt zu vermeiden, der in diesem wichtigen Momente die Einheit der Regierung schwächen und sie in jener Kraftentwicklung hindern könnte, welche die Ehre, das Wohl und der Bestand der Monarchie mehr als je in der größten Ausdehnung unerläßlich erfordert".

Seinerseits gab der provisorische Regierungsrat — unterzeichnet Borrosch, Brauner, Palacký, Wurmbrand, die andern „abwesend" — im Geiste der Ansprache des Gubernialpräsidenten Aufklärung über seine Stellung, um die „mannigfachen Mißdeutungen" zu zerstreuen, zu denen ihr Unterfangen von verschiedenen Seiten Anlaß gegeben habe, da dessen Ziel kein anderes sei, als bei dem Zustande der Unfreiheit, in welchem sich das Wiener Ministerium den Straßendemonstrationen gegenüber befinde, „in treuester autonomischer Durchführung der konstitutionellen Freiheit den einzig möglichen Weg zu allseitiger Verständigung auf dem künftigen Reichstage anzubahnen". Als in diesen Tagen ein Schreiben Herzigs aus Reichenberg eintraf, worin er aus persönlichen Gründen und weil er „einen solchen Schritt ohne Anordnung des vom Kaiser bestellten Ministeriums als illegal ansehen müsse", seinen Eintritt in den provisorischen Regierungsrat ablehnte, entgegnete ihm Borrosch in entschiedenem Tone, daß er Herrn Herzig „an Vaterlandsliebe in österreichisch-eidgenössischem Sinne" nicht nachzustehen glaube.

Thun selbst aber erklärte am 4. Juni dem Minister des Innern gegenüber, daß er die ihm zugemutete Verantwortung „mit ruhigem Bewußtsein" trage, „nachdem diese außerordentliche Maßregel, ehe sie die Genehmigung Seiner Majestät im verfassungsmäßigen Wege erhält, nur erst dann in Wirksamkeit treten würde, wenn die Folgen der verfassungswidrigen Vorgänge in Wien es durchaus unmöglich machen sollten, daß die Landesregierung, deren Leitung mir anvertraut ist, sich nur in den streng gesetzlichen Bahnen bewege" [1].

4.

In den Tagen der wilden und wüsten Barrikadenherrschaft waren zwei Persönlichkeiten von sehr verschiedener Bedeutung nach Wien gekommen, beide ohne mit der dortigen Bewegung zu sympathisieren.

---

[1] Schopf V, Nr CCXXXIX f S. 64—66, Nr CCLVI S. 72 f. Const. Bl. aus Böhmen, Nr 57 vom 6., Beil., Nr vom 8. Juni; Narodní Nowiny č. 53 vom 7. Juni. Černy, Boj za právo 280 f.

Der eine nannte sich Richard Wagner, welcher Politiker, und zwar radikalster Färbung, nur für sein engeres Vaterland Sachsen war, in allem übrigen aber nichts als Musik im Kopfe und im Herzen hatte. Er wollte in Wien, der vormärzlichen Musik- und Theaterstadt κατ᾽ ἐξοχήν, einen Vortrag über das Zukunftstheater und über die Reform der Musik halten. Er fand in so aufgeregter Zeit nur wenig Zuhörer: Ludwig August Frankl, Julius Becher, Dessauer, Vesque-Püttlingen und noch einen und den andern. Wagner führte aus, das Theater müsse eine Republik sein, die Besten müßten durch Wahl aus der Mitte des Chors als Solisten hervorgehen[1].

Der andere Ankömmling war der erkorene Minister des Äußern. Baron Philipp Wessenberg hatte Freiburg im Breisgau am 18. Mai verlassen. Auf der Reise traf ihn ein Unfall, er stürzte mit dem Wagen und kam am 20. in Regensburg mit einem Fieberanfall an, der ihn für einige Tage ans Bett fesselte. Hier erfuhr er die Abreise des Hofes und die Resignation der Minister, welche die Geschäfte nur interimistisch weiterführten. Für den greisen Staatsmann war die österreichische Revolution „ein großes Unglück", das vermieden worden wäre, wenn sich das Staatsoberhaupt vierzehn Tage früher zu liberalen Zugeständnissen würde haben entschließen können, aber zugleich ein Unglück, das doch in politischer Hinsicht großen Vorteil für das Ganze zur Folge hatte. Die Unfähigkeit der Bureaukratie, daraus den richtigen Nutzen zu ziehen, und die Schwäche der Regierung, die nach den Vorfällen des 4. Mai den Minister Ficquelmont dem Volkswillen opferte, machte die Partei des Umsturzes immer kühner, welche neue Zugeständnisse, wie die Preisgebung der oktroyierten Charte und die Einsetzung eines konstituierenden Reichstages, trotzig verlangt und durchgesetzt hatte. Solcher Gedanken voll, traf Wessenberg um den 25. in Wien ein, wo sich eben eine neue Revolution vorbereitete, die durchaus nicht nach seinem Geschmacke war. Er ging alsbald nach Tirol ab, wohin er einige Beamte der Staatskanzlei berief.

Wessenberg traf am 1. Juni in Innsbruck ein, zugleich mit Doblhoff, dem Vertrauensmann des Wiener Ministeriums und konstitutionellen Überwacher des Kaisers und Hofes. Denn Pillersdorff, der in der Nacht des 15. Mai, trostlos über die ihm durch die Gewalt der Umstände aufgezwungene Rolle, die ihm abgedrungenen Zugeständnisse verwünscht und in ihnen den Ruin Österreichs erblickt, der sie am 16. förmlich desavouiert, der eine Auflehnung gegen sie seitens der Provinzen gewünscht und erhofft hatte, er war seither ein anderer geworden: er erblickte nunmehr in jenen

[1] Mitteilungen J. v. Doblhoffs in der Neuen Freien Presse 1898, Februar und März (Feuilleton).

Errungenschaften das einzige Heil der Monarchie und hielt sich berufen, deren bedingungslose Anerkennung dem Kaiser anzuempfehlen und von den Länderchefs zu verlangen.

* * *

Die kaiserliche Familie verlebte angesichts der seit Maximilian I. berühmten Martinswand eine ruhige und, soweit sie in dieser großartigen Natur und wahrhaft freien Gebirgsluft die übrige Welt vergessen konnte, eine glückliche Zeit. Vor allem war es das Gefühl unbedrohter Sicherheit, das sie in Wien seit den Märztagen völlig verlassen hatte, und dazu kamen die Beweise voller Treuherzigkeit und aufrichtiger Ergebenheit der Bevölkerung, die ihr vom Betreten des tirolischen Bodens unausgesetzt entgegenkamen. Der Tiroler war auf das freudigste erregt und stolz, den verehrten Monarchen in seinem „Landl" zu wissen, und tat alles, ihm diesen Aufenthalt so lieb als möglich zu machen. Als der Kaiser in Gesellschaft des erzherzoglichen Paares an einem der ersten Tage nach seiner Ankunft einen größeren Spaziergang von Mühlau nach dem Arzler Kalvarienberg machte, geriet die ganze Gegend in Bewegung, und die hohen Ausflügler waren angenehm überrascht, als sie auf ihrem Rückwege das Dorf Arzl in munterer Aufregung fanden: die Landesschützen der Gemeinde waren in voller Parade in Reih und Glied ausgerückt, Musik ertönte und Böllerschüsse verkündeten der Umgebung, welch große Ehre ihr widerfahren war. Von da an wetteiferten die Landesschützen aus den benachbarten Tälern einen Tag nach dem andern, vor ihrem geliebten Landesfürsten vorbei zu defilieren und als Ehrenkompagnie die Wache in der landesfürstlichen Burg zu beziehen. Um ihnen ihren dienstbeflissenen Eifer zu erwidern, kleidete das erzherzogliche Paar den sechsjährigen Erzherzog Ludwig Viktor in die schmucke Tracht der Wiltauer Schützen, rot und grün, und diese hinwiederum wählten ihn zu ihrem Leutnant, und so marschierte er, der herzige Knirps, eines Tages an der Spitze der bärtigen Männer seiner Kompagnie durch die Stadt an der Hofburg vorbei, von deren Söller die Glieder der kaiserlichen Familie unter den donnernden Vivats, die von der Straße zu ihnen hinauftönten, ihn zuwinkend begrüßten.

Kaiser Ferdinand machte in Begleitung seiner Kavaliere seinen täglichen Spaziergang durch die Straßen der Stadt, auf dem „Rennweg" nach Mühlau oder am „Goldenen Dachl" vorbei durch die „Lauben" und die Neustadt nach Wiltau, wobei seitens des Gouverneurs die Vorsorge getroffen war, daß ihm stets in einiger Entfernung zwei jüngere Herren folgten, um Zudringlichkeiten, besonders von Bettlern, abzuhalten. Auch Spazierfahrten liebte er, meist in Begleitung des erzherzoglichen Paares. So fuhr man einmal auf den schlachtenberühmten Berg Isel, wo die treuherzige „Regiments-

mutter", von den Kaiser-Jägern so benannt, eine Wirtschaft unterhielt. Sie begrüßte die kaiserliche Familie in schlichter Weise: „Nu gottlob, Kaiserliche Hoheiten, daß S' nur da sein, hier tut Jhna ka Mensch was, und a g'sunde Luft hab'n wir auch; 's Wetter wird wieder schön werden und, wenn's ruhig, dann wird alles wieder gut!" Die Erzherzogin ergriff beide Hände der drallen Regimentsmutter und sagte, die Augen voll Wasser: „Wir haben viel ausgestanden, gute Frau." Dicke Tränen rollten über die dicken Wangen der dicken Wirtin, die ihr Leben lang diesen ergreifenden Auftritt nicht vergessen konnte[1].

Die Erzherzogin Sophie unternahm in der schönen Zeit, welche das „gesegnete" Jahr 1848 den wüsten Tollheiten der Menschen allenthalben entgegenhielt, häufige Fahrten auf die schönen Höhen, die zu beiden Seiten der Hauptstadt stufenförmig gegen das Hochgebirge aufsteigen, bedeckt mit anmutigen Dörfern, mit fruchtbaren Äckern und Wiesen und lauschigen Wäldern. Oben wurden die Kutschen verlassen, und die Erzherzogin mit den sie begleitenden Damen durchwanderten auf Feldwegen die reizende Gegend, während sie die Prinzen ihrer jugendlichen Ungebundenheit in Gottes freier Natur überließ und diese nur, wenn sie es gar zu toll trieben, zur Strafe nach Hause schickte.

Eines Tages machte Graf Enzenberg der Erzherzogin den Vorschlag einer „kleinen Fußpartie", deren Einzelheiten er ihr verlockend beschrieb. Graf Franz Joseph Enzenberg, k. k. Kämmerer, einer der ersten Kavaliere des Landes, Herr und Landmann in Tirol, Kärnten, Krain, Steiermark, Görz und Gradiska, Patrizier von Triest, auch geschätzt als verständnisvoller Sammler von Gegenständen der Kunst und des Altertums, war beliebt bei Hofe, und die Erzherzogin ging mit Vergnügen auf seinen Vorschlag ein. Mit frischem Mut wurde die Wanderung angetreten. Aber nun ging es bergauf und talab, immer weiter und weiter, stundenlang, ehe Enzenberg an den Heimweg dachte, so daß die Erzherzogin und ihre Begleiterin, müde zum umsinken, stumpf für alle weiteren Schönheiten der Gegend, die sie durchwanderten, mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte sich weiterschleppend endlich die Hofburg erreichten und sich verschworen, nie wieder einen Vorschlag des Grafen Enzenberg zu einer „kleinen Fußpartie" anzunehmen.

Häufiger als anderswohin fuhr die Erzherzogin nach Absam, in dessen stattlichem Bognerhaus sie die Wirtstochter kennen lernte. Walburga Schindl, von ihren Landsleuten das „Bogner-Burgele" genannt, war ein Frauenzimmer von klarem Verstand, von tiefem Gemüt und munterem Sinn. Von ihrem Oheim „Wastl", Sebastian Ruf, nach Adolf Pichlers Urteil dem „gescheitesten Mann, den Tirol im 19. Jahrhundert hervorgebracht",

[1] „Bohemia" 1848 Nr 93/94 vom 23. Juni S. 5.

in die deutsche Literatur eingeführt, entfaltete sich in ihr ein seltenes Talent, so daß sie frühzeitig zur Feder griff und Gedichte machte, häufig elegischen Charakters, wie man es ihrem durchwegs heitern Wesen kaum zutrauen konnte. So wurde das Absamer Bogner-Wirtshaus mit der Zeit ein Anziehungspunkt für edler strebende Landsleute, darunter Adolf Pichler, der sie hochhielt, nicht ohne eine zartere Neigung für das zu manch losen Streichen aufgelegte Naturkind zu empfinden. Auch Erzherzogin Sophie lernte sie schätzen, gewann sie lieb und verkehrte gern mit ihr in gemütlichem Gedankenaustausch[1].

* * *

Seit dem 18. Mai war Wien noch immer die Hauptstadt, aber nicht mehr die Residenzstadt des Reiches. Der Monarch weilte für unbestimmte Zeit im fernen Tirol, und die Vertreter der beiden Ministerien, Fürst Esterházy für das ungarische, Wessenberg und Doblhoff für das Wiener, waren dem Hofe nachgefolgt. Wessenberg zeigte sich in der ersten Zeit für die Erzherzogin Sophie gestimmt; allein in der Umgebung des Kaisers hegte man nicht ohne Grund die Besorgnis, er werde nur zu bald dem Einflusse Doblhoffs und des Erzherzogs Johann unterliegen. Esterházy sollte den Kaiser bewegen, seinen Aufenthalt in der Mitte des Ungarlandes aufzuschlagen, was jedoch vergebliche Mühe war.

Gleich in den ersten Tagen nach der Ankunft in Innsbruck hatte Bombelles darauf gedrungen, daß das diplomatische Korps eingeladen werde, sich an die Seite des Hofes zu begeben. Erzherzog Franz Karl schrieb eigenhändig an den Nuntius und an den großbritannischen Botschafter, weil man besorgte, wenn die Einladung durch die Hand der Minister ginge, diese sie unterschlagen könnten. So trafen denn die auswärtigen Diplomaten einer nach dem andern in Innsbruck ein, Lord Ponsonby am 1., de la Cour, der französische Gesandtschaftsträger, am 8. Juni. Graf Medem, der russische Minister, und Lord Ponsonby[2], letzterer wohl nicht im Sinne seines Londoner Chefs, bezeigten den geängstigten Majestäten aufrichtige Teilnahme, standen ihnen mit ihrem Rate bei und halfen ihnen auch wohl bei ihren Kundgebungen nach außen aus. Das gleiche würde sich Monsignore Viale Prelà vergönnt haben, wenn ihm nicht die eigentümliche Lage und Haltung des Papstes, den er als Nuntius vertrat, eine gewisse Reserve auferlegt hätte.

Am 22. Mai fand sich Graf Friedrich Thun in Innsbruck ein, der bei der kaiserlichen Familie ungemein gnädige Aufnahme fand. Man rechnete es seinem Bruder gut an, daß er ihn geschickt hatte; in ihrer jetzigen Lage, nach dem Schlimmen, das sie erlebt hatten, tat

---

[1] Brandl, Erzherzogin Sophie und Walburga Schindl, Wien u. Leipzig (um 1903).

[2] „Er ist vollkommen gut gesinnt und predigt Festigkeit."

ihnen jeder Beweis von Treue und Anhänglichkeit so wohl! Die Kaiserin erzählte ihm die Abfahrt von Wien mit allen Vorbereitungen und allen Details der Reise und der Ankunft in Tirol. Sie wünschte, daß Thun dem Kaiser bei wichtigen Verhandlungen zur Seite stehe und ihn vor Einschüchterung durch bedenkliche Ratgeber bewahre. „Ne quittez pas l'Empereur", bat sie ihn. Aber damit hatte sie wohl die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn Kaiser Ferdinand I. lebte im Herzen von Tirol in einer von Wien und von Pest aus auf das genaueste überwachten Atmosphäre. „Ich kenne", schrieb am 27. Mai Erzherzog Johann an Pillersdorff, als Chef des interimistischen Ministeriums, „wie es in einem konstitutionellen Staate sein muß, und wende mich in allem an jene, welche die Verantwortung haben, und empfange von ihnen die Befehle. Sollte jemals der Fall eintreten, daß meine Überzeugung in einen Konflikt geriete mit ersteren, so trete ich ab; denn niemals werde ich in die Zügel jener greifen, denen die Leitung anvertraut ist. In einem konstitutionellen Staate müssen die Minister, ohne Einmischung Fremder, ungehindert handeln können, sonst sind sie nicht haltbar". Doblhoff und Esterházy konnten am Erzherzog ihre Freude haben!

Das Prototyp und Musterbild, wohl auch Zerrbild, eines verfassungsmäßigen Staatsbürgers und Ministers war Doblhoff. Er hatte einzig die konstitutionelle Schablone im Kopf, sie war das Alpha und Omega seiner Gedanken und Bestrebungen, denen sich alles andere unterordnen mußte: fiat constitutio pereat mundus! Die konstitutionelle Schablone forderte, daß der Monarch von allen unkonstitutionellen Einflüssen ferngehalten werde und daß er sich in der Nähe des verantwortlichen Ministeriums befinde, „wenigstens auf einige Tagereisen näher an Wien". Daß der arme kränkliche Mann der Ruhe bedurfte, die ihm außer Innsbruck keine andere Stadt der Monarchie bieten konnte, kümmerte Doblhoff nicht. Unkonstitutionell war ihm auch die unmittelbare Umgebung des Kaisers, der doch in seinem Zustande gar sehr umsichtiger Beihilfe und Unterstützung bedurfte, um nicht überrumpelt zu werden. Der erste, der Doblhoffs aufdringlichen Vorstellungen weichen mußte, war Graf Bombelles, der sich nach Brixen zurückzog. Der drohende Verlust zweier schönen Provinzen war für das konstitutionelle Prinzip eine Sache von sekundärer Bedeutung.

Dem Erzherzog Johann lag vor allem die Aufrechthaltung der Ruhe im Lande am Herzen, er suchte die beiden Parteien nach Möglichkeit auseinander zu halten. Er erwartete eine große Bauern-Deputation mit einigen tausend Unterschriften für Erhaltung der Kirche und Belassung des Grafen Brandis auf seinem Posten: „Brandis und die katholische Religion ist ihnen eins." Der streng gläubigen Bevölkerung des Landes entgegen standen die Tempelstürmer à la Streiter, deren

nächstes Ziel die Ausweisung der Jesuiten und Liguorianer war. Diese Angelegenheit, meinte Johann, werde auf dem Landtage zur Sprache kommen, und es müsse deshalb getrachtet werden, „diese Orden durch kluge Überredung dahin zu bringen, daß sie sich selbst auflösen". Eine Schwierigkeit anderer Art bot die südtirolische Frage: „Trient will sich trennen, es sagt zwar, gut österreichisch zu sein; allein dem ist nicht zu trauen, solang die italienische Sache nicht geschlichtet ist. Die Welschen weigern sich hartnäckig, an dem Tiroler Landtage teilzunehmen." Ernste Besorgnis flößte dem Erzherzog das Gerücht ein, daß Wiener Studenten kommen sollten, um den Kaiser nach Wien zurückzuführen: „Davor bewahre uns Gott! denn es käme keiner mehr nach Hause; dem Grimm des aufgeregten Volkes, wären sie auch noch so zahlreich, würden sie nicht entgehen. Es ist gleiche Stimmung in allen Landesteilen, und die Kunde eines solchen möglichen Besuches hat die Folge, daß man an den Grenzen allenthalben aufsichtig ist und auf sie passet."

Betreffend die Rückkehr des Kaisers in die Hauptstadt zeigte sich der Erzherzog ungleich rücksichtsvoller als der Wiener Minister für Ackerbau, Handel und Gewerbe. „Der Hof und die tirolischen Stände", schrieb Johann nach Wien, „wollen zu diesem Schritte erst dann ihre Zustimmung geben, wenn sie die gehörigen Garantien für des Kaisers Sicherheit und konstitutionelle Unabhängigkeit haben. Diese Garantien sollen darin bestehen, daß die zuletzt erzwungenen Konzessionen nicht gültig, die Militärmacht unabhängig, die ‚Aula' gesperrt und die Studierenden zur Ordnung gewiesen werden; daß ein gerechtes Preßgesetz der zügellosen Frei- und Frechheit Schranken setze; daß die verantwortlichen Minister nicht täglich gehetzt werden; daß endlich die zum Reichstag Abgeordneten die Garantien erhalten, ohne jeden Einfluß ruhig, ungestört ihre Beratungen pflegen zu können; im widrigen Falle die Provinzen darauf dringen, den Reichstag in einer unbedeutenden Provinzialstadt der Ruhe wegen zu halten."

Allein Pillersdorff und seine Amtsgenossen waren weit entfernt, auf solche Vorschläge einzugehen. Es war in den ersten Junitagen, da sich eben Wessenberg am kaiserlichen Hoflager eingefunden und in Wien Sommaruga als Minister des Unterrichts und der Justiz seine Resignation eingereicht hatte. „Das interimistische Ministerium", schrieb Pillersdorff an Doblhoff als seinen Vertreter in Innsbruck, „findet sich seit drei peinlichen Wochen in einer unhaltbaren Stellung, welche durch seine Unvollständigkeit erschwert wird. Die Provinzen ziehen die Befugnis und Autorität des Ministeriums in Zweifel oder erklären sich von demselben unabhängig, wie dies Prag getan hat. Entschlossen, alle weiteren Zugeständnisse abzulehnen, würde das Ministerium bei der ersten Anforderung von solchen entweder sich von Wien entfernen oder die Regierung ganz auflösen und

der Kommunal- oder Sicherheitsbehörde übergeben müssen, welche zur Führung der Regierungsgeschäfte weder die Mittel hat, noch in den Provinzen eine Macht und Autorität besitzen könnte." Er beschwor Doblhoff, alles aufzubieten, um dem Hofe diese dringende Gefahr klarzumachen und ihn zu heilsamen Entschlüssen zu bewegen. Schon werde die „Abdikation Seiner Majestät des Kaisers und des durchlauchtigsten Thronfolgers vielfältig besprochen, und ein tiefer Eindruck, welchen dieses Gerücht hervorbringt", lasse sich nicht verkennen. „Nur die Rückkehr des Hofes ohne Umgebungen, gegen welche sich die öffentliche Meinung richtet, das offene Festhalten an den erteilten Zugeständnissen und die Abhaltung des Reichstages in Wien unter Anerkennung der konstituierenden Eigenschaft desselben bietet noch einen Lichtpunkt gegen jene ernste Gefahr." Da sich in dieser Zeit Graf Stadion, vom Ministerium gerufen, in Wien einfand, wies Pillersdorff neuerdings auf diesen als den geeigneten Mann hin, ein definitives Ministerium zu bilden, und der Hof ging mit erwartungsvoller Bereitwilligkeit auf diesen Vorschlag ein. Im Auftrage des Kaisers richtete Doblhoff an den galizischen Gouverneur die neuerliche Einladung, daß er seinen „außerordentlichen Beweisen von Hingebung für den Staat und den Thron" durch Übernahme des ihm zugedachten Postens die Krone aufsetzen möge. Allein Stadion sah seine Zeit noch nicht gekommen. „Pillersdorff möchte mich zu seinem Komplizen machen", äußerte er zu seinen Vertrauten, „und diesen Gefallen tue ich ihm nicht!"

* *
*

Am 22. Mai hatten die oberösterreichischen Stände eine Adresse an den Kaiser beschlossen, mit deren Überreichung Graf Weißenwolf, Graf Camillo Starhemberg, Bürgermeister Bischoff und Dr Ladinser betraut wurden. Sie gingen am 24. von Linz ab, hatten am 27. neun Uhr vormittags Audienz beim Erzherzog Johann und um Mittagszeit bei den Majestäten sowie beim Erzherzog Franz Karl. Auf der Rückreise am 28. trafen sie in Rattenberg mit dem Kurier zusammen, der nach Innsbruck die Meldung von den Wiener Barrikaden des 26. zu erstatten hatte. „Welchen Eindruck dieselbe auf die Allerhöchste Person des Kaisers und die kaiserliche Familie gemacht", hieß es in dem vom 31. datierten Berichte, den die Deputierten nach ihrer Rückkunft in Linz veröffentlichten, „ob sie die ersehnte Rückkehr verzögern oder beschleunigen werde, darüber können wir nur Vermutung wagen."

Ja, konnte es denn über diesen Punkt eine Vermutung, konnte es einen Zweifel nur überhaupt geben? Mußte nicht für jeden einigermaßen Überlegenden die Gewißheit vor Augen stehen, daß, wenn die Ereignisse des 15. den Monarchen aus seiner Residenz verscheucht hatten, die Barrikaden

des 26. ihn unmöglich dahin zurückführen könnten?! So war es in der Tat. Wenn Kaiser Ferdinand auf der Flucht nach Tirol, und vielleicht noch in den ersten Tagen seines Innsbrucker Aufenthaltes an sein gewohntes Heim in der Kaiserburg und in Schönbrunn sehnsüchtig denken mochte, so versetzten ihn die neuesten Nachrichten in eine Aufregung, in der ihn der Gedanke einer Rückkehr nach Wien nur mit Widerwillen erfüllen konnte. Ein charakteristischer Zwischenfall hat sich aus diesen schweren Tagen erhalten. Eines Tages schritten die beiden Gubernialpraktikanten Johann Maldoner und Otto v. Ottenthal hinter dem auf einem seiner Spaziergänge begriffenen Monarchen, als der Kaiser, in lebhaftem Gespräch mit seinem Begleiter begriffen, sich plötzlich zu ihnen umwandte, mit seinem Stock heftig den Boden klopfte und ganz erregt sagte: „Gelten Sie, meine Herren, nach Wien gehe ich nicht; nein, nach Wien gehe ich nicht!"[1]

Im Prager Nationalkomitee war eine Loyalitätsadresse beschlossen. Sie sollte durch eine große Deputation an den Allerhöchsten Thron gebracht werden: drei Mitglieder des National-Ausschusses, vierzehn Abgeordnete der Nationalgarde und fünf der Studentenlegion, drei Vertreter der Universität, drei aus der Mitte der Stadtverordneten, Fürst Camille Rohan an der Spitze. Während der Reise schlossen sich in Pilsen eine, in Budweis drei Personen an, so daß die Deputation zweiunddreißig Köpfe stark am 23. in Innsbruck eintraf, dessen Bewohner sie in einer warmen Ansprache begrüßten. Am 24. wurden sie bei Hofe empfangen. Der Kaiser sah sehr niedergedrückt aus, seine Erwiderung war ungemein gnädig, sie begann mit den Worten: „Von Unsern geliebten Böhmen konnten Wir keine andere Sprache erwarten als die, welche Wir soeben vernommen haben." Ihrer bescheiden ausgesprochenen Bitte, Allerhöchst Seinen Aufenthalt in Prag zu nehmen, konnte Ferdinand gleichwohl nicht entsprechen. Vom Kaiser wandte sich die Deputation zu dem erzherzoglichen Paare und bemerkte mit Vergnügen, daß die Frau Erzherzogin ihr Häubchen mit den böhmischen Landesfarben geschmückt hatte.

In den ersten Junitagen trafen, vom böhmischen Gubernialpräsidenten bevollmächtigt, Graf Albert Nostitz und Dr Rieger am kaiserlichen Hoflager ein und fanden daselbst huldvolle Aufnahme. Die Genehmigung des provisorischen Regierungsrates war wohl nicht zu erwarten; was hingegen ihr zweites Anliegen betraf, so beantragte Minister Doblhoff am 6. Juni beim Kaiser, den böhmischen Landtag allergnädigst einzuberufen, „welcher in Beziehung auf die dem Königreich Böhmen am 8. April verliehenen Landesrechte ein konstituierender, rücksichtlich der Verfassungs-

---

[1] Gefällige Mitteilung des verstorbenen Innsbrucker Oberlandesgerichtspräsidenten v. Mages, Herrn v. Ottenthals Schwager.

und Verwaltungsangelegenheiten und überhaupt der Gesetzgebung für die gesamte Monarchie aber nur ein beratender sein dürfte".

Es löste von da an eine Deputation die andere ab. Es kamen Sendschaften aus der Steiermark, aus Agram, von den verschiedenen Wiener Körperschaften, darunter eine große Frauendeputation, eine von den Schriftstellern[1] zc., und auch sonst war ein fortwährendes Kommen und Gehen von Persönlichkeiten aus allen Teilen des Reiches. Die meisten, vorzüglich jene aus den sog. deutschen Provinzen, die Minister in erster Reihe, sprachen die Bitte um Rückkehr des Monarchen nach Wien oder in dessen Nähe aus[2]. Der Vorsatz, diesen stets dringenderen Vorstellungen nachzugeben, wurde im kaiserlichen Familienrate wiederholt erwogen und besprochen. Doch Ferdinand war schwer dazu zu bringen. Eines Tages war alles zur Abfahrt bereit, der Kaiser hatte schon den Fuß auf den Wagentritt gesetzt um einzusteigen, als er plötzlich wieder zurücktrat und alles wieder abgesagt werden mußte.

[1] Ihre Audienz fand am 2. Juni statt; siehe Otto Prechtler in „Wiener Sonntagsblätter" 1848, 434—440.

[2] Es verlautete von einem einzigen Schritte entgegengesetzten Charakters: es war die angeblich von Dr Franz Hein abgefaßte Troppauer Adresse, die eine Verwahrung gegen die erpreßten Zugeständnisse vom 15. Mai und die Bitte enthalten habe, der Kaiser möchte dieselben zurücknehmen und den Reichstag von Wien wegverlegen. Wir kennen aber den Wortlaut nicht.

Anhang.

I.

Die galizische und Krakauer Landes-Deputation in Wien.

1.

Protest und Adresse an den Minister Pillersdorff.

Die am 25. dieses Monats kundgemachte Verfassungsurkunde des österreichischen Kaiserstaates verschmilzt die Repräsentation des Königreichs Galizien mit dem in Wien zusammenzutretenden Reichstage.

Ohne weitere Zustimmung der Provinz soll diesem Reichstage unter anderem die Bewilligung zur Ergänzung des Heeres, zur Erhebung von Steuern, die Kontrahierung von Staatsschulden, die Veräußerung von Staatsgütern, die Prüfung und Feststellung des Budgets gesetzlich zukommen.

Gegen diese Übertragung der Rechte, welche ausschließlich der von der Nation verlangten Volksvertretung des Königreichs Galizien zustehen, an den Reichstag in Wien, protestiert die polnische Deputation auf das feierlichste.

Den in den Adressen vom 18. März und 6. April l. J. ausgedrückten Wünschen der Nation entgegen —

entgegen dem Wohle des Landes und des Landesfürsten —
entgegen der laut ausgesprochenen Überzeugung aller Völker —,

erhält durch diese Verfassungsurkunde die alte Teilung Polens neue Sanktion.

Selbst der Wienervertrag von 1815 erkennt die Stammeseinheit der gewaltsam getrennten Teile des polnischen Volkes an, sichert ihnen deswegen unter den drei verschiedenen Dynastien nationale Institutionen und Repräsentation zu, und dem Gebiete Krakau eine republikanische Verfassung.

Die Verfassungsurkunde vom 25. dieses Monats kehrt hingegen zum Teilungsprinzip vom Jahre 1772 zurück und spricht bloß von Nationalität und Sprache mit Umgehung der Nationalrepräsentation und nationellen Regierung.

Die uns vorenthaltene Nationalrepräsentation, die Selbstregierung allein, als Errungenschaft des 13. März, ist Forderung der Nation.

Diesen förmlichen und feierlichen Protest legen wir ein im Namen unserer unveräußerlichen Rechte, im Namen der ganzen polnischen Nation.

Wien, am 27. April 1848.

Georg Lubomirski.
Alexander Dunin-Borkowski.
Adolf Poniński.
Ladislaus Biesiadecki.
Viktor Zbyszewski.
Ludwik Dolański.
Florian Ziemiałkowski.
Jan Chwalibóg.
Felix Pohorecki.
Franciszek Hoszard.
Marcin Jabłoński.
Leon Słabkowski.
Adolf Rudyński.
(unleserlich)
Jan Dobrzański.

2.

Euer Exzellenz!

Indem die polnische Deputation hiermit einen feierlichen Protest einlegt gegen die im § 2 der Verfassungsurkunde ausgesprochene Verschmelzung einer nationellen Volksvertretung in Galizien mit dem allgemeinen Reichstage, indem ferner hiermit wiederholt um einen definitiven Bescheid auf die an Allerhöchst Seine Majestät gerichtete Adresse gebeten wird, wie uns von Euer Exzellenz versprochen und allen Landesdeputationen anderer Länder, die zum österreichischen Staate gehören, gewährt wurde, bitten ferner wir um einen Bescheid, ob die am 29. April l. J., Z. 119 der „Wiener Zeitung" unter dem Abschnitt „amtlicher Teil" gemachten Bekanntmachungen des Herrn Landesgouverneurs von Galizien auch als Ordonnanzen für die Zukunft zu gelten haben? jetzt, wo eine Konstitution für die österreichischen Staaten, also auch für Galizien, erteilt ist!

1. Ob also der § 22 der Verfassungsurkunde, welcher das Recht zur Bildung von Vereinen allen Staatsbürgern zuerkennt, auch für Galizien Geltung hat, oder ob die Ordonnanz des Herrn Landeschefs Grafen Stadion vom 4. April l. J., Z. 4413 diesen Artikel der Verfassungsurkunde für Galizien annullieren darf?

2. Ob der § 58 der Verfassungsurkunde, welcher das Recht zur Bildung von Nationalgarden in der ganzen Monarchie ausspricht, auch für Galizien volle Geltung hat, oder die Ordonnanz des Herrn Landesgouverneurs Grafen Stadion vom 8. April l. J., Nr 4577, diesen Artikel der Verfassungsurkunde annullieren darf?

3. Ob der § 18 der Verfassungsurkunde über die Garantie der persönlichen Freiheit, der § 19 über Freiheit der Rede und Presse auch für Galizien Geltung

hat, oder ob die Ordonnanz des Landesgouverneurs Grafen Stadion vom 4. April 1848, Z. 4413 (Nr 48 „Lemberger Zeitung"), diese §§ 18 und 19 der Verfassungsurkunde annullieren darf?

4. Ob der Hohe Ministerialerlaß vom 28. März d. J., welcher die geheime Polizei abschafft, auch für Galizien zu gelten habe, ob also der auf die Bitte des Landes zur Aufhebung der Gendarmerie vom Landesgouverneur von Galizien erteilte abschlägige Bescheid in Wirkung bleiben soll? Die im Jahre 1847 in der Ärarial-Druckerei gedruckten Erläuterungen geben nämlich als Hauptzweck der Gendarmerie die Ausübung der geheimen Polizei an, während andernteils die Gendarmerie jetzt nur ein Organ der Aufreizung ist, also den Zweck einer Ordnungs- und Sicherheitspolizei verfehlt, mithin die höchste Gefahr ist, sie bestehen zu lassen, bis die Nationalgarde sie ersetzt, wie Graf Stadion angibt?

5. Ob Euer Exzellenz die dringende Bitte des Landes unberücksichtigt lassen wollen, welche die Entfernung feindseliger Beamten fordert? Die Ruhe und Ordnung im Lande erheischt dies Opfer, wenn Euer Exzellenz es als ein Opfer ansehen wollen. In der Zusicherung Seiner Majestät vom 15. März l. J. für Aufrechthaltung unserer Nationalität ist die Berechtigung für nationelle Beamten enthalten.

Das vom Landesgouverneur amtlich im Artikel 119 vom 29. April ausgesprochene Widerstreben und die Anklage gegen das sittliche Streben der demokratischen Grundsätze in Polen ist die Bestätigung unserer Klage gegen den Despotismus der alten bureaukratischen Aristokratie, welcher alles demokratische Prinzip mit Gewalt niederdrückt.

Wir leugnen nicht nur nicht das demokratische Prinzip, sondern bekennen es laut, so wie die ganze deutsche Nation, wie Wien, wie die Verfassungsurkunde selbst es bekennt; aber wir protestieren gegen die vom Landesgouverneur und allen seinen Unterorganen wiederholten Zumutungen von revolutionärer Tendenz, indem in unserer konstitutionellen und nationellen Entwicklung stets ein revolutionäres Streben gewittert, und so nach unten, in den Bauernstand, als nach oben, beim Ministerium, dargestellt wird.

Durch dieses Verfahren wird mit Gewalt, wie es in Krakau geschah, der Ausbruch einer Revolution absichtlich provoziert, weil in dieser und deren gewaltsamen Unterdrückung die Hoffnung der Bureaukratie liegt, ihre Macht auf immer zu befestigen.

Ein Hohes Ministerium ersuchen wir daher um schleunigen Bescheid auf die hier spezifizierten Anfragen und Bitten zur Abwehr des drohenden Unglücks, wobei wir bei dessen Ausbruch uns gegen den Vorwurf einer Schuld ausdrücklich verwahren! —

(Bis auf die eine unleserliche dieselben Unterschriften, obwohl teilweise in anderer Namensfolge.)

3.

Die dem Kaiser von der galizischen und Krakauer Landes-Deputation am 6. April überreichte Petition wurde vom Ministerium am 27. April dem Grafen

Stadion zur Begutachtung zugestellt. Aus dessen am 9. Mai, Z. 1647 erstatteten Berichte (Archiv des Ministeriums des Innern, Z. 564; „Wiener Zeitung" 1848 Nr 154 vom 3. Juni) seien folgende Stellen hervorgehoben:

Lemberg, 3. Mai 1848, Nr 5764.

Die Tendenz des ganzen Gesuches ist Trennung von Österreich, und zwar sogleiche faktische Selbständigkeit des Landes mit einer nominellen Oberherrschaft des Kaisers, die aber auch nur so lang zu dauern hätte, als die Galizianer den Namen einer österreichischen Provinz zum Schutze gegen außen und zur Beruhigung der den Polen feindlichen Elemente im Lande brauchen.

Die Aufstellung eines Nationalkomitees mit der Befugnis, die Beamten zu ernennen und abzusetzen, die Organisierung der Nationalgarde durch das Komitee, das dem Komitee unterstehende nationale Kriegsheer, die Berufung einer Nationalversammlung auf Grundlage der vom Komitee festzusetzenden Grundsätze, die Verkündigung der Robotbefreiung durch das Komitee würden faktisch an die Stelle der Regierung des Kaisers die Regierung des Komitees hinstellen und dem Kaiser außer dem Titel eines Königs gar nichts lassen, und diesen Titel nur so lang, als sie es nicht ihrem Interesse gemäß finden, sich einen andern König zu nehmen. Die Zugestehung dieses Komitees wäre einer Abdikation der Krone Galiziens gleichzustellen. Will Seine Majestät auf die Krone nicht Verzicht leisten, dürfte das Nationalkomitee mit den angesuchten Attributen nicht zugestanden werden.

Die Entfernung der Beamten der jetzigen Regierung in Masse liegt in der Tendenz dieses Gesuches, weil nach geschehener Desorganisierung der Regierung und Auflösung der Behörden die Regierung nicht mehr fungieren kann und daher die Gewalt in die Hände desjenigen fällt, der den leeren Platz einnimmt und gerade dasteht, um das Geschäft zu übernehmen. Daher diese Verdächtigungen aller Beamten und das systematische Verleumden, das Einschüchtern derselben durch alle Mittel, um ihrer loszuwerden und das Regieren unmöglich zu machen.

Es ist allerdings die Pflicht der Behörden, die gegen Beamte vorkommenden Klagen streng zu untersuchen, den Beschwerden gegen dieselben abzuhelfen und die Vergehen der Beamten zu strafen; allein die Rücksichten für den Beamten, der in einem konstitutionellen Staate doch nicht das einzige rechtlose Subjekt sein kann, und für den Dienst machen es untunlich, in derlei Proskriptionen einzugehen.

4.

Aus Stadions Entwurf eines an Pillersdorff zu richtenden Allerhöchsten Handschreibens.

Hinsichtlich der in der zweiten Adresse vorgebrachten Bitte um Gestattung eines Nationalkomitees, welches die Beamten Meiner Behörden zu bezeichnen hätte, die von ihren dermaligen Dienststellen zu entfernen wären, und berufen sein sollte, sich in die Angelegenheiten der Landesverwaltung einzumengen, verweise Ich auf die §§ 10 und 11 der Konstitution, infolge welcher Mir allein

die vollziehende Gewalt gebührt und Ich allein alle Staatsämter zu besetzen habe. Jeder Galizier, der seiner Untertanspflicht getreu ist, und dem das Wohl seines Vaterlandes aufrichtig am Herzen liegt, wird das Gesetz achten und sich vor der Teilnahme an Vereinen hüten, die Zwecke verfolgen, welche der Konstitution entgegen sind und das Land ins Unglück stürzen würden. Jeder brave Galizier wird mit offen ausgesprochener Treue an Meine Regierung sich halten und jedem auf den Umsturz der öffentlichen Ruhe und gesetzlichen Ordnung hinzielenden Streben entschieden entgegentreten.

Millionen galizischer Untertanen aus allen Ständen haben Mir in schwierigen Momenten ihre Treue und Hingebung bewiesen; Ich rechne auch jetzt auf ihren redlichen Beistand in der Vollführung alles dessen, was Meine Regierung und der Reichstag zur Förderung des Wohles des Landes notwendig erachtet, und Ich erwarte von dem biedern Charakter Meiner Galizianer, sowohl polnischer als ruthenischer und deutscher Nationalität, daß sie der Verführung derjenigen widerstehen werden, welche sich eine Gewalt anmaßen möchten, die weder im Gesetze noch im Geiste eines konstitutionellen Staates gegründet ist.

Wer sich gegen die Amtshandlung einer Behörde oder den Vorgang eines Beamten zu beschweren hat, ist berechtigt Klage zu führen, und Ich befehle, daß gegen die Schuldigen nach der vollen Strenge des Gesetzes vorgegangen werde.

II.

Zur Biographie Radetzkys.

1.

Das Collegium Nobilium in Brünn.

Gubernialrat Marquis de Ville, Sohn des k. k. Generals der Kavallerie Karl Marquis de Ville, Freiherrn v. Canon, und seit 1776 Schwiegersohn des mährischen Landeshauptmanns Christoph Grafen v. Blumegen, hatte als Studienreferent und ständischer Akademiedirektor die erste Idee angeregt, die Übertragung des adeligen Stiftes (Collegium Nobilium) von Olmütz nach Brünn zu vollführen, und schlug das 1773 aufgehobene Jesuitenkollegium für die adelige Akademie vor.

Das Hofdekret vom 24. Mai 1778 machte nun dem Gubernium in Brünn bekannt, daß Ihre Majestät Kaiserin Maria Theresia die Übersetzung des Olmützer Collegii Nobilium nach Brünn angeordnet habe, was auch in demselben Jahr noch vor sich ging.

In diesem adeligen Stifte sollten nach Zulänglichkeit der Einkünfte bei 50 adelige Jünglinge erzogen werden. Sie erhielten in den öffentlichen Schulen den systemmäßigen allgemeinen Unterricht.

Im Hause wiederholten die Lehrer der ständischen Akademie das Vorgetragene oder Gelehrte, und eigene Privatinstruktoren im Stifte führten das in den öffentlichen Schulen Gehörte weiter aus oder bereiteten für diese vor. Für die ritterlichen Übungen im Reiten, Tanzen und Fechten sorgten eigene Meister, für den Sprachunterricht, vor allem jenen der deutschen, französischen und böhmischen Sprache, eigene Sprachlehrer.

Auch sollten Literär- und Weltgeschichte, Heraldik, Genealogie und einige Anfangsgründe in der Diplomatik, als für den Adel unentbehrlich, gelehrt werden.

Ein Akademiedirektor, zwei geistliche und sechs weltliche Präfekte bildeten den Vorstand dieses Erziehungshauses, bei vierzig Personen das Hausverwaltungs- und Dienstpersonal. Die Erhaltung der Gesundheit lag zwei Ärzten und einem Wundarzt ob. Für die adeligen Stiftlinge wurden jährlich per Kopf 450 fl. gezahlt. Sie erhielten im Hause die Unterkunft, die Kleidung in eigenen Uniformen, die Kost ꝛc. Zur Aufnahme war im ehemaligen Jesuitengebäude ein geräumiges, mit Speise- und Übungssälen, dann einer Reitschule versehenes Akademiewohngebäude ganz erneuert worden.

Die Stiftsherrschaften und das Akademievermögen verwaltete neben der Leitung des ganzen Stiftes der Akademiedirektor, die Kassa das Kameralzahlamt. Die Wirtschaftsrechnungen unterlagen der Revision des Guberniums.

Die Oberaufsicht über das Stift führte nach dem am 30. Oktober 1778 erfolgten Tode des Marquis de Ville der Oberstlandrichter Graf Mittrowsky (Gubernialedikt vom 28. November 1778). Darauf ward Johann Freiherr (seit 20. Januar 1781 Graf) v. Stomm, k. k. Kämmerer, Herr auf Dolloplaß, Dcžewnowitz, Tieschitz und Lipthal in Mähren sowie der Herrschaften Perg und Nieder-Kapl in Österreich ob der Enns, zum Direktor der adeligen Stiftung ernannt (gest. 27. April 1790). Ihm folgte Emanuel Freiherr v. Stillfried (geb. 12. Januar 1725, gest. 8. Oktober 1794), k. k. Kämmerer, Herr auf Johansdorf in Mähren (Hofdekret vom 22. April 1781). Kaiser Joseph II. belobte diesen wegen seines Diensteifers und der Liebe zu seinem Amte (Hofdekret vom 11. März 1782) und ernannte ihn wegen seiner vielen Kenntnisse in den Humanitätsstudien zum Beisitzer der Brünner Studienkommission.

Nachdem aber die von Kaiser Ferdinand II. und dem Freiherrn v. Teuffenbach errichteten Stiftungen (letztlich in Olmütz) im Jahre 1778 in das dermal in eine Militärkaserne umgestaltete Ex-Jesuitenkloster als einer wohleingerichteten adeligen Akademie kaum untergebracht waren, wurde diese Ritterakademie, deren Bestand in Brünn bloß fünf Jahre dauerte, aufgehoben und mittels Hofdekret Kaiser Josephs II. mit dem Theresianum in Wien vereinigt und die Stiftlinge dahin gesendet („Brünner Zeitung" 1783, Beil. Nr 32).

Den Freiherrn v. Stillfried berief Kaiser Joseph II. zum Direktor der Theresianischen Akademie nach Wien.

Akademie-Professoren in Brünn waren:

Als Obervorsteher der Exjesuit Anton Valentin Schneider, kam 1784 als Gymnasialpräfekt nach Teschen und starb 1806 als fürstbischöflicher Kommissär, Dechant und Schuldistriktsinspektor.

Als Professor iuris publici Joseph Wratislaw Edler v. Monse I. U. D., kaiserlicher Rat, 49 Jahre alt.

Als Professor iuris civilis Johann Nep. v. Ehrenzweig I. U. D., 48 Jahre alt.

Professor der Polizeihandlung und Finanzwissenschaft war Leopold Schulz, 41 Jahre alt.

Professor der Logik, Metaphysik und praktischen Philosophie Franz Samuel Karpe, 35 Jahre alt.

Professor der Mathematik Stephan Schmidt, Exjesuit, 60 Jahre alt.

Professor der General- und Spezial-Physik Johann Dürnbacher, Exjesuit, 53 Jahre alt.

Ingenieur actualis Karl Jakob Freiherr v. Ekolm.

Akademie-Exerzitienmeister:

Oberbereiter Peter Paul Astorffer.

Sprachmeister Joseph Waldherr; François Carelli; Franz Anton Kirchner.

Fechtmeister Franz Lactantius Vigilius de Sera; Joseph Strobl.

Tanzmeister Franz Seyfert.

Im Jahre 1782[1] befanden sich mit Joseph Grafen Radetzky folgende Stiftlinge im Collegium Nobilium zu Brünn:

Adam Freiherr v. Walterskirchen, 18 Jahre alt.

Franz Preitschopf v. Rosengarten, 16 J. a., trat als Kadett 1783 zum Laudon-Regiment.

Peter und Vinzenz Grafen v. Morzin, 14 u. 15 J. a.

Alois und Franz v. Rosenzweig, 14 u. 15 J. a.

Friedrich Freiherr v. Hochstätten, 15 J. a.

Joseph Bley v. Schneefeld, 16 J. a.

Joseph Freiherr v. Ritterstein, 14 J. a.

Johann Jodok v. Luerwaldt, 13 J. a.

Joseph und Franz Freiherrn v. Bereczko, 8 u. 13 J. a.

Joseph Karwinsky v. Karwin, 13 J. a.

Rudolf Freiherr v. Kulhanek, 12 J. a.

Gotthardt v. Skal, 12 J. a.

Anton und Ferdinand v. Wipplar, 9 u. 12 J. a.

Joseph Wogkowsky v. Wogkow, 11 J. a.

Johann v. Herdy, 12 J. a.

Vinzenz Freiherr v. Wittorff, 12 J. a.

Alois und Johann v. Henriquez, 10 u. 11 J. a.

Philipp Edler v. Gaya, 10 J. a.

Kajetan Hruschowsky v. Hruschowa, 10 J. a.

Ernst Freiherr v. Malowetz, 10 J. a.

Franz Freiherr v. Schröffl, 10 J. a.

Karl Graf Vetter von der Lilie, 9 J. a.

[1] Die Akten 1779—1781 finden sich nicht mehr vor.

Franz Sommer v. Sonnenschild, 8 J. a.
Max Graf v. Rindsmaul, 8 J. a.
Leopold v. Köffiller, 6 J. a.
Joseph Graf Braida, 6 J. a.
Franz und Joseph Freiherrn Burkard von dem Klee, 7 u. 8 J. a.
Joseph Graf Desfours, 11 J. a., und
Matthias v. Istler, 8. J. a.

Quellen: Cerroni, Akademie in Olmütz, Manuskript im Franzensmuseum. — Tabelle der Stiftlinge in der Ritterakademie zu Brünn, Manuskript vom Jahre 1782 in der k. k. Statthalterregistratur. — Konsignation deren im Markgraftum Mähren befindlichen Dikasterien usw. pro anno 1781 und 1782. 4°. Druck in Brünn. — Geschichte des k. k. Obergymnasiums in Brünn und seines dreihundertjährigen Bestandes. Brünn 1878. 8°. (Druck.) — Schriften der Histor.-statist. Sektion von d'Elvert X., XIV. und XXIV. Bd. 8°. Brünn 1857, 1865 und 1880. — Dann Notizblatt derselben Sektion von d'Elvert Nr 5, 1877.

2.

Die Berufung des Generals der Kavallerie Grafen Radetzky an die Seite des kommandierenden Generals im lombardo-venetianischen Königreiche, Baron Frimont, der um die Beigabe eines höheren Generals gebeten hatte, erfolgte durch Allerhöchstes Kabinettschreiben vom 25. Februar 1831 mit der Weisung an Radetzky, seinen neuen Posten sobald als möglich anzutreten. Radetzky traf am 3. März in Wien ein, wo er im Gasthause „zum wilden Mann", Stadt, Kärnterstraße Nr 942, abstieg und am 13. darauf die Reise nach Italien antrat.

Ende August wurde Frimont in den Grafenstand erhoben, am 19. November als Hofkriegsratspräsident nach Wien berufen und mit Allerhöchstem Kabinettsschreiben vom 10. Dezember zu seinem Nachfolger im lombardo-venetianischen Königreiche der General der Kavallerie, Baron Lederer, ernannt, diese Ernennung jedoch am 23. Dezember dahin abgeändert, daß Lederer für Galizien bestimmt und Radetzky zum Kommandierenden in Lombardo-Venetien berufen wurde.

III.

Zum ersten Reichsverfassungsentwurf.

(Nachtrag zu Bd 1 S. 470. Gefällige Mitteilungen des Herrn Reichsratsbeamten Hugo Pollak. — Der Entwurf Kleyles verdankt seine Entstehung einer Anregung der niederösterreichischen Stände.)

Vom niederösterreichischen Landmarschall Grafen Montecuccoli wurde am 28. März an alle Ständeversammlungen die Einladung gerichtet, für den 10. April je vier Mitglieder nach Wien zu entsenden.

Dieser „Zentral-Ausschuß" der Stände, wie die Versammlung in dem Einladungsschreiben genannt wurde, hatte den Zweck, über die in dem kaiserlichen Reskripte vom 16. März in Aussicht gestellten Reformen der ständischen

Institutionen und der Gemeinde- und Munizipaleinrichtungen eine gemeinsame Vorberatung zu pflegen (vgl. Verhandlungen der mährischen Herren Stände in der Beilage zur „Brünner Zeitung" Nr 99).

Behufs Vorberatung dieser Materien und Ausarbeitung eines Referates wurde von den niederösterreichischen Ständen ein Komitee eingesetzt; zu Referenten wurde Dr Bach und Ritter v. Kleyle bestellt (siehe Protokolle über die Beratungen des provisorischen niederösterreichischen ständischen Ausschusses, Wien 1848, 2. Heft, 6. Sitzung S. 13; 9. Sitzung S. 12).

Diesem Komitee wurde das von Kleyle ausgearbeitete Referat vorgelegt; es wurde dort durchberaten; es befaßte sich ohne Rücksicht auf das Programm des „Zentral-Ausschusses" vorwiegend mit der Reichsverfassung.

Am 10. April traten die Vertreter der Stände von Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Salzburg, Tirol, Mähren und Schlesien zusammen und hielten auch am 12., 14., 15., 16. und 17. April Sitzungen. An der Sitzung vom 16. nahm auch ein Vertreter Triests teil; Böhmen und Galizien waren nicht vertreten. Im ganzen waren es vierzig Abgeordnete. (Die Protokolle dieser Sitzungen sind gedruckt worden [Großfolio].)

Den Vorsitz führte Graf Montecuccoli.

In der ersten Sitzung bereits legte Kleyle sein Referat (10 Seiten Folio) über die Frage der Reichsverfassung vor, dessen sofortige Drucklegung beschlossen wurde. Gleichzeitig wurde das Ministerium ersucht, die Grundzüge der Reichsverfassung dem Zentral-Ausschusse mitzuteilen.

In der zweiten Sitzung langte die Mitteilung ein, daß der Reichstag „wegen Dringlichkeit der Verhältnisse" nicht als konstituierender einberufen, sondern daß die Charte oktroyiert werden solle.

Trotzdem kam das Referat zur Verhandlung (siehe den Auszug aus demselben in: „Die Neue Zeit", herausgegeben von Siegfried Becher und Julius Seidlitz, vom 22. April 1848, sowie K. Hugelmann, Studien zum österr. Verfassungsrechte, Wien 1886, S. 9 ff).

Am 13. April wurde eine Abordnung dieses Zentral-Ausschusses von Pillersdorff einer Beratung der von ihm ausgearbeiteten Verfassung zugezogen (siehe „Wiener Zeitung" vom 15. April 1848, nichtamtlicher Teil; ferner „Die Neue Zeit" vom 15. April 1848, sowie den Seperatabdruck daraus: „Grundzüge der österreichischen Konstitution", und ein Flugblatt mit demselben Titel, gedruckt bei L. Grund).

IV.

Die ungarische Gesandtschaft zur deutschen Zentralgewalt in Frankfurt a. M.

1.

Ich, Stephan Franz Viktor, Kaiserl. Königl. Prinz und Erzherzog von Österreich, Palatin und Königl. Statthalter von Ungarn, und das gesamte ungarische Ministerium haben die Herren Dionys Pázmándy und Ladislaus Szalay

beauftragt, sich in Betreff dessen, daß die Verhältnisse Deutschlands zu Österreich — mit welch letzterem Ungarn im Sinne der Pragmatischen Sanktion eng verbunden ist — durch das im Laufe des Monats Mai 1848 zu Frankfurt a. M. zu eröffnende deutsche Parlament auf einer neuen und konstitutionellen Basis geregelt werden sollen, mit dem ungarischen Minister in Wien, Fürsten Esterházy, und durch ihn auch mit dem österreichischen Ministerium über alle obigen Verhältnisse, inwiefern sie Ungarn berühren, zu besprechen, hierauf sich nach Frankfurt zu begeben und dort über die Erhaltung und Kräftigung der zwischen den ungarischen und deutschen Staaten obwaltenden freundschaftlichen Verhältnisse, deren Fortbestand wir innig wünschen, sowohl in politischer als kommerzieller Beziehung, im Interesse der gegenseitigen Selbständigkeit, Freiheit und des materiellen Wohlstandes beider Nationen, zu wachen, und was zur Erreichung des obigen Zweckes dienlich und förderlich ist, einzuleiten und zu fördern.

Ofen, am 4. Mai 1848.

Erzherzog Stephan,
Palatin, Königlicher Statthalter m. p.
Ludwig Graf Batthyány m. p.

2.

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen Europas kann möglicherweise das Schicksal Österreichs in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt entschieden werden, und darum sind die Beschlüsse dieser Versammlung von unmittelbarem Interesse für Ungarn. Das Ministerium hat aus diesen Gründen für notwendig erachtet, Regierungsbevollmächtigte nach Frankfurt zu schicken, mit folgender Instruktion:

1. Sie haben die Sympathie Ungarns für das deutsche Element, da es ein Element der Zivilisation ist, auszusprechen und zu trachten, die Deutschen zu überzeugen, daß sie in Ungarn und in einer kräftigen ungarischen Nationalität den besten und den sichersten Verbündeten finden werden.

2. Ungarn kann nur auf den Fall ein kräftiger, in den Augen Europas gewichtiger und wirklich nutzbringender, brüderlicher Bundesgenosse Deutschlands werden, wenn es sich unter der Ägide seiner [der ungarischen] Nationalität entwickelt; die Gesandtschaft trachte daher, daß jene Beschlüsse der Frankfurter Versammlung, welche die österreichische Monarchie und bezüglich Ungarn berühren, im Sinne dieser Grundansicht gefaßt werden.

3. Ungarn kann in dem deutschen Elemente nicht aufgehen, denn hierdurch würde es seine organische Kraft verlieren, die in der ungarischen Nationalität beruht, und würde als ein elender Bastardstamm nicht nur Deutschland keinen Nutzen gewähren, sondern auch innerhalb seiner eigenen Marken verkümmern.

4. Es würde Ungarn unangenehm berühren, wenn die österreichische Monarchie auf eine Weise umgestaltet werden sollte, infolge deren jene Provinzen der Monarchie, welche bisher zum Deutschen Bunde gehört hatten, in slavische Staaten umgewandelt würden. Eine Umgestaltung in diesem Sinne

könnte gar leicht die politischen Sympathien der erwähnten Provinzen einer Bahn zuführen, die von jener der deutschen Nation verschieden ist oder ihr gar feindlich entgegenläuft, und hierdurch könnte das Übergewicht einer jetzt schon riesigen Macht noch vermehrt werden, einer Macht, deren zunehmender Einfluß auf die westlichen Staaten Europas den Bestand Ungarns dermaßen gefährden würde, daß auf den Fall, wenn Deutschland eine solchartige Umgestaltung der österreichischen Monarchie gegen sein eigenes Interesse zustande kommen ließe, Ungarn gezwungen wäre, seine Bundesgenossen außerhalb der deutschen Nation zu suchen.

5. Ungarn kann zwar in kommerzieller Hinsicht keinen integrierenden Teil des Deutschen Zollvereins bilden; doch haben die Abgesandten betreffenden Ortes die Erklärung abzugeben, daß für Ungarn das politische Verhältnis, welches zwischen Ungarn und Deutschland bestehen wird, auch in kommerzieller Hinsicht maßgebend sein werde.

3.

Pillersdorff an Esterházy.

Wien, 20. Mai 1848.

Auf die geschätzte Zuschrift vom 19. l. M. habe ich die Ehre, zu erwidern, daß ich mit der Vollmacht und Instruktion, welche den nach Frankfurt a. M. gesendeten ungarischen Abgeordneten erteilt worden, vollkommen einverstanden bin, und ihnen meinerseits keine weiteren Instruktionen zu erteilen wüßte.

4.

An die Bevollmächtigten des ungarischen Ministeriums.

Der unterzeichnete Präsident der konstituierenden Versammlung wird die Bevollmächtigten des ungarischen Ministeriums, die Herren Dionys Pázmándy und Ladislaus Szalay, morgen früh zwischen neun und zehn Uhr mit Vergnügen bei sich empfangen.

Frankfurt, 24. Mai 1848. H. Gagern.

V.

Die Wiener Maitage in Pillersdorff-Wilczekschen Familienkreisen.

Der Minister Pillersdorff und der Präsident des General-Rechnungsdirektoriums Graf Friedrich Wilczek waren Schwäger, sie hatten zwei Gräfinnen Chorinsky, Maria und Franziska de Paula, Schwestern des

Grafen Gustav Chorinsky, k. k. Gubernialrates, später Hofrates und Kreishauptmanns in Salzburg, zu Frauen. Es waren kinderreiche Familien. Pillersdorff hatte sieben Töchter: Clarisse, spätere Gräfin Gourcy, und Marie, die beiden Briefstellerinnen, dann Constanze und Ida, die zwei jüngsten. Wilczek hatte zehn Kinder: die beiden ältesten Heinrich, Sekretär der Ungarischen Hofkammer, vermählt mit Malvine Gräfin Stainlein-Saalenstein, und Gustav Adolf, Kreiskommissär in Olmütz; dann noch zwei Söhne und sechs Töchter. Der Salzburger Chorinsky, vermählt mit Baronin Anna Böck von Greissau, hatte vier Söhne, von denen der älteste den Taufnamen seines Vaters führte, und zwei Töchter; in seinem Hause befand sich als Erzieherin oder Gesellschafterin ein Fräulein Odila v. Bruckmüller.

Eine Tante der Familien Pillersdorff und Wilczek, Maria Karolina Gräfin Chorinsky, war an den Grafen Adrian Wilhelm Desenffans d'Avernas vermählt, deren Sohn Dominik eine seiner Nichten, Gräfin Anna d'Avernas, zum Altar führte. Diese letztere Dame[1] war im Besitze des briefstellerischen Nachlasses der Familien Pillersdorff und Wilczek und hat mir deren Korrespondenz aus dem Jahre 1848 gütigst zur Einsichtnahme und Benützung anheimgestellt, wofür ihr hiermit nachträglich mein wärmster und verbindlichster Dank ausgesprochen sei. Aber auch der geneigte Leser wird mir nicht gram sein, daß ich ihn mit dem Inhalte jener Briefschaften bekannt mache. Comprendre c'est pardonner, sagt der Franzose. Über die öffentliche Wirksamkeit des Staatsmannes Pillersdorff sind seinerzeit von bedeutenden Männern, wie Hartig, Hurter, Gfrörer, die schärfsten Urteile gefällt und sehr harte Worte gesagt worden, die in ein milderes Licht gerückt werden, wenn man Pillersdorff als Menschen und Familienvater sich näher gebracht sieht und Einblick in seine wahrhaft rührende Häuslichkeit gewinnt.

Gräfin d'Avernas schrieb mir unter anderem: „Darf ich noch ein Wort über Pillersdorff hinzufügen, so ist es die Versicherung, daß wir nicht sein vielfach verkehrtes Tun entschuldigen wollen; sondern mir läge nur daran, daß an ihn nicht der Maßstab wie an viele angelegt würde, und ihm schlechte Gesinnung und schlechte Intentionen imputiert würden. Er war ein allzu idealer Mensch und meinte, auch die schlechtesten Menschen durch Güte, Entgegenkommen bessern, heben, zu guter Wirksamkeit noch bewegen zu können: seine Geduld, Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung und Demut waren groß und standhaft. Er litt namenlos durch die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen und seiner Hingebung, und ward eben auch darin aufgerieben; hoffentlich hat Gott ihm vergolten für seinen guten Willen. Aber die Menschen wollen mehr; darum ist es eigentlich ein Mißgriff gewesen, ihn wie manche andere an diese hohen Stellen zu setzen, denen er nicht gewachsen war; denn gewiß ist er ein Kind seiner Zeit, einer recht trost- und haltlosen, trüben Zeit. Ein Beweis, wie sehr er sich täuschen lassen konnte und bösen Machthabern noch die besten Intentionen unterlegte, ist mir stets die Erinnerung, ihn oft, mehrere Stunden

[1] Sie hat im letzten September unerwartet das Zeitliche gesegnet, nachdem ich wenige Tage zuvor einen sieben Seiten langen Brief mit wertvollen Mitteilungen von ihr erhalten hatte. Friede ihrer Seele, Ehre ihrem Andenken!

lang mit meinem nüchternen, verständig und klar sehenden Großvater Fritz Wilczek disputieren zu sehen, um Lord Palmerston in seinen Taten und Plänen, die seinem idealen Geist vortrefflich erschienen, zu verteidigen, zu rechtfertigen. . . . Die Schreiberin dieser Tagebuchblätter, Marie Pillersdorff, war ein Wesen voll klaren, milden, gerechten Urteils, voll Talent und Energie, nicht minder Bescheidenheit und Güte; der Freimut ihrer Worte tat immer sehr wohl. So sah sie auch sehr wohl ein, wo ihr teurer Vater sich irrte, und suchte ihm Stütze und Halt, ja Schutz zu bieten, wo die Schlechtigkeit sich ihm frech nahte und er, noch immer Gutes voraussetzend, meinte, mit Güte, Versöhnlichkeit, Herablassung, Nachgiebigkeit die Abgeirrten zu gewinnen und wieder emporzuheben."

1.

Den 9.[1] Mai 1848.

Meine liebe teure Tante![2]

Noch immer habe ich Dir nicht für Deinen gar lieben, lieben Brief gedankt, durch welchen Du uns allen eine so unendliche Freude gemacht hast. Ich kann wohl sagen, daß ich es mir seit Wochen vornehme, Dir, meine liebe, gute Tante, zu schreiben, da es mir ein wahres Bedürfnis ist, mich gegen Dich, die Du immer so unaussprechlich lieb und gut gegen uns bist, über alle die verschiedenen Gefühle, welche die vielen aufeinander folgenden Ereignisse in jedem Menschen erregen, auszusprechen; aber jeder Tag brachte ein neues Hindernis, da wir die ganze Zeit so viele Besuche erhalten und zurückgeben müssen, und so konnte ich bis jetzt nie mein Vorhaben ausführen. Während ich hier schrieb, wurde ich wieder durch einen langen Besuch der Taaffes aufgehalten, und kann daher leider meinen Brief wieder nicht bis zum Postschluß beenden. Der gute Onkel hat dem Vater mit seinem lieben, herzlichen Briefe eine große Freude gemacht; er trug mir schon vor einigen Tagen auf, in meinem nächsten Schreiben ihm seinen Dank auszudrücken, den er, sobald es ihm nur halb möglich ist, selbst nachtragen will. Der arme Vater ist wirklich entsetzlich geplagt und opfert sich ganz auf; ich kann es nicht so beschreiben, wie ängstlich es mir ist, wenn ich ihn so ganz erschöpft und matt nach Hause kommen sehe. Er ist manchmal von dem vielen Sprechen nicht im stande, ein lautes Wort herauszubringen. Seit einigen Tagen kommt er erst gegen halb acht Uhr zu Tisch nach Hause, nachdem er seit halb sieben Uhr morgens nichts genommen und die ganze Zeit beinahe nur Besuche und Deputationen empfangen hat; dann bleibt er kaum eine halbe Stunde zu Hause und wird da noch immerwährend vom Tisch abgerufen, und arbeitet wieder bis elf Uhr abends im Bureau. Möge der Himmel ihn stärken und ihn uns gesund erhalten; wir müssen es wirklich für eine besondere Gnade Gottes ansehen, daß er noch alles so überstehen kann; er selbst hatte es nicht für möglich gehalten. Bewundern muß man ihn aber wirklich, wenn man, wie wir, Gelegenheit hat, seinen edeln Charakter so zu sehen; mehr kann man das Gute nicht wünschen als er. Bei

[1] Scheint ein Versehen der Briefstellerin zu sein, da sie die Abreise des Feldmarschallleutnants Heß erwähnt, der erst am 10. Wien verlassen hat.

[2] Gräfin Gustav Chorinsky in Salzburg.

allen diesen unruhigen, schrecklichen Zeiten bleibt er sich immer gleich; ich habe ihn nie klagen gehört, nie einen Moment ratlos gesehen; seine große äußere Ruhe und sein besonderes Rednertalent lassen ihn auch immer die Obergewalt über alle diese hitzigen Deputationen behalten. Mit uns ist er immer unverändert, oft sehr heiter, voll Scherzen, und denkt an jede Kleinigkeit, womit er uns Freude machen kann. Dir, meine teure Tante, durfte ich wohl so schreiben, da ich überzeugt bin, daß Du unsere Gefühle begreifst und verstehst und uns erlaubst, sie Dir auch mitzuteilen. Oft denke ich jetzt daran, daß Gott unserer engelsguten Mutter viele Sorgen und Kummer erspart hat, denn sie war in beständiger Angst um ihn, wenn er ihr freilich dadurch auch manche schöne Freude vorenthalten hat, die sie in der Anerkennung und dem Vertrauen, welches ihm der größte Teil zollt, gefunden hätte. Heute Nacht hatten wir wieder eine solche Freude, da um Mitternacht ganz unerwartet eine sehr schöne Nachtmusik zu unsern Fenstern kam; die Nationalgarde und die Bürger hatten es arrangiert; der ganze „Graben" war mit Menschen gefüllt, und als der gute Vater beim Fenster erschien, ertönte ein tausendstimmiges Vivat, alles schwang Hüte, Tücher und Säbel. Es war wirklich schön und ergreifend, dieser wahre, herzliche Jubel, mit welchem immer wieder sein Name gerufen wurde. Der gute Vater war ganz gerührt und bewegt, er rief auch einiges hinab, was immer wieder mit Vivat entgegnet wurde; auch die Volkshymne wurde mit großer Begeisterung gespielt und abgesungen.

Wir haben nun ein herrliches Wetter, das sehr einladend in das Freie auf das Land ist; leider ist aber für uns in den jetzigen Verhältnissen gar nicht daran zu denken; wir wären, selbst in Liesing, ganz getrennt von dem teuren Vater und in immerwährender Angst, da beinahe jeder Tag eine neue Unruhe und Bewegung bringt und die Nachrichten hierüber am Lande noch immer vergrößert werden. Wer hätte sich je dies von unserer lieben, gemütlichen Hauptstadt gedacht! Aber eben auf den ruhigen, friedlichen Sinn der Wiener baue ich meine Hoffnungen, daß doch noch alles gut werden kann. Der Sinn der Bürger und Nationalgarde soll ausgezeichnet gut sein; die Aufregungen werden meistens von Ausländern hervorgebracht, die die Studenten, die leider gar zu feurig sind, auf ihre Seite bringen, und an diese schließt sich dann immer das Volk. Seit ein paar Tagen scheinen aber die Studenten all das Unheil einzusehen, das sie bald über uns alle gebracht hätten; es haben sich zwei Parteien unter ihnen gebildet, und die bessergesinnte scheint immer stärker zu werden. Alles sehnt sich nun schon nach Ruhe und Ordnung, bis jetzt haben wir die Freiheit hier noch nicht in ihrem schönen Lichte gesehen; gewiß sind alle diese neuen freieren Einrichtungen eine Wohltat für alle, und durch den Fortschritt der Zeit vielleicht ein notwendiges Bedürfnis geworden; aber die Mittel dazu waren schrecklich, wenn nur jetzt das Volk die großen Geschenke unseres guten Kaisers erkennen wollte und sich mit verdoppelter Treue und Dankbarkeit um ihn vereinen würde! Die letzten Nachrichten aus Italien sind gottlob wieder beruhigender. Ich freute mich, in Gustavs letztem Briefe die Abreise von Derffel[1] zu lesen, der, wie Du schreibst, die letzte Zeit in Salzburg

[1] Franz, k. k. wirklicher Hofkonzipist.

nicht viel Gutes wirkte. Auch in Euren Briefen ist noch keine Erwähnung von Monfort[1] gemacht; ich bin begierig zu hören, ob Ihr es bezieht, und wünsche Euch herzlich, daß vielleicht aus Eurer Übersiedlung nach Linz gar nichts werde, da Ihr Euch ja alle nicht sehr danach zu sehnen scheint.

Wir sind hier alle gottlob recht wohl, bis auf Sophie Wilczek, die seit gestern an einer Art Grippe im Bette liegt, aber heute schon wieder besser ist. Auch hier ist alles mit Hemdennähen und Charpiezupfen beschäftigt, überhaupt nimmt die ganze Stadt den lebhaftesten Anteil an unserer braven Armee in Italien. Du wirst wohl schon wissen, daß Feldmarschalleutnant Heß dahin abgegangen ist. Wir haben auch drei Cousins Pillersdorff dort, ich kann mir die Lage des armen Onkels denken, der für drei Söhne zu zittern hat![2]

Doch nun will ich Dich nicht länger mehr mit meinem Gekritzel aufhalten, das ohnehin viel zu lang ausgefallen ist. Ich bitte Dich, dem teuren Onkel viele Handküsse von uns zu entrichten und alle lieben Cousins und Cousinen tausendmal zu küssen; mit der Hoffnung, daß Euch diese Zeilen alle recht wohl und vergnügt treffen werden, verbleibe ich wie immer

Deine Dir ganz ergebene Nichte

Clarisse.

Alle Schwestern groß und klein küssen Dir mit kindlicher Liebe die Hände.

Donnerstag, den 11. Mai 1848.

Meine gute, liebe Tante!

Clarissens Antrag, diese Seite zu benützen, um Dir zu schreiben, ist zu lockend, als daß ich es mir versagen könnte, ihm Folge zu leisten. Wie oft wünschen wir uns jetzt, mit Euch vereint zu sein; ich finde in solchen Zeiten, wo das Gemüt in steter Aufregung erhalten wird, fühlt man noch mehr als sonst das Bedürfnis, sich an seine Lieben zu schließen. Der gute Onkel Gustav hat gewiß auch schrecklich viel zu tun; wir sind so begierig, ob er doch nach Linz kommt, weil der Vater neulich gesagt hat, daß es ihm so lieb wäre, wenn der gute Onkel einen angenehmeren Posten bekommen könnte, und uns gefragt hat, ob Ihr schon eine Wohnung in Linz genommen habt. Nur in diesem Augenblick, glaube ich, ist der Vater durch die Verwandtschaft gehindert. Er hat sich jetzt zur Erleichterung Kleyle[3] genommen und überläßt ihm einen Teil seiner Geschäfte; Kleyle soll ein sehr tüchtiger Mann sein; ich bin aber nur sehr froh, daß sein Bruder schon Bräutigam ist, sonst würde die arme Clarisse gewiß wieder sekkiert, und so verständig auch Karl Kleyle sonst sein mag, so unangenehm ist er im Umgang, was wir leider täglich erfahren, weil

---

[1] Lustschloß bei Hellbrunn.

[2] Anton Freiherr v. Pillersdorff, k. k. Finanzrat in Olmütz, dessen drei Söhne, Albert, Anton und Franz Xaver, k. k. Unterleutnants in der Armee Radetzkys waren.

[3] Karl Ritter v., k. k. Regierungsrat.

er sehr viel und sehr intim bei uns ist. Auch den jungen Metzburg[1], welcher jetzt ein paar Jahre in Galizien vertrauert hat, hat der Vater zu sich ins Ministerium berufen, worüber die Familien Metzburg und Colloredo, welche heute nach Gresten abgereist sind, in den größten Jubel versetzt wurden. Ich möchte so gern, daß der Vater auch den armen Xaver Mirbach[2] aus Galizien herausnehmen könnte, weil seine Mutter in so entsetzlicher Sorge um ihn ist, da er schon mehrmals auf seinen Bereisungen von den Edelleuten furchtbar mißhandelt wurde. Aber jetzt kann der Vater nichts für einen Verwandten tun. Mir ist so leid um den Armen und besonders um die Tante. Nun, meine liebe, teure Tante, muß ich mich dem Papier fügen und auch enden, indem ich dem lieben Onkel auch vielmals die Hände küsse und herzlich wünsche, daß das schöne, warme Wetter Dir und allen Deinen Kindern, besonders dem lieben, herzigen Igo, recht gut anschlage und Du immer gut bleibst

Deiner Dich so unbeschreiblich liebenden Nichte

Marie.

2.

Wien, Dienstag, den 16. Mai 1848.

Meine liebe, teure Tante!

Da die Gerüchte der gestrigen Auftritte auch Euch bald in Schrecken versetzen werden, will ich nicht säumen, Euch von uns Nachricht zu geben, und Euch das einzige tröstliche, was ich weiß, mitzuteilen, daß Gott über unsern guten Vater gewacht und sein Leben geschützt hat, daß überhaupt keine Opfer fielen. Dankbar erkennen wir es, daß unser teuerstes Gut, das Leben unseres geliebten, vortrefflichen Vaters, uns noch bleibt, und bitten Gott, ihm Stärke zu geben, damit er der fürchterlichen Erschütterung widerstehe. Wir haben gestern Wien zum zweitenmal in Aufstand gesehen; wenn das erstemal, vor Monaten, die natürlichen Forderungen der Zeit, welche allen als ein wahres Bedürfnis erschienen, gesiegt und das alte System gestürzt haben, so hat gestern die roheste Gewalt über die Überzeugung erleuchteter Männer gesiegt und zugleich alle Mühe und Arbeit des Ministeriums in jenen zwei Monaten vernichtet. Wir sind da, wo wir am 15. März waren. Zum zweitenmal sieht die rohe Menge, daß sie durch Gewalt alles erreichen kann. Wer kann ihrem Treiben Einhalt tun, da diejenigen, denen die Ruhe und Sicherheit der Stadt anvertraut ist, sich auf die feigste, schmählichste Weise zu den Rebellen schlagen? Ach, meine liebe, gute Tante, unter Tränen wiederhole ich, was der arme, gute Vater uns gestern abend gesagt hat: „Es gibt keine größere Schmach mehr, als ein Wiener zu sein. Es bleibt uns keine Hoffnung mehr für unser Vaterland!“ Ich will Dir, meine gute Tante, so gut ich kann, sagen, was sich zugetragen hat, seit wir Euch zum letztenmal geschrieben haben, da ich immer einen gewissen Anhaltspunkt brauche, um doch etwas in Ordnung zu

[1] Johann Freiherr v., Gubernialkonzipist in Lemberg.

[2] Franz Xaver Myrbach, Ritter v. Rheinfeld, k. k. Kreiskommissär in Tarnów.

bleiben. Donnerstag[1] schickten wir unsern Brief nach Salzburg ab; der Vater kam erst um halb acht Uhr und sehr erschöpft zu Tisch. Er hatte vormittags eine Adresse erhalten, mit einer ganz neuen Besetzung des Ministeriums; als Minister des Innern war Häfner bezeichnet, jener Redakteur des Constitutions-Blattes, der sich nicht scheut, öffentlich zu erklären, daß sein Blatt es sich zur Aufgabe gemacht habe, alles schlechte Verborgene den Menschen aufzudecken, weil er die ganze Menschheit haßt. Dieser Häfner, der allgemein verachtet ist und schon im Zuchthaus war, und der konnte sich Anhänger verschaffen, welche an allen Straßenecken die Versicherung aussteckten, sie würden nicht ruhen, bis er nicht Minister ist. Der Vater betrachtet diese Adresse als Vorläufer einer Katzenmusik, die ihm schon zugedacht war wegen des Vorschlages, Palatzki zum Unterrichtsminister zu machen; mit der Wahl des Paumgarten[2] und Doblhoff war man zufrieden; letzterer nahm das Ministerium erst nach vielen gestellten Bedingungen an, besonders die Gesandtschaften im Ausland betreffend. Donnerstag fingen die öffentlichen Arbeiten an, weshalb beim Magistrat großer Tumult war; die Arbeiter aber begehrten einen Gulden Konventionsmünze täglich anstatt der dreißig Kreuzer, die man ihnen versprochen hatte, und sagten, da es sich jetzt zeige, daß doch genug Geld da sei, um ihnen die so lang begehrte Arbeit zu beschaffen, so wollten sie jetzt ihr Brot ohne Arbeit erhalten. Es war eine große Aufregung an diesem Tag und besonders den ersten Teil der Nacht. Freitag[3] abends machte man dem Schloißnigg[4] in der Leopoldstadt wegen Steigerung des Hauszinses eine Katzenmusik, bei welcher der Theaterdirektor Karl[5] seine Kompagnie Nationalgarde ausrücken ließ, worüber man so erzürnt war, daß ihm Samstag und Sonntag Katzenmusiken gebracht, alle schönen Fensterscheiben des Theaters zerschlagen und sehr vieles daran beschädigt und zertrümmert wurde. Wir waren aber bei Wilczek Samstag abends in sehr fröhlicher Gesellschaft, als der Generalmarsch geschlagen wurde; wir eilten zum Fenster, und Caboga[6] schrie hinab, was es gebe? „Katzenmusik beim Pillersdorff", antworteten einige Nationalgardisten, und als sie uns erblickten, sagten sie: „Ach, da sind sie ja selbst hier oben!" Die Tanten wollten uns durchaus nicht erlauben, nach Haus zu gehen, aber es war recht gut, daß wir uns nicht abhalten ließen, denn wir kamen eben noch durch; auch der Vater kam gleich zurück, worüber wir sehr froh waren; Kleyle und Hoyos kamen ebenfalls zu uns. Als der Vater mit Hoyos ans Fenster trat, brachte man beiden ein ungeheures Vivat, sie gingen dann zusammen in der Stadt herum, der Vater sprach mit allen Leuten und bat die Nationalgarde, nicht seinetwegen die Nacht im Freien zuzubringen; sie blieben aber doch bis drei Uhr und hatten recht, es zu tun, weil alle Augenblicke Massen von Menschen aus den Seitengassen gegen den Trattnerhof drangen; es bildeten sich große, große Klubs, wo ganz laut deliberiert wurde, ob der Vater das Recht hatte, das Zentralkomitee schließen zu lassen oder nicht. Es war dies nämlich ein Komitee der Nationalgarde, welche im Musiksaal ihre Versammlungen hielt, um politische Geschäfte zu verhandeln. Gleich anfangs schlossen sich viele aus, welche einsahen, daß

[1] 11. Mai. [2] Baumgartner. [3] 12. Mai. [4] Franz Freiherr v.?
[5] Carl. [6] Johann Graf, k. k. Kämmerer, Leutnant bei Alexander-Infanterie.

dies nicht der Beruf der Garde sei; als dieses Komitee aber einen ganz opponierenden Typus annahm, verließen es ganze Kompagnien, welche dafür mit den Titeln Aristokraten und Zöpfe beehrt und durch Studenten zahlreich ersetzt wurden. Gustav wohnte auf der Galerie am Dienstag, den 9., ihrer Versammlung bei und war ganz skandalisiert über diese Uneinigkeiten und Heftigkeit, und wie sie aber auch nicht den mindesten Begriff von politischen Verhandlungen haben; sie sprachen damals größtenteils über das herauszukommende Wahlgesetz für den Dienstag, konnten sich aber nicht vereinigen und beschlossen daher, den folgenden Tag ihre Beratung fortzusetzen und dem Vater dann eine Petition über verschiedene Artikel des Wahlgesetzes zu überreichen. Nun aber kam das Wahlgesetz noch an demselben Dienstag heraus, wurde aber gleich abends auf der Universität verworfen. Alle Redlichgesinnten waren zufrieden damit und wünschten nichts sehnlicher, als daß das Zentralkomitee aufgelöst werde, besonders Montecuccoli und Kleyle bestanden darauf, und sie mit vielen jubelten, als Freitag der Vater es aufhob, aber natürlich die Beteiligten waren unzufrieden, sieben Deputierte kamen deshalb Sonntag [1] vormittag zum Vater und baten, sich selbst auflösen zu dürfen. Der Vater und Hoyos aber blieben fest dabei, daß Hoyos einen Tagesbefehl mit der Aufhebung des Komitees herausgeben müsse, und wußten auch sechs der Deputierten von der Notwendigkeit dieser Maßregel zu überzeugen; nur Dercseny [2], dieser berüchtigte Schwiegersohn Eichhofs, widersetzte sich. Dies war also der Grund, warum man dem Vater die Katzenmusik für Sonntag zugedacht hatte, welche aber nicht zustande kam; es war ja der größte Teil überzeugt von der Nützlichkeit dieses Befehles. Diese Nacht verging sehr unruhig für uns; wir kamen erst um drei Uhr zur Ruhe, waren aber gar nicht besorgt, da wir auf den redlichen Sinn der Bürger vertrauten. Ach Gott, wie entsetzlich sind wir gestern enttäuscht worden! Schon morgens hörte man von Kanonen, welche auf dem Glacis und den Basteien aufgerichtet sind; das Militär war in Bereitschaft, die Universität in fürchterlicher Aufregung, und alles sagte, es müsse zum Hauen kommen, man sei immer zu nachsichtig mit den Studenten; denn diese werden nicht aufhören, Bürger und Arbeiter aufzuwiegeln, bis man sie nicht behandle als das, was sie sind — Rebellen. Die Nationalgarde versicherte, mit Ungeduld auf einen Augenblick zu spähen, wo es zum Handgemenge mit den Studenten komme, die sie sich versprachen, nicht anders als einen auswärtigen Feind zu behandeln. Sie schien nur auf eine Gelegenheit zu warten, um ihre glühende Liebe zu Kaiser und Vaterland durch die Tat zu beweisen. Ach, sie hatte so schöne Worte! Um zwölf Uhr wurde Alarmmarsch geschlagen. Es war sehr belebt in allen Straßen und gewann mehr und mehr Ähnlichkeit mit den Märztagen; dieses immerwährende Herumziehen, das Geschrei der Volksmassen, alles erinnerte uns an jene traurigen Tage und war uns deshalb unheimlich. Wir wußten ja nicht, daß dieser weit ärger sei als alles, was wir bisher gesehen haben. Die Gewölbe wurden um drei Uhr gesperrt, der Lärm nahm immer zu, um halb acht Uhr endlich gingen wir ohne den Vater zu

[1] 14. Mai.

[2] Johann Freiherr Dercsényi v. Dercsény, Hofrat bei der Allgemeinen Hofkammer.

Tisch, und Onkel Fritz und Kleyle, die ihn hatten erwarten wollen, verließen uns. Kaum waren wir bei unserem Diner, so wurde es auch gleich unterbrochen und beendigt durch den Zug der Studenten aus der Universität in die Burg, welcher bis neun Uhr dauerte. Es war eine zahllose Menge, an welche sich Tausende von Bürgern, Arbeitern und auch Nationalgarden geschlossen hatten; viele der Zuseher wurden durch Stockschläge, Bajonettenstiche und andere greuliche Mißhandlungen gezwungen, mitzugehen. Das ist die gerühmte Freiheit! Ich kann Dir nicht beschreiben, liebe Tante, den Zustand, in dem wir den Abend zubrachten, da wir dies alles von den Fenstern aus sahen, und Heinrich und Alfred [1] und so viele Verwandte und Bekannte bei der Nationalgarde, die also entweder in Lebensgefahr oder schändlich feig sein mußten. Die guten Wilczeks blieben bei uns bis halb elf Uhr und wären gewiß die ganze Nacht geblieben, wäre der Vater, wie wir gefürchtet haben, nicht zurückgekommen. Die guten Wilczeks, sie haben uns so viel Teilnahme bewiesen in unserer fürchterlichen Angst, da wir den Vater seit vier Uhr im Ministerrat in der Burg, und die Burg gesperrt, eingeschlossen und gestürmt wußten. Gott sei Dank, um halb elf Uhr kam er! Wir stürzten ihm freudig entgegen, denn wir hatten ja wieder unsern guten, lieben Vater und vergaßen darüber alles andere. Er aber war ganz still und hatte ein schrecklich verstörtes Gesicht; auf unsere Fragen sagte er uns, daß alles verloren, nichts mehr zu hoffen sei, und darüber brach er, der Vater, in Tränen aus. O Gott, was war das für ein Augenblick! Was er uns erzählte, war in Kürze, daß um zwei Uhr eine Deputation zu ihm ins Bureau kam, um ihn zu beschwören, sich zu flüchten, da die ganze Universität sich aufmache, um ihn um drei Uhr zu arretieren und einzusperren. Der Vater blieb im Bureau bis vier Uhr, wo er in den Ministerrat ganz ungehindert gehen konnte. Um fünf Uhr fingen schon die immerwährenden Deputationen an; die Studenten überreichten eine Petition, worin sie den Erzherzog Johann als Ministerpräsidenten, nur eine Kammer, daher auch nur einen Wahlmodus ohne Zensus forderten, natürlich daß der Kaiser niemand zu wählen habe; am heftigsten aber forderten sie die Widerrufung des Tagesbefehles, den Hoyos Sonntag über das Zentralkomitee herausgegeben hatte. Der Ministerrat verweigerte; da stieg die Aufregung und Wut so sehr, daß das gesamte Ministerium abdankte; da stürzten aber verschiedene Deputationen zugleich herein mit dem Bedeuten, daß sie niemand wüßten, um die Minister zu ersetzen, daß es ihnen nicht möglich sei, in solchem aufgeregten Moment die Leitung zu übernehmen, den Aufruhr zu dämpfen, daß die jetzigen Minister allein das Vertrauen genießen, und durch ihre Abdankung Thron und Kaiser binnen einer Viertelstunde gestürzt würden. Ganz allein um das Leben des Kaisers zu retten, übernahmen sie die Ministerien wieder, und bewilligten gegen ihre Überzeugung alles. Gott gebe, daß die Größe dieses Opfers anerkannt werde! Die Minister haben ihre Ehre, ihren Ruf aufs Spiel gesetzt, um das Kaiserhaus zu retten; es war gewiß ihre Pflicht, aber eine fürchterliche Pflicht! Der arme Vater war ganz niedergedrückt; er hatte seit halb sieben Uhr morgens nichts gegessen, er hatte gar keine Stimme

---

[1] Grafen Wilczek.

und war in einer entsetzlichen Aufregung; er hat ja zum erstenmal in seinem Leben, aus dem edelsten, aufopferndsten Beweggrund gegen das Recht gehandelt. Ihm bringt es ja keine Freude, Minister zu sein! Auch hätte das Ministerium fest bleiben und den abscheulichen Rebellen verweigern können, wäre nur jemand da gewesen, um Widerstand zu leisten; aber Hoyos kam in den Ministerrat ganz außer sich vor Bestürzung und Scham und bat nur nachzugeben, denn die ganze Nationalgarde sei übergetreten; die Kanoniere haben versprochen, nicht zu feuern; das Regiment Nugent, welches ein polnisches ist und seit einem Monat von der Fürstin Marceline Czatoriska besoldet wird, hatte schon längst Gemeinschaft geschlossen mit den Studenten, sich auf der Aula sehen lassen und versprochen, nicht auf die Studenten, sondern auf diejenigen zu schießen, welche sich ihnen widersetzen. Die Bürger und Fabrikanten verpflichteten sich, falls die Aula gesperrt würde, alle Studenten zu versorgen, Wohnung und Kost zu geben; mit Munition waren sie reichlich versehen, während die Nationalgarde keine hatte. Nur fünf Kompagnien sind nicht übergegangen, drei von Breuner und zwei von Pergen, worunter auch die Mitissche. Mitis als Hauptmann hat heute schon abgedankt. Man fürchtet, er werde ein Duell mit diesem abscheulichen Derczeny bekommen, weil er sich ihm gestern widersetzt hat. Der arme Pergen wurde, als er seine Kompagnie zur Treue gegen den Kaiser ermahnte, vom Pferd herabgerissen, mißhandelt, verwundet und arretiert. (Der Pottenbrunner Pergen) Heinrich, Alfred und Bereiter[1], die so begeistert sind für die gute Sache, mußten müßig und nutzlos am Schottentor stehen und eine Anzahl von Wagen mit Balken, Gewehren, Musketen und alten Werkzeugen für Barrikaden ruhig passieren lassen. Aufrichtig gesagt, begreife ich es doch nicht; denn fünf ganze Kompagnien sind treu und fest geblieben und viele einzelne aus den schlechten Kompagnien ausgetreten; nun denke ich immer, hätten sich diese doch vereinen und, wenn auch mit schwachem Widerstand, doch Wien vor dem entsetzlichen, nie auszulöschenden Schandfleck retten können, daß auch nicht das kleinste Handgemenge war, daß Bürger, Nationalgarde und Militär zu den Rebellen übergegangen sind wie in Venedig. Wenigstens sind uns dadurch unsere Lieben bewahrt! Bei der Kompagnie Mitis sind alte Verwandte. Wir haben gehört, daß sie sich das Wort gegeben haben, nie wieder die Uniform anzuziehen; die Armen, weinend und zähneknirschend kamen sie zurück! Es ist wohl wahr, jeder hängt zu mächtig an seinem Leben, um es leicht zu opfern; aber uns kommt doch vor, die Wut, der Zorn hätten uns auf jede Rücksicht vergessen gemacht — wir hätten mehr getan, als mit den Zähnen geknirscht; indessen solche Vorsätze sind im Zimmer nicht schwer. Der Vater war von vier bis halb elf Uhr in der Burg, teils im Ministerrat teils bei der armen kaiserlichen Familie. Der Vater sagt, die Kaiserin war die einzige, die nicht den Kopf verloren hat, sondern immer ihre bewunderungswürdige Ergebung, Ruhe und Besonnenheit bewahrt hat. Erzherzog Franz und Erzherzogin Sophie sollen ganz weg sein. Die Armen, Unglücklichen! Viele sagen, es sei gar nicht möglich, daß sie noch hier bleiben, sie müßten binnen wenigen Tagen Wien verlassen — man spricht von Prag,

[1] Hans Bereiter, Studienfreund der jungen Wilczek.

von einem Slavenreich; andere behaupten, man werde sie nicht fortlassen, sie seien so gut wie eingesperrt in der Burg. Der Vater hat uns gestern abend noch gesagt, für ihn sei es unmöglich, noch länger hier zu bleiben; er würde es vorziehen, mit uns fern von hier nur mit trockenem Brot zu leben. Als wir noch so sprachen und trauerten, ließ sich eine Deputation ansagen. Er empfing sie bei uns im Tafelzimmer; auf fünf Reprisen kamen solche Deputierte, bis endlich fünfzig, teils Bürger, teils Nationalgarden, Arbeiter, meistens aber Studenten, bei uns im Zimmer standen. Unter fürchterlichem Geschrei erklärten sie, daß sie die Aufregung des Volkes nicht länger bemeistern, das Volk nicht länger vom Anzünden der Stadt abhalten können, da es nicht an die Gewährung der Petition glaubt. Der Vater sagte, daß er die Schrift bereits in die Staatsdruckerei geschickt habe, sie erwiderten aber (was auch später durch den Direktor der Staatsdruckerei, Auer, der um ein Uhr ganz erschreckt zum Vater kam, bestätigt wurde), daß die Staatsdruckerei schon gestürmt worden sei, und nichts vorgefunden; es war nämlich die Schrift in eine andere Druckerei gekommen. Nach langer Debatte, wo man schrecklich roh mit dem Vater verfahren ist, und ihn bei Händen und Armen gepackt und gebeutelt hat. . . .[1] Mehrere gingen mit ihm, die andern blieben bei uns im Tafelzimmer; einige begehrten Sessel und Erfrischungen, die wir ihnen brachten, die andern, meisten, wiesen sie zurecht und konfondierten sich in Artigkeiten, Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien für uns; es gibt keine Schönheit, die sie uns nicht gesagt haben. Dabei wollten sie uns immer ausfragen, ob wir uns fürchten. Die Todesangst allein gab uns Kraft, unsere Angst zu verbergen. Nach und nach entspann sich eine ziemlich freundschaftlich aussehende Konversation zwischen uns und ihnen; doch ärgerte es uns schrecklich, daß sie sich immer als die Retter des Vaterlandes ausgaben, welche den Vater nur belästigen und auf seine Einwilligung in die Punkte drängen, weil sonst Wien am nächsten morgen nur mehr eine Brandstätte ist; sie klagten über die Wut des Pöbels; ach, wer hatte sie hervorgerufen? Wer hat an allem Unglück Schuld, das über uns seit dem 13. März hereingebrochen ist? Niemand als sie selbst; sie allein haben den Pöbel zuerst durch Bewirtungen und Versprechungen gewonnen und dann aufgehetzt. Sie stritten untereinander heftig über direkte oder indirekte Wahlen, eine Kammer oder zwei, durchstöberten alle unsere Zimmer; aber mit uns waren sie immer über die Möglichkeit artig und liebenswürdig. Das ungeduldige Volk, welches den Trattnerhof von drei Seiten, vom Graben, der Goldschmiedgasse und den inneren Höfen zu stürmen drohte, schrie einmal herauf: „No, wir können auch hinaufschießen, bei die Fenster hinein, damit es geschwinder geht!“ Um zwei Uhr kalmierte es sich. Der Vater hat heute seine und des ganzen Ministeriums Abdankung dem Kaiser überreicht — so erzählte man uns eben in diesem Augenblick, es wurde aber abermals nicht angenommen, und der Kaiser muß auch bleiben. Viele bekannte Familien packen schon, um noch heute Wien zu verlassen; darunter soll auch Malvine sein, da Heinrich nicht mehr sicher ist, weil sich seine Kompagnie aufgelöst hat. Gott wache über unsern guten Vater! Wie das Ende

[1] Eine durch Ausringeln völlig unleserlich gemachte Stelle.

der gestrigen Nacht noch war, werde ich nächstens ausführlicher nachholen, es ist heute schon sehr Zeit, abzuschicken; wir waren wenig allein, da alles wissen wollte, wie es uns geht. Der arme Doblhoff soll so angegriffen sein, daß man fürchtet, er werde diesem Stoß unterliegen, da er ohnehin seine Gesundheit schon in den Märztagen eingebüßt hat. Liebe, gute Tante, mein teurer Onkel, es liebt Euch mehr als je

Eure Nichte

Marie.

Viele nachträgliche Glückwünsche an Sophie und Grüße an alle. Heute ist es ruhig.

3.

Donnerstag, den 18. Mai 1848.

Meine innig geliebte Tante!

Nur auf die Verantwortung von Tante Fanny[1] belästige ich Dich schon wieder mit einem Briefe; ich wollte ihn schon[2] übermorgen absenden, aber die Tante meint, ich solle es morgen tun; in einer Beziehung ist es mir lieb, einiges, was ich Dir neulich falsch geschrieben habe, berichtigen zu können, weil es auf mir sehr lastet. Es ist der heutige Tag[3] in unserer Familie von jeher feierlicher, der die schönsten Bande geknüpft, uns alle beglückt hat; und wenn er auch seit drei Jahren für uns nicht mehr freudig ist, sondern uns recht wehmütig stimmt, so ist er uns doch immer heilig und teuer, und besonders lieb auch in Erwägung, daß Du an diesem Tag unsere liebe, teure Tante geworden bist. Heuer drohte er ein fürchterlicher zu werden, aber, Gott sei Dank, die Sache hat den glücklichsten, unerwartetsten Umschwung genommen, die Reaktion ist im Gange. Reaktion! Dieses so gefürchtete Wort, auf so lächerliche Art gefürchtet, denn bei der leisesten, notwendigsten Bewegung der Minister schrieen die Literaten boshafterweise: Reaktion! Jeder Vernünftige wurde dessen angeklagt, und jetzt wird sie aber von den Studenten betrieben. Ja wirklich, wir dürfen uns der schönen Überzeugung hingeben, daß noch ein guter Geist in unsern Mitbürgern herrscht, daß die alte heilige Anhänglichkeit an unser Kaiserhaus, welche von jeher der schönste Grundzug des Österreichers war, noch nicht ausgetilgt ist, und wenn ich meinen letzten Brief unter vielen Tränen geschrieben und drei entsetzlich traurige Tage verlebt habe, so kann ich mich jetzt kaum der Freudentränen erwehren, da ich das, was ich in meinen einst mir so teuren Wienern so ehrte und liebte, doch wieder aufleben sehe. Ich glaubte wirklich, daß die österreichische Monarchie an dem bösen 15. Mai zu Grabe getragen werde; ich sah mein armes Österreich weggenommen aus der Völkergeschichte und aufgelöst in die verschiedenen Nationen, vermengt mit den kalten Deutschen und den rohen Slaven, die mir aber doch noch zehntausend-

[1] Franziska de Paula Gräfin Wilczek. [2] „erst"?

[3] 12. Mai 1824 Vermählung Pillersdorffs mit seiner zweiten Frau, Maria Gräfin Chorinsky, die er am 16. November 1844 durch den Tod verlor.

mal lieber wären als diese Preußen und andere! Und diese abscheuliche „Österreichische Zeitung" kann sich dessen prevalieren, daß es mit der Monarchie ein Ende hat, und behaltet auch den schönen Namen: Österreichische! Das indigniert uns! Aber wir haben ja wieder Hoffnung, der Vater selbst ist heute recht heiter. Jetzt muß ich aber gleich einiges aus meinem letzten Briefe widerrufen, nämlich hörten wir heute, daß jenes der Bestechung beschuldigte polnische (oder eigentlich aus Rußniaken bestehende) Regiment Nugent das einzige war, welches treu geblieben, und die Unterhändler mit Schande und Schimpf davongejagt hat. Andere sagen, es sei nur die Artillerie abgefallen; wenigstens protestiert das ganze Militär, und von der Treue der Offiziere wußte man ohnehin. Ferner soll jene liebenswürdige, bestechende Fürstin Czartoriska durchaus nicht, wie ich Dienstag schrieb, die allgemein geachtete Fürstin Marceline[1], sondern eine ganz andere gewesen sein. Diese zwei Verleumdungen drücken mich sehr, weil ich denke, daß Ihr sie vielleicht auch andern erzählt. Dann aber scheint mir, daß ich auch die Abendereignisse so geschildert habe, als hätte man dem Vater zu Hause mit Gewalt abgedrungen, was der Ministerrat verweigert hatte; dies hat der gute Vater in der „Österreichischen Zeitung" schon widerlegt, wie Ihr gewiß gelesen habt. Dessenungeachtet war jener Abend doch der angstvollste unseres Lebens, und der Vater sagt auch, daß, wenn er sich nur die geringste Brüskerie gegen die Deputation erlaubt hätte, es übel für ihn ausgegangen wäre.

Freitag, den 19.

Als diese Rotte von Menschen eintrat, und unsere Leute bestürzte Mienen machten, zeigte der eine auf sein Gewehr und sagte: „Scharf geladen! Mit dem kann man was erlangen." Die andern aber hießen ihn, das Gewehr im Vorzimmer zu lassen; die Arbeiter aber gingen mit ihren Schaufeln und Hacken hinein, welche sie sich nachmittags mit Gewalt von dem Hausmeister eines jeden Hauses errungen hatten. Überhaupt wußte man, daß die Studenten schon die ganze vorige Woche in den Vorstädten von einem Haus zum andern eingesagt hatten, man solle sich auf den 15. bereithalten. Wenn man fragte warum, sagten sie, sie wollten der Erzherzogin Sophie zum Namenstag eine Serenade bringen. Auch war alles aus den Vorstädten in der Stadt, die Vorstädte wie ausgekehrt, in der Stadt aber eine ungeheure Menschenmasse, vom Trattnerhof bis zur Burg alles schwarz, bei der Universität ebenfalls, zwischen Graben und Kohlmarkt wurden Barrikaden gemacht; auch sah man Leute mit brennenden Lunten in die Burg gehen. Man sagt, es sei alles mit dämonischer Klugheit berechnet und vorbereitet gewesen. Als sie beim Vater waren, rührten uns einige von ihnen, welche so verlegen waren über die Audace der übrigen, und mit uns Mitleid hatten; auch geboten sie immer Ruhe und verwiesen es den andern, wenn sie grob wurden, denn diese schrieen mit der größten Keckheit: „Weit gefehlt, schon schlecht, sagen Sie es noch einmal und deutlicher 2c.", wenn der Vater sprach. Es empörte uns, solche Buben mit einem ehrwürdigen, bewährten Staatsmann so sprechen zu hören. Später haben wir erfahren, daß

[1] Geborne Prinzessin Radziwill, Gemahlin des Prinzen Alexander Romuald Czartoryski.

Hofrat Neustädter und Fürst Czartorisky[1] sich nur der Deputation angeschlossen haben, um das Leben des Vaters, das sie bedroht wußten, zu schützen; wahr ist es, daß, als der Vater mit einigen in sein Zimmer ging, um zu schreiben, Baron Neustädter mit ihm ging, und Czartorisky bei uns blieb, wie sie in mehreren Häusern erzählten, um beide Teile zu schützen. Ein dritter sagte uns ganz laut: „Glauben Sie nicht, daß ich die Gesinnungen jener Buben teile; mir bricht das Herz, sie so mit Ihrem Vater verfahren zu sehen, und ich bin nur heraufgekommen, um zu sehen, wie weit ihre Keckheit geht." Indessen fingen zwei andere an zu klagen über die schreckliche Stimmung, welche diese Ereignisse in Prag hervorrufen werden, und sagten, daß sie das nicht bedacht haben. Da wandte sich unser Freund um und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, so sind Sie immer; Sie handeln immer bevor Sie denken, und tadeln jene, welche vernünftiger und besonnener sind als Sie." Es entspann sich darüber ein so heftiger Wortwechsel, daß wir nur immer die Vermittlerinnen zu machen hatten. Man erzählt uns, daß die Deputierten sich nicht genug über unsern Heldenmut wundern konnten, und beifügen, „die armen Kinder ahnten wohl nicht, in welcher Gefahr ihr Vater stand". Ach, ich bin recht froh, wenn sie es nicht bemerkt haben, daß wir uns an die Sessel stemmen mußten, um stehen zu können, und danke Gott mit aller Inbrunst meines Herzens, daß er ihn beschützt hat. Indessen hatte die Aufregung der außen Harrenden sich so gesteigert, daß die Deputierten sie von unsern Fenstern aus haranguieren und beruhigen mußten. Sie sagten ihnen, was sie alles bekommen; das war ihnen aber nicht genug, sie verlangten noch direkte Wahl, und auf jedes beruhigende Wort, das ihnen hinabgeschrieen wurde, erwiderten sie nur wieder mit brüllender Stimme und gräßlich drohender Gebärde: „Direkte Wahl wollen wir haben, und bevor wir die nicht haben, weichen wir nicht vom Platz, und wenn es uns der Minister nicht gutwillig gibt, wird er es uns gezwungen geben müssen!" Der Vater konnte aber nicht, weil der Ministerrat es verweigert hatte und selbst die erzradikalen Deputierten bei uns versicherten, unser Volk habe durchaus nicht die Fähigkeit zur direkten Wahl. Ich weiß selbst nicht, wie sie von dieser Forderung abstanden; der Vater mußte sich zeigen und wurde mit schallendem Jubel empfangen. Es tat uns entsetzlich weh, und den Vater verstimmte es noch mehr, denn es war so ein trotziger Jubel, als hätte der Vater allein alles bewilligt — es war gar kein patriotischer Jubel; jedes Vivat, das man ihm brachte, gab uns einen Stich ins Herz, und die enthusiastischen Äußerungen der sich entfernenden Deputation rührten uns auch nicht; denn wenn man einem zuerst die Möglichkeit nimmt zu verweigern, so hat der Dank für das Gewähren wenig Wert. Nur beruhigt waren wir durch ihre Versicherungen, daß nie und nimmer wir für den Vater fürchten dürften, da eher die Stadt Wien zu Grunde gehen werde, als daß ihm etwas geschieht, weil ihn die dreifache Mauer von Achtung, Liebe und Dankbarkeit umgibt. Kaum waren sie fort, so schrieen sie abermals unten, die Leute: „Pillersdorff ans Fenster! Lichter her!" (Denn die Stadt hatte wieder

[1] Georg Freiherr v. Neustädter bei der Vereinigten Hofkanzlei und Fürst Konstantin Czartoryski.

müssen erleuchtet werden, und die Deputierten hatten, um hinabsprechen zu können, die Lichter auf die Seite gestellt.) „Giskra heraus!" Sie bildeten sich nämlich ein, daß Dr Giskra bei uns eingesperrt ist. Schade wäre es auch nicht! besonders wenn es wahr ist, daß er von Ledru-Rollin monatlich 8000 Franken bekommt; wahr ist wenigstens, daß er auf der Universität die Republik gepredigt hat. Dann verlangte er vom Vater stürmisch die Unterschrift des Kaisers, der Vater stützte sich auf seine Vollmacht, auf die schon mündlich empfangene Genehmigung des Kaisers; versprach mit seiner Ehre die Signatur des Kaisers für den nächsten Morgen, erhielt aber immer nur die Antwort: „Ja, das hilft uns alles nichts; die Herren Minister können morgen abgedankt haben oder abgedankt werden, dann sind wir wieder auf dem Fleck, wo wir waren." Da versprach dann der Vater, selbst hinabzukommen, wofür ihm ein tausendstimmiges Bravo dankte, und nach langem pour parler gelang es ihm, die Gemüter zu beschwichtigen. Aber unsere Angst, während er unten war, war wirklich peinlich. Um ein Uhr kam noch der Direktor der Staatsdruckerei auch sehr alteriert. Die Bewegung am Graben dauerte bis drei Uhr. Dr Engel und Fischhof, die auch bei uns waren, kamen mit den schon gedruckten Bewilligungen, die unter unserem Fenster verlesen und mit Akklamationen aufgenommen wurden. Wir konnten uns gar nicht freuen, denn damit war ja das Ministerium gelähmt, dem Kaiser jede Macht entrissen und die Republik sozusagen eingeführt; denn man wollte nurmehr Minister und Kaiser zum Schein, zum gutmütigen Unterschreiben der widerrechtlichsten Forderungen haben. Und das taten die undankbaren Wiener, nachdem sie erst vor kurzem eine Konstitution bekommen haben, wie sie kein Volk hat, welche in Frankfurt Staunen und Jubel erregte, um welche uns der ungarische Minister des Innern, Deak, beneidet, wie der Palatin dem Vater geschrieben hat. Wir waren von diesen Ereignissen so aufgeregt, daß wir kaum eingeschlafen hatten, als um halb sieben Uhr Onkel, Tante und Gustav kamen. Der Vater war bald darauf zum Erzherzog Franz berufen, der noch immer ganz bestürzt war und den Wunsch äußerte, mit dem ganzen Hof Wien zu verlassen, was der Vater sehr widerriet. Der Vater überreichte dem Kaiser eine Schrift, worin er die Kraft des Ministeriums zu sehr gebrochen erklärte, als daß es noch hoffen dürfe, den Thron zu schützen, und es daher als seine Pflicht betrachte, um seine Entlassung zu bitten! Der gute Erzherzog Franz schien niedergeschlagen darüber, weigerte sich aber doch, das Ministerium zurückzuhalten, wie eine Studentendeputation von ihm verlangte, weil er gar so edel und gut ist. Den ganzen Tag kamen Deputationen zu den Ministern, sie bitten zu bleiben; auch zu uns eine von der Nationalgarde, wir waren zum Glück nicht zu Haus. Und Tante Fanny und Gustav sagten uns, wir sollen nie solche Leute vorlassen, weil sie immer die Idee haben, man wolle uns als Geiseln nehmen. Aber das glauben wir nicht. Später kam ein Nationalgardist ganz unangesagt zu uns herein, uns auf einen Ball einladend, dann bettelte er. Diese Tage waren sehr traurig; viele Familien packten ein, andere gingen gleich Knall und Fall fort, eine Menge unserer Bekannten, darunter auch die Fuchsschen. Mitis, der ganz zermalmt war vom Kummer, sich in den Wienern, in der Nationalgarde besonders, so getäuscht zu haben,

verließ Wien; man bat ihn, das nicht zu tun, weil es auch wahr ist, daß alle Gutgesinnten und Treuen, statt zusammenzuhalten und vereint für die gute Sache zu kämpfen, sich verkriechen. Er aber versicherte, er könne nichts mehr wirken, seine Kraft sei dahin, er fühle ein Kind geworden zu sein. Sein Zustand war fürchterlich. Für uns war man von einer rührenden Güte von Montag bis gestern. Tante Fanny, Tante Klementine und Braidas wollten uns bei sich aufnehmen. Breuner war bereit, mit seinen Söhnen ein Gasthaus zu beziehen und uns seine ganze Wohnung zu überlassen. Aber so weit kam es doch nicht. Wir waren gar so in Angst, daß uns der Vater fortschicken werde! Mittwoch kam eine Deputation zum Erzherzog Franz, ihn zu bitten, sich sogleich auf die Universität zu begeben, da man dort gegen das Leben des Kaisers konspiriere, und nur sein Erscheinen ihn allein retten könne. Andere widerrieten es ihm, und dies versetzte ihn in solche Angst, daß er mit Erzherzogin Sophie sogleich beschloß, abzureisen, auch ihre Obersthofmeisterin Tini Schönborn wurde eingeweiht, und so soll für Bagage und Bedienung gesorgt sein; die arme Kaiserin aber hat gar, gar nichts mit, sogar ihre Obersthofmeisterin Fürstenberg, die noch mit ihr gespeist hat, wußte nichts und schrieb ihre Blässe und Nichtessen nur ihrem Unwohlsein bei, an dem sie schon seit einigen Tagen sehr leidend war. Nachmittag engagierte sie den Kaiser, mit ihr spazieren zu fahren, da ihre Nerven so angegriffen sind. Auf der Stiege noch sagte sie dem Kaiser, wohin sie fahren wolle, und sie sagte: „Je crois que nous pourrions aller d'abord à Schönbrunn“, worauf der Kaiser, der gar nichts wußte, sagte, daß er sich darauf freue und dort aussteigen wolle. Sie fuhren in einer offenen Kalesche fort und rückwärts die diensttuende Hofdame Wallis und der Dienstkämmerer Pergen, welche auch nur für eine Promenade engagiert wurden. Erst um neun Uhr fiel es in der Kammer auf, daß sie noch nicht zurück sind seit halb sechs Uhr: da wurde es auch durch eine Hofdame der Erzherzogin Sophie verraten, und ein Dienstkämmerer kam zu Latour, der es erst dem Vater sagte. Im Ministerrat wurde beschlossen, ihm jemand nachzuschicken, um ihn wieder zurückzubringen; der Vater schlug den Grafen Hoyos vor, der sich mit liebenswürdiger Aufopferung und Loyalität bereit erklärte, in einer Stunde abzureisen, und den Onkel Fritz als Begleiter wählte. Der Vater kann nicht genug sagen, wie edel und ehrenhaft Hoyos sich bei jeder Gelegenheit zeigt, was uns unendlich freut, da er von jeher unser Abgott war. — Wir waren indessen in großer Angst, da der Vater erst um zwölf Uhr nach Hause kam; wir wußten von der ganzen Sache nichts und erschraken sehr, als der Vater ganz alarmiert kam. Er war am Montag kaum aufgeregter als Mittwoch. Kaum war er im Bett, als Professor Endlicher mit einer Studenten-Deputation zu ihm kam, welche bis vier Uhr bei ihm blieben, und da hatte er noch nicht eingeschlafen, so kam um halb fünf Uhr schon wieder der Morgenrapport, und eine Menge Studenten ꝛc. in der höchsten Aufregung über die Abreise oder vielmehr Flucht des Kaisers. Auch wir hatten von sieben Uhr an bis zwölf Uhr Besuche mit den entsetzlichsten Nachrichten. Man glaubte, der Vater sei abgereist oder versteckt, was ihm gar so gleich sieht; man erzählte uns, wie erbittert man gegen ihn sei, da man sage, es sei nicht anders möglich, als daß der Ministerpräsident darum gewußt, dies veranstaltet habe. Die Stimmung

war entsetzlich beunruhigend, und diese Stunden fast noch peinlicher für uns als der Montag; denn während wir sahen, daß alle Familien Vorbereitungen zur Abreise machten, wußten wir, daß er allein, gegen den alles gerichtet war, nicht fort könne. Ein Handelsmann kam zu uns und wollte uns sprechen; wir ließen uns entschuldigen, er drang aber darauf und versicherte, wir würden bereuen, es nicht getan zu haben. Wir gingen daher hinaus, und er bat uns, einen Brief zu lesen, worin man den Vater beschwört, sein Leben zu retten, öffentliche Protokolle über den ganzen Hergang zu führen, den Kaiser als zur Regierung unfähig zu erklären und Erzherzog Johann als Regent zu wählen. Er sagte noch viel Beängstigendes und forderte, daß wir den Brief augenblicklich und selbst ihm bringen; da wir letzteres unmöglich konnten, übernahm ihn Rosalie[1], die eben dabei war, und brachte ihn ihrem Schwager, der dem Vater sehr attachiert ist, schon mehrere Ämter ausgeschlagen hat, um bei ihm zu bleiben. Dieser ließ uns beruhigen und sagte, daß die Protokolle bereits aufgesetzt werden. Unsere Angst währte nicht lange, denn bald ließen sich die Klagen der Bürger hören, wie bitter sie von den Studenten betrogen worden sind. Die Studenten versicherten, dahin haben sie nie geglaubt, daß es kommen werde; sie wären Montag nie mitgezogen, hätten sie gewußt, daß es gegen die Burg geht. Alle ließen den Kopf hängen und beteuerten, ohne den Kaiser könnten sie es nicht aushalten; der müsse wieder zu seinen Kindern kommen. Indessen steckten die Aufwiegler den Gassenbuben und Arbeitern fleißig Fünferbanknoten zu, damit sie die Republik ausschreien. Diese steckten das Geld ein, taten aber das Verlangte nicht. So gingen denn Häfner und Tuvora selbst in die Vorstadt und proklamierten die Republik, sonderbar eben die zwei, die in der Adresse und auf Plakaten als die Stellvertreter des Vaters bezeichnet waren: Häfner als Minister des Innern, Tuvora als Ministerpräsident. Der Fabrikinhaber Hornbostel rief gleich seine Leute zusammen, und so wurden sie zum allgemeinen Jubel eingefangen. Tuvora dauert mir, weil er ganz vernichtet sein soll; aber Häfner dauert mir nicht, weil er das Zuchthaus gewohnt ist, und weil er es zehnmal verdient. Er hat eine Schmähschrift auf den Vater verfaßt, worin er seinen Charakter, sein äußerliches Aussehen angreift und ihm das Herz abspricht. Ich habe mich geweigert es zu lesen, weil ich gefühlt habe, daß ich meinen Zorn nicht mehr nähren darf. Viele haben dem Vater Fehlgriffe vorgeworfen, aber niemand hat noch seinen reinen, unbescholtenen Charakter, seine liebenswürdige Persönlichkeit angegriffen, und das wagt so ein schlechter Mensch, der jetzt auch noch genug feig war, dem Vater zu schreiben, er sei zwar immer feindlich gegen ihn aufgetreten, erwarte aber doch von seiner Großmut gütige Behandlung. Dem Vater sein Edelmut war wirklich geneigt dazu, aber mehrere Bürgerdeputationen kamen mit Bitten, ihn erschießen oder aufhängen zu dürfen. Nun gottlob, das ist nicht geschehen, aber dem Kriminal ist er übergeben, und das ist ihm und seinen Anhängern höchst gesund. Es wurden gestern Unzählige aus dieser trempe eingefangen, und man hofft, daß jetzt der bessere Sinn der Wiener siegen werde. Häfner ist selbst in die Grube gefallen, die er dem Vater gegraben hat, denn alles sagt, daß diese Schmäh-

[1] Wilczek.

schrift ihm die Erbitterung und Verachtung aller zugezogen, während sie dem Vater gar nicht geschadet hat; im Gegenteil, alle rechnen es sich zur Ehre, die von ihm beschimpft wurden. Vom Kaiser sind unseres Wissens noch keine zuverlässigen Nachrichten. Die Bürger sehnen sich nach seiner Rückkehr, besonders weil die Bauern drohen, über sie herzufallen, wenn er nicht bald kommt. Es gehen jetzt vielen die Augen auf. Gott gebe, daß es anhaltet. Gestern morgen erklärte sich eine Studentendeputation zu allem bereit, was immer der Ministerrat über sie verfügen werde; sie machten ein ganzes Confiteor. Der Vater schlug ihnen vor, lieber freiwillige Opfer zu bringen, z. B. das Zentralkomitee aufzulösen, die akademische Legion mit der Nationalgarde zu vereinen und dies selbst dem Kaiser vorzutragen; deshalb machten sie sich schon gestern auf den Weg ihm entgegen. Wir sind ungefähr auf dem Standpunkt wie am 15. März. Fraternisierung zwischen den Studenten, Bürger, Militär und Nationalgarde. Alles von dem besten Geiste für Kaiser und Vaterland beseelt. Es ist hübsch zu sehen; aber Vertrauen haben wir noch nicht gewonnen.

Tante Fanny ist sehr leidend seit gestern; sie hat heftige Kopfschmerzen und bleibt heute deshalb im Bett; doch hoffen wir, daß es nur vorübergehend ist. Nun, liebe Tante, bitte ich Dich, die unanständige Länge meiner Briefe zu entschuldigen, und schließe noch tausend Grüße und Handküsse von uns allen für Dich, Onkel, Cousins und Cousinnen bei. Gott sei Dank, daß wir wieder ruhig und froh sein können!

Deine ergebene Nichte

Marie.

4.

Wien, den 18. Mai 1848.

Meine teuerste, vielgeliebte Tante!

Unsere gute Marie Pillersdorff hat Dir in den ersten Stunden nach der schweren Nacht meines Namenstages geschrieben und gewiß schon mit gefaßterer und ruhigerer Stimmung, soweit dies in solchen Tagen möglich ist. Wärest Du hier, es würde Dir grausen wie uns, man blickt nur mit Ekel um sich, wir kommen uns wie Fremdlinge hier vor in Wien, das mir nie zur Heimat werden wollte, und für das mir jede Ader in meinem Leben versiegt ist. Die nächsten Bekannten begegnen sich mit Mißtrauen; in diesen Tagen trennen sich wohl viele Freundschafts- und Seelenbande, die fürs Leben zu bestehen schienen, und doch wäre es besser und tröstlicher, den Schleier der Geduld und Nachsicht zu werfen über alle und alles, was uns umgibt. — Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun! Eine ungeheure, aber gefährliche Schwefeläthernarkose hat alles wie mit unwillkürlicher Macht betäubt, und keine menschliche Hand wäre im stande aus dieser tollen Betäubung die kranke Vernunft zu wecken. — Vergib, meine geliebte Tante, diesen unnützen und konfusen Gedankenerguß, um so zweckloser, als Du, bis diese Zeilen in Deinen Händen sind, vermutlich schon ganz andere mündliche Nachrichten von hier haben wirst.

Den lieben Vater unter solchen Umständen und Ursachen zu sehen — wenn es ihm überhaupt möglich sein wird, in der Eile Dich oder den lieben, guten Onkel Gustav zu sehen — hättest Du Dir wohl nicht vorgestellt. Der gute Vater, als er diese Nacht so schnell fort mußte, hatte uns das unverbrüchlichste Stillschweigen auferlegt; er würde natürlich nicht schreiben, aber auch von hier aus solle ihm niemand während der Zeit seiner Abwesenheit schreiben. Als die Mutter mit Gustav aber heute um dreiviertel sieben Uhr früh bei Onkel Pillersdorff war, war alles, sowohl die Abreise des Hofes als die der beiden Herren, um ersteren zur Rückkehr zu vermögen, schon so allgemein bekannt, daß der Onkel meinte, wir sollten ihm dennoch schreiben, um ihn nicht ganz ohne Nachricht zu lassen, worauf aber Gustav und die Mutter übereinkamen, daß es am besten wäre, wenn ich wie gewöhnlich Dir, meine geliebte Tante, schreibe und Dich nun bitte, diese Zeilen dem guten, lieben Vater nachzuschicken, in welcher Richtung er sich nun von Salzburg aus befinden sollte, wahrscheinlich nach Südwesten; ihm selbst von hier aus zu schreiben, wollen wir keinenfalls, da es so ausdrücklich gegen seinen Wunsch war. Punkt dreiviertel zwölf Uhr fuhren der Vater und Hoyos von hier weg, die Straße war ganz leer, und der kleine Wagen war noch kaum aus unsern Augen, als der teure Onkel Pillersdorff eintrat, der ihn noch sehen wollte und ihn gerade um wenige Sekunden versäumte, da er zuerst bei Hoyos war in der Vermutung, sie werden von dort aus fortfahren. In der Nacht träumte der guten Mutter, wir wären dem lieben Vater alle nachgereist. Die Mutter und Gustav waren, wie gesagt, gleich in der Frühe bei Onkel Pillersdorff, worauf sie uns in der Kirche abholten und wir im Nachhausegehen schon die Abreise des Hofes sowie die Mission der beiden Herren überall angeschlagen sahen; während und nach dem Frühstück waren nacheinander Onkel Karl, Tante Sophie, Zwölf, Bereiter, Elkan[1] bei uns, in der Stadt soll man allgemein unbeschreiblich bestürzt und paff sein. Dieses Ereignis hat durch seine rasche Ausführung auch die Aufmerksamkeit der akademischen Legion überholt, und zwar als eben die Juristen die Burgwache inne hatten. Es sollen heute alle Läden gesperrt werden; man glaubt, es wird auf die verlassene Burg losgehen, ich weiß aber nicht, was Wahres daran ist. Nach Verbreitung des Gerüchtes fiel natürlich der Verdacht gleich auf das Ministerium, den Kaiser entfernt zu haben, und doch wußte um neun Uhr abends noch niemand etwas davon, als daß der Hof gegen sechs Uhr eine Spazierfahrt nach Schönbrunn machte. Onkel Pillersdorff war jedoch ungemein bestürzt, und wir sind froh, daß man ihn so fand, als um Mitternacht Studenten, um zwei Uhr mehrere andere Herren bei ihm waren (um drei Uhr auch in größter Bestürzung der Direktor Auer von der Staatsdruckerei — das war eine Nachruhe wieder!), die es ihm ansehen mußten, daß seine Bestürzung wahrhaftig nicht erkünstelt war. —

Nun schreibe ich ein paar Stunden später, sehr lange waren eben die guten Cousinnen da, die, wenn nichts inzwischen kommt, heute abend auch bei uns sein sollen. Mehrere Stimmen haben sich, wie zu erwarten, heute schon für

[1] Karl Chorinsky, Sophie Mertens geb. Wilczek, Ignaz Zwölf, Hof- und Präsidialsekretär Wilczeks, Großhändler Leopold Anton Elkan von Elkansberg.

die Republik erhoben, doch ohne irgendwie zu reussieren und Anhang zu finden; von den Bürgern und Nationalgarden scheinen viele in diesem schweren Taumel die Augen aufzureißen. Vor unsern Fenstern lief man einem Wagen nach (angeblich des Scharfrichters), worauf man einen Republikaner gepackt hatte, ihn außer der Stadt zu erschießen, und wie das Stubenmädchen Julie jetzt die Cousinnen abzuholen kam, erzählte sie, daß sie eben dem Zuge begegnete, welcher den Hammerschmied Löwenthal[1] und mehrere andere Republikaner hinausführte, sie zu erschießen, und Studenten sollen schießen. Fürchterlich, aber gerecht. Und ebenso schrecklich ist es, daß man in diesen Tagen fast wünschen müßte, man hätte dergleichen Tollköpfe schon früher unschädlich gemacht. Sogar die Franzosen müßten sich hier schämen.

Tante Sophie mit Rosalie und Marie Kleyle reisen noch heute abend nach Linz ab und wollen von da, glaube ich, gegen die steierische Grenze. Dies wissen wir nur von Clarisse, die dort war, da sie in der Frühe noch nichts davon sagte. Ich weiß auch nicht, ob wir sie noch sehen werden, da sie mit dem Ordnen ihrer notwendigsten Geschäfte vollauf zu tun hat. Viele sollen schon seit vorgestern Wien verlassen haben; man sagt aber, daß morgen niemand mehr weggelassen wird. Welche aber die Suppe eingebrockt haben, sollen sie nun auch essen; dann werden die regierenden Herren Proletarier nicht mehr viel Nahrung zum Plündern haben. Wenn ich nicht irre, ist dies der erste Heiratstag, welchen die teuren Eltern getrennt voneinander zubringen — wie gutmütig, harmlos und vergnügt haben wir da voriges Jahr im Prater-Lusthause gefrühstückt! Mit kindlicher Inbrunst habe ich heute bei der heiligen Messe um des Himmels mächtigen, schönsten Segen für meine geliebten Eltern, Dich und den lieben Onkel Gustav gefleht; ich möchte so gerne, daß wir da auch Onkel Pillersdorff noch sehen könnten. Gestern war unseres guten Gustav Geburtstag, der nur auf unbestimmte Zeit seinen Aufenthalt hier verlängerte, jedenfalls bis der Vater zurückkommt. Heinrich wünscht, daß Malvine gleich fortreise, was aber in dem Augenblicke noch schwer geht, da Sophie noch immer krank liegt, im Hause sehr wenig Platz ist und die Kinder eigentlich weniger frische Luft und Schatten genießen als hier. Nach Szemeréd können sie aber noch nicht. Peter Mitis, welcher den nach Brüssel beauftragten Georges Mitis begleitete, hat aus Berlin geschrieben, daß man am Samstag, den 13., dort bereits wußte, daß am 15. die Revolution hier ausbrechen werde. In den Plakaten herrsche genau derselbe Stil; die Kette der französischen und polnischen Emissäre sei gar nicht zu verkennen. Vorgestern, Dienstag, den 16., war Clarisse vormittags bei uns; wir waren dann mit der Mutter bei Tante Klementine und Jetti[2] und ich bei Jenny Mitis, zu den Namenstagen zu gratulieren: das waren Namenstage! Letztere fanden wir auffallend agitiert und ängstlich, was ihr durchaus nicht ähnlich sieht. Sie wußte damals aber wohl schon, daß ihr Vater abends abreisen würde, sich den Augen der Nationalgarde zu entziehen, da er als zum schwächeren Teile gehörig — fünf Kompagnien allein ließen sich ja nicht mitreißen — sehr heftig gegen die andere Partei sprach. Besonders tritt jetzt der feige, miserable Derczényi als Kläger gegen ihn auf;

[1] Matthias Emanuel Löbenstein. [2] Wilczek.

wohin er gereist ist, weiß niemand. In jener Nacht weinten unsere Brüder mit ihren Kameraden der Kompagnie bittere Tränen; es war vielleicht die bitterste Nacht ihres Lebens. Dienstag nachmittag war die Mutter mit Jetti zu Fuß aus, mit uns andern fuhr der gute Vater in den Augarten und las uns da einen sehr hübschen Artikel der „Allgemeinen Zeitung" vor. Abends waren die Cousinnen da. Gestern vormittag expedierten wir endlich unsere Fahne nach Innsbruck; sie ist wirklich sehr hübsch ausgefallen, und die Bänder machen sich ganz pompös. O wenn wir nur bei der Fahnenweihe sein könnten! Die Harrachs (die nun in aller Eile auch Wien verlassen) und die Cousinnen waren da; dem lieben Vater war nicht ganz wohl. Wir begleiteten im Wagen die Kinder in Malvines Garten, fuhren dann ein wenig im Prater spazieren, holten die Kinder nebst Edi und die kleine Marie wieder ab, und ich ging mit Malvine zu Fuße herein. Gustav war bei den Cousinnen in der Loge, im neuen Drama „Valentine" von Freytag. Kaum war er zurück, als um zehn Uhr der Adjutant des Kriegsministers zum Vater kam, ihn in das Ministerium zu bitten; um dreiviertel elf war der Vater zurück, sein Reisesack wurde gepackt, und um dreiviertel zwölf Uhr, wie ich schon erzählt, war er schon fort. Fatal ist es, daß die arme Miß Mary Anne jetzt eben auch krank ist; heute ist ein gleicher Tag, sie ist teilnehmender und nimmt an allem Interesse. Der Himmel behüte nur unsern geliebten Vater und schütze ihn am Wege; er wird wohl auch alles zu unserem Besten lenken. Sophie Pillersdorff und ich sind heute mit langen teuren Briefen von Pepi, Sophie und Gustel[1] beglückt worden. Wir haben uns unsere Depeschen gleich gegenseitig mitgeteilt und die ergötzlichen Briefe wahrhaft verschlungen. Allen dreien, besonders aber meiner Herzenspepi für ihren langen, ganz einzigen Brief, danke ich mit der zärtlichsten Liebe für die herzlichen, lieben Wünsche. Marietscherl Pillersdorff küßt Dir nebst uns allen die Hand; morgen will sie Dir schreiben, nur im Falle einer absoluten Unmöglichkeit erst am Samstag, und dann wird gleich wieder Deine alte müde Hack (wie man in Tirol sagt) Sophie schreiben. Die Mutterl läßt Dir und dem lieben Onkel tausend Schönes sagen; mit unbegrenzter Anhänglichkeit bleibe ich aber durch alle Fälle des Lebens Deine Dir kindlich ergebene Nichte[2].

Ich hoffe und bin fest überzeugt, daß das Ansinnen, nach Wien zurückzukehren, von der kaiserlichen Familie bis auf weiteres abgelehnt werden wird. Es gilt hier nicht bloß ihre persönliche Sicherheit, die in Wien gewiß auch jetzt nicht gefährdet wäre, sondern den Bestand der Regierung. Diese ist aber in dem Augenblicke hier unmöglich. Die Regierung des österreichischen Staates kann vorderhand nicht von hier aus, sondern nur von einem Orte aus stattfinden, wo sie von lokalen Einflüssen und Störungen so unaussprechlicher Art unbeirrt ist. Alle Provinzen werden laut ihre Beistimmung zum einstweiligen Wechsel der Residenz zurufen, und auch hier wird ein günstiger Umschlag der Gesinnung nicht ausbleiben, jedenfalls aber die Wirkung der ruhestörischen Pläne eine lokale bleiben. In herzlicher Erinnerung küßt Dir vielmals die Hand G.[3]

[1] Chorinsky. [2] Chiffre unleserlich: Gräfin Sophie Wilczek. [3] Gustav Wilczek.

5.

Wien, am 24. Mai 1848.

Meine liebe, teure Tante!

Da dieser gute Herr aus Salzburg, dessen Besuch uns Sonntag so willkommene Nachrichten gebracht hat, heute uns seine Abreise ankündete, wollen wir alle recht die Gelegenheit benützen, ihm nebst unsern mündlichen Grüßen an Euch auch schriftliche mitzugeben, was in jetziger Zeit um so angenehmer ist, da man sagt, daß die Posten unsicher seien. Von mir sollen sie vorzüglich der Ausdruck des innigsten Dankes sein, meine gute, liebe Tante, für Deinen Brief, dessen herzlicher, teilnehmender Inhalt mir ein großer Trost war. Wie gut bist Du doch, uns gleich geschrieben zu haben, und so lieb! Es war uns sehr interessant, teils aus Deinem Brief teils aus den Erzählungen des Überbringers die Details über die Reise des Kaisers zu hören, da wir schon so unendlich begierig waren, etwas davon zu erfahren, indem wir uns wohl denken konnten, welche ungeheure Sensation es in allen Provinzen machen wird. Wien soll sich schämen vor der geringsten aller Provinzialstädte. Viele erkennen es wenigstens. Ich muß sagen, Donnerstag haben sie mir gedauert, wie sich die Bürger und Studenten selbst ganz demütig als betrogen erklärt haben. Alles sagt, daß das offenbar ein Werk der göttlichen Vorsehung war, wie sich die so bedenkliche Stimmung von Donnerstagmorgen, wo wir unausweichlich der Katastrophe vom Jahre 1793 in Frankreich entgegenzugehen glaubten, zum Guten wendete. So gut ist es freilich nicht mehr, aber wenigstens haben wir die Überzeugung gewonnen, daß das im Auslande geschmiedete Projekt auf eine Republik an dem gesunden Urteil der Wiener doch immer scheitern wird, was wir früher nicht glaubten. Graf Montecuccoli, der den Abend bei uns zubrachte (Donnerstag), erzählte eine Menge unheimlicher Sachen von den Verschwörungen unter den Studenten und Arbeitern, von ihrer unbegreiflichen Art, alles auszukundschaften, wie es nie, nie unter der Polizei war. Er erzählte, daß sie sich viele Ministerialbeschlüsse, ehe sie gedruckt werden, zu verschaffen wissen und sie verfälscht drucken lassen. Es standen uns die Haare zu Berg, so schauerlich waren seine Geschichten, aber es gefiel uns sehr gut, vielleicht auch schon allein aus dem Grunde, weil er gar nichts tut, ohne sich die Beistimmung vom Vater einzuholen (welch ein Unterschied gegen Talatzko, den der Vater kein einziges Mal in den zwei Monaten, als er sein Vorgesetzter war, zu Gesicht bekommen hat) und dem Vater in allem so gut an die Hand geht. Der Vater und alle loben ihn als einen eifrigen, energischen Mann. — Freitag erfuhren wir erst, wie viele unserer Bekannten Wien verlassen haben; es ist fast niemand mehr hier, und von mehreren hat niemand eine Idee, wohin sie sind. Es waren zwar freilich Gründe genug da, um sich hier weder mehr ruhig noch heimisch zu fühlen; aber diese prezipitierten, geheimnisvollen Abreisen waren doch die Folge einer allzu großen Furcht. Wir hatten an diesem Tag eine ganz andere Angst, nämlich um die gute Tante Fanny, welche sehr leidend war und selbst immer

glaubte, sie bekomme den Typhus, an dem die Miß krank lag. Die gute Tante ist sonst so entfernt von aller Ängstlichkeit, daß wir wirklich entsetzliche Angst hatten, da die Lage der armen Cousinnen fürchterlich gewesen wäre. Gott sei Dank war die gute Tante schon Samstag ganz wohl, und die Miß ist auch schon Rekonvaleszentin. Gustavs Anwesenheit jetzt ist ein wahres Glück; er ist so ruhig und verständig, daß er einen immer zu kalmieren weiß. In den ärgsten Agitationstagen vom 15. bis 18. mußten wir trotz unserer namenlosen Agitation doch oft lachen über seinen fürchterlichen Pedantismus, mit dem er uns wohlmeinend tyrannisierte, aber auch auf Augenblicke ganz auf unsere Angst vergessen machte. Sonntag war ein sehr ereignisreicher Tag, in der Kirche schon hatten wir einen Schrecken, an dem aber nur unsere Unüberlegtheit schuld war, da wir uns jetzt vor allem fürchten. Als wir in der Kirche waren, wurden plötzlich alle Türen gesperrt und die Altäre mit Militär umstellt. Zugleich hörte man von außen pumpern; wir glaubten die Kirche schon gestürmt, und Marie Fuchs, die den Augenblick erst von ihrer ersten Flucht nach Baden zurückgekommen war, ergriff gleich wieder die Flucht durch eine porte dérobée; draußen aber wurde ihrer armen, geängstigten Mutter förmlich übel, und das Ganze war nur die Vorbereitung zum Johannesfest, das in der Hofkirche besonders feierlich begangen wird. Bei Wilczek erhielten wir dann die ersten sehnsüchtig erwarteten Nachrichten über die Reise des Kaisers und seiner Ankunft in Salzburg, welche uns nachmittags durch den Besuch Hentzels mit Deinem lieben, gütigen Schreiben und gleich darauf durch den Herrn Fluck aus Innsbruck[1] bestätigt wurden. Letzterer konnte uns besonders interessante Details geben, da er einen Teil der Reise mit unserem geliebten Onkel Gustav gemacht und von ihm vieles von der kaiserlichen Familie gehört hat. Wir waren so glücklich, etwas davon zu hören, da wir besonders für die Kaiserin so in Angst waren. Unendlich begierig sind wir, was noch geschehen wird. Ich glaube, der Vater meint, der Kaiser sollte den Sommer auf einem seiner Schlösser, z. B. in Persenbeug, zubringen. Ich wieder gönnte den Tirolern und Oberösterreichern gar so die beseligende Auszeichnung, unsern guten Kaiser, dessen die Wiener durchaus unwert sind, bei sich zu haben. Sonntagabend wurde die sonst ordentlich geisterhafte Ruhe, welche seit der Drohung des Standrechts in den Abendstunden ist, durch den Alarmmarsch gestört. Zu gleicher Zeit kam Professor Hye zum Vater; wir waren darüber sehr beunruhigt und suchten noch beim Vater den Grund zu erfahren. Der gute Vater aber schickte uns zu Bett mit der Lehre, uns nicht gleich zu agitieren. Kaum hatten wir uns gelegt, so hörten wir wieder im Nebenzimmer laut sprechen. Wir standen auf und erfuhren nun, daß Ministerrat beim Vater sei, welcher bis zwei Uhr dauerte. Danach kam noch Direktor Auer von der Staatsdruckerei, und so war wieder die Nacht für den armen Vater ganz verloren. Es ist wirklich schrecklich! Und wie wenig Dank erntet er für solche übermäßige Anstrengungen. Jetzt bilden sich die Herren Studenten gar ein, daß es der Vater mit ihnen haltet und mit den schönen Errungenschaften des 15. Mai. Wie mich das ärgert! Ich möchte lieber, daß sie ihn als einen Zopf an-

[1] Gubernialrat Dr Moritz Bruno Fluck v. Leidenkron, k. k. Kammerprokurator.

feindeten. Aber da stellen sie sich immer so gut dar und sprechen von Freiheit und heiliger Sache, und wir müssen ganz demütig uns verneigen und den ärgsten Feinden des Vaterlandes schmeicheln. Es ist unerträglich! Reden darf man schon gar nicht. Dafür geht uns das Herz ganz auf, wenn ordentlich Gesinnte kommen. Die Besten sind schon Gustav Wilczek, Karl und Wilhelm Mertens; diese sind gar nicht mit Geld aufzuwägen. Es tut einem wohl in Wien, doch ein paar für die österreichische Sache Begeisterte zu sehen. Liebe, gute Tante, ich bitte Dich, verzeihe mir, daß ich immer dasselbe wiederhole; aber ich habe nur den einen Gedanken. Alles führt wieder darauf zurück und erhaltet einen in beständiger Aufregung. Ich sehe ein, daß solche deplazierte Exaltation ein Mädchen lächerlich macht; aber ich kann ihrer nicht Meister werden und finde eben in den verkehrten Ansichten so vieler, die ich höre, Nahrung für meine Exaltation. Ich denke oft, wie gut es uns allen wäre, würde uns die gute Mutter leiten; an ihr hätten wir das schönste Muster der Ruhe und Ergebung in das Unabänderliche, auch wenn es durch Menschen herbeigeführt würde, die man unmöglich achten kann. — Während ich schreibe, traten Hoyos und Onkel Fritz ein; jetzt sind sie beim Vater. Was sie wohl bringen werden? Ich fürchte fast, ihre Rückkehr ohne den Kaiser werde der halben Ruhe, deren wir uns erfreuen, ein Ende machen; sie ist ohnehin nur eine mit Asche bedeckte Glut — tut aber doch sehr wohl. So hat denn Doblhoff die beiden gar nicht mehr in Innsbruck getroffen! Heinrich Wilczek hätte ihn sehr gern begleitet. — Der gute Onkel Fritz hat unserem Diner beigewohnt und uns gesagt, daß er Dich, liebe Tante, recht gut aussehen und nur Gustav etwas unwohl gefunden hat. Ich hoffe, daß der gute, liebe Gustav jetzt auch nichts mehr davon weiß. Der Onkel hat auch sehr gelacht über die Frauen-Deputation, die er begegnet hat. Zum Glück hat der Vater uns verboten, uns dieser und ähnlichen Petitionen durch Unterschriften anzuschließen. Freitag soll eine Literaten-Deputation unter Saphirs Anführung abreisen. Die armen Innsbrucker, um die Literaten beneide ich sie nicht. Da man schon auf mich zum Ausgehen wartet, küsse ich Dir und dem guten, teuren Onkel Gustav zärtlichst die Hände. Auch Deiner guten Schwester bitte ich Dich, uns herzlichst zu empfehlen, und Dir, gute Tante, danke ich noch mit gerührtem und Dir ganz und gar ergebenen Herzen für Deine lieben Zeilen und mütterliche Sorgfalt um uns, deren würdig zu werden innigst wünscht

Deine Nichte

Marie.

6.

Wien, Samstag den 27. Mai 1848.

Meine gute, gute, liebe Tante!

Was sind doch das für Zeiten! Wieder muß ich Dir von traurigen Auftritten berichten. Gott sei Dank, kann ich Dir dieselbe Beruhigung geben, daß uns noch nichts geschehen ist, und bitte Dich und den lieben Onkel herzlich,

ganz außer Sorge um uns zu sein. Wir vertrauen auf die göttliche Vorsehung und wissen, daß nichts ohne Gottes Willen geschieht; und darum sind wir mit allem einverstanden, was auch über uns kommen kann, das Gute hoffend und auf das Ärgste gefaßt. Der gestrige Tag war wohl ein arger; heute ist es ruhiger. Der Vater bekommt eine Versicherung von Vertrauen um die andere. Der arme Onkel Wilczek ist nicht ganz sicher; man will sich seiner bemächtigen, was man schon gestern an seinem Begleiter [1], den Ihr unlängst in Salzburg gesehen habt, getan hat. Der Vater ahnte schon vorgestern, daß ein schlimmer Tag kommen werde; wir hatten keine Ahnung bis gestern morgen, wo bereits alles alarmiert war. Das Manifest des Kaisers, worin nur die Errungenschaften des März, nicht die des 15. Mai aber, zugesichert werden, erregte Unwillen, noch viel mehr aber ein Plakat mit der Auflösung der akademischen Legion. Es ist bedauerlich, daß das geschehen ist; aber die Professoren selbst, die doch die Stimmung auf der Universität kennen sollten, baten die Minister darum, da sie sagten, die akademische Legion wünsche sich aufzulösen und warte nur auf eine Aufforderung von seiten des Ministeriums. Diese kam gestern und erregte die schrecklichste Erbitterung. Die Stadt war sogleich unruhig, die Tore mußten wegen der aus den Vorstädten eindringenden Menge mit Militär besetzt werden. Die Studenten gingen in den Prater, wo über 2000 Arbeiter sind, um diese zu holen; dies haben wir von einem Augenzeugen gehört. An andern Orten wird es wohl ebenso gegangen sein. Unglücklicherweise wurde durch die Ungeschicklichkeit eines ganz jungen Offiziers beim roten Turmtor ein hereinwollender Bürger von seiten des Militärs erschossen. Wie es scheint, war der arme Bürger nicht in schlechter Absicht gekommen. Dieser Unfall erzeugte eine entsetzliche Erbitterung unter dem Volk, besonders der Bürger gegen das Militär. Wir mußten vom Fenster aus sehen, wie ein einzelner, armer, reitender Militär von einer großen Rotte angefallen, herumgezerrt und mit Steinen beworfen wurde. Es war empörend. Er spornte sein Pferd an und sprengte im Galopp davon, von Steinen verfolgt. Die Volksmenge wurde immer größer und wütender; ein Bekannter von unserer Hausfrau aus der reitenden Kavallerie der Nationalgarde sagte ihr, sie solle sich eiligst flüchten, denn die Wut des Volkes sei jetzt auf den Minister Pillersdorff gerichtet. Man richte sich schon, um den Trattnerhof zu stürmen. Sie schickte uns gleich den Inspektor herauf, welcher uns Aufnahme bei einer kleinen obskuren Partei eines oberen Stockwerkes und Stallhofes verschaffte. Ich ging mit Babette zu dieser Partei, um ihr für ihre aufopfernde Gefälligkeit zu danken, wurde aber am Rückweg von einigen Studenten ertappt. Wir verkrochen uns hinter einer Seitentüre und kamen ohne Hindernis zurück. Das Notwendigste unserer Sachen packten wir, steckten soviel als möglich zu uns und waren so von zwölf Uhr mittags bis ein Uhr nachts beständig reisefertig und bereit, unsere Wohnung, die wir doch nicht hätten verteidigen können, zu räumen. Dahin kam es nicht; im Gegenteil ward unsere entsetzliche Angst um den guten Vater beschwichtigt, da sich gegen zwei Uhr die Pereats, die man ihm unter unsern Fenstern brachte, in Vivats verwandelten. Das Volk

[1] Grafen Hoyos.

war übrigens beschäftigt, Barrikaden zu machen; 1500 sollen schon gemacht sein, die meisten bis ins zweite Stockwerk reichend. Aus den Wohnungen wurden polierte Möbel herausgerissen, um zu den Barrikaden zu dienen; anstatt ihrer schichtete man Pflastersteine in den Wohnungen auf mit dem Bedeuten, sie auf das Militär herabzuschleudern. Es waren merkwürdigerweise Gerüchte verbreitet, daß Windischgrätz mit zehntausend Mann anrücke, daß Regimenter auf der Schmelz stehen. Das Pflaster ist an vielen Orten ganz aufgerissen. Unsere Angst um den guten Vater war entsetzlich; wir konnten uns nicht mehr helfen und schickten zu ihm, hörten aber, daß er ruhig im Kriegsministerium sei. Dasselbe bestätigte uns später ein Herr, der ihn selbst gesehen hatte. Gustav[1] kam dreimal zu uns, um uns abzuholen, da die Tante so gut war, uns ihre Wohnung anzubieten; aber wir blieben lieber zu Haus, besonders da es für Frauen und Kinder kaum zu gehen ist, da jede Straße mit Barrikaden gesperrt wurde. Unser Trattnerhof ist von allen Seiten vollkommen abgeschlossen. Um halb fünf Uhr kam der gute Vater; unser kleines Diner ward sechsmal unterbrochen. Eine Deputation verlangte die Auslieferung Montecuccolis, welche der Vater standhaft verweigerte; eine zweite die Befreiung Häfners, die der Vater bewilligte. Der junge Dr Bach und der Maler Ranftl benahmen sich recht teilnehmend und für das Beste besorgt. Wir sind jedem Menschen dankbar, der nur etwas gute Gesinnung zeigt. Wie viel wir wegen und für Montecuccoli gelitten haben, davon können wir erst in ruhigeren Zeiten die Details geben. Wir wissen nicht, was mit ihm geschehen ist, und sind in großer Sorge um ihn. Man begehrte ihn, Hoyos und Colloredo als Geiseln für die Rückkunft des Kaisers und die Behauptungen der Errungenschaften des 15. Mai. Durch die ganze Stadt lief eine wilde Rotte, die unter den empörendsten Akklamationen diesen dreien und allen Aristokraten den Tod schwur. Dasselbe war auf allen Läden und Häusern geschrieben, auf den Barrikaden rote Fahnen gesteckt, die Hüte, Röcke, alles mit roten Bändern gebunden, um anzuzeigen, daß Blut fließen müsse. Gegen sieben Uhr ging der Vater wieder ins Kriegsministerinm zurück, das er um halb fünf Uhr verlassen hatte, da Hoyos, der es nicht mehr ansehen konnte, wie der Vater gepeinigt und geplagt wurde, ihn dazu zwang. Als der Vater zurückkam, fand er den Hoyos nicht mehr und hörte, daß er arretiert und auf der Aula sei. Der Vater hat sich auf das äußerste angestrengt, um ihn los zu machen, und sich an seiner Stelle als Geisel angetragen, was jedoch nicht angenommen wurde. Der gute, liebe Vater kam im Laufe des Abends wieder zu uns, schickte uns den Kleyle, um den Rest des Abends mit uns zu bleiben, und kam endlich um halb zehn Uhr ganz nach Haus. Ihm folgte auf dem Fuß Tuvoras Bruder, der auch Tuvoras Befreiung begehrte und erhielt. Die Nationalgarde, welche unter unsern Fenstern biwakierte und uns antrug, unsere Vorzimmer und Stiege auf ein einziges Zeichen aus dem Fenster zu unserem Schutze zu besetzen, mußte nun abziehen zur Verteidigung der Burg, die man zu plündern drohte. Es ward lange unter den Ministern beraten, ob man die Burg durch Militär verteidigen oder sie als Nationaleigentum erklären und dem Schutze

[1] Wilczek.

der Bürger und Nationalgarde anvertrauen solle. Letzteres ward gewählt, die Burg nicht geplündert — bis jetzt. Das Gerücht, daß die Regimenter abgefallen sind, ist vollkommen erlogen; es ist unglaublich, was für Lügen ausgebreitet werden, um die Aufregung zu vermehren. Die Weiber spielen eine große Rolle, gehen mit Gewehr herum und werden dafür von Nationalgarden umarmt. Einzelne Soldaten sucht man durch Schmeicheleien und Drohungen zu gewinnen — doch umsonst. Brot, Wein und Bier werden ausgeteilt, die Arbeiter betrinken sich, Nationalgarden in Masse und Bürger kommen in unsere Küche und nehmen alles, was sie finden, da sie sagen, der Minister habe nicht mehr Hunger als sie. Die zweite Kompagnie vom Schotten-Viertel, wo die zwei Cousins[1] sind, hat sich aufgelöst, da man ihr seit dem 15. Rache geschworen und sie gestern im Schottenhof, wo sie sich versammelten, verbarrikadiert hat. Um zehn Uhr abends hielt der Vater im Salon Sitzung mit dem Bürgerausschuß, Nationalgardisten und Studenten. Die Verhandlungen drehten sich größtenteils um die Freilassung von Hoyos, welche der Vater durch die lebhaftesten Vorstellungen begehrte. Auch erreichte er, daß sie ihm angetragen ward; er nahm es aber nicht an, um allen Verdacht zu beseitigen. Der gute, edle Mann. Seine Frau ist mit ihm. Metzburg kam noch zu uns und malte uns mit den schrecklichsten Farben die Lage seiner Schwester Fanny, die mit ihrem Mann versteckt ist. Breuner, Dietrichstein, Endlicher, Hye und viele wurden heute Nacht gefangen. Die Nacht war bis zwei Uhr entsetzlich unruhig; es wurden wieder wie vormittags alle Glocken geläutet, Zeichen, daß die Arbeiter alle kommen sollen, Alarm getrommelt, die Tore eingebrochen. Dies und das Gebrüll der Leute, das Geklirr der Waffen war greulich. Wir blieben zusammen auf, dem armen Vater sank der Kopf herab und die Augen zu vor Erschöpfung. Um ein Uhr kam der berühmte Hammerschmidt mit drei Technikern zum Vater; sie waren ziemlich grob mit ihm und entsetzlich aufgeregt. Der Vater gab ihnen sein Ehrenwort, daß keine andern Regimenter kommen, als das von Prinz Emil aus Olmütz zur Auswechslung gegen das Regiment Nugent. Wir hatten Gelegenheit, Hammerschmidts Beredsamkeit anzustaunen. Es war eine fürchterliche Nacht. Um zwei Uhr wurde es ruhiger, wir legten uns auf ein paar Stunden nieder. Heute wird an den Barrikaden viel gearbeitet, sonst geschieht nichts außerordentliches. Im Vergleich zu gestern ist es ruhig. Während ich hier schrieb, brachte uns Heinrich die Post, daß Onkel Fritz mit ein paar Kindern in der Frühe fort ist; jetzt um zwei Uhr geht die Tante mit Gustav und den übrigen und unserer Constanze und Ida. Die Trennung von den zwei weinenden Kindern ist uns über allen Ausdruck schwer gewesen. Aber es ist besser so. Onkel und Tante gehen für indessen auf ihr Gut, Heinrich zu seiner Frau, die vorgestern zu ihrer Mutter gereist ist. Die armen Kinderln: wie werden sie auch dem Vater abgehen! Der Vater sagt uns, wir sollen nicht erschrecken, wenn wir hören, daß er verhaftet ist; man wird ihm nichts tun. Dafür bürgt uns jeder. Das Unglück ist, daß sie ihn so durchaus unentbehrlich finden. Jeder einzelne und jede Deputation versprechen ihre Bestrebungen für die gute Sache nur unter der Bedingung, daß

---

[1] Wilczek.

er bleibt; er muß sein Ehrenwort geben, Minister zu bleiben. Wir sind so gut wie eingesperrt. Unser Tafelzimmer ward zur Wachstube gemacht für eine Studenten-Ehrenwache, die sie uns angeboten haben; doch sind sie noch nicht eingezogen. Sie werden auch in unserer Wohnung schlafen und mit uns speisen, so daß wir den Vater gar nicht allein sehen können. Der Vater erwartet sich, daß alle Provinzen sich von Wien und dem Ministerium los-sagen. Alle Gesandten sollen Wien verlassen haben. Niemand wird anders als zu Fuß und ohne Bagage fortgelassen. Die Eisenbahn ist bis Floridsdorf zerstört oder besetzt, das weiß ich nicht. Liebe, gute Tante, wolltest Du die Gnade haben, von nun an um Briefe an Fräulein Ott auf der Post fragen zu lassen. Ich glaube, es ist besser so. Wenn ich morgen nicht schreibe, ist ein Zeichen, daß nichts vorgefallen ist, weil wirklich der heutige Tag bis jetzt ganz ohne Vorfall ist. Die Auflösung der akademischen Legion ist wieder zurückgenommen. Dann begehren sie Entfernung alles Militärs, Rückkehr des Kaisers, Auslieferung der Aristokraten, die den Kaiser entführt haben. Ich küsse Dir und dem Onkel vielmals die Hände und empfehle uns Eurer Liebe. Verzeiht, daß ich Euch alarmiere. Ich bin so froh, daß Onkel Fritz fort ist. Übermorgen hoffe ich besseres sagen zu können. Der Vater ist ruhig und gefaßt und weist uns an die über uns waltende göttliche Liebe, die uns nicht verläßt. Seid auch Ihr außer Sorge für uns, es ist durchaus keine augen-blickliche Gefahr. Man scheint auf den Vater unbedingtes Vertrauen zu schenken, und er sagt, daß jeder einzelne gut und vernünftig spreche. Vielleicht kommen Onkel und Tante und unsere zwei Engelsmauserln bald zu Euch. Mit der innigsten Liebe und Verehrung umarmt Dich und Euch alle

Deine ergebene Nichte

Marie.

7.

Wien, Sonntag, den 28. Mai 1848.

Mein guter, lieber Gustav![1]

Da wir jetzt so unendlich viele Briefe zu schreiben haben, will ich schon den heutigen Abend dazu benützen. Neues zwar habe ich nichts zu berichten, Gott sei Dank, sage ich dazu, denn das Neue ist jetzt immer schlecht. Dem Anscheine nach ist Ruhe hergestellt — aber wer kann noch daran glauben? Lieber Gustel, wir erleben recht traurige Zeiten, man sollte gar keine Reflektionen darüber machen, sonst muß man unbedingt kleinmütig werden. Heute kann ich doch wenigstens zwangloser schreiben, da ich, auf Fräulein Ottiliens Zustimmung hoffend, an sie adressiere; aber gestern habe ich mich gar nicht getraut, etwas zu sagen, weil der Name Chorinsky leicht zum Öffnen des Briefes reizen könnte. Es ist wirklich merkwürdig, daß seit gestern gar nichts Bemerkenswertes vor-

[1] Gustav Chorinsky der Jüngere.

gefallen ist. Wir sind auch so müde, daß wir gar nichts mehr hören wollen. Jetzt ist unser Haus gar traurig, seit unsere zwei lieben, guten Kinder fort sind. Wir sehnen uns nach Nachrichten von ihnen; nie waren sie vom Haus entfernt, und durch ihre liebenswürdige, immerwährende Lebhaftigkeit und Lustigkeit belebten sie alles. Es ist ein Glück, daß der Vater immerwährend von Besuchen belagert ist, sonst wäre ihm diese Entbehrung gar schmerzlich. Und doch müssen wir der guten Tante Fanny ungemein dankbar sein, daß sie sich bei ihrer prezipitierten Abreise noch diese Bürde aufgeladen hat, und das mit einer rührenden Freundlichkeit; sie war bereit, uns alle mitzunehmen. Wir aber haben keinen Wunsch, als hier bleiben zu dürfen, und hoffen, der Vater wird unsern dringenden Bitten nachgeben; denn selbst wenn das geschieht, was er erwartet, und was allen verständigen Männern jetzt geschieht, daß er verhaftet wird, so ist es ja eben dann nur hier in Wien in seiner Nähe für uns möglich, es zu ertragen. Vielleicht seht Ihr bald Flüchtlinge von hier; ich kann gar nicht denken an die schreckliche Lage dieser unglücklichen Familie M.[1] Denn es ist empörend, einen so liebenswürdigen, verständigen Mann, der so eifrig für das Gute war und alles geopfert hätte, um es zu fördern, verfolgt zu wissen, und auf welche Art! Seine Ehre zwar befleckt es nicht, im Gegenteil, aber seine arme, arme Frau! Und was hat er getan? Habt Ihr das Placard gelesen? Würde der ärgste Tyrann es wagen, seinen Untertan für so einen Mißgriff durch Gefängnis zu strafen? Gewiß, ein lauter Schmerz der Indignation würde sich gegen so eine Despotie erheben, und die akademische Legion, der die öffentliche Meinung längst das Urteil gesprochen hat, glaubt das Recht zu haben, ihre Obrigkeit, die das Vertrauen der ganzen Stadt, von Hohen und Niederen im vollsten Maße besaß, verurteilen zu dürfen und zum Tode zu verurteilen. Ich habe kein Jus studiert und verstehe rein gar nichts, aber wenn ich auch noch dümmer wäre, würde ich doch diese Unbilligkeit einsehen; dazu braucht man keinen Verstand, dies sagt einem schon der Instinkt, aber auf der Universität begreifen sie das nicht. Es ist traurig zu sehen, wie verblendet jene sind, welche sich von Leidenschaften beherrschen lassen. Ich selbst weiß nicht die näheren Umstände von dieser unglücklichen Geschichte und bin froh, wenig zu wissen, um ihn nur durch keine Miene zu verraten; aber selbst das, was ich weiß, traue ich mich nicht, dem Papier anzuvertrauen. Wir hoffen, daß er in Sicherheit ist, und bitten Gott, ihn zu schützen. Seine arme Frau ist heute zu ihren schon früher weggeschickten Kindern gereist; der älteste Sohn, der noch hier war, ist ganz in Verlust geraten, ihm und seiner Mutter ist der Tod geschworen, wenn man den Vater nicht findet, und diesem selbst Steckbriefe nachgeschickt mit dem Befehl, ihn unverzüglich zu hängen. Indessen suchten sie ihre Rache dadurch zu kühlen, daß sie Puppen in Lebensgröße machten, vollkommen mit den Gesichtszügen und Kleidung M.s, und sie in verschiedenen Gassen und auf der Aula am Galgen hängten; dasselbe geschah Colloredo zu Ehren. Ich bin überzeugt, sie haben nur mit Ungeduld auf eine Gelegenheit gewartet, M. anklagen zu können, weil ihnen sein alles durchblickendes Auge, das sie nicht täuschen konnten, gewiß verhaßt war. Das kann aber ihm in den

[1] Montecuccoli.

Augen eines wahren Österreichers nur zur Ehre gereichen. Wegen des Vaters unserer Freundinnen Sophie und Emmy sind wir noch immer besorgt, da wir durchaus nichts von ihnen wissen seit vorgestern abend, wo er versteckt war. Seine arme Frau dauert uns auch gar so! Sie hat immer so viel auf die Studenten gehalten, und ihren ganzen Stolz in sie gelegt, und hat jetzt nebst der Todesangst für ihren Mann noch das bittere Gefühl der Enttäuschung. Schändlich hat man sich auch mit Hoyos benommen, der doch seit zwei ein halb Monaten so vielfache Beweise von Selbstaufopferung gebracht und dadurch seine edlen Gesinnungen noch herrlicher an den Tag gelegt hat; aber er bleibt sich auch immer gleich mit derselben Ruhe und Selbstverleugnung, als er sich bisher den schrecklichen Unannehmlichkeiten und Beschwerden, welche mit seiner Stelle verbunden waren, unterzogen hat, hat er auch jetzt sein Geschick getragen. Wir haben gehört, daß er sich selbst als Geisel gestellt hat. Auf dem Wege zur Universität konnten ihn seine weißen Haare, sein Ehrfurcht und Vertrauen einflößendes Aussehen nicht vor den rohesten Beschimpfungen des Volkes schützen, denen er vollkommene Ruhe entgegensetzte. Seine Frau und der Vater erhielten die Erlaubnis, ihn zu besuchen und fanden ihn immerwährend vollkommen heiter und zu jedem Opfer bereit. Seit heute morgen ist er in seiner Wohnung, die er nicht verlassen darf, und welche bewacht ist. Dietrichstein war nur vierundzwanzig Stunden auf der Universität, sein Zimmer war elend, seine Stimmung entsetzlich gedrückt, doch war er zufrieden mit der Behandlung. Er wurde in seine Wohnung zurückgeführt auf sein Ehrenwort, Wien nicht zu verlassen; doch hat man ihm im Laufe des heutigen Tages vollkommene Freiheit geschenkt — geschenkt! sage ich, ein Studentenverein wird dem Dietrichstein die Freiheit zu schenken haben! Man wird wirklich ganz irre. Daß der gute Onkel Fritz fort ist, ist sehr gut, denn die arme geschreckte Portierin sagte uns heute, daß eine Unzahl von Studenten kommen und nicht glauben wollen, daß er fort ist; sie verlangen die Wohnung zu durchsuchen und sagen, es gelte sein Leben. Breuner hat sich geflüchtet, Pereira auch, Latour soll in der Kaserne so gut wie gefangen sein, die Professoren Endlicher und Hye, welche mit M. an dem Placard gearbeitet haben, sollen auch verhaftet sein. Viel besser geht es uns auch nicht; aber beim Vater geschieht alles nur des Decorums wegen, wie sie sagen. Gestern morgen schon kam Dr Engel, um dem Vater eine Sicherheitswache für uns während des Vaters Abwesenheit anzubieten; er tat dies infolge einer fürchterlichen Szene, da man die Nacht von Freitag auf Samstag zu ihm ins Haus gestürmt ist, seine kranke Frau insultiert hat, und ihn selbst arretieren wollte. Und Engel wurde noch dazu bis vor ein paar Wochen zu den Erzradikalen gerechnet, ist aber jetzt dieser wahnsinnigen Partei viel zu reaktionär, aristokratisch und wie sie alles das nennen, was ich mit einem Worte vernünftig nenne. Gestern vormittag verbreitete sich merkwürdigerweise das Gerücht, daß der Vater fortgehe; da wurde an allen Stadttoren ein gedruckter Zettel angeschlagen mit dem Befehle für die Wache haltenden Nationalgarden, den Minister P. nicht hinauszulassen; und als der Vater um halb fünf Uhr sein Bureau verließ, fand er seine Türe besetzt mit acht Mann, die ihn nach Hause begleiteten, immer lachend, als ob sie im Scherze ihm eine Ehrenwache machen wollten; hier im Trattnerhof aber fand er die Stiege unten und oben wieder

besetzt. Während des Essens kamen fünf Deputationen, ihn zu beschwören, nicht fortzugehen, woran er ohnehin nie gedacht hat. Alle Kommandanten von der Nationalgarde versicherten, die Aufregung des Volkes nur dann beschwichtigen zu können, wenn er ihnen sein Ehrenwort gibt, zu bleiben; das verweigerte der Vater, weil er sich nicht so binden will; aber er versprach so lang zu bleiben, bis der Kaiser ihn abruft, oder so lang er dem Volke nützen kann, ohne seine Pflichten gegen Kaiser und Konstitution zu verletzen. Sie gaben sich zufrieden mit dem, weil er sagte, er werde nicht im geheimen abreisen, und augenblicklich fing man an, die Barrikaden abzutragen, um ihm die Dankbarkeit für sein Bleiben zu bezeigen. Auch die Wachen von Nationalgarden, Bürgern rc., mit denen unser Vorzimmer, Stiegen und Tore ganz gefüllt waren, zogen sich zurück, nur die Mediziner aus der Kompagnie Dr Engels blieben zu unserem Schutze zurück. Sie wohnen bei uns, essen mit uns und sind die ganze Zeit, die der Vater zu Hause ist, immer mit uns; sonst, wenn der Vater aus ist, sehen wir sie wenig. Schutz brauchen wir zwar keinen, denn Gott sei Dank ist alles ruhig, und man schenkt dem Vater so viel Vertrauen, daß man seinen Töchtern auch viele Aufmerksamkeiten zuteil werden läßt; aber es ist gut, bei den vielen bösartigen Lügen, die ausgestreut werden, daß wir zwei beständige Zeugen jeder unserer Handlungen haben, welche zwei Zeugen noch viele andere nach sich ziehen, denn es ist ein beständiges Ab- und Zugehen, Nationalgarden, Studenten rc.

Montag, den 29. Mai 1848.

Angenehm ist es für unser häusliches Leben nicht, im Gegenteil legt es uns einen sehr lästigen Zwang an, wir müssen vieles hören über Personen, die uns teuer und wert sind, was uns tief verletzt; wir müssen jedes Wort abwägen, denn unsere zwei Mediziner gehören nicht zu der großen Anzahl, die auf guten Glauben blind handeln, sie wissen sehr wohl, was sie tun, und scheinen großen Teil an allem zu nehmen; aber das Zeugnis müssen wir ihnen geben, daß sie sich diskret und anständig über allen Begriff benehmen. Wir bilden uns ein, daß sie arm und verlegen sind, und daß es ihnen angenehm ist, bei uns gut aufgenommen zu sein, weil sie schon den dritten Tag da sind und alle vierundzwanzig Stunden die sie Ablösenden fortschicken, um bleiben zu können, und das rührt uns. Ich bereue meinen Haß gegen sie, denn gewiß gewinnt jeder bei näherer Bekanntschaft, jeder glaubt für die Wahrheit zu kämpfen und macht sich ein herrliches Bild davon, für das er große Opfer bringt; das ist gewiß ein schöner Zug, der wünschen macht, sie möchten doch recht bald ihre unbegreiflich große Macht zur wirklichen Herstellung der Ordnung und einer guten Regierung anwenden. Samstagnachmittag kam noch eine Deputation von Nationalgarden zum Vater in die Wohnung, um ihm ihren neuen Kommandanten Oberst Panache[1] vorzustellen; es blutete uns das Herz, wenn wir Panache mit Hoyos verglichen. Welcher Unterschied! Um halb acht brachte man dem Vater eine Serenade, das Karree bildeten Arbeiter, die mit ihren eisernen und hölzernen Waffen den Takt schlugen und eine Gattung Chor

[1] Pannasch.

vorstellten; es war merkwürdig, unheimlich fast; die Musikstücke waren sehr hübsch, dreimal unsere liebe Volkshymne, zweimal „Das deutsche Vaterland“, dessen Melodie mir gar so gut gefällt, dann noch ein paar deutsche Lieder und der Ragoczy-Marsch, den wir so gerne haben und wozu sie ungarisch tanzten. Es war eine ungeheure Menge Volkes, welche sich sehr enthusiastisch gegen den Vater bewies und durchaus nicht fortgehen wollte, ohne ihn zu sehen; er war aber nicht zu Hause. Wir schickten einen Studenten hinab, es zu sagen, da spielten, sangen und tanzten sie dann eine Stunde, endlich schrie man herauf: „Einen Gruß von dem Volke an unsern gutgesinnten Ministerpräsidenten!“ Sie gingen aber noch nicht, bis unser zweiter Mediziner wieder hinabging und sagte: „Seine Töchter werden ihn grüßen.“ Da gingen sie dann, aber seitdem ist das Gerücht, daß der Vater Wien verlassen hat, mehr als je verbreitet. Man sagt, daß man ihn zur Eisenbahn gehen gesehen hat, und hinter ihm den Bedienten mit einem Sack, das ist auch wahr, aber er hat die Kinder nur bis zur Brücke begleitet. Damals hat der arme Vater zum erstenmal heuer das Grün gesehen. Es war uns leid, daß er seine Serenade versäumt hat, denn es wäre ihm eine kleine Erheiterung gewesen; ich habe noch nie so ein sonderbares Volksfest gesehen, aber gefreut hat es uns nicht, es hatte etwas Unheimliches an sich, alle diese Leute, die erst Tags zuvor der armen Stadt Wien einen neuen Schandfleck aufgedrückt haben, sich lauter Freude und Jubel überlassen zu sehen, zu hören, mit welcher Begeisterung sie dem Vater „Vivat“ schrieen — sie, die Tags zuvor so fürchterliche Dinge mit dem Vater seinem Namen gesagt haben, daß ich sie nicht wiederholen kann. Und so ein Volksfest zu einer Zeit, wo unser guter Kaiser seine Untertanen durch seine Abwesenheit straft, kam uns sehr unpassend vor. Der Vater war indessen bei den zwei Gefangenen. Abends kamen wieder gegen dreißig Bürger aus Petersdorf[1] mit Baron Klemens Hügel, den sie in Petersdorf gefangen und zum Vater gebracht haben, damit er ihn verhafte. Der Vater sagte, daß seine früheren freundschaftlichen Privatverhältnisse zu Metternich kein Grund zur Verhaftung seien, und bot dem Arretierten an, diese unruhigen Tage als unser Hausgenosse zuzubringen, darauf zogen sich die Leute zurück; Hügel aber nahm die offre nicht an, und verließ ihn auch bald, wurde jedoch von den lauernden Petersdorfern neuerdings gefangen, zum Vater gebracht; endlich führte man ihn in seine Wohnung auf sein Ehrenwort, Wien nicht zu verlassen, sein Gepäck mußte bei uns bleiben; diese Geschichte dauerte von halb elf bis nach Mitternacht. Die vier Tore und Stiegen des Trattnerhofes sind bei Nacht bewacht von fünfundzwanzig Studenten, damit der Vater nicht echappiert; es ist wirklich lächerlich; auch ausgehen darf er nicht ohne Wache. Wir hoffen aus dieser Gefangenschaft erlöst zu werden durch die Ernennung eines neuen Ministeriums, das wir mit unbeschreiblicher Ungeduld erwarten. Wessenberg, der am 20.[2] angekommen ist, um die auswärtigen Geschäfte zu übernehmen, ist nach Innsbruck gereist, und hat keine Lust, nach den schönen Maivorfällen sein Amt anzutreten. Es ist recht traurig, es so fühlen zu müssen, aber ich muß sagen, ich sehne mich nach

---

[1] Perchtoldsdorf.

[2] Am 20. war Wessenberg noch auf der Reise.

dem Moment, wo wir von dieser Stadt fortkommen; ich habe sie früher so unendlich geliebt! Aber jetzt ist mir leid um jede Sekunde, die der Vater noch einer verlorenen Sache weiht. Unermüdet hat er Tag und Nacht durch zwei Monate gearbeitet, und der unglückselige 15. Mai hat das alles mit einem Male vernichtet! Können wir denn noch wünschen, daß er solchen Leuten seine Gesundheit opfert? Ach, er sieht so übel aus! Seit Freitag wieder mehr als je. Die Barrikaden in der Stadt sind teilweise abgetragen, doch alles hergerichtet, um sie jeden Augenblick wieder aufbauen zu können. Auf der Bastei ist noch alle zwanzig Schritte eine; es ist dort eine vandalische Zerstörung: Bäume mit ihren schönen grünen Blättern und Blüten ausgerissen, Pflöcke, Barrieren, Teile von der Mauer, Postwagen, alles mußte dazu dienen; es ist ein entsetzlich trauriger Anblick! Der Vater wollte, daß wir endlich wieder in die Luft kommen; aber als wir nach Hause kamen, brachen wir alle drei in Tränen aus, denn es war, als ob wir in einer fremden Stadt herumgegangen wären, alles war verändert, zerstört, und dann gingen wir über eine Stunde immerwährend in einem Gewühl von Menschen und kannten nicht eine Seele. Alle, alle Bekannten und Verwandten sind fort, und man kann nur so unzureichende Nachrichten geben und bekommen, eben zu der Zeit, wo man so sehr das Bedürfnis fühlt, sich eng an seine Lieben zu schließen. In dem Augenblick erhalten wir einen sehnsüchtig erwarteten Brief der Cousinen, die uns gute Nachrichten über Onkel und Kinder geben; da Sophie sagt, sie habe gestern auch Deiner guten Mutter geschrieben, teile ich nichts aus ihrem Brief mit. Die guten Lieben sowie auch unsere geliebten Kinder vermissen wir hier schmerzlich. Ich muß heute so eilig schließen wie vorgestern den Brief an die gute Tante. Was ich damals geschrieben habe, davon habe ich keine Idee, denn diesen Tag brachte ich in einem Taumel zu — ich kam kaum zu mir; der Abschied von den Kindern so Knall und Fall hat mich gar affiziert, aber es ist gut, daß sie am Land sind, die lieben Stutzeln. Clarisse sieht sehr übel und angegriffen aus, Sophie ist ganz kontrakt und gelähmt — die Arme mit ihrer Schwächlichkeit, und jetzt allen Schrecken und Angst. Der gute Vater ist heiter und ruhig, es ist unbegreiflich, wie er so sein kann. Gott erhalte ihn nur so! Aber ich fürchte so, daß, wenn einmal die Aufregung aufhört, seine Kräfte zusammenbrechen werden. Da in einer Viertelstunde das Gepäck für die Kinder abgehen soll, muß ich schnell einiges dazulegen und Dir Adieu sagen. Küsse Deinen Eltern statt mir die Hände, umarme die Geschwister und sage Deiner Tante und Fräulein Ottilie viel Herzliches von mir. Fräulein Ottilie auch viele Entschuldigungen, daß ich ihren Namen auf die Adresse setze. Gott gebe uns bald bessere Zeiten, wir können uns das Glück der Ruhe und Ordnung kaum mehr vorstellen.

Deine Dich innig liebende

Marie.

(Adresse: Mademoiselle Odile de Bruckmüller, Salzburg.)

VI.

Professor Hye über den 26. Mai 1848.

Es war an dem berüchtigsten Barrikadentage Wiens, d. i. am 26. Mai 1848, daß ich ungefähr um acht Uhr früh — nachdem ich früher in Gemeinschaft mit dem Grafen Colloredo, dem von der Regierung ernannten Kommandanten der akademischen Legion, und mit dem k. k. Generalmajor v. Sardagna, damals Ablatus des Kommandierenden von Wien (des Grafen Auersperg) und Stellvertreter des längere Zeit von Wien abwesenden (nämlich in Innsbruck bei Seiner Majestät dem Kaiser befindlichen) Kommandanten der Nationalgarde (Grafen Hoyos), an der Universität im Auftrage des Ministerrates die faktische Vollziehung der von dem Ministerrate (leider um acht Tage zu spät) anbefohlenen Auflösung der akademischen Legion vergeblich versucht hatte — in das Kabinett des damaligen interimistischen Ministerpräsidenten (Baron Pillersdorff) eilte, um bei ihm zugleich mit dem schon genannten Generalmajor v. Sardagna und dem niederösterreichischen Statthalter (Grafen Montecuccoli) sowie mit mehreren mir persönlich nicht bekannten, von der Regierung für loyal angesehenen und darum zu dieser Beratung einberufenen Nationalgarde-Hauptleuten über die von der Regierung gegen die allseitig heranstürmenden Aufrührer und beginnenden Barrikadenbauten vorzukehrenden Maßregeln zu beraten.

Da stürmt plötzlich eine Deputation der akademischen Legion, geführt von Professor Füster, Dr Goldmark und mehreren andern (worunter namentlich mehrere Studenten waren, um die ich mich aber nicht weiter umsah, daher ich auch ihre Namen nicht mehr anzugeben wüßte) in das Kabinett des Ministers und begehrt in unser aller Gegenwart mit Ungestüm die sogleiche Widerrufung der Auflösungs-Ordonnanz (wie man sie zu nennen beliebte) der akademischen Legion. Der Minister, von uns übrigen Anwesenden hierbei kräftig unterstützt und ermutigt, setzte der Deputation für diesmal unbeugsame Festigkeit entgegen und erklärte entschieden, daß die Regierung ihre Maßregel mit Waffengewalt in Ausführung bringen werde, wenn die Deputation nicht dafür einstehen könne, daß sich die Legion derselben gutwillig fügen werde.

Da gewahrte der Sprecher der Deputation, nämlich Füster (den ich, im Vorbeigehen gesagt, etwa seit einem halben Jahre nicht mehr persönlich gesprochen hatte und von gemeinsamen Universitäts-Angelegenheiten aus kaum kannte), mich plötzlich in der Umgebung des Ministers, eilte auf mich zu, um mir die Hand zu reichen und mich mit der Anrede: „Herr Kollega!“ wie er beteuerte — im Interesse der Ehre der Universität und der öffentlichen Ruhe zu beschwören, daß ich, statt den Minister in seiner Hartnäckigkeit zu bestärken, ihn vielmehr zum Widerrufe der genannten Maßregel bestimmen soll. — Hierüber wich ich vor dem mir Entgegenkommenden einige Schritte zurück, verweigerte ihm mit einem verächtlichen Blicke meine Hand und entgegnete ihm ungefähr folgendes: „Ich schäme mich, Ihr Kollega heißen zu müssen, denn Sie sind der Haupturheber der jetzigen schmachvollen Frevel

der Studenten — Sie sind ein Hochverräter und haben durch Ihre teuflische, am 15. Mai (dem Tage der sog. Sturm-Petition) in der Aula abgehaltene Rede, die ich ja selbst mit anhörte, die unseligen Ereignisse jenes Tages und alle Folgen derselben herbeigeführt — Sie haben eben dadurch Hunderte unserer Studenten gleichfalls zum Hochverrat, zur Empörung gegen den edelsten Monarchen verführt usf." — —

Dieses mein unter den damaligen Verhältnissen vielleicht tollkühn zu nennende Benehmen hatte den ohnehin schon bestandenen Haß des schlechteren Teiles der Studenten gegen mich bis zur Wut gesteigert. Die Deputation eilte wutentbrannt gegen den Minister, gegen den niederösterreichischen Statthalter und gegen mich fort, und kaum eine Stunde später prangte Montecuccolis und mein Konterfei, mit Namen bezeichnet, auf der Aula-Barrikade am Galgen.

Dieser Vorgang hatte, in Verbindung mit der sich bald wie ein Lauffeuer verbreitenden Kunde, daß die energische Auflösungs-Ordonnanz des Ministerrates vom 25. Mai von mir angeraten und konzipiert war, die Wut der Aufrührer gegen mich aufs äußerste gesteigert, und als in den Sitzungen des sich am 26. Mai abends im Musikvereinssaale improvisierenden Volks-Sicherheits-Ausschusses an diesem und dem folgenden Tage über mich und mehrere andere sog. Volksverräter (darunter Graf Hoyos, Graf Montecuccoli, Graf Colloredo, Baron Pereira, Professor Endlicher und mehrere andere) verhandelt wurde, erhob sich — laut des authentischen, späterhin durch die „Wiener Zeitung" vom 12. Juni 1848 Nr 162 im Hauptblatte abgedruckten Protokolles — „ein (übrigens daselbst **nicht** genanntes) Ausschußmitglied und erklärte: Über die Perfidie des Professors Hye könne kein Zweifel mehr sein; es habe selbst gehört, wie Hye die Studenten im Gespräche mit dem Minister Pillersdorff Hochverräter genannt und geäußert habe, er schäme sich, ein Kollega des Professors Füster zu sein".

Der Wahrheit zur Steuer muß ich auch noch beifügen, daß bei der am 28. Mai und den folgenden Tagen in dem Sicherheits-Ausschusse stattgefundenen Verhandlung, wo meine Verhaftung und Stellung erst vor ein Volks- und so fort vor das Kriminalgericht beschlossen und der denkwürdige Antrag gestellt wurde: „mich wegen des Verbrechens des Hochverrates durch Angriff auf die Souveränität des Volkes und auf die österreichische Staatsverfassung, in welcher die akademische Legion einen öffentlichen Bestandteil bilde, in Anklagestand zu versetzen und nach § 53 des Strafgesetzes (vom Jahre 1803) zum Tode zu verurteilen, weil ich den Einschlag zur Auflösung dieses Korps gegeben, die Minister-Ordonnanz hierzu verfaßt und zu deren Vollziehung die Nationalgarde und sogar das Militär aufgeboten habe" — Warhanek nicht, wenigstens gewiß nicht als Sprecher mitgewirkt habe, weil diese Verhandlungen größtenteils in meiner eigenen, des Angeklagten Gegenwart verhandelt wurden, und ich die Namen aller, die daran Anteil hatten, kennen lernte, Warhanek aber sich bestimmt nicht darunter befand.

VII.

Zur Reise des kaiserlichen Hofes nach Tirol.

1.

Hochgeborner Freiherr! Euer Exzellenz!

Ich beeile mich, Euer Exzellenz ehrfurchtsvoll zu melden, daß soeben ein Uhr mittags nach allseitig mir zugekommenen Anzeigen Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin und die gesamte kaiserliche Familie, wie man glaubt, auf der Flucht hier durchpassiert sind.

Man sah kein Gepäck, sondern alle saßen in den gewöhnlichen zur Spazierfahrt im Prater benützten Wagen. Kein Bedienter noch sonst jemand sagten aus, wohin die Fahrt gehe. Es müssen schreckliche Dinge in Wien vorgefallen sein.

Ich sehe weiteren Befehlen entgegen.

Welchen Eindruck das im Kreise machen wird, ist in dem Augenblicke nicht abzusehen.

Mit treuer Ergebenheit ꝛc. Meixner.

Wels, den 18. Mai 1848, ein Uhr mittags.

2.

Hohes k. k. Kreispräsidium!

Heute neun Uhr früh langte ein Wiener Nationalgarde an und entrichtete ohne weitere Erklärung für vier Wagen die Gebühren.

Um zehn Uhr trafen, außer zwei Bedienten ohne Begleitung, Seine Majestät unser gnädigster Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin, Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Franz Karl mit seiner hohen Frau Gemahlin Erzherzogin Sophie und Familie mittels Post an und verfügten sich ohne Aufenthalt weiter über Klein-München; unbekannt wohin weiter.

Dieses Erscheinen trägt das höchst betrübende Abzeichen der Flucht, die sich auf revolutionäre Bewegungen der letzten Tage zu gründen scheint.

Soeben um drei Uhr nachmittags, bis wohin man näheres zu erfahren glaubte, trafen Ihre Majestät die Kaiserinmutter in Begleitung Seiner Exzellenz des Herrn Obristhofmeisters Grafen Bellegarde ein, welche sich bei ihrer sogleichen Abreise der tröstlichen Versicherung bedienten, daß sich der Allerhöchste Hof nicht außer Land begeben werde, gestern abend in Wien wieder Ruhe geherrscht habe und die Abreise Seiner Majestät nicht im geringsten gestört worden sei.

Es wird daher dieses Ereignis in schuldiger Dienstpflicht und abgedrungener Eile dem Hohen Kreispräsidium ehrfurchtsvoll berichtet.

Magistrat Enns, am 18. Mai 1848[1].

Falck, Bürgermeister.

---

[1] In der vierten Nachmittagsstunde.

3.

Ein historisches Gasthaus.

(Mitteilungen eines Reisenden.)

Abweichend von dem gewöhnlichen Touristenwege habe ich die Reise von Wien hierher nicht direkt per Bahn gemacht, sondern in Lambach übernachtet, um von hier aus des Morgens die Fahrt nach Gmunden im Wagen fortzusetzen, wobei man den Vorteil hat, unterwegs den imposanten Traunfall nach Muße besichtigen zu können. In Lambach logierte ich mich in Deisingers Hôtel ein, wo ich in jeder Beziehung gut aufgehoben war, da man hier allen Komfort und eine vortreffliche Küche findet. Außerdem hat dieses Hôtel aber auch einen historischen Wert. In meinem Zimmer fand ich nämlich eine Gedenktafel mit nachstehender Aufschrift: „Von den hier folgenden hohen Häuptern hatte ich die Gnade, Höchstdieselben in meinem Hause zu bewirten.“ Es folgt nun ein Verzeichnis von Monarchen und Staatsmännern, und aus den beigefügten Daten ersieht man, daß die Mehrzahl dieser Besuche in der Kongreßzeit erfolgte. Kaiser Franz ist daselbst am 22. Oktober 1807, dann am 14. Juni 1816 und zuletzt mit seiner Gemahlin am 1. Dezember 1818 eingekehrt; Kaiser Alexander von Rußland am 26. Mai 1815; der König und die Königin von Bayern am 1. Februar 1815. Interessant sind auch folgende Namen: Lord Castlereagh, großbritannischer bevollmächtigter Minister, 11. September 1814; Herzog von Wellington, englischer Gesandter, 30. Januar 1815; Fürst von Benevent, französischer Staatsminister, 22. September 1814, ꝛc. Unterfertigt ist die Gedenktafel: „Johann Jakob Deisinger, bürgerlicher Weingastgeber, und Therese Deisinger, dessen Ehegattin.“ Ein anderes Zimmer dieses Hôtels, eine Art Prunkgemach, bietet wieder ein denkwürdiges Stück Geschichte aus dem Jahre 1848. Hier befindet sich nämlich unter Glas und Rahmen, kalligraphisch ausgeführt, eine Reihe von Akrostichons, deren Überschriften an und für sich schon die Erinnerung an gewisse Epochen der Wiener Revolution wachrufen. So lautet die erste Überschrift: „Melodien der Wehmut und der Freude auf den denkwürdigen Tag, wo Ihre Majestäten Kaiser Ferdinand und Kaiserin Maria Anna, Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie, Ihre Königlichen Hoheiten Erzherzog Ferdinand, Karl und Ludwig auf Allerhöchst Ihrer Durchreise nach Innsbruck am 18. Mai allhier über Mittag speiseten. Im Jahre 1848.“ Aus der Überschrift eines zweiten Akrostichons erfahren wir, daß Kaiser Ferdinand und Kaiserin Maria Anna auch auf ihrer Rückreise von Innsbruck nach Wien am 10. August 1848 daselbst übernachteten, so auch am 11. desselben Monats die Erzherzogin Sophie und die Erzherzoge Franz Joseph, Ferdinand, Karl und Ludwig, gleichfalls auf der Rückkehr von Innsbruck.

4.

Innsbruck, 20. Mai 1848.

(Aus einem Privatschreiben.)

Gestern abends um neun Uhr kam plötzlich ein k. k. Hofsekretär und sagte, in zehn Minuten kommt der Kaiser. In der Burg ward schnell Alarm ge-

schlagen, nämlich alles durcheinander gebracht. In der Verwirrung stellten sie in das für den Kaiser bestimmte Zimmer zwei so elende Leuchter, daß in keinem Bedientenzimmer schlechtere waren. Das Gerücht verbreitete sich blitzschnell durch die Stadt. In der Vorstadt begegnete Dr Gasser, Hofmeister bei Sarnthein, einem solchen Haufen, der immer schrie: „Der Kaiser kommt!“ Da sagte er ihnen, sie sollten eine Beleuchtung hervorrufen. Sogleich durchzogen Haufen alle Straßen, die immer schrieen: „Beleuchtung! Lichter heraus!“ In fünf Minuten war die Vorstadt und in einer Viertelstunde die ganze Stadt beleuchtet. Nationalgarde und Bürger zogen zur Burg, und ein paar hundert Fackeln beiläufig sammelten sich schnell in und vor den Burgtoren. Es hatte den ganzen Tag geregnet, regnet noch immerfort und war unfreundlich kalt; dennoch war bald eine ungeheure Menschenmasse versammelt. Endlich um elf Uhr kommt der Kaiser angefahren, es ertönt ein unbändiges Vivatrufen, die Bürgerbande spielt den Anfang der Nationalhymne, P. Albert mit uns wartet auf der Stiege, allein das Vivatrufen zieht sich schon von der Burg wieder fort — kein Kaiser kommt. Schnell laufen wir drei in die Vorstadt. Da sehen wir den Kaiser im Wagen, der von fast hundert Menschen gezogen wurde, umgeben von Fackeln, bis zum Landhause hinauffahren, dort kehrte er um, fuhr über den Stadtplatz, Hofgasse auf den Rennplatz und dort beim Haupttore hinein in die Burg. Schon auf der Anhöhe vor Mühlau war der Wagen des Kaisers und der darauf folgende ausgespannt worden, in dem, wie ich glaube, die Kaiserin oder, wer weiß, wer anderer saß, und so viele Menschen zogen und schoben an dem Wagen, daß auch nicht eine Person mehr Platz gehabt hätte, zu ziehen. Der Wagen fuhr noch dazu sehr geschwind, daß man fast laufen mußte, um nachzukommen. Vivat wurde auf dem ganzen Wege geschrieen, daß sich mehrere heiser schrieen, so daß sie am selben Abend kein lautes Wort mehr reden konnten. Wir kamen durch eine Abkürzung dem Zuge zuvor, als er über den Stadtplatz ging, gelangten in die Burg und hörten dort, daß wir die Ankunft des Erzherzogs Franz Karl, Erzherzogin Sophie und drei ihrer Söhne versäumt hatten (der älteste Sohn, Erzherzog Franz Joseph, fuhr schon vor einem Monat hindurch nach Italien und war bei der Schlacht bei Verona dabei). Der Kaiser schien sehr angegriffen. Wir sahen ihn die Stiege heraufkommen. Sie reisten in leichten Chaisen, ganz ohne Gepäck, unter dem Vorwande einer Spazierfahrt, am Mittwoch von Wien ab, schliefen eine halbe Nacht in Salzburg und fuhren sonst ununterbrochen bis hierher. Als sie den Tiroler Boden bei Unken betraten, soll die Kaiserin vor Freude Tränen vergossen haben. Heute früh schickten sie herab, denn sie hatten keine Gebetbücher mit. Auch waren um sieben Uhr Schuster und Schneider bestellt, da sie gar keine Kleider zum wechseln mit hatten. Das Hofpersonal ist auch sehr gering, es besteht nämlich aus drei oder vier Leiblakaien, einer Kindsmagd und noch ein paar Jungfern. Heute früh kamen Graf Wilczek und Graf Hoyos, den Kaiser aufzufordern, sogleich wieder zurückzukehren. Beide sind schon wieder, und wie man sagt, unverrichteter Dinge abgezogen. Um zwölf Uhr zeigte sich die kaiserliche Familie auf dem Balkon und wurde mit Jubelruf empfangen. Dann gingen sie, von einer Masse Leute und Vivatrufen begleitet, zur Kettenbrücke hinunter spazieren. Bei dem Löwenhause be-

gegnete ihnen Hofrat Lebzeltern[1] in einem leichten Wägelchen, der sogleich ausstieg und den weiteren Spaziergang mitmachte. Soeben, zwei Uhr, kommen wieder zwei Wagen an von Wien; wer darin ist, weiß ich nicht. Gott sei Dank, daß der Kaiser bei uns ist! Auf die Tiroler kann er bauen, die verlassen ihn gewiß nicht, wie die Wiener taten. Und wenn er schon heute von Nationalgarde bewacht wird, so sind das doch ehrenfeste Tiroler, die ihn nicht verraten.

5.

Erzherzog Johann an den interimistischen Ministerpräsidenten Baron Pillersdorff.

(Nur die Unterschrift eigenhändig. Original in meiner Sammlung.)

Was Tyrol betrifft, habe ich diesesmal nichts zu sagen, was zur Veröffentlichung geeignet wäre. Die Gränzen sind gesichert, die Organisirung der Ablösungscompagnien rückt vor. Mein Augenmerk richtet sich nun hauptsächlich auf das Land selbst, auf die Verhinderung jeder Spaltung und Aufregung. Was das erste betrifft, so besteht sie bereits zwischen den Wälschen und Deutschen, und wird von ersteren — begründet auf manche sich auf den früheren Zustand beziehende gerechte Klagen — leidenschaftlich betrieben. Hier gehört Klugheit und eine feste Führung. Trient will sich trennen, es sagt zwar, gut österreichisch zu seyn, allein dem ist nicht zu trauen, so lang die italienische Sache nicht geschlichtet ist; daher, wenn auch manche kleinere Concessionen ihnen bewilliget werden, so kann das, was eigentlich sie begehren, erst auf dem Reichstage zur Sprache gebracht werden; bis dahin habe ich alles vertagt. Während der übrige Theil von Tyrol den Provinzial-Landtag beschickt, weigern sich die Wälschen hartnäckig daran theilzunehmen; dieß wird die übrigen nicht hindern, den Landtag zu halten und ihre Angelegenheiten zu berathen. Da ich in Innsbruck gegenwärtig seyn muß, so kann ich auf manches Einfluß nehmen.

Der zweite Gegenstand ist meines Erachtens weit ernster. Wenn auch das mir mitgetheilte anonyme Schreiben als in manchem übertrieben und von jener Parthey herrührend, welche ungeduldig — ließ man ihr freien Lauf — alles verderben würde, so muß ich in der Sache dem Inhalte als großentheils wahr beipflichten. Als ich nach Tyrol kam, fand ich die religiöse Aufregung sehr groß; es gelang mir, dieselbe zu beschwichtigen, und ich hoffte, in dieser Sache Ruhe zu haben. Allein dem ist nicht so. Die Wiener Ereignisse und der Aufenthalt des kaiserlichen Hofes! hat einer Parthey Muth gemacht, die nun das Volk bearbeitet, ihm Gefahr für die Religion, für die Geistlichkeit und die Nothwendigkeit der Erhaltung des stets in Tyrol waltenden Princips, daher auch den Nutzen gewisser religiöser Orden schildert. Hierin mußte ich manches hören, und die Wege, welche eingeschlagen wurden, liegen mir klar vor; dermalen heißt es: rein passiv bleiben, um großes Uebel zu verhüten. Die Sache wird auf dem Landtage hitzig durchgefochten werden, und ich muß trachten,

[1] Graf Ludwig, k. k. Wirklicher Geheimer Rat.

daß nicht eine solche Spaltung entstehe, daß wir zwei feindliche Partheyen gegeneinander rücken sehen. Der Zeit muß es überlassen bleiben, die Sache zu schlichten, vorzüglich wenn einmal jene, an die man sich ankert, wieder in Wien oder wo immer seyn werden.

Was nun den Aufenthalt des Allerhöchsten Hofes hier betrifft, so kommen dermalen von den Provinzen Abgeordnete. Die Böhmen und Steyermärker waren da, die Linzer und Croaten sind da, die Kärnthner und Krainer haben den hiesigen Ständen zugeschrieben; der Hof sowohl als diese wollen erst dann nach Wien, wenn sie die gehörigen Garantieen für des Kaisers Sicherheit und constitutionelle Unabhängigkeit haben. Die sollen darin bestehen, daß die zuletzt erzwungenen Concessionen nicht gültig, die Militärmacht unabhängig, die Aula gesperrt und die Studirenden zur Ordnung gewiesen, endlich ein gerechtes Preßgesetz der zügellosen Frey- und Frechheit Schranken setze; daß die armen verantwortlichen Minister nicht täglich gehetzt, daß endlich die zum Reichstag Abgeordneten die Garantieen erhalten, ohne jeden Einfluß ruhig, ungestört ihre Berathungen pflegen zu können, im widrigen Falle die Provinzen darauf dringen, den Reichstag in einer unbedeutenden Provinzialstadt, der Ruhe wegen, zu halten. So stehen nun die Sachen.

Doblhoff ist angekommen; ich habe denselben von allem in die Kenntniß gesetzt, allein dem ist nicht genug; ich kann nicht alles erfahren und leiten; ernst und bestimmt spreche ich mich aus — mehr kann ich nicht thun. Soll, wie ich höre, Stadion berufen seyn, so ist unumgänglich nothwendig, daß er herkomme, sich umsehe und sich bestimmt über manche Gegenstände ausspreche; dann kann jener, der bei dem Kaiser bleibt, leichter thun; bis dahin, obgleich meine Gegenwart an manchen Landestheilen nothwendig ist, verharre ich in Innsbruck, um wenigstens Mißgriffe — insoweit ich es vermag — zu hindern und zu trachten, daß man mir das hier Begonnene nicht verderbe.

Wir erwarten eine große Bauern-Deputation mit ein paar tausend Unterschriften; dieses ist durch die Vorspiegelung bewirkt worden, es sey nöthig zur Erhaltung der katholischen Religion; den Leuten wird gesagt: Brandis und die katholische Religion sey eins. Hier ist dermalen nichts zu thun: temporisiren, gar nicht die Sache beachten, und — ist einmal der Hof von Innsbruck weg — Brandis, über welchen ich sonst keine Klage habe, nach Wien einberufen auf eine Weise, wo er sich noch bedanken muß, als Zeichen des Vertrauens, und hier nicht mißbilligt werden kann: — dafür Chorinsky. Also: — dermalen vertagen. — Ein gleiches betrifft die Ausweisung der Jesuiten, Liguorianer; diese Sache wird auf dem Landtage vorkommen; itzt muß hier nichts geschehen — und getrachtet werden, diese Orden durch kluge Ueberredung dahin zu bringen, sich aufzulösen.

Es verlautet, daß Studenten hierher kommen wollen, um den Kaiser rückkehren zu machen; davor bewahre uns Gott! — denn es käme keiner mehr nach Hause; dem Grimme des aufgeregten Volkes — wären sie auch noch so zahlreich — würden sie nicht entgehen; es ist gleiche Stimmung in allen Landestheilen, und die Kunde eines solchen möglichen Besuches bereits verbreitet, hat die Folge, daß man auf den Gränzen allenthalben aufsichtig ist und auf sie passet.

Für heute schließe ich, Ihnen herzlich dankend für die eben erhaltene Mittheilung dessen, was Sie an meinen Neffen Franz gerichtet haben. Ich werde einen ehrlichen, geraden Weg gehen; ich kenne, wie es in einem constitutionellen Staat seyn muß, — daher wende ich mich in allem an jene, welche die Verantwortung haben, und empfange von ihnen die Befehle. Sollte jemals der Fall eintreten, daß meine Ueberzeugung in einen Conflict geriethe mit ersteren, so trete ich ab, — aber niemals werde ich in die Zügel jener greifen, denen die Leitung anvertraut ist. In einem constitutionellen Staate müssen die Minister ungehindert, ohne Einmischung Fremder handeln können, sonst sind sie nicht haltbar.

Mögen Sie diese Zeilen frey von Unruhe und wohl finden.

Innsbruck, am 27. Mai 1848.

Ihr aufrichtigster

Johann.

VIII.

Pillersdorff. Stadion. Wessenberg.

1.

Pillersdorff an Stadion.

(Ohne Datum, jedenfalls Ende April 1848[1].)

Hochgeborner Graf!

Eure Exzellenz haben, wie ich aus Ihren gefälligen Mitteilungen vom 23. ersehe, noch entschiedener und bestimmter gehandelt, als Ihnen der Ministerrat zu handeln zumuten wollte. Er hält es notwendig, die Aufhebung der Robot auszusprechen, und wollte den Zeitpunkt der Ausführung Ihrem Ermessen überlassen. Daß Sie diesen ohne Unterscheidung auf den 15. Mai festgesetzt haben, wurde übereinstimmend als sehr zweckmäßig anerkannt. Es versteht sich, daß nun alle übrigen in dem Dienstschreiben vom 19. angedeuteten eventuellen Bestimmungen wegfallen und das ganze Patent unterbleiben muß, welches ich bereits unabgängig gemacht habe. Es wird nun darauf ankommen, ob Eure Exzellenz noch ein Patent zu erlassen notwendig finden, für welchen Fall ich bitte, selbst den Entwurf zu demselben zu liefern, damit alles, was Sie für den beabsichtigten Eindruck angemessen finden, und auch nur dieses aufgenommen werde. Je schwieriger Ihre Lage ist, desto notwendiger wird es, Ihnen freie Hände zu lassen, und deuten Eure Exzellenz

---

[1] J. v. Doblhoff in Neue Freie Presse 1898, März, April.

eine in ihrer Bestimmtheit nicht immer Ihren Wünschen entsprechende Sprache nur dahin, daß man Sie in der Freiheit des Handelns nicht hindern soll. Wo Sie mit Entschiedenheit Anträge stellen, sollen Sie zuverlässig ebenso klare und ausdrückliche Entscheidung erhalten; wo Sie Aufklärungen über Absichten oder faktische Verhältnisse verlangen, werden sie Ihnen ebenso mit voller Offenheit erteilt werden. Ich bin völlig überzeugt, daß nur so Ihre Stellung haltbar ist, und das Ministerium legt einen zu großen Wert auf Ihr Vertrauen und Einverständnis mit jener Frage, als daß es sich dieser nicht durch das offenste Handeln versichern wollte. Graf Ficquelmont wies mich ausdrücklich an, Eurer Exzellenz mitzuteilen, daß die preußische Regierung sich in der neuesten Zeit sehr dem von Ihnen befolgten System gegen die polnische Agitation nähert und er in diesem Sinne auch auf dieselbe einwirkt. Schwer ist nur, die Agitation und Verleumdung, welche von hier aus systematisch gegen Galizien betrieben wird, zu entkräften. Die Regierung ist noch zu schwach, um mit Erfolg auftreten zu können, und eine Schlappe würde sie noch mehr schwächen. Auch reichen meine physischen und moralischen Kräfte nicht hin, um dem Einzelnen so folgen zu können, wie ich es sollte. Ich fühle es, daß die Presse mehr benützt und durch sie in verschiedener Richtung gewirkt werden sollte. Aber gerade für die galizischen Zustände fehlt es hier an ganz verläßlicher Tüchtigkeit und Sachkenntnis. Glauben Eure Exzellenz, daß Metzburg dafür zu benützen wäre, und können Sie ihn leicht entbehren, so würde ich ihn in gleicher Eigenschaft zur Hofkanzlei ziehen und vorzüglich dieser Bestimmung zuweisen. . . . Über eine Andeutung von Kraus mache ich Eure Exzellenz noch aufmerksam, daß, wenn bei der Organisation der Nationalgarde der Punkt der Grundzüge Sie beirren sollte, nach welchem nur in Orten von tausend Seelen dazu geschritten werden soll, Ihnen auch die Ausnahmen freigestellt sind, und ich nur eine nachträgliche Mitteilung über das Veranlaßte und eine kurze Begründung wünsche. Es ist ein menschliche Kräfte beinahe übersteigendes Unternehmen, das auf Ihnen und der Regierung liegt; nur Mut und Beharrlichkeit lassen einen glücklichen Erfolg hoffen. Daß Ihnen diese nicht sinken, erhält den meinigen, wenn ich mich auch über das Prekäre des Zustandes nicht täusche. In der Meinung hat die Regierung in der letzten Zeit einiges Terrain gewonnen, aber das Vertrauen ist noch schwach und schwankend; Italien und die Finanzverhältnisse drücken sehr auf den tief erschütterten Staat, und für beide ist die Lösung nicht nahe. Die Konstitution hat hier Anklang gefunden; weniger scheint dies in Böhmen der Fall zu sein, wo die Gesinnungen immer noch einer polnischen Richtung sich zuneigen, wenn auch in Lemberg eine Zustimmung weniger hervortritt.

Genehmigen Hochdieselben den Ausdruck der innigsten Verehrung, mit welcher ich stets bin

Eurer Exzellenz ergebenster Diener

Pillersdorff m. p.

Erlauben Eure Exzellenz, daß ich Ihnen noch die Begutachtung der Petition der galizischen Deputation ans Herz lege.

2.

Pillersdorff an Stadion.

Hochgeborner Graf!

Meine Beruhigung über die festere Stellung Eurer Erlaucht und über einen gesicherten Stand der Dinge sollte nicht lange währen, denn Ihre zwei letzten Berichte vom 27. und 28. und Ihr geehrtes Privatschreiben vom ersteren Tage zerstörten schnell die glücklichste Täuschung. Gern möchte ich mich überreden, daß Sie zu schwarz sehen; doch dazu sind Sie mir ein zu kalter, ruhiger Beobachter, kann ich mich darüber nicht täuschen, daß Verrat, Zudringlichkeit und Verleumdung alles aufbieten, um Ihre Geduld zu ermüden und Ihren Mut zu brechen. Wohl sehe ich auch ein, daß unter solchen Elementen die Zugeständnisse einer freisinnigen Konstitution den Stand sehr erschweren, dem Auftreten mit Energie große Hindernisse entgegenstellen müssen. Allein eben weil solche Staatseinrichtungen einen geregelten, gewöhnlichen Stand der Dinge voraussetzen, sind in einem ungewöhnlichen, ausnahmsweisen auch exzeptionelle Handlungen und Vorgänge gerechtfertigt und selbst geboten. Wer könnte in Ihrer Lage Ihnen solche zum Vorwurfe machen; wenn Sie mit Mäßigung davon Gebrauch machen, um blinden Trotz zu brechen? Darf eine Regierung sich entwaffnen lassen, wenn verbrecherischer Frevel ihr den Dolch entgegenhält? Schwieriger ist die Frage: Wie weit soll die Verteidigung gehen, ohne das Maß der Kräfte zu überschätzen, welche aufgeboten werden können, und durch das Unterliegen der Regierung größere Gefahr und Kompromittierung zu bereiten? Doch schien mir bei dieser Beantwortung das Feld nicht so unbedingt als verloren und preisgegeben anzusehen. Täuschen mich meine Wahrnehmungen nicht, so haben Sie drei Parteien vor sich: eine vehemente, tollkühne, agitierende; eine zweite, in Gesinnung sympathisierende, aber nur scheu und schüchtern folgende; endlich eine dritte, der Agitation fremde, aber passive und unlenksame. Bei so verschiedenen Stellungen bleibt nun wohl nichts anderes übrig, als der ersten mit Entschiedenheit entgegenzutreten, von der zweiten keine Hilfe zu erwarten, aber sie durch Furcht vor der ersten zum Übertritte zu vermögen oder wenigstens von aktivem Anschlusse an die erste abzuhalten, der dritten endlich Mut und Vertrauen einzuflößen und sie zugleich zu organisieren, zu ordnen und vor Übergriffen abzuwehren. Das Letzte ist — ich gestehe es gerne — leichter auszusprechen als getan; aber wo kein Recht ist, muß auch das Schwere und Zweifelhafte versucht werden, und hier wäre ja die Wahl nicht bloß zwischen Aufgeben und Behalten, sondern zwischen Behaupten und Preisgeben, zwischen Retten von Menschenleben, Zivilisation und Ordnung und zwischen Anarchie, Gewaltherrschaft und Ausbrüchen wilder Rachsucht jeder Art. . . .

Ich war durch einen ganzen Tag an der Absendung dieses Schreibens gehindert, als ich Ihr Geehrtes vom 1. dieses gestern erhielt; es enthält bereits eine Antwort auf meine obigen Bemerkungen, und nur sehr niederschlagende, denn Sie geben Galizien verloren, und wenn Sie es tun, so ist es verloren, denn

Eure Exzellenz sind der einzige Mann, der es der Monarchie erhalten könnte, ja ich spreche es aus, Sie könnten es nach meiner Überzeugung noch erhalten, wenn Sie selbst diese Ansicht festzuhalten über sich gewinnen könnten. Und was soll selbst bei einem Aufgeben geschehen? Wird Rußland ein Polenreich erstehen lassen? Wird sich ein solches neu konstituieren können? Wenn aber nicht, dann notwendig: Anarchie und Bürgerkrieg oder ein Völkerkrieg, in welchen Österreich mit fortgerissen wird. Erwägen Sie dieses und die ernsten Folgen davon. Die Grundsäulen des Reiches sind erschüttert, bewahren wir sie vor neuen Angriffen, damit es nicht zusammenstürze. Sie scheinen zu glauben, eine auf jene Zustände nicht berechnete Konstitution habe die Gefahr herbeigeführt; aber vergessen Eure Exzellenz nicht, was diese Konstitution herbeigeführt hat, und wie der Zustand beschaffen war, dem nur solche Mittel mehr entgegengesetzt werden konnten. Wie dem auch sei, Sie sprachen sich entschieden gegen ein System aus, welches man halten zu können glaubte, sprechen Eure Exzellenz sich nunmehr ebenso entschieden aus, welches System eingeschlagen werden soll; denn soll ein Land aufgegeben werden, so muß es doch mit Ehren, mit Sicherheit und mit Wahrung der möglichsten Vorteile geschehen. Hierüber bald Ihre Ansichten zu kennen, muß der Regierung von größter Wichtigkeit sein.

Nun habe ich eine ebenso wichtige Frage und einen dringenden Wunsch an Eure Exzellenz zu stellen. Erzherzog Franz Karl wünscht, daß Sie das Ministerium des Innern und die Präsidentenstelle im Ministerrate übernehmen, und es ist dies wohl schon lange der allgemeine Wunsch. Ich habe die Stelle, welcher meine Kräfte nicht gewachsen sind, nur für kurze Zeit übernommen und kann sie in keinem Falle behalten.

Ich bitte Eure Exzellenz daher um eine baldige, um eine bestimmte Antwort, und ich bitte Sie dringend um eine bejahende Erklärung und zugleich um den Ausspruch, wer Sie in Galizien ersetzen soll. Mit dem lebhaftesten Verlangen Ihrer Erwiderung entgegensehend, habe ich die Ehre, mit ausgezeichneter Hochachtung zu verharren

Eurer Exzellenz gehorsamer Diener

Pillersdorff m. p.

Wien, am 5. Mai 1848.

3.

Erzherzog Franz Karl an Stadion.

An Herrn Grafen Franz Stadion in Lemberg.

Lieber Graf Stadion!

Dringend muß ich Sie bitten, dem Ihnen schon durch Baron Pillersdorff ausgesprochenen Wunsche Ihrer Hieherkunft sobald als möglich entgegenzukommen, da Ihre Gegenwart in Wien bezüglich unserer nächsten Zukunft von höchster Wichtigkeit ist. Ihrer Einsicht und Gewandtheit bleibt es anheim-

gestellt, Ihre Abreise von Lemberg in diesem schwierigen Augenblicke so wenig fühlbar als möglich zu machen. Auf die alte Freundschaft bauend, die Sie und mich bindet, bin ich überzeugt, daß Sie aufs schleunigste bei uns eintreffen werden. Der Überbringer dieser Zeilen ist ein zuverlässiger, verschwiegener Mensch, der zu den wenigen Beamten zählt, welche in den Märztagen ihre Pflicht getan. Mit inniger Freundschaft und Hochachtung verbleibe ich

Ihr Ihnen herzlich ergebener

Franz Karl m. p.

Wien, den 11. Mai 1848.

4.

Stadion an Erzherzog Franz Karl.

(Ohne Datum.)

(Entwurf zur Antwort aus den nachgelassenen Papieren des Präsidialchefs Stadions Joseph Öttel.)

Gnädigster Herr!

Ohne Verzug hätte ich mich beeilt, dem höchsten Befehle, der mich nach Wien beruft, Folge zu leisten, wenn nicht Umstände in den letzten Tagen eingetreten wären, die es mir im Interesse der Regierung und meiner Ehre unmöglich machen, ohne bestimmten Ruf der Regierung mich von meinem Posten zu entfernen.

Der Minister des Innern hat in einem Schreiben an mich gefragt, ob ich mich entschließen würde, ein Ministerium und die Präsidentschaft des Ministerrates zu übernehmen. Ich habe auf diese Mitteilung geantwortet, daß die Schwierigkeiten, die ich voraussehe, so bedeutend sind, daß ich mich nicht getraue, mich bestimmt von hier aus auszusprechen, daß ich aber im Gefühle meiner Pflicht gegen den Kaiser und die Monarchie mich nicht weigere, jede Stellung einzunehmen, in der ich hoffen kann, etwas im Interesse des Landes zu tun, daß ich daher in dieser Beziehung den Befehlen des Kaisers entgegensehe. Kaum hatte ich diese Antwort nach Wien gesendet, erhielt ich mit dem Ministerialdekret vom . . . d. M. eine Klage des sog. polnischen Komitees zur Rechtfertigung zugesendet! In dieser Klageschrift, die ein Wiener Komitee der Nationalgarde einbegleitete, wurden in Punkten Beschwerden gegen meine Amtshandlung vorgebracht und von seiten des Komitees der Nationalgarde die Absendung einer Kommission der vereinigten Nationalgarde beantragt, um meine Handlungsweise zu untersuchen. Die Antwort auf diese Klagen habe ich gegeben. Vorgestern erschienen in zwei hiesigen Blättern Artikel über meine Abberufung; beide Zeitungen lege ich im Anschlusse ehrfurchtsvoll bei. In dem einen Artikel wird gesagt, daß der Minister gegen das Versprechen der Deputation, bei dem Slavenkongresse in Prag nicht zu erscheinen, meine sogleiche Abberufung von hier zugesagt habe; im zweiten wird gesagt, daß ich wiederholt um meine Abberufung gebeten und diese demnächst zu erwarten

stehe. Wenn ich nun bei dieser Sachlage, wo man einerseits mit einer Untersuchungskommission droht, anderseits meine Abberufung erzwungen zu haben angibt, meinen Posten ohne bestimmten Ruf verlasse, würde es den Anschein haben, als ob ich aus Furcht mich wegbegeben hätte, als ob der weitere Inhalt des Artikels, daß alle Gesuchspunkte der angeblichen Landes-Deputation zugestanden worden wären, wahr sei, als ob ich mich zu schwach fühlte, dem Sturme entgegenzutreten, den die polnische Deputation gegen mich heraufzubeschwören sucht. Das Interesse der Regierung würde verletzt, wenn mein Abgehen von hier ohne bestimmten Ruf die Schwäche der Regierung oder des hiesigen Organs der Regierung beurkunden würde. Meine Ehre wäre verletzt und ich käme in eine falsche Stellung, die es mir unmöglich machen würde, weitere Dienste dem Kaiser zu leisten.

Bei dieser Sachlage glaube ich den bestimmten Ruf von seiten der Regierung abwarten zu müssen, die entweder, wie die Zeitung es sagt, mich wegschickt, oder aber mich zur Übernahme eines Postens in Wien in der Residenz braucht.

Ich glaube nur auf diese Art den Interessen der Regierung dienen zu können und glaube, daß auch Eure Kaiserliche Hoheit meine Gründe würdigen und meinen Entschluß billigen werden. In dem Augenblicke, wo ich dazu Befehl erhalte, verlasse ich Lemberg; ohne bestimmten Befehl glaube ich den bittern Posten nicht verlassen zu dürfen, den ich hier bekleide.

(Entwurf ohne Signatur.)

5.

Pillersdorff an Stadion.

Hochgeborner Graf!

Das geehrte Schreiben vom 12. d., welches einen so wichtigen Gegenstand enthält, war am 16. in meinen Händen und wurde an demselben Tage von mir dem Erzherzoge überreicht. Ich erhielt es am 17. zurück mit dem Auftrage, im Ministerrate zu beraten, wie Ihrem Anerbieten schnell Folge gegeben und für Galizien Vorsorge getroffen werden könne. Der Beschluß war einfach und leicht: Der Ministerrat hatte am 16. infolge der Ereignisse vom 15. seine Stelle niedergelegt. Eure Erlaucht und Baron Wessenberg, wenn auch dieser die ihm zugedachte Stelle annimmt, hätten ein Ministerium zusammenzusetzen, und wir würden dafür sorgen, daß es aus homogenen Bestandteilen gebildet wird. Auch bezüglich Galiziens wurden gegen Ihre Anträge keine Einwendungen erhoben, nur H . . . und P . . . wurden dermalen nicht entbehrlich erkannt. Dagegen sollte Ihre Aufmerksamkeit auf Hammerstein gelenkt werden, der an Ort und Stelle, mit Land und Leuten bekannt, mit Ihrem Geiste und Ansichten leichter vertraut gemacht werden kann. Dieses sollte ich noch vorläufig dem Erzherzog zur Sanktion vorlegen. Allein der Kaiser und Erzherzog verschwanden noch an demselben Abende, und ich wußte nicht, welche Weisungen Eure Erlaucht vielleicht unmittelbar erhalten hatten, da der Erzherzog mir nur

einmal erwähnte, daß er Ihnen selbst in dieser Angelegenheit geschrieben habe. Fünf Tage sind seitdem verstrichen, und ich befinde mich in derselben Ungewißheit, denn keine direkte Nachricht ist dem Ministerium bisher zugekommen, es weiß selbst nicht, ob es noch besteht oder nicht. Wie dem auch sein mag, so will ich es doch nicht länger verschieben, Sie von dem Stande der Sache und von dem Grunde meiner Zögerung zu benachrichtigen. Wessenberg hat seither angenommen und wird täglich erwartet; das Ministerium fungiert interimistisch, bis es der Monarch enthebt; Wien ist wie nach einem Sturme ruhig, aber nicht heiter, vielmehr gedrückt und vor der Zukunft bang. Die Fehler der Vergangenheit — wenn sie nicht mehr als das sind — werden immer deutlicher erkannt, und das Bedürfnis einer starken Regierung gefühlt, diese aber durch schwankende Elemente in Wien, durch drohende in den Provinzen, durch feindliche von außen gefährdet. Es ist also Zeit, daß eine starke Hand die Zügel ergreife, und daß sie Achtung, Vertrauen und Furcht als Stützen finde, welche ein Übergangsministerium selten findet. Mit den Andeutungen über Galizien werden Eure Erlaucht nicht zufrieden sein; sind Ihnen andere Personen bekannt, so bitte ich, sie namhaft zu machen, und wir wollen alles tun, um sie schnell disponibel zu machen, denn daß die Dinge in Galizien von der größten Wichtigkeit sind, und daß die Erhaltung nur von der Energie des Mannes abhängt, erkennt jedermann. Die letzte Eigenschaft bezweifle ich bei P . . ., den ich persönlich kenne, und sie wird auch an H . . . bezweifelt, den ich nicht kenne. Zanini, den ich konsultierte, wußte mir auch keinen Bescheid und kam wieder auf Hammerstein; ein Beweis, wie arm wir auch in diesem Falle sind. Morgen geht vom interimistischen Ministerium Doblhoff zum Kaiser, weil wir es doch schicklich und notwendig finden, eine regelmäßige Verbindung herzustellen und das richtige Maß einzuhalten, welches nach den Ereignissen vom 15. beobachtet werden soll. Die Entfernung des Kaisers hat einen starken Eindruck gemacht und manche Schwankenden zurückgeführt, aber ein fester Geist und ernste Willenskraft besteht noch nicht, auch lauscht Mißtrauen noch allenthalben im Hinterhalte. Eine Reaktion würde dieses nähren und die erstere lähmen, daraus folgt aber auch nicht, daß der 15. Mai mit seinen Konsequenzen anerkannt werden müsse. Das Ministerium hat ihn durch seine Demission desavouiert, und die Provinzen können nun ein gewichtiges Wort sprechen. Mehrere haben es bereits getan, und dies bestärkt den Eindruck, welcher hier benützt werden kann und nur nicht zu einer Rückkehr zum alten System benützt werden soll, denn dieses halte ich für eine Unmöglichkeit. Ebenso nachteilig wäre eine längere Abwesenheit von Wien bei großer Entfernung des Hofes. Bei oder in den Familienbesitzungen des Hofes wäre wohl jetzt der geeignetste Aufenthalt, und in diesem Sinne haben sich die Minister ausgesprochen. Benützen Eure Erlaucht diese veralteten Daten, so gut Sie können; ich kann Sie auch nicht zu weiteren Mitteilungen einladen, da ich voraussetze, daß Ihnen die Einladung dazu auf anderem Wege zugekommen sein wird. Indessen glaubte ich doch das Vorausgegangene erwähnen zu sollen, und ist Ihr Entschluß gefaßt und alles geregelt, so würde ich eine Eröffnung darüber mit Dank aufnehmen; denn das Peinlichste in meiner Stellung ist, zwar Minister zu sein, aber für Sache und Person

ist es doch auch unangenehm, nicht zu wissen, ob man es noch in vierundzwanzig Stunden sein wird.

Mit dem Ausdrucke der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren

Eurer Erlaucht gehorsamster Diener

Pillersdorff m. p.

Wien, am 23. Mai 1848.

6.

(Eigenhändig, teils mit Tinte teils mit Blei geschrieben. Undatiert, doch wird im Kontexte der 5. Juni als Tag eines abgehaltenen oder abzuhaltenden Ministerrates erwähnt. Original in meiner Sammlung.)

An Seine des Herrn k. k. Ministers des Ackerbaues, Handels und der Gewerbe, Freiherrn v. Doblhoff, Hochwohlgeboren.

Über Euer Hochwohlgeboren schätzbares Schreiben vom 1. Juni sieht sich der Ministerrat unter Äußerung seines Dankes für die gütige Mitteilung zu folgender Erwiderung aufgefordert.

Der bedauerlichen Verzögerung wird durch die Überschickung aller Protokolle an B. Doblhoff begegnet. Br. Wessenberg muß heute in Innsbruck eingetroffen sein. Die Einberufung von Beamten der Staatskanzlei läßt besorgen, daß er auf einen längeren Aufenthalt des Hofes in Innsbruck und auf seine längere Anwesenheit daselbst rechne. Beide Minister wären zu ersuchen, einem solchen Vorhaben mit aller Kraft entgegenzutreten. Der zerrissene Zustand der Regierung hat schon große Übel und Gefahren herbeigeführt, eine längere Fortdauer dieses Zustandes der Abwesenheit läßt nicht absehen, wo diese ihre Grenze finden sollen. Schon wird die angebliche Abdikation Sr Majestät des Kaisers und des durchlauchtigsten Thronfolgers vielfältig besprochen, und ein tiefer Eindruck, welchen dieses Gerücht sowie die Folgen, die sich daran reihen, hervorbringt, ist nicht zu verkennen. Eine Annäherung des Hofes und ein Schritt des Vertrauens gegen die Residenz wird immer dringender und unverschieblicher. Das Ministerium findet sich bei seiner völligen Unkenntnis der Pläne des Hofes und bei der Unmöglichkeit, auf die Entschlüsse der Allerhöchsten Personen einzuwirken, immer mehr in einer unhaltbaren, dem Gange der Regierung gefahrdrohenden Stellung. Der Sicherheits-Ausschuß verlangt entscheidende Handlungen und Erklärungen, die Provinzen ziehen die Befugnis und Autorität des Ministeriums in Zweifel oder erklären sich von demselben unabhängig, wie es Prag getan hat, und der Gang der Kriegsereignisse fordert rasche Entscheidung und mannigfache Vorkehrungen, während die Abwesenheit des Hofes und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten dieses unmöglich macht. Ein solcher Zustand kann nicht geheim bleiben und er ist es nicht; er vermehrt das Mißtrauen, die Beunruhigung, die Aufregung. Der Verdacht gegen die Reaktion und eine geheime Regierung wird dadurch mit jedem Tage genährt,

und die letzte Hoffnung, das Band der dynastischen Anhänglichkeit, wird immer mehr geschwächt.

Stellen Euer Exzellenz dieses als die Überzeugung des Gesamtministeriums mit allem Nachdruck vor, dringen Sie auf die Notwendigkeit einer baldigen Rückkehr und auf eine unverzügliche Erklärung über dieselbe. Bestehen Sie ferner darauf, daß sich unmittelbar über die Abhaltung des Reichstages in Wien unter Anwendung der konstituierenden Eigenschaft desselben ausgesprochen, und daß das in dieser Beziehung rücksichtlich der Wahlen Verfügte bestätigt werde. Dringen Sie ferner auf die Konstituierung des Ministeriums. Es ist unerläßlich, daß dieses sich für den nahen Reichstag vorbereitet, sein Programm feststelle, sich seine Stellung klar mache. Das interimistische Ministerium findet sich seit drei peinlichen Wochen in dieser unhaltbaren Stellung, welche durch seine Unvollzähligkeit erschwert wird. Entschlossen, alle weiteren Zugeständnisse abzulehnen, würde es bei der ersten Anforderung von solchen entweder sich von Wien entfernen oder die Regierung ganz auflösen und der Kommunal- oder Sicherheitsbehörde übergeben müssen, welche zur Führung der Regierungsgeschäfte weder die Mittel besitzt, noch in den Provinzen ein Recht und Autorität ausüben könnte. Selbst über die hochwichtige Frage, wohin sich die Regierungsbehörden in einem solchen Falle zurückziehen, wo sich die Truppen sammeln, welche Vorsorge für das Staats- und Privatvermögen Sr Majestät getroffen werden soll, müßte das Ministerium nach seinem eigenen Ermessen ohne Anhaltspunkt über die Allerhöchsten Wünsche und Hoffnungen handeln, und doch zieht jede dieser Handlungen schwere Verantwortlichkeit nach sich. Nur die Rückkehr des Hofes ohne Umgebungen, gegen welche sich die öffentliche Meinung richtet, und das offene Festhalten an den erteilten Zugeständnissen bieten noch einen Lichtpunkt gegen diese ernste Gefahr. Ihre eigenen Wahrnehmungen und Überzeugung werden ihnen die Mittel an die Hand geben, sie mit aller Stärke geltend zu machen.

Zwei Zuschriften an den böhmischen Gubernialpräsidenten werden Euer Exzellenz in den Stand setzen, die Stellung zu beurteilen, welche das Ministerium gegen den auffallenden Schritt der Absonderung Böhmens genommen hat. Wirken Sie gegen die Allerhöchste Person und gegen die erscheinende Deputation in gleichem Sinne.

Der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen wird das soeben eingelangte Schreiben des galizischen Gouverneurs Grafen Stadion vom 1. Juni 1848 beigeschlossen, aus welchem Euer Exzellenz ersehen, daß drei sich nennende Deputierte aus Lemberg eine den Ministerialerlaß vom 19. Mai ändernde Allerhöchste Entschließung zu bewirken sich nach Innsbruck begeben wollen. Der Ministerrat wird seine entgegenstehende Ansicht in dem Ratsprotokolle vom 5. Juni näher begründen, hier aber das Ersuchen beifügen, daß Eure Exzellenz darauf einwirken, daß die genannten Bittsteller an den Ministerrat gewiesen und ihnen keine irgendwie gewährende Erledigung erteilt werde.

F. Pillersdorff.

7.

(Undatiert.)[1]

. . . Elle (la révolution) n'a été qu'un corollaire naturel de celle qui avait éclaté quinze jours auparavant à Paris . . . elle a été un grand malheur, mais ce grand malheur a rendu possible ce qui avait été regardé avant lui comme impossible. Il a rendu possible l'amalgame des états hétérogènes qui composaient l'empire d'Autriche en un seul état; il a rendu possible de soumettre les différentes populations à une même législation, à une égale administration; il a enfin rendu possible une prospérité qui ne pouvait naître que de l'affranchissement de la propriété et de l'égalité devant la loi. . . . On persuada l'empereur d'octroyer une esquisse de constitution, qui émanée deux mois plutôt aurait été sans doute un obstacle à la révolution. . . . Deux idées surtout préoccupaient sa pensée: celle de l'affranchissement des paysans et d'un asservissement moins rigoureux et moins onéreux au service militaire. Il n'avait tenu qu'à la bureaucratie de profiter d'aussi heureuses dispositions pour le salut de la monarchie. Maintenant tout cela était devenu insuffisant. Le 4 mai le comte Ficquelmont . . . donna sa démission. . . . Cette défaillance ne laissa d'encourager encore davantage le parti révolutionnaire qui aperçut dans cette brusque mission la peur qu'on avait de sa hardiesse. Une constitution octroyée ne lui suffit plus, il voulut une assemblée constituante et arracha encore cette concession à la frayeur du gouvernement.

8.

Schreiben Wessenbergs an Baron Lebzeltern.

Freiburg, den 15. Mai 1848.

Verehrter Herr Staatsrat!

Ich bin durch die Allerhöchste Berufung zur Übernahme der Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten nicht wenig überrascht worden, und ich kann nicht bergen, daß mich solche in nicht geringe Verlegenheit versetzt hat, sowohl in Anbetracht meiner Gesundheitszustände als in jener der Größe und Wichtigkeit der mir zugedachten Geschäfte. Das Gefühl, daß in einer so bedrängten Zeit wie die gegenwärtige es für jeden getreuen Untertan Pflicht ist, alle persönlichen Rücksichten beiseite zu setzen und das Äußerste zu wagen, konnte allein für mich entscheidend sein. Ich fühle, daß ich in eine große Schlacht gehe, ohne zu wissen, wie ich herauskommen werde.

Ich hoffe, am 18. dieses meine Reise antreten zu können und werde solche so sehr beschleunigen, als es meine geschwächte Gesundheit erlauben wird.

---

[1] Aus Wessenbergs im Kaiserl. und Königl. Haus-, Hof- und Staatsarchiv befindlichem Nachlaß.

Wenn mich etwas in meinem neuen Wirkungskreise ermutigen kann, so ist es das Vertrauen auf Ihre Mitwirkung, auf Ihre lange Erfahrung und große Geschäftskenntnis. Ich rechne darauf in hohem Grade.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner ungeheuchelten Hochachtung.

Gehorsam ergebenster

Wessenberg.

9.

Schreiben Wessenbergs an denselben.

Regensburg, den 21. Mai 1848.

Hochgeehrtester Herr Staatsrat!

Was ich befürchtete, scheint schon zum Teil in Erfüllung gehen zu wollen. Durch einen Fieberanfall, der mich unterwegs ergriff, wobei ich noch den Unfall hatte, wenige Stunden von hier umgeworfen zu werden, nötigten mich, dahier wenigstens ein paar Tage zu verweilen, und ich erachte es meiner Pflicht, keiner Täuschung über die beschränkten Grenzen meiner noch möglichen Wirksamkeit Raum zu geben. Die Anforderungen an einen bereits im vierundfünfzigsten Dienstjahre stehenden Diener können natürlich auch nicht groß sein. Ich ersuche Euer Hochwohlgeboren, beiliegendes Schreiben an den Minister v. Pillersdorff, in welchem ich die Ursache meiner verzögerten Ankunft anzeige, baldmöglichst bestellen zu lassen und die erneuerte Versicherung der aufrichtigen Hochschätzung zu genehmigen, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe

Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsam ergebenster

Wessenberg.

PS. Soeben erfahre ich die Abreise der kaiserlichen Familie und ersehe aus der Veröffentlichung dieses Ereignisses, daß die Minister sich nur interimistische Minister nennen — ja wohl, alles ist interimistisch geworden!!!

IX.

Erledigung der böhmischen Landes-Petition.

1.

Entwurf des königlichen Landtagsreskripts.

Wir Ferdinand usw. usw. geben hiemit kund und zu wissen, daß Wir gemäß der in Unserer Entschließung vom 8. April l. J. Unsern getreuen Böhmen gegebenen Zusicherung und in Anbetracht der Zeitverhältnisse und der dringenden

Notdurft dieses Königreiches beschlossen haben, einen allgemeinen Landtag auf den ... Juni ob Unserem Prager Schlosse auszuschreiben.

Indem Wir hiemit die von Unserer Landesregierung in Böhmen in dieser Rücksicht bei der Dringlichkeit der Zeitumstände bereits getroffenen Voreinleitungen genehmigen, fordern Wir alle diejenigen, die auf Grundlage Unserer bezogenen Bestimmung vom 8. April l. J. zu Sitz und Stimme auf diesem Landtag berechtigt sind, hiemit eindringlich und ernstgemessen auf, zuverlässig zu erscheinen und nach bestem Wissen und Gewissen über des Landes Notdurft zu beraten und zu beschließen.

Da Wir ferner entschlossen sind, nunmehr in der möglichst kürzesten Zeit eine konstituierende Reichsversammlung

zu berufen, um unabhängig von allen ungesetzlichen Einflüssen nur nach den übereinstimmenden, frei ausgesprochenen Wünschen Unserer Völker zur Feststellung der einheitlichen konstitutionellen Gesamtmonarchie zu schreiten, und Wir es für Unsere heiligste Pflicht halten, dafür zu sorgen, daß das Gesamtvaterland bei diesem überaus wichtigen Werke alle seine tüchtigsten und intelligentesten Männer, ohne Unterschied, welchem Stande sie angehören, zu kräftigem, wahrhaft brüderlichem Zusammenwirken vereinigen könne,

oder: zur Feststellung der einheitlichen konstitutionellen Gestaltung unserer Gesamtmonarchie zu schreiten und hiebei Unsere Wünsche durch die tüchtigsten Männer ihres Vertrauens vertreten sehen wollen,

so ist es Unser Wunsch und Wille, daß dieser Landtag, den Wir im Hinblick auf seine Zusammensetzung nur als einen konstituierenden betrachtet und angesehen haben wollen, seine Verhandlungen noch vor Beginn der Reichsversammlung schließe und demgemäß außer den von Uns durch Unsere Kommissäre vorzutragenden Propositionen nach Zulaß der Zeit nur noch jene Landesangelegenheiten zur Verhandlung bringe, die von ihm als ganz besonders dringend anerkannt würden.

Wenn es Uns auch im Drange der Staatsgeschäfte unmöglich ist, dem oft ausgesprochenen Wunsche Unserer getreuen Böhmen und dem Zuge Unseres Herzens folgend schon jetzt das Königreich zu besuchen und diesen Landtag in eigener Person zu eröffnen, so glauben Wir doch die Hoffnung aussprechen zu können, daß die baldigst zu erwartende Rückkehr Unseres vielgeliebten Neffen und Statthalters des Königreiches es möglich machen wird, Uns bei diesem feierlichen Akte durch ihn vertreten zu lassen. Indem Wir hiemit Unsern königlichen Willen und Unsere landesväterlichen Gesinnungen gegen das Königreich Böhmen kund getan haben, hegen Wir zugleich zu der edlen böhmischen Nation das volle Vertrauen, daß sie in Übereinstimmung mit ihren vielseitig ausgesprochenen Gesinnungen nicht bloß die Interessen des Königreiches und der böhmischen Krone als die ihr zunächst am Herzen stehenden, sondern auch jene Unseres Reiches im allgemeinen beachten, und daß dieser Landtag, insbesondere bei den Verhandlungen über die dem Königreiche zu gebende Verfassung, das Wohl der Gesamtmonarchie, deren einheitlicher, kräftiger, nach innen und

außen ungeschwächter Fortbestand das Glück aller in ihr vereinigten Völker bedingt, unverrückt vor Augen haben werde.

Innsbruck, am 4. Juni 1848.

Alb. Graf Nostitz m. p.
Dr Rieger m. p.

2.

Entwurf zu einer Allerhöchsten Erledigung des alleruntertänigsten Vortrags des böhmischen Gubernialpräsidenten, dto. 29. Mai.

In Anbetracht der hohen Wichtigkeit Unserer böhmischen Krone und in Rücksicht auf die große Ausdehnung des Königreiches Böhmen haben Wir über wiederholtes Ansuchen Unserer getreuen Böhmen, nach weiser Würdigung der eigentümlichen Verhältnisse des Landes und der historischen Überkommenschaften dieses Königreiches sowie auch seiner besondern Nationalität, deren allseitige gerechte und unverkümmerte Berücksichtigung bei einer unbedingten Zentralisation aller Verwaltungs- und Regierungsorgane nie vollkommen erreicht werden kann, bereits unterm 8. April l. J. die Errichtung verantwortlicher Zentralbehörden für das Königreich Böhmen mit einem ausgedehnten Wirkungskreise bewilligt. In gleichem Sinne haben Wir Unsern geliebten Neffen, den Erzherzog Franz Joseph, zu Unserem Statthalter im Königreiche Böhmen ernannt, damit er in Vertretung Unserer Person als König von Böhmen den höchsten Behörden dieses Landes vorstehe. Bei dieser Verfügung ging Unsere Absicht dahin, für das Königreich Böhmen eine Statthalterei zu bilden, welche, ohne die Einheit Unserer Monarchie und ihre Kraft nach außen irgendwie zu schwächen, durch nähere Kenntnis der Bedürfnisse und nationalen Eigentümlichkeiten des gesamten böhmischen Volkes im stande wäre, dieselben bei der inneren Landesverwaltung in jeder Beziehung zu berücksichtigen und die Anliegen der Einzelnen einer möglichst schnellen und gerechten Erledigung zuzuführen.

Da die bekannten Ereignisse der letzten Zeit, welche mit erschütternder Gewalt von innen und außen auf Unser Reich eindrangen, die speziellen Anliegen der einzelnen Länder zurückgedrängt haben und immer noch die sämtlichen Kräfte Unserer konstitutionellen Ratgeber bis zur Erschöpfung in Anspruch nehmen, so daß sie außer stande sind, die Organisierung dieser dem Königreiche Böhmen vor zwei Monaten schon zugesicherten verantwortlichen Zentralbehörden über sich zu nehmen, und da ferner die Ruhe des Landes einen längeren Aufschub nicht gestattet, so haben Wir über den Bericht und Vortrag Unseres böhmischen Gubernialpräsidenten beschlossen, diese Behörden allsogleich, wenigstens provisorisch in das Leben treten zu lassen, wodurch zugleich die in diesem Sinne von dem böhmischen Landespräsidium im Einvernehmen mit den Vorstehern der übrigen Landesbehörden getroffenen provisorischen Verfügungen Unsere nachträgliche Genehmigung erhalten.

Demgemäß haben Wir bereits auch an den Erzherzog Franz Joseph den Auftrag ergehen lassen, sich unverweilt an seinen Bestimmungsort nach Prag zu begeben und sein Amt als Statthalter anzutreten.

Unter Einem beschließen Wir, zu Mitgliedern der provisorischen Statthalterei außer dem bereits früher definitiv ernannten Statthaltereirate Ritter v. Klezansky weiters zu ernennen: . . .

Das Präsidium der provisorischen Statthalterei wird der Erzherzog Statthalter, und als zweiter Präsident der bisherige Gubernialpräsident von Böhmen, Graf Thun, welcher auch bis zur Ankunft des Statthalters dessen Stelle zu vertreten hat, führen.

Die provisorische Statthalterei übernimmt vorläufig die Befugnisse und den Wirkungskreis der dem Königreiche Böhmen zugesagten verantwortlichen Zentralbehörden.

Da jedoch die definitive Feststellung und Begrenzung des Wirkungskreises dieser Statthalterei und der verantwortlichen Zentralbehörden von der auf dem nächsten Reichstage zu beratenden allgemeinen Reichsverfassung abhängig bleiben muß, somit auch die definitive Errichtung und Organisation derselben erst unter Einem mit der Feststellung der allgemeinen Konstitution des Reiches und der besondern Landesverfassung von Böhmen eintreten kann, so wollen Wir die Kompetenz derselben vorderhand nur provisorisch, und zwar dahin bestimmt haben:

1. hat sich die Statthalterei strenge innerhalb der Grenzen einer Exekutivbehörde zu bewegen, nachdem infolge der von Uns Unsern Völkern erteilten Konstitution die gesetzgebende Gewalt den demnächst in das Leben tretenden Volksvertretungsorganen im vollen Umfange vorbehalten bleiben muß.

2. hat die Statthalterei im allgemeinen die Geschäfte der bisher in Wien bestandenen obersten politischen und Justizhofstellen, insbesondere jene der früheren Hofkanzlei, jedoch nur insofern sie bloß böhmische innere Angelegenheiten betreffen, zu übernehmen.

3. Zu dem Zwecke und um die vollkommene Einheit Unseres Kaiserstaates in keiner Art zu gefährden, hat sie in steter Verbindung mit Unserem Reichsministerium zu bleiben, teils um dessen die ganze Monarchie betreffende Verfügungen auch im Königreiche Böhmen in Vollzug zu bringen, teils auch um die nunmehr notwendige Abteilung der bloß böhmischen Amtsgeschäfte von jenen, die das Reich im allgemeinen betreffen, in voller Übereinstimmung vorzunehmen, und schließlich auch Unsere Regierung über alle durch dieselbe getroffenen wichtigen Maßregeln in Kenntnis zu erhalten.

4. Ferner soll die provisorische Statthalterei allsogleich die geeigneten Vorschläge über ihre eigene provisorische Organisation als verantwortliche Zentralbehörde für Böhmen entwerfen und Uns zur Genehmigung vorlegen, wobei ihr jedoch immer der Grundsatz zur Richtschnur zu dienen hat, daß derselben für jetzt nur jene Geschäfte zugewiesen werden können, deren Ausscheidung aus dem Wirkungskreise der für das Reich im allgemeinen bestehenden Zentralstellen schon jetzt, ohne Störung des gesamten Verwaltungsorganismus, vorgenommen werden kann.

Diesen Vorschlägen ist ein Entwurf über den Beamten- und Besoldungsstatus der bei den verschiedenen Zweigen dieser provisorischen Statthalterei notwendig erscheinenden Haupt- und Nebenorgane mit möglichster Beschleunigung zu Unserer Bestätigung zu unterbreiten und sich mit Unserem Ministerium in

das Einvernehmen zu setzen, damit die Beamten der ehemaligen vereinigten Hofkanzlei, insofern dieselben durch die Kenntnis beider Landessprachen und auch anderweitig geeignet erscheinen, der böhmischen Statthalterei zugeteilt werden.

Bis zur Genehmigung dieser Vorschläge hat sich die Statthalterei nach den allgemeinen Grundsätzen einer Kollegialbehörde zu konstituieren und zu benehmen, und soll ihr der Präsident die nötigen Hilfsorgane von andern landesfürstlichen Behörden zuzuweisen berechtigt sein.

5. In gleicher Art und unter gleicher Beobachtung der nämlichen Rücksichten soll über Antrag der provisorischen Statthalterei für das Königreich Böhmen ein oberster Gerichtshof in ähnlicher Weise, wie der Senat der obersten Justizhofstelle für das lombardisch-venetianische Königreich in Verona bestand, in Prag errichtet werden.

6. Bei dem zunächst zusammentretenden böhmischen Landtage wird es dem Statthalter oder dessen Stellvertreter zustehen, denselben in Unserem Namen zu eröffnen, zu vertagen und zu schließen, und den Statthaltereiräten obliegen, Unsere Regierung auf Grundlage der ihnen diesfalls zukommenden Instruktionen zu vertreten und alle Auskünfte über Regierungsmaßregeln zu erteilen.

7. Ein weiteres Befugnis der Statthalterei besteht darin, Gesetzesvorschläge und Anträge zu verfassen und solche, sofern sie in die Kompetenz der böhmischen Landtage gehören, denselben im Namen der Regierung unmittelbar vorzulegen; sofern sie aber in den Wirkungskreis des Reichstages einschlagen, an Unsere Ministerien gelangen zu lassen.

8. Schließlich soll die Statthalterei bei dem Drange der Bevölkerung nach zeitgemäßen, durch die Konstitution zugesicherten Reformen alle Anstalten treffen, damit alle jene Institutionen, die, ohne Uns und den konstitutionellen Organen vorzugreifen, jetzt schon ausführbar sind, sogleich in das Leben treten. Im Falle die gegenwärtigen bewegten Zeitumstände auch außerordentliche Maßregeln im Interesse des Landes und der Regierung zu treffen dringend und unausweichlich erheischen sollten, so soll die Statthalterei, jedoch immer mit möglichster Einhaltung des ihr vorstehend zugewiesenen Wirkungskreises, das Nötige provisorisch, mit ausdrücklichem Vorbehalt Unserer Genehmigung veranstalten und die getroffenen Verfügungen ungesäumt zu Unserer Bestätigung vorlegen.

Durch gegenwärtige Verfügung glauben Wir der böhmischen Nation abermals einen unzweifelhaften Beweis Unserer Liebe und Unseres besondern Vertrauens in ihre treue Anhänglichkeit an Uns und Unsern konstitutionellen Thron gegeben zu haben, und erwarten von der hiemit provisorisch eingesetzten Statthalterei, daß dieselbe die Interessen nicht nur des Landes Böhmen, sondern auch jene der Gesamtmonarchie stets vor Augen behalten und alles aufbieten wird, um die Ruhe und Ordnung in Unserem Königreiche Böhmen zu erhalten und zugleich die Einheit und Befestigung des Kaiserstaates nach Kräften zu fördern.

Innsbruck, am 5. Juni 1848.

Albert Graf Nostitz m. p.
Dr Rieger m. p.

3.

Eure Majestät!

In dem anruhenden Majestätsgesuche des königl. böhmischen Gubernialpräsidenten Leo Grafen Thun vom 29. Mai d. J. wird nebst andern Anforderungen, worüber ein abgesonderter Vortrag erstattet werden wird, die Bitte gestellt: Eure Majestät wollen geruhen, zur Beruhigung der getreuen Böhmen ein Allerhöchstes Patent zur Einberufung des durch die Allergnädigste Entschließung vom 8. April d. J. zugesicherten Landtages durch die verantwortlichen Minister zu erlassen, und zwar mit jener Beschleunigung, welche es möglich macht, diesen Landtag noch in diesem Monate in der Zeit zu eröffnen, daß er vor Beginn des allgemeinen Reichstages geschlossen werden könne.

Dieser Gegenstand sollte im geregelten Geschäftsgange eigentlich dem Minister des Innern zur Erledigung zugewiesen werden, nachdem es jedoch wegen der Beschickung des Reichstages in der Tat von großer Wichtigkeit ist, diesen durch große Entfernung von Wien verzögerten Weg nicht einzuschlagen, und nachdem die Abhaltung eines Landtages in Böhmen, welcher in Beziehung auf die diesem Königreiche am 8. April d. J. verliehenen Landesrechte ein konstituierender — rücksichtlich der Verfassungs- und Verwaltungsangelegenheiten und überhaupt der Gesetzgebung für die gesamte Monarchie aber nur ein beratender sein dürfte, keinem Anstande unterliegen kann, überdies in den meisten Provinzen teils zur Erledigung der noch hängenden ständischen Angelegenheiten und teils zur Beratung von Gesetzvorschlägen, welche dem Reichstage zur Entscheidung vorgelegt werden sollen, Landtage ausgeschrieben worden sind oder doch schon bewilligt wurden, bei welchen die Vertretung des Bürger- und Bauernstandes bedeutend erweitert ist, so wagen es die gehorsamst Gefertigten darauf anzutragen, daß Eure Majestät, die Bitte des königl. böhmischen Gubernialpräsidenten gewährend, den zugesicherten Landtag für Böhmen mittels eines Allerhöchsten Patentes nach dem hier angeschlossenen Entwurfe einberufen und dieses Patent dem königl. böhmischen Gubernialpräsidenten von den Gefertigten kontrasigniert unmittelbar zugesendet, sohin von dieser Verfügung der Minister des Innern in Kenntnis gesetzt werde.

Innsbruck, am 6. Juni 1848.

Wessenberg m. p.
Doblhoff m. p.

Berichtigung.

Seite 34 Z. 14 v. o. lies: Oversen statt Odense.
„ 54 Z. 18 v. u. lies: Borrosch statt Barosch.
„ 101 Z. 14 v. u. lies: Spiridione statt Giuseppe.
„ 157 Z. 17 } v. o. lies: Prela statt Pela.
„ 160 Z. 10 }
„ 232 Z. 21 v. o. lies: Gramont statt Grammont.
„ 253 Z. 9 v. o. setze die Abteilungsziffer 2. statt der Asterisken.

Register.

A.

B.

C.

G.

H.

J.

K.

M.

Q.

R.

T.

U.

V.

K. k. Armee.

Linien-Infanterie-Regimenter.

Grenadier-Bataillons.

Militärgrenz-Infanterie.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Studien zur kirchlichen Reform Josephs II. mit besonderer Berücksichtigung des vorderösterreichischen Breisgaus. Von Dr **Hermann Franz.** gr. 8⁰ (XXVI u. 332) *M* 7.—

Die vorliegende Arbeit geht von der Forderung aus: Gesamterscheinungen erst nach möglichst vollkommener Durchforschung des Quellenmaterials zu beurteilen; erst nach Klarlegung aller Verhältnisse und Vorgänge vor, während und nach einer großen Epoche die Kulturwerte derselben zu bestimmen zu suchen.

Ausgehend von der Aufhebung des Jesuitenordens in Österreich und den daran anknüpfenden typischen Streitigkeiten zwischen Österreich und Baden um Jesuiten- und Klostergut (Kapitel I und II) werden die noch von Maria Theresia eingeleiteten Reformen zur Verstaatlichung des Klerus geschildert (III. Kapitel), die Reform der theologischen Studien durch Maria Theresia, die Errichtung der Generalseminarien, der staatliche Tischtitel.

Das IV. Kapitel betrachtet die Aufhebung der Bruderschaften; eingehend wird deren Bedeutung in Österreich dargelegt und die Verwendung ihres Vermögens für kirchliche, Armen- und Schulzwecke. Das Kapitel (V) über die Klosteraufhebung holt weiter aus über die Stellung des österreichischen Staates bis Joseph II. zum Kirchen- und Klostervermögen und die Klosterpolitik Maria Theresias, behandelt dann ausführlich die Aufhebung durch Joseph II. und deren Verlauf im vorderösterreichischen Breisgau. Ein kürzeres Kapitel (VI) ist der Aufhebung des sog. Dritten Ordens und der Waldbrüder gewidmet. Das VII. Kapitel wendet sich der Pfarreinrichtung zu, dem Gebiet ureigensten josephinischen Geistes. Das VIII. (Schluß-) Kapitel führt im Religionsfonds die große Idee Josephs II. von der Einheit alles geistlichen Vermögens innerhalb der österreichischen Monarchie vor Augen, deren zwar nur unvollständige Verwirklichung gewissermaßen eine Vereinigung aller Reformpläne des Kaisers zu einem einzigen großen Ganzen vorstellt.

Die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege nach den bischöflichen Diözesanberichten an den Heiligen Stuhl. Von Dr **Joseph Schmidlin,** Privatdozent an der Universität zu Münster i. W. Erster Teil: **Österreich.** (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. VII. Band, 1. u. 2. Heft.) gr. 8⁰ (LXVIII u. 188) *M* 6.—

Dieses Doppelheft der „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“ beginnt eine Serie von Abhandlungen, welche eine bisher fast völlig unbekannte und unzugängliche Quellengruppe wiedergeben: die sog. Statusrelationen der Diözesanbischöfe. Für die Kirchengeschichte wie für die Reichs-, Kultur- und Lokalgeschichte bildet die Publikation einen Beitrag von höchstem Werte.

Eine Eigenart der Schrift gegenüber früheren Veröffentlichungen verwandten Inhalts besteht darin, daß sie ihren Stoff dem Leser sofort in deutscher Sprache und annehmbarer, sorgfältiger Form darbietet, ohne jedoch inhaltlich das geringste an der Darstellung der Quellen zu ändern, so daß es eigentlich die Bischöfe bleiben, welche im Text erzählen und beschreiben. Alles kritische Beiwerk ist in die Anmerkungen konzentriert, die jedes erwähnte Faktum untersuchen und aus der zum Teil schwer zugänglichen Spezialliteratur belegen, berichtigen und ergänzen. So ist einerseits das Nachprüfen und Weiterforschen erleichtert, anderseits mit relativ erschöpfender Vollständigkeit Lage und Entfaltung des Katholizismus und der Kirche in Deutschland geschildert. Berücksichtigt sind alle Länder, die zum damaligen deutschen Reich gehörten (mit Ausnahme der Schweiz, dazu die beiden westpreußischen Diözesen); die Anordnung richtet sich entsprechend der Eigenart des Gegenstandes und der Quelle nach den Bistümern. Im ersten Doppelheft gelangt Österreich zur Darstellung, im zweiten folgt Bayern, im dritten West- und Norddeutschland. Für jeden Historiker, der sich mit dem Zeitalter der katholischen Restauration beschäftigt, aber auch für den Laien, welcher über diese hochbedeutsame Bewegung und die damalige sittlich-religiöse Verfassung der katholischen Reichshälfte authentische Belehrung sucht, dürfte die Anschaffung dieser Hefte, die zusammen einen eigenen Band der „Erläuterungen“ bilden werden, geradezu unentbehrlich sein. — Ein alphabetisches Orts- und Personenverzeichnis wird am Schluß des letzten Heftes erscheinen.

